☆

Marie
von
Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

☆

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0000ebne_y2z6

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Band 5

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Fünfter Band
1.–20. Tausend

Verlegt bei Gebr. Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

Marie von Ebner-Eschenbach

Stille Welt/ Aus Spätherbsttagen/ Genrebilder/ Die arme Kleine

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

PT 1853.A1 1920 Bd.5

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig.

Inhalt des fünften Bandes

Stille Welt

Seite

Der Herr Hofrat. Eine Wiener Geschichte 1
Die Sünderin 55
Vielleicht 64
Erste Trennung 73
Die eine Sekunde 87
Ein Lied 97

Aus Spätherbsttagen

Der Vorzugsschüler 101
Maślans Frau 147
Fräulein Susannens Weihnachtsabend 187
Uneröffnet zu verbrennen 205
Die Reisegefährten 235
Die Spitzin 263
In letzter Stunde 275
Ein Original 295
Die Visite 306

Genrebilder

Ob spät, ob früh 319
Im Zauberbann 376
Fritzens Ball 407
Der Säger 456
Unverbesserlich 472
Das tägliche Leben 523

Die arme Kleine 537

Stille Welt

Erzählungen

Der Herr Hofrat

Eine Wiener Geschichte

„Ach, wenn Sie jetzt Ihre Manschetten ansehen wollten," seufzte Frau Riesel, als der Hofrat die frischgedruckte Zeitung, die vor ihm auf dem Tische lag, mit beiden Händen glatt gestrichen hatte.

Der Hofrat sah seine Manschetten nicht an; der kleine, hagere, etwas leberleidende Herr schnalzte ungeduldig mit der Zunge und murmelte einige für seine Hausdame sehr unverbindliche Worte.

Sie setzte sich still darüber hinaus. Das gelang ihr mit einem einzigen Schwung, und sie war dann moralisch so hoch plaziert, daß keine Beleidigung sie zu erreichen vermochte.

Ihr Schweigen verdroß ihn: „Aha, Sie thronen schon wieder."

„Das fällt mir nicht ein. Wie käme ich dazu?" Und sie hob einen Augenblick den Kopf, streckte den junonisch starken Hals, und die breite, hochgewölbte Büste trat majestätisch hervor. Dann stopfte sie ruhig und kunstvoll weiter an dem feinen Taschentuche des Hofrats, in das er gestern ein Loch gebrannt, als er ein noch glimmendes Zündhölzchen darauf fallen ließ.

So vertieft in ihre Arbeit sie schien, entging der Augenblick ihr nicht, in dem der Gebieter seine zweite Tasse Kaffee geleert hatte, eine dritte eingegossen und die türkische Pfeife ihm gereicht werden mußte.

Alles das geschah; dann nahm Frau Riesel die Zeitung zur Hand und begann vorzulesen.

Sie saß an der schmalen Seite des länglichen Tisches, mit dem Rücken gegen das Fenster, auf einem Lehnsessel, der die

Form eines ausgehöhlten halben Apfels hatte, und den sie ganz ausfüllte. Da sie die Zeitung mit beiden Händen vor sich hinhielt, konnte der kleine Hofrat von seinem Platze mitten auf dem langen Kanapee an der Breitseite des Tisches aus nur ihre Ärmel wahrnehmen. Er widmete ihnen eine scharfe und mißgünstige Aufmerksamkeit. Aha! schwarze Wollbluse heute. Aha! Aha! tiefe Trauer — Sterbetag heute irgend eines Mitglieds der Familie Rieſel.

Er wünschte die unangenehme Ungewißheit in eine noch unangenehmere Gewißheit zu verwandeln und kam auf Umwegen an sie heran.

„Sie waren in der Kirche — was?"

„Ja, Herr Hofrat, um sechs Uhr früh."

„Bei dem Wetter. Es schneit und stürmt. Sie werden sich mit Ihren Laufereien in alle Kirchen einen Schnupfen abholen, und wenn Sie einen Schnupfen haben, dürfen Sie mir nicht in die Nähe," sagte der Hofrat, der meistens den ganzen Winter hindurch an der gefürchteten Krankheit litt, und dessen feines Näschen eben wieder von einer zarten Blauröte angehaucht war.

„Ich habe nie Schnupfen, Herr Hofrat," sprach Frau Rieſel gelassen.

Er überhörte den Einwand und kam auf den Kirchengang zurück, den er als unnötig bezeichnete.

„Nicht doch. Ich habe einer bestellten heiligen Messe beigewohnt."

„So, so, so. Erinnerungsfeier; Sterbetag des seligen Gemahls?"

„Nein, Herr Hofrat. Sterbetag meines Sohnes."

Der Hofrat knirschte in sich hinein: Ihres Sohnes. Acht Tage hat dieses Lebewesen sein armseliges Dasein gefristet, und sie besaß die Selbstüberhebung, von einem Sohne zu sprechen.

Da begann er denn Betrachtungen über den Zeitpunkt an-

zustellen, in dem man anfangen könne, ein Kind männlichen Geschlechts einen Sohn zu nennen, und fuhr in dieser Gedankengymnastik so lange fort, bis Frau Riesel fragte:

„Darf ich weiterlesen, Herr Hofrat?"

Er schämte sich ein wenig und sagte:

„Ich bitte."

Den Schauplatz dieser Begebenheit bildete ein geräumiges Zimmer im zweiten Stock eines alten Hauses im Herzen Wiens. Noch eines von den lieben, guten, schönen mit dicken Mauern, gehörigen Fenstervertiefungen, schweren Doppeltüren, hohen Zimmern, ein famoses Haus, in dem niemand „Helf Gott!" zu sagen brauchte, wenn der Wandnachbar nieste.

Seinem gediegenen Charakter entsprach die Wohnung des Herrn Hofrats Hügel und deren Einrichtung im reinsten Biedermeierstil. Da gab es nicht ein beim Antiquar gekauftes Stück; Schränke, Tische, Konsolen, Sofas, Sessel und Stühle waren Familienerbe und verkündeten den Ruhm ihrer Verfertiger, sowie die Ordnungsliebe und den Schönheitssinn ihrer Benützer und Erhalter.

Wenn Frau Riesel ihr Wischtuch über die Hochpolitur des hellen, gefaderten Holzwerks mit den feinen Mahagoni-Intarsien gleiten ließ, meinte sie sich sanft gestreichelt zu fühlen von zarten, unsichtbaren Händen, die durch Generationen des Amtes, das sie jetzt versah, gewaltet hatten, und ihr für die Sorgfalt dankten, mit der sie ihr Werk fortsetzte.

Kamilla Riesel war in diesen Räumen gelandet wie in einem Friedensport nach schweren, drangvollen Zeiten, die ihrer sehr glücklichen Jugend folgten: dem Zusammenbruch des angesehenen Kaufmannshauses, dem sie entstammte, dem Tode ihrer Eltern, nur zu bald darauf auch des geliebten Gatten und dann das immer näher heranschleichende, häßliche, ganz gemeine Elend.

Umsonst das Gebet ums tägliche Brot, um die Möglichkeit, es zu erwerben.

Wenn es nicht Sünde wäre, von einem Schicksal zu reden statt von Gottes Fügungen, Frau Riesel hätte gesagt: „Das Schicksal hat sich über mich gestürzt wie ein Geier über eine Taube, und mich Stück für Stück zerrissen." Aber sie sagte es nicht, sie sprach überhaupt wenig und von ihrer Vergangenheit nie.

Um so mehr dachte sie daran und auch mit einem aus Dankbarkeit und nachträglich noch leiser Beschämung gemischten Gefühl des Augenblicks, in dem die Wendung ihrer kläglichen Lebenslage sich vollzog.

Vor acht Jahren war's, an einem frostigen Winternachmittage. Sie hatte den Erlös einer kleinen Bestellung aus einem Weißwarenlager in der Mariahilfer Straße abgeholt und dabei erfahren, daß ein neuer Auftrag nicht in Aussicht genommen sei. Mit stummem Kopfnicken, ohne etwas von ihrer Bestürzung zu verraten, verließ sie den Laden, aber der Schlag war zu hart und unerwartet gewesen, und sie blieb wie betäubt eine Weile auf der Straße stehen. Was tun? Zurückkehren in ihr armseliges Heim? — Wie lang noch das ihre? Der jämmerliche Unterschlupf war ihr ja schon gekündigt worden — oder auf der Suche nach Arbeit neue gewiß vergebliche Wege machen?

Sie stand mitten auf dem Trottoir, wurde von den Passanten unwillig zur Seite gestoßen, bemerkte es nicht, stand und sann und blickte starr vor sich hin und blickte plötzlich in ein Paar blaue, gütige Augen, die sich auf sie gerichtet hatten, sie voll mitleidiger Überraschung anstaunten und fragten: bist du's?

Es waren die lichtblauen Augen der Frau Rosa Hügel, einer ehemaligen guten Bekannten, einer von den vielen, denen Kamilla Riesel, seitdem sie ins Elend geraten war, ängstlich aus dem Wege ging. O Gott, nur keine Begegnung mit ihnen, die

in Tagen des Wohlstandes ihren Verkehr gebildet, zu ihr empor geschaut, sie oft beneidet hatten. Erschrocken wollte sie sich abwenden, aber die kleine Dame hatte sich die Frage: bist du's? schon beantwortet. Sie war's. In einer Armut, die sich nicht verhehlen ließ. Dieses Sommerkleid im Winter, diese Mantille von Anno eins mit den scharf gewordenen weißlichen Falten, und der Hut, die Handschuhe... Großer Gott, was für ein Hut, was für Handschuhe! Aus all dem sprach das Elend.

Ja, ja, man hatte gehört: die armen Rieſels sind zugrunde gegangen; schuldlos, ohne Schaden für andre. Sehr traurig, sehr. Aber sie hatten niemand mit Ansprüchen behelligt. Vielleicht geht es ihnen gar nicht so schlecht. O des gedankenlosen Gewäsches... nun sah Rosa, wie es der ehemaligen Freundin erging. Freundin wurde sie in dem Augenblick von ihr genannt, die im Bettlerkleide, aber in ihrer alten würdevollen Haltung vor ihr stand. Niedergekniet vor ihr wäre die impulsive Frau, wenn das auf offener Straße sich halbwegs geschickt hätte. Da sie aber nicht gleich etwas tun konnte, begann sie wenigstens sehr viel zu reden und rief, Frau Rieſels Hand ergreifend:

„Kamilla, muß man auf einen Zufall warten, um dich endlich zu erwischen? Was treibst du? Gehst den besten Freunden aus dem Wege, alle beklagen sich..."

Sie schwatzte, sie log, flunkerte der ins Unglück Geratenen allerlei vor von einer Teilnahme, die es weit und breit nicht gab; sie wollte die Wiedergefundene nach Hause, oder — als sie die Bestürzung bemerkte, die dieser Vorschlag erweckte — wenigstens bis an ihre Tür begleiten.

Rosa Hügel war eine gut erhaltene Blondine von fünfzig Jahren. Ihre kleine, aber einst berühmt schöne Gestalt hatte eine leichte Neigung nach rechts angenommen und ihre Schlankheit, nicht aber ihre Beweglichkeit eingebüßt, eine stimmungs-

volle, harmonische Beweglichkeit. Alles war rund an dieser Frau, ihre Frisur, ihr Kopf, jeder Teil ihres Gesichtes, die spielenden Gebärden der in zu enge Handschuhe gepreßten Kinderhände. Gewiß waren auch ihre Empfindungen ohne Kanten und Schärfen und ihr inneres wie ihr äußeres Wesen auf dem Wege zur Kugelform, die Fechner seinen Planetenengeln verleiht.

Sie erzählte auch von sich, von ihrem Manne, einem allgemein hochgeschätzten Ministerialbeamten, von ihren Kindern, und kam endlich auf den Vetter Hofrat, der in Pension getreten sei. Kaum aber hatte sie den genannt, als sie plötzlich inne hielt. Ein Einfall war ihr durch den Kopf geschwirrt, kam als guter, hilfreicher Gedanke wieder, erfreute und beglückte sie. Ihre freundlichen Augen glänzten.

„Kamilla, nein, ja, — ich sage dir, es ist kein Zufall, was uns da zusammenführt, es ist ein gnädiger Wink des Himmels."

Und nun kam in stürzenden Wortwellen eine lange Geschichte herangeflutet. Der Vetter Hofrat befand sich einmal wieder, — ach, es war sein gewöhnlicher Zustand! — in größter Verlegenheit. Sein Hauswesen brauchte dringend und augenblicklich eine Lenkerin. Mit der vorvorigen war es nicht gegangen und mit der vorigen schon gar nicht. Nun sollte Cousine Rosa eine der schwierigen Stellung gewachsene Persönlichkeit auffinden und ging schon seit drei Tagen vergeblich auf Entdeckungen aus ... Ja, wenn Kamilla sich entschließen könnte, wollte, — sie freilich, sie wäre auf diesem Posten das Ideal, von dem der Vetter und die Familie träumten ... Sie, mit ihrem Charakter, ihrer Erscheinung, ihrem Verstand, ja, wenn sie den Posten annehmen wollte!

„Warum nicht?" fragte Kamilla, vor der die Hoffnung auf Erlösung aus dem Elend wie Morgenröte aufzusteigen begann.

„Also du wolltest?" — Das kam ganz leise heraus ... Rosa war auf einmal sehr verlegen geworden, besann sich, stotterte:

„Es ist nur die — es ist nur das ... Du wirst es nicht aushalten!" stieß sie mit einem schrillen Aufseufzen hervor.

Kamilla reckte sich stolz und steif in die Höhe: „Ist er unmoralisch?"

„O nein, davon keine Rede. Was das betrifft, ein Seraph. Aber wunderlich, und ach! so schwer zu behandeln ... Scharmant nur beim Kartenspiel, das, ja — aber man kann nicht den ganzen Tag Karten spielen ... Mein armer Vetter hatte von Natur ein unangenehmes Wesen, und das hat sich schauderhaft ausgebildet in seiner langen, unglücklichen Ehe." Sie besann sich eine Weile, seufzte mehrere Male und fuhr in hastigen, abgebrochenen Sätzen fort:

„Die Frau — wohl ihr! — starb, aber seine Unausstehlichkeit lebt fort und verbreitet sich jetzt über seine ganze Umgebung. Ach, daß ich dir das alles verrate — weil ich so ehrlich bin ... und weil du es ohnehin merken würdest. Kamilla, wenn du dich entschließen könntest ... du ahnst nicht, was uns daran läge, den alten Herrn in guten Händen zu wissen! — Er kann so leicht in schlechte geraten, in die einer Intrigantin, die ihn der Familie — ach, er hat ohnehin kein Herz für uns! — völlig entfremdet, ihn ausbeutet, die er am Ende — alte Herren sind unberechenbar — wenn sie leidlich hübsch ist ..."

Sie stockte und wurde rot bis an die Haarwurzeln ... Sie war zu weit gegangen in den Ausbrüchen ihres maßlosen Vertrauens auf die Verläßlichkeit der Hausdame ihrer Wahl ... Ihr „leidlich hübsch" brannte ihr auf der Zunge.

Kamilla sah ihre Bestürzung und lächelte sie ruhig und beruhigend an. Eine Vielgeprüfte wie ich, ist unempfindlich für eine kleine Verletzung der Eitelkeit, sagte dieses Lächeln so deutlich, daß Rosa, tief ergriffen, nur noch Gemütsbewegung war. Ihre kleinen Hände falteten sich, und von ihren Lippen sprudelten beredsame Worte, mit denen sie die Freundin beschwor, die ihr dargebotene Stellung anzunehmen.

Am nächsten Tage schon hatte Kamilla ihr Amt angetreten und versah es nun seit acht Jahren mit Weisheit, heldenmütiger Geduld und Selbstaufopferung. Ihr Stolz bildete den Panzer, an dem die erfinderischen Bosheiten des Gebieters abprallten. Sie hätte Demütigungen in Gegenwart andrer nicht ertragen; aber der Hofrat war ein Gewohnheitsmensch, der seine Stunden genau einhielt. Auch die, in denen er seine Widerwärtigkeit ihre giftigen Blüten treiben ließ. Zum Glück für Frau Riesel die Morgenstunden. Die Nörgeleien, denen sie fortwährend ausgesetzt war, hatten keine Zeugen und konnten ihr wohlverwahrtes Geheimnis bleiben.

Das Leben im Hause verfloß so einförmig, daß man das regelmäßige Ticken der Zeitenuhr zu vernehmen meinte. Im Winter in Wien, im Sommer in der Villa in Mödling blieb die Tageseinteilung unverrückbar gleich. Nur daß der Hofrat die Morgenstunden, je nach der Jahreszeit, der Pflege seiner Rosen oder seiner vielgerühmten Sammlung alter kostbarer Münzen, Ringe, Emails widmete. Am Vormittage unternahm er einen Spaziergang bei gutem, eine Spazierfahrt bei schlechtem Wetter. Er bekam auch einige Besuche, die er nie erwiderte und selten empfing, wenn es nicht Antiquare, besondere Kunstkenner oder Verwandte waren, die sich melden ließen. Nachmittags rauchte der Hofrat wieder eine türkische Pfeife; Kamilla brachte die Abendblätter und hatte pflichtschuldigst zu fragen:

„Darf ich vorlesen?"

Er machte über ihr Organ, ihre Vortragsweise einige kritische Bemerkungen und lehnte ab. Die stille und sogar freudige Dulderin schritt von dannen, um ihren Posten im Nebenzimmer zu beziehen. Ihre Aufgabe war, jede Störung des Nachmittagsschläfchens zu verhüten, dem sich der Gebieter nun überließ, eines Schläfchens, von dem jeder wußte und niemand etwas ahnen durfte.

Den Schluß des Tages bildete die Tarockpartie. Drei, wie

der Hofrat sagte, „sogenannte" Freunde fanden sich dazu ein: ein pensionierter Major von der Infanterie, ein Großindustrieller und ein Professor der Botanik.

Der Major zählte sechzig Jahre, lebte in behaglichen Verhältnissen und verehrte Frau Riesel im stillen. Er hatte eine stattliche Gestalt, ein großes, schönes Gesicht, graue, glatt gescheitelte Haare. Sein Schnurrbart und sein Backenbart zeigten noch einige Reste von Blondheit. Er verfügte über einen großen Vorrat von Anekdoten, die er gern zu Ende erzählt hätte, wenn er nicht durch sein eigenes Gelächter oder durch eine bissige Bemerkung des Hofrats daran gehindert worden wäre.

Der Großindustrielle war etwas älter, ein hochgewachsener Mann mit langem, schmalem Halse, spärlichem Haarwuchs, sorgfältig gewaschen und rasiert, aber nachlässig gekleidet. Seine Geschäfte führte er genial, vergrößerte alljährlich sein Vermögen, verschenkte ohne Herzbrechen eine Tausendkronennote, konnte aber den Verlust einiger Kronen beim Spiele nur sehr schwer verwinden und bekam so, ohne ihn zu verdienen, den Ruf, geizig zu sein.

Der Professor gehörte zu den Autoritäten in seinem Fache, war der älteste von der ganzen Gesellschaft, klein und dick. Er hatte einen breit gewölbten Kopf, eine von grauen, noch dichten Haaren umgrenzte Glatze und freundliche, braune Augen, die einen zärtlichen Ausdruck annahmen, wenn sie sich auf Frau Riesel richteten. Von Zeit zu Zeit brachte er ihr wissenschaftliche Bücher und erhielt sie nach einigen Tagen, sorgfältig eingehüllt, zurückgesandt. Auf ein Urteil über das Gelesene ließ sie sich nicht ein, sondern sagte nur, wenn er danach fragte, mit ernster und bedeutender Miene: „Ein äußerst lehrreiches und interessantes Werk." Und das freute ihn.

Die drei Herren, in allem übrigen ganz verschieden, hatten doch eine ausgesprochene Ähnlichkeit: jeder von ihnen war ein berühmt unangenehmer Spieler, und ihre Streitigkeiten bildeten

für den Hofrat die Würze der Abendunterhaltung. Schlag neun Uhr trat Frau Rieſel in den Salon, gefolgt von einem Diener, der das Souper auftrug. Es beſtand aus feinſter kalter Küche, bayeriſchem Bier, franzöſiſchen Weinen. Die Herren kamen vom Spieltiſche herüber, und die Gäſte machten der Mahlzeit Ehre und der Frau Kamilla Komplimente, was ihr unangenehm war und den Hofrat verdroß. Sie entſchwand leiſe, wie ſie gekommen war, ſobald ihre hausmütterlichen Pflichten es ihr erlaubten. Der Tarockkrieg wurde fortgeſetzt und endete gewöhnlich mit einem faulen Frieden, die Kämpfer trennten ſich in brennender Erwartung neuer Gefechte. Doch kam es auch vor, daß einer der Gaſtfreunde, den ganzen Abend hindurch vom Unglück gar zu hartnäckig verfolgt, von den Neckereien der Spielgefährten gar zu tief verletzt, beim Fortgehen ſagte: „Tut mir leid, kann morgen nicht kommen; bin verhindert.“ Gleich darauf fiel den beiden andern ein, daß ſie nicht nur morgen, ſondern überhaupt nicht ſo bald wiederkommen könnten. Der Hausherr gab äußerſt ſpöttiſch ſein Bedauern kund, und die drei gingen ſchweigend die Treppe hinab und entfernten ſich vor dem Hauſe nach verſchiedenen Richtungen.

Am nächſten Morgen teilte der Hofrat ſeiner Hausdame den Vorfall mit.

„Glauben Sie, daß die alten Eſel heute kommen werden?“ fragte er.

Gewöhnlich erwiderte Kamilla: „Heute nicht, morgen aber gewiß.“ Einmal jedoch hatte ſie eine Anwandlung von Renitenz und ſagte in beinahe tadelndem Tone: „Die alten Eſel? Wen meinen der Herr Hofrat?“

Er fuhr in die Höhe: „O, jammervoll, höchſt jammervoll, ich habe Sie ins Herz getroffen! Ihre Kurmacher meine ich.“

„Verzeihung. Ich konnte mir unmöglich vorſtellen, daß Sie von Weſen ſprechen, die es nicht gibt.“

„Hoho ... Hat Ihnen der Major nicht geſtern wieder die

Anekdote von Adalbert Pointner, dem dümmsten Mann im Regimente und wahrscheinlich in der Armee, erzählt?"

„Erzählen wollen. Ich habe das Ende dieser Anekdote noch nie gehört, weil Sie den Herrn Major immer unterbrechen."

Der Hofrat machte abwehrende Bewegungen mit der Hand, als ob er den Einwand hinwegwinken wollte: „Und der Gelehrte hat Ihnen wieder geistige Nahrung gebracht. Was denn?"

„Die Synopsis der Botanik von Leunis."

„Hahahaha! Synopsis! — ich wette, daß Sie nicht ahnen, was das heißt."

„Es heißt Übersicht, Abriß, kurzer Begriff einer Wissenschaft."

„Mein Kompliment zu Ihrer Gelehrsamkeit. Haben Sie noch gestern oder erst heute im Heyse nachgeschlagen?"

Frau Riesel errötete und schwieg. Nein, in Streitigkeiten mit ihm konnte sie sich nicht einlassen, er war zu stark.

Wenn es keine Spielpartie gab, fuhr der Hofrat ins Theater. Kamilla sah das nicht gern, denn von dort kam er nicht nur verdrießlich, sondern betrübt und in seinen besten Gefühlen schmerzlich verletzt heim. Voll sittlicher Entrüstung aus den kleinen, voll ästhetischer Entrüstung aus den großen Theatern. Er brach in Klagen aus über alles, was er gesehen, und auch über alles, was er nicht gesehen, von dem er nur gehört und gelesen hatte:

„Vorbei, vorbei! Das Theater als Kunstgenuß, als Bildungsstätte für Hohe und Geringe, ist tot. Es gibt Tragödien, aber keine Tragödie mehr, kein Drama, nur noch Schauspieler. Das Sprachrohr ist Stimme geworden, das heißt, es hält sich dafür, die untergeordnete Kunst bläst sich auf, bläst den Geist der höheren hinweg, um einen Mienen-, Gesten- oder Sprechknalleffekt hervorzubringen ... Und das Publikum, dem Untergeordneten immer näher als dem Hohen, jauchzt den Histrionen zu. Das Publikum, eine Handvoll Masse — ‚Die Massen sind

das Unglück!' sagt Emerson ... Ich aber bin nicht Publikum, bin ich, und will mich an meinen Dichtern erbauen, sie mir nicht in den Hintergrund drängen lassen durch die Gaukeleien, der Interpreten. Aus der Tragödie ist die Dichtung hinweggefegt, aus der Oper die Musik. Dafür gibt's Lärm, je wüster, je lieber ... O Publikum, das entzückt dem Lärm zuhört und aus denselben Leuten besteht, die vom Recht auf Stille in der Großstadt deklamieren. In der Großstadt! Zum Kuckuck! Setz dich nicht in den Bienenkorb, wenn du nicht summen hören kannst. Lug und Trug und Pflanz und Heuchelei! Wer moderne Musik verträgt, wird auch das Getöse der Arbeit, die zum größten Teile für ihn verrichtet wird, vertragen können."

Der Hofrat wetterte vernünftig und unvernünftig, kam vom Hundertsten ins Tausendste, von den Theatern auf die Politik, die Landwirtschaft, die Parteien, die Zeitungen, die zynische, affektierte, perverse Literatur, verachtete und verfluchte die Moden. Die Chinesinnen verunstalten nur ihre Füße, die heutigen Frauen ihren ganzen Körper.

„Wie kann der Nachwuchs aussehen, der aus diesen aufgedonnerten Hampelpuppen hervorgeht?" fragte der Hofrat in atemraubender Erregung. „Sie wissen es nicht? Nun, ich sage Ihnen, verkümmert und verkrüppelt. Man wird das Militärmaß heruntersetzen müssen, es wird lauter krummbeinige Leutnants geben und keinen Schwadronskommandanten ohne Buckel!"

Frau Riesel raffte sich endlich zu einem Einwand auf: „Ach, Herr Hofrat, die Moden wechseln heutzutage so schnell."

„Was schnell! Die Rasse hat schon ihren Text, einige Jahrgänge sind schon hin."

Immer hitziger redete er sich in den Jammer hinein, prophezeite den Untergang der Zivilisation, dem ganz Europa entgegen ginge, und dem sein Vaterland, sein abgöttisch geliebtes, mit Riesenschritten entgegenstürmte. Er beschimpfte, verurteilte es und zerriß dabei sein eigenes Herz.

Am nächsten Tage sah er dann ganz elend, klein, gelb und mager aus. Kamilla empfand ein schmerzliches Mitleid, und drei Briefe wurden geheimnisvoll abgesandt. Sie waren an die Freunde gerichtet und enthielten in zierlich gedrechseltem Stile, nur durch die Ansprache verschieden, unter strengster Diskretion, sowohl den beiden andern Herren als dem Herrn Hofrat gegenüber, die Bitte, sich heute ganz gewiß zur Partie einzufinden.

Frau Rieſels Bitte war immer erfüllt und ihr Vertrauen nie getäuscht worden.

Der Sommer war da, der Hofrat residierte in seiner Villa, und die drei Freunde hatten ihre Wohnung in Mödling bezogen. Seit Jahren schon verließen sie zugleich mit ihm die Stadt; auch sie waren nach und nach Gewohnheitsmenschen geworden und konnten ihre an Kämpfen reiche Tarockpartie nicht mehr entbehren.

Eines besonders heißen Julimorgens begab es sich, daß Kamilla in ihrer bedingungsweisen Seelenruhe durch die Ankunft einer Botschaft gestört wurde. Frau Hügel — nun schon Frau Sektionsrat Hügel — telegraphierte aus Wien: „Um Gottes willen, komm, muß dich sprechen, nichts sagen dem Onkel."

Außerst beunruhigt eilte sie sofort nach dem Bahnhofe, traf eine Stunde später bei der Freundin ein und fand sie halb aufgelöst vor Hitze in ihrem großen, hell tapezierten Schlafzimmer, in dem alle Rouleaux bis auf eines herabgelassen waren.

Sie saß am Toilettetisch in einem niedrigen Korbsessel, in ihrer weiten, mit vielen Bändern und Stickereien verzierten Gewandung.

„Ach, daß du da bist, Kamilla," rief sie ihr hastig und erregt entgegen. „Du Engel, denke dir, sie kommen, in den nächsten Tagen kommen sie — die Kinder, Eduard und seine junge

Frau ... Kamilla, wie wird der Vetter sie empfangen, und wird er sie überhaupt empfangen? ... Du kennst ihn ja, du weißt ja."

Kamilla wußte. Der Neffe, Oberleutnant Eduard Hügel, dessen Regiment in Galizien stationierte, hatte sich in die Tochter eines dortigen adeligen Gutsbesitzers verliebt und sie vor einem Jahre, ohne Rücksicht auf die Einwendungen des Hofrats, heimgeführt.

Die Frau Sektionsrat sagte nicht zu viel, wenn sie die Gründe dieser Einwendungen höchst abgeschmackt nannte und ganz natürlich fand, daß ihr Sohn sie unbeachtet gelassen hatte. Das blieb ihm vom Onkel unverziehen. Übersehen und überhört zu werden vertrug er nicht; kümmerte sich blutwenig um die Familie, wollte aber ihr Orakel bleiben.

„Und was hat er gegen meine Schwiegertochter?" fragte Frau Rosa mit Tränen des Zornes in ihrer Stimme. „Daß, — man schämt sich, es auszusprechen — daß sie von Adel ist. Ein prächtiges Geschöpf, wohlerzogen, schön, aber von Adel!"

„Es ist eben sein Bürgerstolz, der ..."

„Komm mir nicht mit seinem Bürgerstolz! Eitelkeit ist's. Ihm bangt, daß eine adelige Nichte ihm nicht so devot begegnen würde, wie wir es tun, wir wissen selbst nicht, warum. Aber alles hat seine Grenzen ... Unterbrich mich nicht, höre!"

Sie nahm sich sehr zusammen und fuhr ruhiger fort:

„Cäcilie hat keine Ahnung von der Abneigung des Vetters gegen sie und darf keine Ahnung davon haben. Sie muß ihm unbefangen entgegentreten, in ihrer ganzen Unwiderstehlichkeit ... Er muß sie sehen, Kamilla! Und wird sie sehen, und wenn er sie gesehen haben wird, wird alles gewonnen sein."

„Muß? Wird?" Frau Riesel wäre nicht erstaunter gewesen, wenn die Freundin sich vermessen hätte, den Nil ins Marchfeld zu leiten.

„Muß! Wird! Ja, tausendmal ja! Wie ständen wir da, wenn Cäcilie nach Hause schriebe: ‚Der nächste Verwandte

meiner Schwiegereltern will mich nicht kennen lernen ...' Wir lassen uns das nicht bieten, ohne Rücksicht auf die Einwendungen des Hofrats, wir verbrennen unsere Schiffe!"

Vor ihren begeisterten Blicken schien im verdunkelten Zimmer eine Flotte in Flammen aufzuleuchten. „Wir haben sie schon verbrannt. Der Vetter schließt uns seine Tür — wir brechen ein ... Ja, brechen ein ... Sieh mich nicht so bestürzt an, es ist lächerlich, mich so bestürzt anzusehen. Wir kommen ja nicht mit Hacken und Stangen. Unser Einbrecherwerkzeug ist ein Telegramm."

Sie setzte der Freundin den Plan auseinander, gab ihr die Rolle an, die sie bei seiner Ausführung zu spielen hätte, und erpreßte ihr endlich das Versprechen, die ihr gestellte Aufgabe zu übernehmen und so gut wie möglich zu lösen. Ein halbes Versprechen, gegeben unter dem Drucke der drängenden Zeit — ach, ach, sie hätte längst zu Hause sein sollen! — ein verwegenes Versprechen, kaum gegeben, schon bitter bereut.

Auf der Heimfahrt war Frau Riesel recht übel zumute. Viel öfter, als die Freundin ahnte, hatte sie dem Hofrat in aller Ehrfurcht vorgestellt, daß ein seines ganzen Wesens unwürdiges und seiner Lebensauffassung eigentlich widerstrebendes Vorurteil den Grund seiner Abneigung gegen die Heirat des Neffen bildete. Aber ihre Vorstellungen waren erst neulich wieder zurückgewiesen worden.

„Keine Belehrungen, wenn ich bitten darf. Es handelt sich nicht um ein Vorurteil. Wir waren immer stolze Bürger, wir Hügel, wir sind nie zum Plebs herabgestiegen und haben nie zu den Feudalen hinaufgestrebt."

„Ach, Herr Hofrat," hatte sie zu widersprechen gewagt, „zu den Feudalen wird eine kleine galizische Gutsbesitzersfamilie sich nicht zählen."

„Galizisch, galizisch! Polnisch! Eine Polin ist sie obendrein die Schwiegertochter der werten Cousine."

„Kaum Halbblut. Die Mutter war eine gute Wienerin und der Vater österreichischer Offizier, hat den Dienst erst quittiert, als er das Gut erbte."

„So, so! Höchst interessant, aber bitte, verschonen Sie mich mit diesen Familienangelegenheiten."

Er hatte mit Schweigen gebietender Gebärde abgewinkt und sehr bestimmt ersucht, auf die Sache nicht mehr zurückzukommen.

Und in dieser selben Sache, in der mitzureden ihr verboten war, sollte sie nun handeln, sollte einen gegen ihren Herrn gerichteten Plan ausführen. Von einem Plane spricht die Freundin. Eigentlich ist es eine regelrecht angelegte Intrige. Als ihr der Gedanke kam, fuhr sie zusammen wie von einer Biene gestochen. Sie hatte viel erlebt, viel gelitten, aber in eine Intrige war sie noch nicht verwickelt worden.

Es stand viel auf dem Spiele, auch in materieller Hinsicht. Der Hofrat war der Reichste in der Familie, und so uneigennützig Frau Rosa und ihr Gatte sich selbst immer erwiesen hatten, um ihrer Kinder willen mußte ihnen daran liegen, die ohnehin sehr lauen Beziehungen zu dem Onkel nicht in Gehässigkeit ausarten zu lassen.

Ums Leben gern hätte Kamilla vermittelnd, helfend eingegriffen; aber sich an dem kühnen Plane der Freundin zu beteiligen, war das nicht eine Aufgabe, die ihre Kräfte überstieg? Sie machte schwere Seelenkämpfe durch und war sehr echauffiert, als sie zu Tische kam. Der Hofrat beobachtete sie eine Weile mit tückischer Aufmerksamkeit und sagte dann:

„Sie sind feuerrot, was ist Ihnen denn?"

„Heiß ist mir. Ich war in der Stadt bei der Frau Sektionsrat."

„Mußten Sie gerade heut zu ihr, bei fünfundzwanzig Grad im Schatten?"

„Sie hatte mich um meinen Besuch gebeten, sie wollte mir mitteilen ... Ich fand sie so besonders erfreut, so sehr glücklich... Sie erwartet ihren Sohn Eduard, der auf Urlaub kommt, mit seiner jungen Frau."

„So, so, so, den Sohn Eduard, den Herrn Baron."

„Wie denn Baron?"

„Er hat ja doch eine Baronin geheiratet ... Bitte, widersprechen Sie nicht, bevor ich noch ausgeredet habe ... In Spanien, meine liebe Frau Riesel ..." — der Hofrat wurde höhnisch belehrend — „in Spanien nimmt der Gatte den Adelstitel der Frau an."

„Daß es auch in Galizien geschieht, habe ich nicht gehört — wenn Sie es aber sagen, Herr Hofrat ..."

Dieser Satz kam so nett heraus, ein klein wenig spitzbübisch und dabei doch so sehr demütig, daß der Hofrat sich beinahe entwaffnet fühlte. Er sah sie sogar mit einer Art von Wohlwollen an und gestand sich, daß sie gar nicht übel gewesen sein mußte — vor zwanzig Jahren und heute noch gut genug sei für den Major, wenn es dem einfiele, sie ihm zu entführen. Was ihm unangenehm wäre. Denn, gab er zu, ganz still in seinem Innern: „Sie ist mir zwar unausstehlich, aber unentbehrlich."

Zwei Tage später, an einem schönen, warmen Sommermorgen, saßen Frau Riesel und der Herr Hofrat auf der Veranda der Villa beim Frühstück. Ein Zeltdach aus blau- und weißgestreiftem Stoffe spannte sich über ihren Häuptern aus, und im Garten zu ihren Füßen sprudelte ein Springbrünnelein zu dem kleinen Bassin nieder, das von zahlreichen Goldfischen belebt wurde. Sein steinerner Rand war so blank wie Schnee und von den zierlichsten Blumenbeeten umgeben. Seltene Pflanzen standen auf den wie ein Teppich gehaltenen Rasenplätzen, hohe edle Bäume beschatteten die mit feinstem, glitzerndem Kies be-

streuten Wege. Den Stolz des Gartens aber bildeten zwei Gruppen prachtvoller Rosen, die vom Hofrat in eigener Person gepflegt wurden wie junge Prinzessinnen. Seine Liebe zu ihnen war sehr eifersüchtiger Natur. Nur aus respektvoller Entfernung durfte die Bewunderung für sie sich äußern. Das eiserne Gitter, das den Garten umgrenzte, erhob sich hinter dichten Gebüschen, und von der Straße aus konnte man nur zwischen den Stangen der schlanken, mit hübschem Maßwerk gekrönten Pforte hereinblicken, und wenn Neugierige sich an ihnen das Gesicht platt drückten, lachte oder wetterte der Hofrat, je nachdem er gelaunt war.

An diesem Morgen befand er sich in ganz ausnahmsweise guter Stimmung und bot in dem weißen Flanellanzug, den er angelegt hatte, einen erfreulichen Anblick. Er trug ein weißes, weites Jackett und weiße, weite Beinkleider, und der elegante Anzug aus weichem Stoff, der eigenes Leben besaß wie die Gewandung griechischer Statuen, gab dem ernsten, kleinen Herrn etwas Munteres, beinahe Flatterhaftes.

Auch die Toilette Frau Rieſels hatte einen Zusatz von Heiterkeit; ihre schwarze Seidenbluse war geschmückt mit lilafarbigen Passepoils und kleinen lilafarbigen Knöpfchen. Sie entsprachen dem Ring mit dem Amethyst am vierten Finger ihrer Linken, von dem sie sich auch in ihrer bittersten Not nicht getrennt hatte. Verhungern, ja, aber mit ihrem Verlobungsring an der Hand. Zum neunundzwanzigsten Male jährte sich heute der Tag, an dem der einzig Geliebte ihn ihr dargeboten hatte, und sie beging die Erinnerungsfeier an einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens voll seliger Wehmut, nicht nur im Innern, auch in stimmungsvoller äußerer Ausstattung.

Der Hofrat hatte schon die zweite Tasse Kaffee zu sich genommen und noch keine einzige Bosheit gesagt, als er plötzlich

den Arm in der Richtung gegen die Gartentür ausstreckte und rief: „Hoho, was will der Kerl?"

Draußen stand ein Mann in Amtstracht, rüttelte am Schloß, öffnete, trat ein.

Der Hausherr fuhr in die Höhe: „Da haben Sie's! Wozu ist der Seiteneingang da? Sie halten die Leute nicht in Ordnung, das Tor war nicht abgesperrt, der erste beste Bandit rennt hier herein wie in seine Spelunke!"

Der Bandit in Amtstracht war weiter geschritten, befand sich schon unter der Veranda. Kamillas Herz stand einen Augenblick still und fing dann an, mit rasender Schnelligkeit zu schlagen.

„Was will der Kerl? Wer ist der Kerl?" wiederholte der Gebieter zornig.

Jetzt galt's! Die Intrige setzte ein, die Rolle mußte gespielt werden.

„Ich glaube, es ist der Telegraphenbote," brachte Frau Riesel mit äußerster Anstrengung hervor und bekreuzte sich verstohlen.

„Gehen Sie ihm entgegen, schicken Sie ihn fort, sagen Sie ihm: Telegramme werden hier nicht angenommen."

„Das ist nicht gut möglich."

„Was, nicht gut, was, nicht möglich? Alles Vernünftige ist möglich."

„Auch alles Unvernünftige, Herr Hofrat?"

„Geistreicheln Sie nicht. Gehen Sie, bitte."

Und sie ging. Aber es half alles nichts, sie kam wieder, und nach einigen Minuten lag das Telegramm geöffnet auf dem Tisch. Es lautete:

„Möchte mir erlauben, dir, lieber Onkel, meine Frau vorzustellen; wir bitten um Obdach in deiner schönen Villa, kommen ein Uhr. Eduard."

Der Hofrat trommelte in kurzen, raschen Schlägen mit der Faust auf dem Telegramm herum: „Das ist stark, das ist stark

unverschämt! ‚Wir kommen‘ . . .“ Die Empörung raubte ihm plötzlich das Gedächtnis: „Wer kommt? — Wer ist dieser Eduard? Ich kenne ihn gar nicht.“

„Aber, Herr Hofrat, er ist ja der älteste Sohn Ihrer lieben Cousine Rosa, von dem wir erst neulich gesprochen haben.“

„Aha, der Baronessenjäger. Hat schon profitiert von dem vornehmen Umgang, leistet schon das Seine in aristokratischer Unverfrorenheit . . . Und jetzt, bitte recht sehr, nicht schwatzen, sondern gleich abtelegraphieren. In Ihrem eigenen Namen: Herr Hofrat empfängt keine Besuche. Im Auftrag, Frau Kamilla Riesel.“

„Und wohin telegraphieren?“

„Dahin, woher die Depesche kommt.“

„Nach Wien? Das Telegraphenamt wird eine nähere Adresse verlangen.“

„Wird, wird . . . So telegraphieren Sie an die Eltern —“

„Ach ja, ach — es geht nicht . . .“

Nun mußte Kamilla lügen und tat’s beschämt, voll Selbstverachtung, mit verzweifelter Entschlossenheit.

„Die Eltern wohnen nicht mehr in Wien, sind schon auf das Land gezogen.“

„Wohin?“

„Ich weiß nicht — es war neulich noch nicht bestimmt.“

Der Hofrat fieberte. „So telegraphieren Sie ans Platzkommando, er muß doch gemeldet sein. Dient ja bei den Dragonern, dieser E—du—ard.“

„Man müßte wissen, bei welchem Regimente.“

„Ja, das weiß wieder ich nicht. Das sollten viel eher Sie wissen, die Sie ja die lebendige Chronik seiner Familie sind und Abgötterei mit seiner Mutter treiben.“

„Wie sollte ich nicht. Sie hat mich ja doch in Ihr Haus gebracht. Ich verdanke ihr meine Stellung bei Ihnen.“

Der Hofrat war gerecht und gescheit genug, um einzusehen,

daß diese Stellung ihre Mißlichkeiten hatte, und warf halb spöttisch, halb gnädig hin: „Na, wenn Sie nur zufrieden sind."

Kamilla fühlte sich von einer milderen Luft angeweht und nahm ihren Vorteil wahr.

„Ach, Herr Hofrat," sagte sie gelassen und nachdenklich und wie ohne Zusammenhang mit dem früheren Gespräche, „da habe ich unlängst in den Gastzimmern zu ebener Erde nachgesehen, es sind wahre Schmuckkästchen, und es ist Sünd und schade, sie unbenützt zu lassen ... Herr Hofrat — schon diesen Zimmern zu Ehren sollte man sich den Besuch eines jungen, schönen Ehepaares wünschen. Wie gut würde das hineinpassen!"

„Ins Schmuckkästchen, der Dragoner? Ja, ja, solche Wohnungen werden hergestellt, damit die Soldateska ihr Lager in ihnen aufschlagen könne!"

„Soldateska! Herr Hofrat sind doch ein begeisterter Freund des Militärs und müssen sich erinnern, daß Oberleutnant Hügel ein sehr netter Mensch ist."

„Das ist alles vollkommen gleichgültig. Ich habe ihn vergessen, mich seiner nur erinnert, um ihm meine Unzufriedenheit mit seiner Heirat kundgeben zu lassen. Er aber nimmt davon nicht mehr Notiz, als wenn ein Frosch gequakt hätte, und kündigt ganz einfach, ohne nur zu fragen: ‚Ist's erlaubt?' seinen Besuch an. Wie finden Sie das?"

Der Hofrat bohrte einen Blick, der wie mit Nadeln stach, in die Augen Frau Rieſels. Sie senkten sich schmerzhaft verletzt, und er fuhr fort: „Kündigt seinen Besuch in einer Weise an, die es unmöglich macht, ihn abzulehnen ... Wie finden Sie das?"

Kamilla bewahrte nur mit größter Mühe ihre äußere Ruhe.

Es geht schief! Es geht schief! dachte sie und beging in ihrer Verwirrung eine Ungeschicklichkeit und sagte: „Er wird gewiß nicht lang bleiben."

Der Hofrat lachte grimmig: „Dafür steh ich Ihnen gut.

Daß die Herrschaften bei mir einbrechen, kann ich nicht verhindern, erleben aber sollen sie, wie man Einbrecher empfängt ..."

Er entwarf im stillen einen Feldzugs- und Racheplan und gab dann seine Befehle kund: „Sie werden diese Leute empfangen. Sie nicht zu mir führen. Sie werden mit ihnen im Speisezimmer auf mich warten."

„Im Salon, Herr Hofrat. Sie kommen zu einem Onkel, der ihnen ungnädig gesinnt ist, aber zu einem Gentleman."

„Sie schwelgen wieder in feinen Unterscheidungen, na, schwelgen Sie!" brummte er, trank tief verstimmt seinen Kaffee, rauchte zur dritten Tasse ohne den geringsten Genuß seine türkische Pfeife, unterbrach Kamilla beim Vorlesen der Zeitung. „Entfalten Sie doch nicht solches Pathos dem Leitartikler zu Ehren! Jedermann weiß ja, wer uns da Moral predigt. Setzt sich aufs hohe Roß und könnte nicht einmal auf einem Geisbock reiten." Was auch schwerer wäre, dachte Frau Riesel, sagte es aber nicht. Und das war klug.

Der Hofrat befand sich in übelster Laune. Auf den feinen, aber harten Zügen seines kleinen Gesichtes lag eine schwere Wolke. Plötzlich, mit kurzem Danke, wurde die Hausdame entlassen.

Sie ging auf ihr Zimmer und war sehr traurig. Er tat ihr leid, und die Freundin tat ihr leid, die eine offenbar verfehlte Unternehmung ins Werk gesetzt hatte, und sie, die sich daran beteiligte, sie selbst — was ist die Welt doch voll Wehmut! — sie selbst tat sich auch leid. Da saß sie nun, die Intrigantin, hatte ihr Gewissen mit mehreren Lügen belastet und nichts erreicht, weniger als nichts. Die jungen Leute würden die Wege, die sie ihnen bereiten sollte, verlegt finden wie mit Stacheldraht.

Schlag halb ein Uhr fuhren die unwillkommenen Gäste an der Gartentür vor. Sie kamen, Gott sei Dank, nicht im Auto-

mobil, — der Hofrat haßte nichts so sehr wie diese moderne, Mißtöne und Mißgerüche verbreitende Karosse.

Kamilla stand an der offenen Pforte, begleitet von Dienern, die die Koffer in das Haus schaffen sollten. Sie bemerkte gleich, daß es nur zwei ganz kleine waren, wie man sie zu einem kurzen Ausflug mitnimmt, und wieder dachte sie: Gott sei Dank!

Unterdessen hatte sich der Offizier, der einen grauen Reiseanzug trug, schon aus dem Wagen geschwungen und wollte seiner Frau beim Aussteigen behilflich sein. Sie drückte nur die Fingerspitzen auf seine dargebotene Hand, hüpfte rasch und leicht auf den Boden, schritt Kamilla entgegen und sprach: „Stell mich vor, stell mich vor!"

„Ja," sagte er, „ich glaube, daß ich bei mir selbst anfangen soll. Kennen Sie mich denn noch, gnädige Frau?"

Sie sah zu dem schönen, schlanken Menschen empor und lächelte: „Kaum mehr. Sie waren fast noch ein Jüngling, als ich Sie zum letzten Male sah, und jetzt —"

„Jetzt bin ich ein alter Oberleutnant und Ehemann."

„Und ich bin seine Gattin und stelle mich Ihnen selbst vor, da er es durchaus nicht tun will. Liebe, gnädige Frau, sagen Sie mir: Grüß Gott!"

Cäcilie streckte ihr beide Hände entgegen, und in dieser Gebärde lag eine Herzlichkeit und auch etwas so respektvoll Fragendes: darf ich? daß Kamilla sich sehr zusammennehmen mußte, um nicht einer jähen Regung der Zärtlichkeit zu folgen und das liebliche Geschöpf, das ihr so zutraulich nahte, in die Arme zu schließen.

Als sie dann dem Hause zuschritt zwischen den beiden, die munter plauderten, die blühend, sorglos, voll Zuversicht waren, denen das Glück, das ihnen aus den Augen sah, ein eigenstes, angeborenes Eigentum zu sein schien, kam eine große Ruhe über sie. Nein, nein, törichte üble Laune konnte nicht standhalten solchen Mächten gegenüber, mußte schwinden vor so viel Lebensfreudigkeit, wohltuender Wärme, Schönheit und Jugend.

Nachdem Kamilla die Gäste in ihre Zimmer geführt und sie gebeten hatte, pünktlich um ein Uhr im Salon zu sein, empfahl sie sich. Der Oberleutnant gab ihr das Geleite und flüsterte ihr rasch und leise zu: „Cäcilie ahnt nicht, daß wir unwillkommen sind, sie hätte sich sonst kaum entschlossen, mir hierher zu folgen. Das Revolvertelegramm hat Mama nach langem Studium selbst aufgesetzt... Mir sind alle diese Machenschaften in der Seele zuwider, und wenn meine stürmische Mutter nicht wäre, die mir am Ende immer das neue Jahr abgewinnt, ich hätte den Onkel mit seinen antediluvianischen Vorurteilen links liegen lassen."

„Es ist doch besser nicht," sagte Frau Rieſel; aber diese mannhafte Erklärung gefiel ihr sehr gut. Sehr gut auch die Pünktlichkeit und die einfache Kleidung des Ehepaares, das eine kleine Weile später im Salon erschien.

Er trug seinen, allerdings sehr eleganten Reiseanzug, sie zu ihrem hellgrauen Rock aus feinem, englischem Stoff eine gestickte weiße Batistbluse. Und der Rock war nicht eben sehr faltenreich, aber kein Sack, und der graue Seidengürtel, der die runde, schmiegsame Taille umschloß, war nicht stramm gespannt, und die Schuhe an den edelgeformten Füßen hatten niedrige Hacken. Wenn böser Wille den Hofrat nicht durchaus blind machte, mußte er der Toilette der jungen Frau Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er durfte auch kein Wort des Tadels über die Frisur sagen. Da war nichts Falsches dabei, da war nicht viel Kunst angewendet. Die reichen dunkelbraunen Haare, einfach zurückgestrichen, bildeten einen schweren, flachen Knoten am Hinterhaupte, wölbten und wellten sich aus eigenem Reichtum und nach eigener Weise über der klaren, mädchenhaften Stirn.

Die Holde, die Hohe! dachte Kamilla. Alles reizvoll an ihrer anmutigen Erscheinung und ganz unwiderstehlich der Ausdruck ihrer von samtschwarzen Wimpern beschatteten Augen.

Hat man je so dunkle Augen ein so helles Leuchten ausstrahlen gesehen? Es ist ja sonniger Tag, der hervorbricht aus tiefer geheimnisvoller Nacht.

„Sollten wir dem Onkel nicht vor Tische unseren Besuch machen?" fragte die junge Frau.

„Er hat Sie bitten lassen, ihn hier zu erwarten."

„Ich bin neugierig, ihn kennen zu lernen. Mama sagt, daß er eigen ist, und ich habe Menschen, die eigen sind, sehr gern."

Kamilla und der Oberleutnant wechselten einen besorgten Blick. Cäcilie war ans Fenster getreten, sah in den Garten hinab, bewunderte die herrlichen Rosen, und Frau Riesel gab zu verstehen, daß sie große Lieblinge ihres Züchters und Pflegers wären und daß er sie gern loben höre.

Es schlug ein Uhr. Im Speisezimmer ließen die Schritte des Dieners sich vernehmen. Beide Flügel der Tür wurden geöffnet, eine Stimme meldete: „Es ist serviert."

Der Hofrat ließ warten.

Der Fanatiker der Pünktlichkeit war einmal selbst unpünktlich. Ein böses Vorzeichen, das Unheil ahnen ließ. Mit Recht, denn als er eintrat, schien ein Strom kalter Luft mit ihm ins Zimmer gekommen und fahles, gelbes Licht sich darin zu verbreiten.

Kamilla zitterte, aber die jungen Leute gingen dem Hausherrn unbefangen entgegen. Eduard verbeugte sich und sprach:

„Verzeih unsern Überfall, lieber Onkel, ich habe dem Wunsche nicht widerstehen können, dir meine Frau vorzustellen."

Der Hofrat brummte etwas zum Glück ganz Unverständliches, nahm die Hand nicht, die Cäcilie ihm bot, stand steif und stachelig wie eine Distel und sprach gletschereisig: „Ich habe die Ehre, Frau Baronin."

Cäcilie errötete. Der Onkel kam ihr nun doch mehr „eigen"

vor, als sie es gern hatte. Allerdings glaubte sie nur an einen Scherz, der ihr nicht gefiel, auf den sie aber eingehen wollte.

„Ah — nun muß ich also sagen: Herr Hofrat," sprach sie mit etwas erzwungener Munterkeit. „Und wenn ich schon einen Titel haben soll, bitte ich um den, der mir gebührt. Ich bin Frau Oberleutnant."

Der Hofrat hatte bisher an ihr vorbeigesehen und nur bemerkt, daß sie größer war als er. Jetzt faßte er sie ins Auge, prüfend, scharf, ungut. Aber dieser Ausdruck milderte sich, verwandelte sich in ein unwillkürliches und darum unbesiegbares Wohlgefallen. Er kämpfte dagegen. Umsonst, umsonst! Wurde sich seiner Ohnmacht bewußt, und das Unerhörte geschah — auf seinem Gesicht erschien ein Anflug von Verlegenheit. Und da auch die gescheitesten Leute in der Verlegenheit um die Herrschaft über ihre geistigen Kräfte kommen, äußerte er seine Bedenken gegen eine Verbindung zwischen Bürgerlich und Adelig, mit der Tür ins Haus fallend, seltsam hastig und recht verworren. Fühlte sein Ungeschick und hätte viel darum gegeben, gar nichts oder etwas anderes gesagt zu haben.

Cäcilie hörte ihm ratlos staunend zu. Sie wußte nicht, ob man einen Onkel, der gar so eigen ist, ernst zu nehmen hat oder nicht.

Der Ruf Kamillas: „Zu Tisch, meine Herrschaften, zu Tisch!" hatte für beide einen erlösenden Klang, und der Herr des Hauses, einmal in Unsicherheit geraten, tat, was nicht zu tun er sich vorgenommen hatte, er bot Cäcilie den Arm und führte sie ins Speisezimmer.

Frau Riesel und Eduard folgten. Er raunte ihr zu, und seine blauen Augen funkelten: „Wir sind auf dem Holzwege. Es gibt etwas. Ich werde nicht leiden, daß er sie kränkt."

„Haben Sie Geduld, nur etwas Geduld," erwiderte sie mit einem Anschein ruhiger Überlegenheit, aber sie bebte.

„Nun, etwas in Gottesnamen, man verlange von mir nur nicht zu viel."

Das Gespräch bei Tische kam bald in Fluß. Der Hofrat fühlte, daß die angeheiratete Nichte, die da an seiner Seite saß, etwas merkwürdig Sympathisches hatte.

Die ernsten Augen und der wunderhübsche Mund, der so bereit schien zu lachen, vielleicht auch — auszulachen? ... zum Beispiel die Menschen, die Dummheiten redeten ... Hoho, das wollte er ihr doch zeigen, daß dergleichen ihm wohl einmal zufällig passieren könne, Wiederholungen aber nicht stattfänden.

Zuerst ließ er sich vom Leben in der Garnison erzählen, und sie tat es mit gutem Humor und berief sich alle Augenblicke auf das Zeugnis ihres Mannes. Er stimmte oft zu, berichtigte aber auch oft und rückte eine Großtat oder Guttat von ihm, die sie in allzu helles Licht gestellt hatte, in die gebührende Beleuchtung.

Auch von ihrem Leben zu Hause erzählte sie, von dem Gute, das nicht groß war, und das ihr Vater selbst verwaltete. Ihr älterer Bruder nahm ihm schon einen Teil der Arbeit ab, und seitdem sie geheiratet hatte, machte ihre jüngere Schwester sich der Mutter nützlich bei der Führung des Haushaltes.

Das alles klang nicht gerade feudal, und mit Genugtuung dachte der Hofrat: Sind halt freiherrliche Krautjunker und stehen in der Bildung so hoch wie ihre Hühner.

„Recht schön, recht schön der Sommer auf dem Land. Was macht man aber im Winter, wenn es nichts zu tun gibt in der Wirtschaft?"

Nun, ein paar Monate wurden in Lemberg zugebracht; man unterhielt sich dort recht gut und konnte trotzdem den Augenblick kaum erwarten, in dem es hieß: heimwärts! heimwärts! Wir fahren nach Hause. „Und dort hatten wir wieder Arbeit und Freude genug und die schönen Leseabende. Papa liest gern und gut vor."

Der vorlesende Papa war dem Hofrat ein Dorn im Auge. Er setzte die Inquisition schärfer fort:

„Und was pflegte er vorzulesen, der Herr Baron?"

„Pflegte?" wiederholte sie. Auf ihrem Gesicht stand die Frage: Wollen Sie mich zum besten haben? und sie sprach ernst und entschieden: „Er las alte und neue Klassiker und auch Modernes."

„Mit Auswahl."

„Mit nicht allzu strenger."

Der Hofrat ließ ein langgedehntes, mit Abscheu und Verachtung geladenes: „S—o?" ertönen, und Frau Riesel erschrak. O Gott, nur dieses Thema nicht! Ihr angstvoll warnender Blick streifte den Oberleutnant, der neben ihr saß. Er blieb gleichgültig und erwiderte ihren Seitenblick mit einem Achselzucken, das leicht zu verstehen war. Es hieß: Werden streiten. Sollen nur. Sie schauderte vor diesem Leichtsinn, im Grunde des Herzens jedoch entzückte er sie. Ein Erbschleicher war er nicht, dieser „E—duard".

Und wirklich, der Streit entbrannte. Der Hofrat sandte gegen die moderne Literatur, Journalistik, Musik, Malerei, Bildhauerei, Schauspiel- und Baukunst zuerst einzelne scharfe Pfeile, dann ganze Pfeilbündel ab. Cäcilie glaubte anfangs, daß er sie nur zum Widerspruch reizen wolle, was ihr ein wenig kindisch vorkam. So ging sie denn auf seine Übertreibungen nicht ein, machte bloß hie und da einen lässigen Einwand, nahm obenhin die Literatur in Schutz. Es gab neue Autoren, die sie liebte, es gab neue Bücher, die ihr gefielen.

„Ausnahmen wird es geben bis ans Ende der Welt," rief er. „Aber auch sie sind nur Reflexe, einige sogar von Lichtern, die auf falschen Wegen umherirren, und sie drohen erstickt zu werden im Wust der rastlos hervorbringenden Eintagstalente. Lessing spricht von einem großen Maler ohne Hände, wir haben geschickte Hände ohne den Maler. O ja, sehr geschickte, technische Fertigkeiten glänzend. Aber wo ist das mit Naturgewalt hervorbrechende schöpferische Müssen, der große Charakter, die große Seele? Wo ist die göttliche Kraft, die uns emporträgt zu den Höhen des

Lebens, wo ist die Leidenschaft, die noch begeistert, indem sie tötet und zertrümmert? Die geschickten Hände, denen die Höhen unerreichbar sind, greifen in die Niederungen. Das Gebiet der menschlichen Triebe wird durchwühlt, durchforscht, mikroskopisch beobachtet und als das Allumfassende erklärt. In ihm wird untergebracht, was sich irgend denken läßt. Lauter Triebe, nichts als Triebe, alles sexual, unser Denken, unser Träumen, das Sexuelle Grund und Ursache jedes Interesses, jeder Anhänglichkeit und Zuneigung. Eltern und Kindesliebe, Freundschaft, Andacht, Frömmigkeit, unsere Liebe zu Bäumen, Blumen, Pflanzen — sexual. Nächstens wird uns bewiesen werden, daß Kant mit dem Ding an sich in einem sexualen Verhältnis gestanden hat."

Der Oberleutnant lachte, seine Frau lächelte, und dieses Lachen und dieses Lächeln schmeichelten dem Hofrat. Er fuhr eifrig fort:

„Wenn ich heute vor einen Buchladen trete, die Titel lese und die illustrierten Umschläge ansehe, graut mir. Mir! Andern nicht. Neulich steh ich so da und koche Galle. Neben mir aber steht ein junges Fräulein und genießt den Anblick."

„Versteht wahrscheinlich gar nichts davon."

„Ihre Augen sagen das Gegenteil. Sie haben Ähnliches schon gesehen. Wozu hätten wir die Kunstausstellungen?... Aber das gehört zum Ganzen, ist ein Schimmer vom Geiste dieser Zeit. Wann und wo offenbart er sich nicht?... Wenn ich von irgend einem Bahnhof in die Stadt fahre, frage ich mich: Geht es wirklich meinem alten, noblen Wien oder einer amerikanischen Yankee-Niederlassung entgegen? Krasse Riesenplakate schreien mich an. Wo mich früher nette, kleine Vorstadthäuser erfreuten, aus denen es förmlich sprach: ‚Sieh uns nur an, in uns wohnen Behagen und Zufriedenheit', wendet mein Blick sich jetzt angeekelt ab von turmhohen Wohnungetümen, ordinär aufgeputzt und herausfordernd nackt. Was sie bergen, steht ihnen auf der Fassade geschrieben. Sinnlosen Luxus und seine Ge-

schwisterkinder, Not und Anarchie ... So häufen sich Zeichen auf Zeichen, so steuern wir mit herrlicher Sicherheit unaufhaltsam dem Untergange zu."

Cäcilie hielt die Augen auf ihn gerichtet. Ihr Befremden wuchs. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß seine Reden ihm aus dem armen, verbitterten Herzen flossen. Es kommt vom Alter, dachte sie; er tat ihr leid, und sie sagte mit einem Bedauern in der Stimme:

„Das glauben Sie, lieber Onkel?"

Und er, im Banne dieser jungen, schönen Augen, erwiderte sehr nachdrücklich: „Das glaube ich, Frau Nichte."

Ein Aufatmen der Wonne entstieg der Brust Kamillas. Jetzt hatte die Adoption stattgefunden. Ihr aber, der dieses Glück zuteil geworden, kam es zunächst nicht zum Bewußtsein. Sie hatte sich entschlossen, den Kampf gegen den armen, alten Oheim aufzunehmen. „Und die Wissenschaft?" fragte sie, „wird die mit einbegriffen in diese allgemeine Verdammnis?"

„Respekt vor ihr und ihren Entdeckungen und Erfindungen. Sie ist unsere Wohltäterin, unsere Leuchte, unser Ruhm und Stolz — unsere Rettung kann sie nicht werden. Daß sie auf der Höhe, auf der sie jetzt steht, in untergegangenen Weltreichen schon gestanden hat, ist uns jüngst, überzeugender denn je, dargetan worden. Staatenerhaltende Kräfte sind ihr versagt, die wachsen aus einem andern Boden. Die Eigenschaften, die sie fordern, sind von sittlicher Natur, und wie es mit denen aussieht, darüber täuschen wir uns doch nicht. Oder gelingt dir das, Frau Nichte, leugnest du (Du! Kamilla atmete abermals tief und wonnig auf), daß unser Nachwuchs besonders in dieser Hinsicht das ist, was Sombart sehr höflich: ‚Minder qualifiziert' nennt?"

„Vielleicht weichen wir, wie man so sagt, nur zurück, um den Anlauf zu einem großen Sprunge zu nehmen."

„Sprünge gibt es nicht, es gibt nur Übergänge. Das solltest

du wissen, junge Weisheit." Der Hofrat merkte nicht, daß ihm schon ein zweites „Du" entschlüpft war. „Freilich ändert es an der Sache nicht viel, ob wir in den Abgrund springen oder gleiten."

Cäcilie sah gequält vor sich hin: „Schade wär's um so viel Schönes, das es gibt, und um das viele Gute, das gute Menschen getan haben. Freilich geschieht auch vieles, was mir nicht gefällt, mich sogar anwidert, und schrecklich sind mir die Feindseligkeiten und der Haß und das Mißtrauen der einen gegen die andern ... Es ist ein unblutiger Krieg, aber oft grausamer als ein blutiger ... Und so häßlich ist er, daß die Menschen seinen Anblick nicht mehr ertragen mögen und nach Frieden verlangen werden ... Und auch in den Niederungen, von denen du gesprochen hast, Onkel, wird es ihnen nicht immer gefallen, sie werden sich nach den Höhen eines geistigen Lebens sehnen ... Mir kommt vor, o mir kommt oft vor, daß es heute schon vielen so geht ... und nicht mehr blind, nein, mit geöffneten Augen werden sie ihnen zustreben. Dann wird es auf Erden heller werden, als es jemals war. Die so viel gelitten haben durch all das Böse, das sie einander angetan, werden sich eines langvergessenen Wortes erinnern, des größten, das jemals an die Herzen der Menschen geschlagen hat, ihm nachleben und gut und weise und glücklich sein."

„Das Wort lautet?"

„Du weißt es so gut wie ich."

„Nun?"

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Während sie eifrig, dabei aber doch nicht sehr sicher und oft in abgebrochenen Sätzen geredet, hatte der Hofrat kein einziges Mal gespöttelt oder widersprochen, ihr vielmehr nachsichtsvoll zugehört mit dem stillen Vergnügen, das man am Gezwitscher eines Vogels, am Gelalle eines Kindes empfindet.

Nun füllte er ihren Römer mit Rheinwein und forderte sie auf, mit ihm anzustoßen und auf das Wohl des kommenden

goldenen Zeitalters zu trinken. Auch Eduard und Kamilla mußten Bescheid tun, und dann fuhr er fort, seine Überzeugungen an den Tag zu legen, wurde aber immer weniger scharf, ließ auch fremde Meinungen gelten und war am Ende des Mittagessens ein höchst liebenswürdiger Hausherr.

Als der Hofrat die Tafel aufhob, hatte er nicht um einen Tropfen Wein mehr getrunken als gewöhnlich, befand sich aber in erhöhter Stimmung. Seine Augen leuchteten in einem ganz seltsam weichen Glanze, und die Röte seiner Wangen verdunkelte das Rosa seines zierlichen Näschens. Nach einer ritterlichen Verbeugung führte er die Nichte munteren Schrittes am Arme aus dem Speisezimmer zur Veranda. Eduard und Kamilla folgten, und mit einem sanften, seligen Lächeln flüsterte sie ihm zu: „Sie hat gesiegt."

Ihre warme Teilnahme rührte ihn, er drückte ihre Hand und sprach: „Wie gut sind Sie, gnädige Frau!"

Beim schwarzen Kaffee sprach man nur noch von Rosen. Schon auf dem Wege ins Haus war dem Ehepaar aufgefallen, was für erlesene Exemplare sich im Garten befanden. Man ging hinab, bewunderte sie in der Nähe. Dann schlug der Hofrat seinen Gästen eine Spazierfahrt nach dem Föhrenwald in der Brühl, eine Tasse Tee auswärts im Freien vor. Sie nahmen gern an. Ein Wagen wurde sofort geholt.

Das Nachmittagsschläfchen hat er rein vergessen, dachte Frau Riesel. Weil es aber ein Inkognitoschläfchen war, wagte sie nicht, ihn daran zu erinnern. Mitzufahren lehnte sie ab und bat den Hofrat, nur nicht zu spät nach Hause zu kommen zur Tarockpartie.

Ach was, die fade Tarockpartie! Die mochte einmal ausbleiben, die konnte man doch absagen. Kamilla meinte, es sei zu spät, und die jungen Leute erhoben heftigste Einsprache. Um

keinen Preis durfte der Onkel in seinen Gewohnheiten gestört werden. Er fügte sich, wenn auch ungern, und man fuhr ab.

Kamilla winkte freundlich nach, während sie schon in Gedanken ein Telegramm an die Freundin verfaßte, das ihr die beglückende Kunde bringen sollte:

„Sieg auf der ganzen Linie, im Sturm gewonnen, beinahe verliebt!"

Wegen dieses letzten Wortes vertraute sie ihr Telegramm einem Diener nicht an, sondern trug es persönlich ins Aufgabeamt.

Die drei Freunde fanden sich rechtzeitig ein, der Hausherr nicht. Frau Rieſel bemühte sich, ihn zu entschuldigen; es gelang nur halb, und das Erstaunen verwandelte sich in Entrüstung, als der Hofrat endlich erschien und nur ganz nachlässig bat, sein spätes Kommen zu verzeihen. Der Spaziergang war sehr schön gewesen, die Nichte konnte sich von dem Föhrenwalde nicht trennen.

Kamilla beobachtete den Gebieter mit Besorgnis. Seine funkensprühende Aufgeregtheit war verschwunden, er sah blaß und müde aus. Nun ja, wenn man bei Tische redet statt zu essen, wenn man sich das gewohnte Nachmittagsschläfchen versagt, bleiben die Folgen nicht aus. Doch die kriegerische Stimmung der Freunde schmolz im Augenblick dahin, in dem das junge Ehepaar sich einfand. Die drei Herren wurden der Nichte, der Neffe den drei Herren vorgestellt, und Kamilla konnte sich in ihren stillen Betrachtungen hingeben über die Veränderung, die sogleich mit ältlichen Herren vorgeht, wenn eine junge, reizende Frau in ihrem Kreise erscheint. Der Mürrische wird liebenswürdig, der Steifnackige ganz Geschmeidigkeit, der Eigensinnige hat kaum noch eine selbständige Meinung, wenn sie der ihren widerspricht.

„Kannst du Tarock spielen?" fragte der Hofrat seine Nichte.

„Miserabel, ja."

„Dann werde ich den Ratgeber machen. Nimm meinen Platz ein, wenn es den Herren recht ist."

Recht? Entzückt waren sie. Man setzte sich, der Hofrat rückte einen Stuhl neben den seiner Nichte, legte den Arm auf die Lehne des ihren und leitete ihr Spiel. Er war zerstreut und beging manchen Fehler, der ihm jedoch weder Spott von den Gegnern noch eine Rüge von seinem Partner eintrug. Es kam zu einer Tarockpartie, wie sie in diesem Raume noch nicht gespielt worden war. Ein abgefangener Mond, ein mißlungener Ultimo erweckten die Heiterkeit der dabei Verunglückten. Cäcilie verlor, gewann, verlor wieder, blieb immer in bester Laune, voll guter Einfälle, und dankte den großen Meistern für die rührende Nachsicht, die sie mit ihr hatten.

Die Hausdame wollte sich wie gewöhnlich bis zum Abendessen in ihre Gemächer zurückziehen, aber der Oberleutnant erlaubte es ihr nicht.

„Sie müssen mir doch Gesellschaft leisten," sagte er, „während meine Frau in der Gefangenschaft von drei Raubrittern schmachtet."

Sie setzten sich an den großen Tisch und plauderten. Er sprach von seinen Jünglingsjahren. „Ich war damals ein rechter Aff. Eitel, eingebildet, überzeugt, daß die Welt nur auf mich gewartet hatte, um aus allen Fugen zu geraten und in die Bahnen hineinzustürmen, die ich ihr vorzeichnen wollte ... Der Kampf, der mich zur Vernunft gebracht hat, war schwer, aber kurz, Gottlob. Statt eines Führenden bin ich ein Dienender geworden."

„Ich dien!" Den Wahlspruch stark und mild
Trug jenes Luxemburgers Schild,
Der kämpfend bei Crécy gefallen."

Kamilla hatte ihm mit hingebendem Interesse zugehört. Daß er so offen über sich selbst mit ihr sprach, war ihr schmeichel-

haft, und als der Dragoner-Oberleutnant nun gar Verse von Batty Paoli, ihrer Lieblingsdichterin zitierte, erschien er ihr als das entzückendste aller Phänomene.

„Jetzt bin ich glücklich durch und durch," fuhr er fort. „Ich übe den Beruf aus, in dem ich das Beste leisten kann, das zu leisten mir gegeben ist, und ich habe die heimgeführt, die ich liebe. Sie war nicht leicht zu erringen, aber jetzt gehört sie mir. Kein Engel — ich wüßte auch nicht, was ich mit einem Engel anfangen sollte — ein Schatz, der mir anvertraut ist und den ich hüte."

Er redete vertrauensvoll, wie zu einer alten Freundin, er durfte sie ja als solche ansehen und erwartete Vertrauen auch von ihr. Mindestens eingestehen möge sie ihm, daß ihr Leben an der Seite des launenhaften Onkels gar oft unerträglich schwer sei.

Sie leugnete es. Sie liebte ihre Tätigkeit, sie verehrte den Herrn Hofrat, weil er ein edler und reiner Mensch sei. Schwerlebig, ja," gab sie zu, „aber das ist mehr sein Unglück als seine Schuld, und mißtrauisch nur in kleinen Dingen. Einen beleidigenden Verdacht faßt er nicht bald und wäre spielend leicht zu betrügen. So sehe ich in meinem gestrengen Herrn einen Schutzbefohlenen, für den ich gern und freudig sorgen darf."

Der Oberleutnant neigte das Haupt und sagte lächelnd: „Sie sind eine Römerin: ‚Es tut nicht weh, Pätus'. Eine Märtyrerin sind Sie, die unter Qualen noch Hymnen singt."

Frau Riesel lächelte gleichfalls; es war ein feines, matronenhaftes Lächeln, das milde Freude an den Scherzen des jungen Offiziers verriet.

Das Abendessen fand gebührende Anerkennung. Nur der Hausherr hatte keinen Appetit, sah leidend und merkwürdig beklommen aus ... Frau Riesel machte sich Gedanken ... sollte das Scherzwort, das sie übermütig in ihr Telegramm gesetzt ... Aber nein, um Gottes willen, nein! Was für einen lächerlichen Einfall hatte sie da gehabt. Sie verachtete sich selbst, daß sie einen so lächerlichen Einfall haben konnte.

Indessen ließen die drei Freunde ihre Geisteslichter leuchten. Das Gespräch nahm allmählich eine ernste Wendung.

Die furchtbare Schwere, mit der die Frage: Was wird die nächste Zukunft uns bringen? auf jedem lastet, der nicht völlig gedankenlos ist, kam allen zum Bewußtsein.

Der Major verkündete den Weltkrieg und war entschlossen, beim Ausbruch der ersten Feindseligkeiten wieder in Dienst zu treten. „Herr der Heerscharen, die Gelegenheit gib mir, und ich will zeigen, daß ich noch etwas anderes kann als Anekdoten erzählen (was er nicht kann, dachte Kamilla) und Tarock spielen. Aber wozu wird unser Soldat heute verwendet? Kordon zu ziehen bei Festlichkeiten oder bei Pest und Cholera. Gelegte Brände zu löschen. Dazustehen wie eine Mauer, wenn der Mob einmal eingeladen wird, einen Feiertag zu halten — und losgeht — losgeht — und mitten drin steht der Soldat, wird beschimpft, verhöhnt, weiß nicht warum, kriegt Steine an den Kopf ... weiß nicht warum ... Seine Kameraden, sein Offizier bluten, und der Soldat" — die Stimme des Majors bebte — „hat die Waffe in der Hand und rührt sich nicht — rührt sich nicht!" — stotterte er, „und — und — und —" Sein gewohntes Erzählerschicksal ereilte ihn, er kam nicht weiter.

„Rührt sich nicht, was auch in ihm vorgehen möge," fiel der Oberleutnant rettend ein. „Ja, ja, ich habe so etwas erlebt. Auch meine Leute standen wie Mauern. Wir hatten den Befehl: ‚Äußerste Schonung walten lassen.' Und das muß sein! weil ja fast immer bei Repressalien gar zu leicht Unschuldige getroffen werden. Und auch den anderen soll womöglich nichts geschehen. Die Strafe könnte am Ende ärger ausfallen als das Unrecht ... Die Schramme da," er wies auf eine Narbe über dem rechten Auge, „habe ich einem der emsigen Mineraliensammler zu verdanken, die bei jedem Putsch und Streik aus dem Boden wachsen. Wenn diese Jünglinge die Stücke, die sie für ihre gelehrten Studien nicht brauchen können, in knabenhaftem Übermut weg-

werfen und dabei eine Laterne oder einen Kopf treffen, wer möchte ihnen das übel nehmen? Nun, ich muß schon sagen, ich hätte meinem unwillkürlichen David sehr gern ein paar Denkzettel mit dem flachen Säbel überreicht. Aber: ‚Äußerste Schonung!‘ — so hab ich mich pariert."

Sich in ein gemeinsames Gespräch zu mischen, war sonst nicht Frau Rieſels Sache. Aber als ſie nun ihren jungen Freund im Geiſte vor ſich ſah, wie er beſchimpft und verwundet, das Geſicht voll Blut, das Herz voll Grimm, ſtolze Regungsloſigkeit bewahrte, weil die Pflicht es gebot, mußte ihre Bewunderung ſich Luft machen, und ſie ſprach im Tone, in dem ein Ritterſchlag erteilt wird: „Das war groß! Was Sie da getan haben, oder vielmehr nicht getan haben, war — ich wiederhole: groß!"

Der Oberleutnant hatte das unangenehme Gefühl, ruhmredig geweſen zu ſein, und erwiderte trocken: „Das war Diſziplin, zu der wir erzogen ſind und zu der wir uns bemühen, unſere Leute zu erziehen."

„Durch ein bewährtes Mittel," meinte der Gelehrte, „durch die Furcht."

„Nicht allein durch die!" rief Eduard entrüſtet und kampfbereit.

„O bitte! bitte!" Der alte Herr ſtreichelte ihm beſänftigend den Ärmel mit ſeiner breiten, gutmütigen Hand. „Ich habe gar nichts dagegen, daß die Furcht der Soldaten vor ihren Offizieren größer iſt als die vor einer wilden Rotte. Aber man nenne doch nicht Heldentum, was Furcht iſt."

„Was Gehorſam iſt, ſchöner, kluger, das Fundament aller Pflicht und Treue, jeder geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Ordnung."

„Jawohl, ich gebe Ihnen zu, daß der Gehorſam ſich in mancherlei Geſtalt äußert. Aber die erſte darunter, die geſundeſte und kräftigſte, heißt: Furcht. Gönnen Sie mir doch meine Freude an ihr. Sie gehört zu unſeren beſten Lebensgütern. Was wäre ohne ſie aus uns geworden? Sie hat den Menſchen gezwungen,

Waffen anzufertigen, Pfahlbauten zu errichten, Wohnhäuser zu erbauen, Städte zu gründen. Sie hat ihn an einen unsichtbaren und allvermögenden Herrn über Naturkräfte, denen die arme Kreatur hilflos gegenübersteht, glauben und um Erbarmen und Schonung zu ihm beten gelehrt."

„Verzeihen Sie," erhob sich plötzlich eine weiche und klangvolle Stimme, wurde aber sofort leiser, als die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihr zuwandte. „Verzeihen Sie," wiederholte Cäcille, „ich habe schon oft gehört und gelesen, daß Schrecken und Todesangst den Menschen das erste Gebet erpreßten, und das kann ja vielleicht sein, viele glauben es — ich nicht, ich glaube" — sie hielt inne und sah den Gelehrten mit einem Blick an, der um Nachsicht bat — „ich glaube, das erste Gebet ist gekommen aus einer Brust, die jubelte und jauchzte, und war ein Dankgebet... Warum soll der erste gewaltige Eindruck, den ein junger, zum Bewußtsein erwachter Mensch durch die Wunder empfing, die ihn umgaben, der des Schreckens gewesen sein? Warum nicht der des Entzückens und der Begeisterung?... Er hat ja doch die Sonne blendend schön aufgehen gesehen, und den hellen Mond, und die Sterne, und den Anblick der herrlichen Erde gehabt und ihn genossen, und ihre unerschöpflichen Gaben empfangen... Und er war jung, stark, gesund, und sein Herz war voll Fröhlichkeit. Warum soll da nicht einmal ein Gefühl heißer, brennender Dankbarkeit in ihm aufgestiegen sein und ihn ergriffen haben wie ein Sturm?... Warum soll da nicht ein Mann oder ein Weib oder vielleicht ein Kind auf die Knie gestürzt sein und die Hände gefaltet und gedankt haben, inbrünstig gedankt, gedankt!"

Sie brachte das befangen und immer leiser hervor, und in ihrem Ton lag eine Bitte um Hilfe, als sie sich nun an den Gelehrten wandte: „Wäre das nicht möglich?"

Er war äußerst galant, verneigte sich und sagte „Warum nicht, meine Gnädigste?"

Auch die anderen pflichteten ihr bei; nur der Hofrat, bis zur

völligen Selbstvergessenheit in den Anblick seiner schönen Nichte versunken — schwieg. Alles Herbe und Harte war aus seinen Zügen verschwunden, und aus ihnen sprach eine milde Bewunderung, eine tiefe Traurigkeit.

Der Professor hatte nach einiger Überlegung wieder das Wort nehmen wollen: „Warum nicht? Aber ..."

Da unterbrach ihn der Großindustrielle: „Nein, nein. Kein Aber mehr! Zur Partie! Meine Herrschaften, es stehen noch zwei Zweier. Darf ich bitten, Frau Oberleutnant?"

Er bot ihr den Arm und führte sie zum Spieltische.

So wurde die Konversation im Augenblick abgeschnitten, in dem sie anfing, interessant zu werden.

Eduard und Kamilla gingen auf die Veranda, wo er seine Sehnsucht nach einer Zigarre erfüllen durfte. Nun saß er Kamilla gegenüber in einem bequemen Lehnsessel, und sie freute sich an dem Genuß, mit dem er weiße Wölkchen in die milde Luft der Sommernacht blies. Es war schon dunkel. Sie konnte ihn nicht deutlich sehen, von seiner Gestalt nur die Umrisse, von seinem Gesicht nur einen Schein, wenn die glühende Zigarre ihn darüber hinfliegen ließ. Aber sie hörte ihn fröhlich und munter plaudern von seinem Glücke, von seinen Zukunftsplänen, und seine Sicherheit, sein festes Vertrauen auf kommende bessere Tage erquickte sie. Sie wurde von vielen Gedanken, aber von fast noch mehr Gefühlen ergriffen. Seit dem Tode ihres seligen Rieſel hatte noch nie eine Stimme ihr Ohr so sympathisch berührt wie die des Sohnes ihrer lieben Freundin. Er war ihr in kurzer Zeit teuer geworden, und daß sie etwas für ihn hatte tun können, dafür dankte sie Gott.

Am nächsten Morgen erwachte Frau Rieſel lachend. Ihr hatte geträumt, daß sie in einer fremden Gegend am Arme des Oberleutnants spazieren ging, ganz jung und schlank, leichten Schrittes und schwebend. Sie wiegte sich ein wenig in einem

heiteren Nachgefühl, kniete dann nieder auf ihren Betschemel und verrichtete voll Andacht ihr Morgengebet.

Mit besonderer Liebe gedachte sie ihres Verlorenen, Unverlorenen, ihres Toten, der ein ewig Lebender für sie blieb, und des Kindleins, das seine Augen nur geöffnet hatte, um sie gleich wieder zu schließen und sie dem himmlischen Lichte zuzuwenden.

Sie hatte eben gelacht; nun weinte sie, ohne sich einer besonderen Veranlassung bewußt zu sein. Ihr kamen die Tränen inbrünstig, warm, unsäglich erquickend.

Beim Verlassen des Zimmers kam sie an ihrem großen Spiegel vorbei, blieb stehen, betrachtete ihr Bild mit ungewohnter Aufmerksamkeit. Der Anblick kränkte sie. Zu groß war der Zwiespalt zwischen ihrem Äußerlichen und ihrem Innerlichen. Ihre Empfindungen, ihre Anschauungen waren fein und zart. Ihre Seele — o gewiß! wenn Seelen sichtbar werden könnten, die ihre wäre als hohe, biegsame Sylphidengestalt zur Erscheinung gekommen. Warum mußte diese schlanke Seele in einer untersetzten Gestalt Wohnung genommen haben? Warum mußte eine Frau, die nur von Erinnerungen lebte, so wohlgenährt aussehen, warum auch noch jünger als sie war? Sie haßte ihre starken, dunkeln Haare, die noch immer nicht grau werden wollten, und frisierte sie so unmodern wie möglich à la George Sand. Trotzdem mußte sie sich fortwährend wiederholen lassen, daß sie wunderbar konserviert sei, und — was sie am meisten kränkte — vortrefflich aussähe.

Eine halbe Stunde später hatte sie ihr Tagewerk schon begonnen und das Decken des Frühstückstisches auf der Veranda überwacht.

Es war schwül, und im Westen stiegen schwere Wolken auf. Vielleicht stellte der langersehnte Regen sich endlich ein. Die Dürre beginnt unerträglich zu werden, die Bäume, der Rasen sind staubbedeckt. Hinabblickend sieht Frau Riesel etwas Schneeweißes aus dem Laubgang schlüpfen und sich gegen das Rosen-

beet hinbewegen. Es ist der Hofrat. Die Schere in der Hand, die Tasche mit dem kleinen Werkzeug umgehängt, tritt er an seine Lieblinge heran. Nun beginnt die Pflege. Die Kelche werden mit Bürstchen von Ungeziefer befreit, die welken Blumen entfernt, die Schößlinge abgeschnitten. O schrecklich! — jetzt hat er sich vergriffen, hat eine Madame Charles Druski an langem Stiele vom Stamme getrennt, und nun eine Gloire de Dijon, eine la France, eine Coupe d'Hébé ... Nein, was für Wunder man doch erfahren kann in der Alltäglichkeit. Der Hofrat, der das Verkürzen eines ohnehin kurzen Rosenlebens einen Frevel nennt, begeht ihn selbst an den erlesensten Exemplaren. Nun hat er einen prachtvollen Strauß zusammengestellt und flattert damit dem Hause zu, vergnügt wie eine Lerche.

„Guten Morgen, Frau Rieselˮ ruft er ihr entgegen, „eine Blumenvase, bitte, die große, die vieux Saxe aus dem Salon!ˮ

Die vieux Saxe, das Erbstück des Großvaters, die hinter Glas im Eckschrank residiert und bisher von keiner Hand außer der des Hofrats berührt werden durfte?

Ja, ja, die war gemeint und stand, köstlich anzusehen und mit märchenhaften Rosen gefüllt, auf dem Tische, als die Gäste sich einfanden.

Der erste Blick der jungen Frau fiel auf sie, und voll Entzücken brachte sie ihnen ihre Huldigung dar.

„Sie haben das gern, ich weiß,ˮ sagte sie. „Ihre kleinen Seelen duften und schweben dem, der sie versteht, wonnig entgegen. Jede in ihrer Art ... Von diesen Coupe d'Hébé drei an einem Stiele, welche ist die schönste? Die, die man gerade ansieht. Diese Madame Charles Druski — die Vestalin unter den Rosen — trägt den Schnee weißer Wölkchen auf ihren glanzumsäumten Blättern ... Und Souvenir de la Malmaison, die reizendste von allen. Findet ihr nicht auch? Ihr melancholisches Rosa, das in der ganzen Welt der Rosen seinesgleichen nicht hat, gleitet so leise hinüber in die Stille der Farblosigkeit. Erinnerung

an die Idylle in einem Heldenleben, ich liebe dich!" Sie stand auf und küßte die Rose.

Halb gerührt, halb gequält blickte der Hofrat zu ihr empor, die Bewegung seines kleinen, grauen Schnurrbartes verriet, daß seine Lippe zuckte. Mit etwas umflorter Stimme brachte er den Plan vor, am Nachmittag einen längeren Ausflug zu unternehmen.

— „Ich fürchte nur, daß es regnen könnte," meinte Kamilla.

Da wurde er ungeduldig: „Könnte ‚Es'? Ja, wenn ‚Es' wollte, könnte ‚Es'. Aber ich glaube, daß ‚Es' nicht wollen wird, und, bitte, lassen Sie einen Wagen bestellen."

Frau Riesel erhob sich und mit ihr zugleich Cäcilie. Sie mußte ihren Eltern schreiben, einen großen, ausführlichen Brief über ihren Besuch in der Villa Hügel, ihnen viel, viel Böses von dem Onkel Hofrat erzählen.

„Na, mach's gnädig," sagte er und nach einer kleinen Pause mit Selbstüberwindung: „Empfiehl mich dem Herrn Baron und der Frau Baronin."

„Ich werde meinen Eltern schreiben, daß mein lieber Onkel sie grüßen läßt," erwiderte sie und verließ mit Kamilla zugleich das Zimmer.

Die Herren gingen in den Garten.

Ein feiner Regen setzte ein, der bald dichter wurde. Die kleinen Tröpfchen, die er einzeln auf die Blumen und das Gezweige gesetzt hatte, rannen ineinander, bedeckten die Beete, Wiesen, Gesträuche mit einem kühlen Schleier.

„Es ist gut," sagte der Hofrat, „es löscht wenigstens den Staub."

„Ja, den löscht es," bestätigte der Oberleutnant so harmlos, als ob er aus der Schule Frau Rieselś käme. Es war völlig windstill, kein Lüftchen rührte sich, die kleine grüne Welt ringsum hielt den Atem an, schien sehnsüchtig zu warten auf etwas, das kommen und sie erquicken sollte. Und nun erhob sich in dieser

Lautlosigkeit ein sanftes Rauschen, eindringlich und segensreich rieselte der Regen nieder, und was da keimte, wuchs, blühte, empfing wohlig und wonnig die Himmelsgabe. Dem Boden entstieg kräftiger, nahrhafter Duft, und welkende Zweige sahen wieder frisch und jung aus.

„Schade, daß Cäcilie nicht da ist," sagte Eduard, „sie würde behaupten, daß sie sieht, wie die Bäume und Gesträuche sich freuen und ihre Zweige und Zweiglein dem Regen entgegen heben und strecken, um seine Labe zu genießen, und wie jeder Grashalm und wie jedes Blatt und jede Blüte dankt und dankt."

„Hole sie."

Er ging, kam aber allein zurück. Sie konnte sich von ihrem Briefe nicht trennen, war ja auch erst bei der fünften Seite. Der Oberleutnant schlug eine Partie Schach vor, in dessen Anfangsgründen ihn der Onkel einst unterwiesen, und beide begaben sich hinauf in das Schreibzimmer, in das Heiligtum, wie Frau Riesel diesen ernsten Raum nannte, weil er von Besuchern nur äußerst selten betreten werden durfte. Er machte mit seinen schweren Fenstervorhängen, seinen altertümlichen Lehnsesseln, den dunklen Bronzen auf Tischen und Sockeln einen düsteren Eindruck. Zwei Vitrinen aus Ebenholz bargen die Sammlung von Meisterstücken der Kleinkunst. In hohen Schränken standen hinter Glas kostbar eingebundene Bücher und Bildwerke, und über ihnen hingen ringsum an den Wänden Familienporträts in altmodischen Rahmen, die bürgerlichen Ahnen, auf die der Hofrat so stolz war. Roh und dilettantenmäßig ausgeführte Bildnisse eröffneten die Reihe; in Stieler-Manier gehaltene schlossen sie. Ein modernes Gemälde gab es nicht.

Beim Spiel, das nun begann, war der Schüler ganz versunken in Aufmerksamkeit, der Meister so zerstreut, daß er endlich in Gefahr geriet, es bloß zu einer Remis bringen zu können.

Knapp vor der Entscheidung klopfte es an die Tür. Freudiger Ahnung voll schnellte der Hofrat empor: „Herein!"

Sie war's. Sie kam in Begleitung Frau Rieſels, was ihn verſtimmte und ſogleich einen ſchnöden Verdacht in ihm erweckte.

„Aha! Sie kommen, um einen meteorologiſchen Triumph zu feiern!"

„Ich komme, um Ihre Befehle einzuholen," erwiderte ſie ſanft, ohne den Schatten einer Duldermiene.

„Warten Sie noch, das Wetter macht ſich, wir bekommen vielleicht den ſchönſten Nachmittag."

„Aber warum ſollen wir ihn nicht zu Hauſe zubringen?" fragte Cäcilie. „Ich möchte gar zu gern deine Sammlung ſehen, lieber Onkel. Ich habe ſo viel von ihr gehört."

„Wirklich? — Durch wen?"

„Nun, durch Mama."

„Ja ſo—o, ja ſ—o, durch die Mama . . ." Er überwand die kleine Enttäuſchung und verſprach, den Wunſch der Nichte zu erfüllen. Aber erſt ſpäter, man brauche Zeit. — „Alſo," wandte er ſich an Kamilla, „wenn ſie alſo durchaus nicht ausfahren will, dann können Sie den Wagen abbeſtellen."

Frau Rieſel neigte das Haupt und ſchritt dem Ausgange zu; Eduard eilte ihr nach, öffnete vor ihr die Tür und flüſterte:

„Gnädige Frau haben eine himmliſche Geduld."

Von ſeiner Bewunderung getragen wie von Flügeln, ſchwebte ſie mehr als ſie ging, die Treppe hinab und begegnete in der Nähe der Gaſtzimmer dem alten Diener des Hofrats. Er trug die Vaſe mit den herrlichen Roſen und blieb lächelnd vor Kamilla ſtehen:

„Für die gnädige Frau Oberleutnant."

„Ja, ja, ich weiß," log ſie und ließ ihre Augen halb gerührt, halb beängſtigt auf den Blumen ruhen.

In dem koſtbaren Roſenbukett fehlte die Malmaiſon.

Beim Mittageſſen wurde durch die Heiterkeit Cäciliens und durch ihre luſtigen Einfälle die gute Stimmung wiederhergeſtellt.

Zum schwarzen Kaffee ging die kleine Gesellschaft in das Rauchzimmer und hatte kaum dort Platz genommen, als sich auf der Treppe und im Gange Schritte vernehmen ließen. Eine laute, wohlbekannte Stimme fragte:

„Wo sind sie? Ja so, im Rauchsalon. Josef, mein Parapluie! Betty, mein Regenmantel!"

Die Tür flog auf, und da stand Frau Sektionsrat, dunkelrosa und hellblond, den Ausdruck eines Baby im ältlichen Gesichte.

„Die Mama!" rief Cäcilie; Eduard sprang auf, breitete die Arme aus und deklamierte:

„Aus dem bewegten Wasser steigt
Ein feuchtes Weib empor."

Wieder ein Zitat! — unglaublich nett für einen Oberleutnant von der Kavallerie, dachte Kamilla.

Rosa löste sich aus den Armen ihrer Kinder und ging auf den Vetter zu: „Verzeih den Überfall, aber ich konnte nicht vorbeifahren, ohne euch zu begrüßen."

Dabei sah sie Kamilla mit einem unendlich vielsagenden Blick an, und die Freundin nahm in ihrem Herzen auf, was er ausdrücken wollte: Dankbarkeit, Liebe, Verehrung.

„Regnet es noch?" fragte der Hofrat.

„Nein, es schüttet."

„Setz dich und trink eine Tasse Kaffee."

Sie gehorchte. „Danke dir. Gern, sehr gern. Ich komme nur für einen Augenblick. Wollte nur sagen ... Also Kinder, von den Wohnungen, die ich angesehen habe, paßt mir keine. Ich habe jetzt eine Sommerwohnung für den Herbst genommen."

„Das sieht dir ähnlich," sagte der Hofrat.

„Papa bekommt schon in vierzehn Tagen Urlaub. Wir fahren dann direkt nach Karlsbad und erwarten euch dort, und ihr bleibt bei uns, bis es wieder einrücken heißt."

„Und vorher?" fragte der Onkel.

„Bevor wir nach Karlsbad fahren, meinst du? Wir haben

große Projekte," erwiderte Eduard. „Wir wollen wandern, wandern! großartige Fußtouren durch unsere Alpenländer unternehmen. Ich treibe mich lange genug in der Heimat meiner Frau herum, sie soll jetzt die meine kennen lernen."

„Dazu wäre mehr Zeit nötig, als euch zur Verfügung steht."

„Oh, wir haben Zeit," sagte Cäcilie, „es ist ja heute erst der zwölfte Juli und morgen abends," es klang wie ein unterdrücktes Jauchzen, „grüßen wir schon die Ischler Berge."

Was bei diesen Worten in dem alten Herrn vorging, bemerkte niemand, nicht einmal sie, die ihn am besten kannte. Sie war dazu viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, war ganz erfüllt von Scham und Reue. Heute der zwölfte Juli! Ihres Vinzenz Geburtstag. Wohl hatte sie im Gebete ihres Entschlafenen besonders liebreich gedacht, aber ohne Beziehung auf diesen doppelt geweihten Trauer- und Feiertag.

„Nach Ischl wollt ihr bei dem Wetter?" brachte der Hofrat mit gequältem Lächeln hervor.

Sie aber schwelgten in Vorfreude, machten die kühnsten Pläne, erstiegen unter tausend Gefahren und Schwierigkeiten die höchsten Berge. Ihre Beschreibungen wurden so schwindelerregend, daß die Mama erklärte, sie nicht länger mit anhören zu können. Sie stand auf und nahm allerseits herzlichen Abschied. Auch Eduard empfahl sich, aber nur für ein paar Stunden. Er wollte die Mama nach Hause bringen und den Papa noch einen Augenblick sehen.

Cäcilie erinnerte den Onkel an sein Versprechen, ihr seine Sammlungen zu zeigen, und als die beiden nun einander im „Heiligtum" gegenüber saßen, ließ der Hofrat den Kunstschatz, den er in vielen Jahren zusammengebracht hatte, vor ihren Augen erstrahlen. Er machte sie aufmerksam auf kleine Bronzen, seltene Denkmünzen, Gemmen und Emails, um die ihn die kaiserliche Schatzkammer beneiden durfte. Cäcilie folgte seinen Erklärungen mit größtem Interesse. Er freute sich an ihrem ernsten Verständnis,

würdigte ihr gutes Urteil, ihren Geschmack, ihm schmeichelte ihre Bewunderung der schönen Bücher in den Schränken und die Anteilnahme, mit der sie die Gemälde an den Wänden betrachtete. Ihr Blick glitt suchend umher, sie ließ ihn auf dem Schreibtisch ruhen und fragte endlich:

„Und die arme Tante? Wo ist ihr Bild?"

Er stutzte: „Wen meinst du?"

„Deine Frau" ... erwiderte sie, betroffen über seinen Ton.

Er schwieg eine Weile. „Hat dir Mama Rosa nicht gesagt," sprach er dann plötzlich, „daß ich sehr unglücklich in meiner Ehe war?"

„Nein."

Er ließ sie nicht aus den Augen, er sah ihre Verwirrung: „Von dem, was du jetzt denkst, ist keine Spur. Meine Frau war mir treu."

„Und trotzdem ..."

„Und hat mich trotzdem unglücklich gemacht, und ich habe ihr das vergolten."

„So habt ihr einander nicht lieb gehabt?"

„Im Gegenteil. Ich habe sie geliebt bis an ihr Ende. Sie hat mich auch lange sehr geliebt ... Dann aber, zuletzt ... mich gehaßt."

„Das ist fürchterlich."

„Ja."

Sein finsterer Ausdruck wurde ihr unheimlich, sie hätte ihn gern von den peinigenden Gedanken, die ihn erfüllten, abgelenkt, und wußte nicht, wie das beginnen. Teilnahmslos wollte sie nicht erscheinen und ebensowenig neugierig. So sagte sie denn nur zaghaft und leise:

„Armer Onkel."

Er sah ihre Ratlosigkeit und fand Vergnügen daran. Sie ein wenig zu quälen, freute ihn, es schmeichelte ihm, daß er die Macht dazu hatte. Jedenfalls gehörte ihm in diesem Augenblick

ihr volles Interesse, und er geizte danach, es festzuhalten, sogar um den Preis von ein wenig Selbstachtung. So tat er, was er nie getan hatte, er sprach von seiner Ehe, die ein Kampf gewesen war vom ersten bis zum letzten Tag. Zwei gleichstark entwickelte Individualitäten standen einander gegenüber und rangen um das gleiche Recht, das Recht, sich zu entfalten nach dem eigenen, innersten Gesetz. Und diese Kämpfer waren zwei Liebende, und an ihnen erfüllte sich das Dichterwort: „Wir brannten, doch wir schmolzen nicht." Den Stunden heißer Zärtlichkeit folgten Tage der Auflehnung, der Empörung: „Sei anders!" verlangte er von ihr, sie von ihm, tadle nicht, wo ich bewundere, und wo ich bete, da spotte nicht ... Es gab weiche Stunden, in denen die Liebe sprach: „Beuge dich, schmiege dich, verleugne dich." Und es geschah, aber auf Kosten der inneren Wahrhaftigkeit; es war eine Lüge und der Preis zu hoch, die Lüge rächte sich ... Immer kleinlicher und häßlicher wurde der Streit. Aus welchen Arsenalen holte sie ihre Waffen! Wie heimtückisch wurden sie geschärft! Ein Nadelstich konnte vergiften wie ein Vipernbiß.

Es ging so weiter, bis die Krankheit kam, deren tödlichen Ausgang die Frau vor sich sah und von der sie nicht geheilt werden wollte. Nur fort, nur fort aus dem unerträglichen Leben wollte sie. Vor dem Manne verheimlichte sie ihre Leiden, und das war nicht schwer. Er war kein Ahner, kein Errater, lebte fest eingesponnen in das Netz seiner Friedlosigkeit, mit Blindheit geschlagen für das Nächste. Andere mußten ihm die Augen öffnen. Und andere waren es auch, die sie in den letzten Tagen ihres Lebens umgaben. Die Krankheit hatte ihr die Kraft der Selbstbeherrschung genommen, er mußte sehen, daß seine Nähe ihr quälend war. Sich fern halten blieb die einzige Wohltat, die er ihr noch erweisen konnte. Er tat's, er brachte es über sich. In Unfrieden gelebt, entfremdet gestorben. Wer trägt die Schuld? Sie, er, beide? keines?

Er war in seiner Rede immer gedrängter, seine Sätze waren

immer kürzer geworden. Manchmal kam es ihm: Warum erzähle ich ihr das alles? Dann sah er sie an und — erzählte weiter. Sie hörte ihm mit so gespannter Aufmerksamkeit zu, so voll innigsten Mitgefühls, schüttelte nur manchmal den Kopf und sagte mit leisem, schüchternem Tadel: „Das versteh ich nicht.“ Aber auf die Frage: „Wer trägt die Schuld? er? sie? keines?“ antwortete sie ernst und durchdrungen: „Keines.“

„Du absolvierst also?“ Ein herbes Lächeln überflog sein Gesicht. Die bösen Geister des Unmuts und der Verdrossenheit regten sich. Nun war ihm doch leid, daß er gesprochen hatte, und wieder dachte er selbstquälerisch: Wozu? Warum?... Eine Erklärung schien ihm nötig, eine Entschuldigung vor ihr und vor sich selbst. „Du solltest nur wissen,“ sprach er mit erzwungener Gleichgültigkeit, „warum bei mir kein Bild von meiner Frau zu finden ist.“

Sie erriet, was in ihm vorging. Der alte Mann war ihr ehrwürdig geworden, weil er so viel gelitten hatte: „Bereue nicht, daß du mir dein Vertrauen geschenkt hast.“

„Nein, nein — wenn's auch überflüssig war. Findest du nicht?“

„Gewiß nicht, es ehrt mich ja.“

Er schwieg, vermied, sie anzusehen, hielt die Augen auf ein Fenster gerichtet, an dem die Regentropfen in langen Fäden, lichte Streifen bildend, niederglitten.

Cäcilie geriet wieder in Ratlosigkeit. Sollte sie das Schweigen unterbrechen? Von gleichgültigen Dingen reden war ebenso unmöglich wie ein Zurückkommen auf das frühere Gespräch, und die Stille begann peinlich zu werden.

Da schlug die große Renaissanceuhr auf dem Kamin die Stunde an.

„Sechs Uhr,“ sagte die Nichte mechanisch, und der Onkel fragte ungläubig:

„Wirklich, schon sechs Uhr?“

Jawohl, und da kam denn auch Eduard und entschuldigte, wie der Hofrat fand, sehr unnötigerweise sein langes Ausbleiben. Er hatte den Papa zu Hause gefunden und ihn nicht sogleich wieder verlassen können. Ein heller Freudenglanz war bei seinem Eintreten über das Gesicht seiner Frau geflogen. Er schloß sie in die Arme und küßte sie:

„Morgen um diese Stunde sind wir weit fort."

Zur Partie kamen die drei Herren heute zu früh. Und dann war wieder so ziemlich alles wie gestern und wie es morgen sein wird und übermorgen und alle die armen noch kommenden farblosen Tage im Zeichen der alten Tyrannin Gewohnheit. Das innerhalb der vier Mauern. Und — außerhalb? Der Widerstreit, in dem der Hofrat stand mit seiner Zeit, hatte ihn noch nie mit solcher Bitterkeit erfüllt; er war sich noch nie so entsetzlich einsam vorgekommen.

An der Konversation beim Souper beteiligte er sich zum allgemeinen Erstaunen nur selten und dann ohne die gewohnte Schärfe. Um so eifriger führten die drei Freunde das Redeturnier. Jeder wollte den Preis erringen, die Anerkennung und Bewunderung einer reizenden jungen Frau. Der Professor verteidigte die neue Zeit gegen die Angriffe der beiden anderen Herren und führte seine Sache, wenn auch durchaus nicht immer mit tadellosen Waffen, so geschickt, daß die Gegner sich in ihren Sätteln bedenklich wanken fühlten. In seiner Bestürzung wurde der Major, wie er nachträglich zugab, „massiv", und der Großindustrielle schleuderte dem Gelehrten im Zorn über eine schlaue und hinterlistige Behauptung die Worte zu:

„Ach was! Verschonen Sie mich! Am Ende hat noch Bakunin recht: ‚Alles zerstören und sehen, was nachwachsen wird'."

„Zu arg!" stieß Frau Riesel unwillkürlich hervor, und auch Cäcilie wünschte das Ende des Streites herbei.

Sie legte ihre Hand auf die des Onkels, neben dem sie saß. „Ich bitte dich, sprich du, was sagst du zu alledem?"

Er hatte gezuckt bei ihrer Berührung. „Nichts, was dich freuen könnte. Was nachwachsen wird," wandte er sich an seine erregten Gäste, „ist leicht vorauszusehen. Wenn der Anarchismus über unsere heutige Kultur wie ein wahnsinnig gewordener Dampfpflug über Getreidefelder hinrasen, zermalmen und zerstören, das Unterste zu oberst kehren wird, was für einen Nachwuchs bekommt, der's erlebt, zu sehen? Unendliches Unkraut, saures Gras, und hier und da, spärlich vereinzelt, einen Halm mit einem Ährenbüschel. Da ist ein Keimchen von der Vernichtungswut unerreicht geblieben und treibt nun aus der alten Erde die alte Blüte, die alte Frucht. Ein Sämann wird kommen, die Körner sammeln, den Boden bereiten, vermutlich fern in einem andern Weltteil, und dort ..."

„Dort," fiel der Professor ein, „werden nach dem Verlaufe einer langen Zeit wieder unabsehbare Saaten sich dehnen, fruchtschwere Felder wallen, die wieder nach abermals langer, langer Zeit der Rost anfressen und reif machen wird zur vernichtenden Mahd. Und wieder werden gescheite Leute, vielleicht ein Staatsdiener, ein Soldat, ein Kaufherr, ein Bücherwurm beisammen sitzen und Betrachtungen anstellen über den Lauf der Welt."

„Glaube ich nicht!" rief der Major, „ich glaube an den Fortschritt."

„Auch ich; von ganzer Seele, aus allen meinen Kräften, ich möchte nicht leben, wenn ich an ihn nicht glauben dürfte," sagte Cäcilie, und der Major triumphierte, ihm war der Preis des Wortgefechtes — ihre Zustimmung — zugefallen. Der Großindustrielle jedoch fühlte sich gänzlich mißverstanden und grollte.

Es war schwül geworden im Zimmer. Frau Riesel öffnete die Tür der Altane. Der Gelehrte trat hinaus, stellte Wetterbeobachtungen an und verkündete, daß der Regen aufgehört habe, daß schon einige Sterne blinkten und daß es morgen das schönste Reisewetter geben werde.

Die Tarockpartie war vor dem Souper abgeschlossen worden,

die Herren empfahlen sich, und der Großindustrielle bedauerte, daß er morgen abend nicht werde kommen können.

„Dann gibt es also keine Partie," erwiderte der Hofrat trocken, und seine treue Hausdame seufzte im stillen: Das auch noch!

Nun kam der Abschied.

Die jungen Leute nahmen ihn schon heute. Sie wollten morgen mit dem Frühesten fortfahren.

„Was heißt das Früheste?"

„Schlag sieben Uhr, und du darfst dich durchaus nicht durch uns stören lassen, wir werden abziehen, so leise wie ein Paar Fledermäuse," sagte Cäcilie, und sie und ihr Mann dankten dem liebsten, besten Onkel auf das Wärmste für seine Gastfreundschaft und seine große, große Güte. Sie dankten auch von Herzen der teuren gnädigen Frau. Cäcilie umarmte sie, und Eduard küßte ihr die Hand.

Noch einige Abschiedsworte, Verneigungen, Händedrücke, und der Hofrat und seine Hausdame waren allein.

Er blieb eine Weile unbeweglich und ganz in sich versunken. Sein Mund hatte einen wehmütigen Zug, den Kamilla nicht an ihm gekannt. „Also morgen reisen sie," sagte er.

„Und das ist gut," erwiderte sie unhörbar leise.

Die Prophezeiung des Gelehrten traf ein, der Sommermorgen war von strahlender Pracht. Zur bestimmten Stunde hielt der Wagen vor dem Tor, und Frau Riesel, in der Toilette ihrer Halbtrauertage, überwachte die sorgfältige Unterbringung der eleganten Reiseeffekten auf dem Kutschbocke.

Das Ehepaar trat aus dem Hause. Er trug zwei Handtaschen, sie das schöne Rosenbukett.

Und nun begrüßte man einander.

„Nein, gnädige Frau, Sie schon da! Das ist doch zu viel!..."

„Meine Schuldigkeit," erwiderte ſie gelaſſen, „aber bitte, ſehen Sie nur, wer kommt da?..."

Der Hausherr war's, ſo fein und ſorgfältig angetan, als ging's zu einem Feſte.

Die jungen Leute überhäuften ihn mit liebevollen Vorwürfen.

„Onkel! So früh aufgeſtanden und uns zuliebe! Wir ſind unglücklich, wir ſind beſchämt."

Er verſuchte zu ſcherzen, er verneigte ſich tief: „Frau Baronin, ich weiß, was ſich gehört."

„Und ich auch!"

Im nächſten Augenblick fühlte er auf ſeiner Wange den feſten Druck junger, friſcher, Geſundheit atmender Lippen.

„Adieu! Adieu!" Sie ſtieg in den Wagen. Eduard folgte: „Vorwärts!"

Der Hofrat und Frau Rieſel blieben vor der Gartentür ſtehen und blickten den Davonfahrenden nach, die ſich erhoben und umgewendet hatten, grüßten und winkten.

Der alte Mann folgte mit den Augen noch eine Weile der Richtung, in der ſie entſchwunden waren. Dann wandte er ſich dem Hauſe zu. Seine Untergebene folgte. „Die bleibt mir," ſpöttelte er, ſich ſelbſt zuleide, und bewahrte gegen ſie ein feindſeliges Schweigen. Die Feinfühlige ging auf in großherzigem Mitleid, verzieh alles, begriff alles, verſtand alles — ach, nur zu gut!...

Ihr war wie einem Schwan, der einen kleinen Tintenklecks auf dem ſchneeweißen Gefieder davongetragen hat.

Ihm ſaß ein Stachel tief im Herzen.

Cäcilie ſah ſich noch einmal nach der Villa um.

„Der Onkel iſt unbeſchreiblich gut für uns geweſen," ſagte ſie zu ihrem Manne. „Unſer Beſuch hat ihn gefreut, aber wiederzukommen hat er uns nicht eingeladen."

„Nein, es ist eigentlich merkwürdig, das hat er nicht getan."

Und sie fuhren mit sonnenhellen Herzen in den sonnenhellen Tag hinaus, den grünen Wäldern und Bergen, den schimmernden Seen, den ehrwürdigen Gletscherriesen munter und unternehmungslustig entgegen; sie blühten in Jugend und Schönheit, und kraft ihrer Liebe und Begeisterung gehörte ihnen die Welt.

Die Sünderin

„Das Schreiben, selbst an meine liebsten Menschen, ist mir eine Qual," sagte Louise von François, und: Mir auch, mir auch! dachte die alte Baronin, als sie den vierten Brief, den sie heute geschrieben hatte, und jeden an einen ihr sehr lieben Menschen, schwer seufzend schloß.

Kein fauler Student sehnt sich ungeduldiger von der Schulbank fort, als sie sich fortsehnte vom Schreibtisch in den Garten hinaus.

Es war ein Sommermorgen von jauchzender Pracht. Ein Blick ins Freie umfaßte eine Welt von Schönheit: Schauen war Glück und Atmen Genuß. Vom offenen Fenster her kam in lauen Wellen die Luft hereingestrichen über die frisch gemähten Wiesen, durch das Geäste der Fichten, das helle Laub der Tulpenbäume, den Blätterreichtum der Flügelnuß. Und von drüben grüßte die Deucia, die sich aus der Ferne ausnahm wie ein großes, von Künstlerhand gebundenes Bukett, und deren einzelne Blüten in der Nähe kleinen Damen gleich sehen in weiß und rosa Ballkleidern.

Die Baronin schob ihre erledigte Korrespondenz von sich und wollte eben aufstehen, als die Kammerjungfer, Fräulein Emilie, erschien. Sie war ältlich, lang und dürr, und ihre Bewegungen hatten etwas Automatenmäßiges. An der Tür blieb sie stehen und meldete kurz und bündig: „Die Fanka ist da!"

„So, so — die Fanka. Was fällt ihr ein? Wer hat sie gerufen?"

„Kommt von selbst. Möcht die Arbeiten für das Armenhaus wieder haben."

„Möcht sie? Ohne weiter's?"

„Ohne weiter's."

„Weiß sie nicht, daß sich zwei andere um die Arbeit bewerben? Geschickte Schneiderinnen und brave Mädchen. Weiß sie nicht, daß ich böse auf sie bin?"

Das Fräulein schupfte die rechte Achsel in die Höhe und machte eine äußerst verächtliche Miene. „Scheint nicht. Tut nichts dergleichen."

„Unglückliches Geschöpf! Hat schon zwei Kinder und muß noch ein drittes bekommen. Und wer ist denn dieses Mal der Vater?"

„Das ist der Marian aus dem Meierhof."

„Der Witwer, der die vielen Kinder hat?"

„Sieben." Fräulein Emilie senkte die Arme und machte eine ausbreitende Bewegung, als ob sie der Gebieterin diese ganze Nachkommenschaft zu Füßen legen wollte.

Die phantasiereiche Dame hatte sogleich den Anblick in völliger Leibhaftigkeit vor Augen; er tat ihr weh, und sie murmelte schmerzlich ergriffen: „Arme Würmer!"

„Er taugt nichts, der Marian," setzte sie nach einer Weile hinzu. „Wie seine Frau gestorben ist, hat jeder gesagt: ‚Wohl ihr!' Und mit dem läßt die Fanka sich ein. Es ist unglaublich, empörend ist's! Gehen Sie und sagen Sie ihr, daß ich sie nicht sehen will und in diesem Jahre keine Arbeit für sie habe."

„Schon recht." Emilie nickte und wandte sich.

Ihre Eilfertigkeit und ihre Zustimmung zu dem grausamen Ukas mißfielen der Gebieterin. „Geduld!" Sie nahm eine Banknote aus der Schreibtischlade. „Geben Sie ihr das, und sie soll gehen!"

„So viel?" In ihrer eigentümlichen Gangart, einem steifen Hüpfen, war Emilie herangekommen. „Ich werde ihr aber

sagen, daß sie davon den Doktor bezahlt. Er hat sie schon klagen müssen."

„Müssen? Der wohlhabende Mann die armselige Person?"

„Der Doktor will auch leben. Wozu hätte er was gelernt?"

„Ist sie krank gewesen?"

„Sie nicht. Eins von die Buben."

„Der blonde, der schöne?"

„Weiß nicht, hab mich nicht erkundigt."

„Sagen Sie mir — wie sieht sie denn aus?"

„Recht abgerackert."

„Wie geht's dem Vater? Hat sie nichts gesagt?"

„Mein Gott, ja! Daß er alt ist und nicht mehr arbeiten kann."

„So? Und wer besorgt denn das Stück Feld, das sie wieder gepachtet hat?"

Dieses viele Fragen machte das Fräulein schon ganz nervös. „Natürlich sie! Und sie hat ja den großen Buben."

„Groß? Ein zehnjähriges Kind."

„Wer kann dafür, daß er nicht älter ist?" Das war eine recht Emilianische Antwort, und die Ungeduld, der sie entsprungen, nicht mehr zu bemeistern. Das Fräulein wandte sich mit maschinenhafter Geschwindigkeit wie ein Drehkreuz und schritt der Tür zu.

„Warten Sie!" rief die Gebieterin, ärgerlich über dieses selbstherrliche Benehmen. Sie hatte einmal wieder einen ihrer raschen Entschlüsse gefaßt. Daß sie strafen werde, das war gewiß, dabei mußte es bleiben; aber selbst strafen wollte sie, nicht strafen lassen durch andere, die vielleicht grausam wären. „Warten Sie, hören Sie! Sie brauchen der Fanka gar nichts zu sagen. Ich will selbst mit ihr reden, sie soll kommen."

„Selbst reden — no, das wird wieder was werden," murmelte Emilie, aber so leise, daß ihre so ziemlich schwerhörige Herrin den Wortlaut dieses Mißtrauensvotums nicht vernahm. „Und

was geschieht damit?" fragte sie, die Banknote an einer Ecke mit zwei Fingern von sich haltend, als ob sie etwas Ekelhaftes wäre.

„Das geben Sie ihr und schicken sie her."

Das Fräulein entfernte sich wortlos; nur ihre Miene gab kund, daß sie verletzt worden war in irgendeinem besseren Gefühl, und wenige Augenblicke darauf trat die Fanka ein.

Ein heller Freudenschein glitt über ihr Gesicht beim Anblick der Greisin, die dasaß im Lehnstuhl in der Nähe des Fensters. Leise, rasch, völlig unbefangen kam sie auf sie zu, beugte sich und küßte ihre Hand. „Ich danke untertänigst für das Geld, gnädigste Frau Baronin, und ich komme die Arbeit abholen für das Armenhaus."

Die alte Frau betrachtete sie mit großem Ernste. Verjüngt hatte ihr letzter Fehltritt sie nicht, und Vorteil hatte sie auch nicht aus ihm gezogen, denn so armselig wie jetzt war ihre Kleidung nie gewesen. Aber hübsch war sie noch immer und noch anmutig ihre schlanke Gestalt. Ein kleines weißes Kopftuch umschloß den braunen Scheitel und die Wangen, die sehr schmal geworden waren. Auch das etwas zu kurze Näschen hatte schärfere Linien bekommen, und ganz so hell wie früher leuchteten die dunklen Augen nicht mehr. Unverändert geblieben war nur der ungewöhnlich schöne Mund, dessen volle rosige Lippen so fein geschwungen waren, und den ein eigentümlich anziehender Ausdruck von Lebenslust und Übermut umschwebte.

„Ich komm die Arbeit abholen für das Armenhaus," wiederholte sie nach einer Weile, da die Baronin schwieg.

„So, die Arbeit. Woher wißt Ihr denn, daß Ihr sie wieder bekommt?"

Fanka lächelte freundlich: „Ich denk mir's schon, Euer Gnaden, Frau Baronin."

Die Unglückliche, die Unverbesserliche! So hatte sie keine Ahnung daron, daß sie einen Vorzug verscherzt haben konnte.

„Ihr seid im Irrtum, wenn Ihr Euch das denkt. Die Arbeit bekommt in diesem Jahr ein braves Mädchen."

Fanka war einen Augenblick betroffen. Gleich darauf lächelte ſie wieder, aber etwas wehmütig, wie über einen ſchlechten, grauſamen Scherz, den man verzeihen muß, und ſprach halblaut: „Ach nein, gnädige Frau Baronin."

„Wieſo, nein? Durchaus ja! Ich bin bös auf Euch. Ihr ſeid unmoraliſch. Wieder ein Kind. Schämt Ihr Euch nicht vor Eurem großen Buben?"

„Vor dem Joſefek?" Sie ſchlug die Hände leicht zuſammen und blickte die Baronin mit gelaſſenem Staunen an. „Der hat ja die Brüder lieb; den kleinen ſchon gar. Den hat er gar lieb."

„So? ... Nun, das iſt wirklich ein guter Bub, der Joſefek."

„Ob der gut iſt, Euer Gnaden!" beeilte ſich Fanka eifrig zu beſtätigen. „So gut und ſo brav. Der Herr Lehrer loben ihn, daß er ſo brav iſt in der Schule, der Allerbeſte. Und fleißig iſt der! So fleißig! Der Vater ſind ſchon ſehr ſchwach, können nichts mehr tun; da hilft mir mein Bub, was er nur kann. Mein Glück, der Bub; an dem werde ich meine Stütze haben, wenn ich einmal alt bin und mir nichts mehr verdienen kann."

„Das hat gute Wege; vorher werdet Ihr noch lang für ihn ſorgen müſſen, und wie lang noch für die andern! ... Fanka, Fanka! Nein, daß Ihr Euch an den Marian weggeworfen habt, das verzeih ich Euch nicht, das iſt eine Schande."

Dieſer Vorwurf traf die Sünderin hart, ſie errötete bis unter die Haare und ſprach langſam und leiſe mit ſchmerzhaft vorgezogenen Lippen: „Von dem hab ich geglaubt, daß er mich heiraten wird."

„Hat er es Euch verſprochen?"

„Was ſoll er's verſprechen? Heiraten muß er ja, was möcht er denn anfangen mit den vielen Kindern."

„Ein Verſprechen hat er Euch alſo nicht gegeben, und Ihr habt keins verlangt, weil Ihr Euch wohl gedacht habt: Wenn er's auch gibt, halten wird er's doch nicht. Ihr habt ihn ja kennen müſſen und gewußt, daß er nichts taugt."

Fanka seufzte tief auf und erwiderte mit grandioser Ergebung: „Er ist halt ein Mann, einer wie der andere; sie sind alle so, alle schlecht."

Welche Erfahrungen! sagte sich die Baronin im stillen und setzte laut hinzu: „Das denkt Ihr, das glaubt Ihr und trotzdem ... Ich begreif Euch nicht ... Geht Fanka, geht! Euch ist nicht zu helfen, geht nur weiter ins Verderben, ins Elend mit Euren Kindern."

Fanka hatte diese harten Worte über sich ergehen lassen und die Sprecherin fortwährend angesehen mit einem Blick, der traurig fragte: Bist du's, die so zu mir spricht? Kann das sein? Bist du's wirklich?

Jetzt zog sie ihr fadenscheiniges Umhängetuch fester um die Schultern, lehnte den Kopf zurück und sagte, ohne die Stimme zu erheben, aber mit einem Anklang von Trotz: „Ich hab noch nie einen Menschen angesprochen um ein Stück Brot für meine Kinder."

„Gott behüt Euch davor, daß Ihr's je tun müßt," versetzte die Greisin, gegen ihren Willen ergriffen von diesen stolzen Worten.

„Ja, Euer Gnaden, ja, Gott behüt's, daß es nur nicht wieder so wird, wie's im Winter war mit dem Sylvin ... Erinnern sich an ihn, Euer Gnaden? Haben ihn gesehen beim Erntefeste, haben ihn auf den Arm genommen, und er hat sich nicht gefürchtet. Er hat Sie freundlich angeschaut. Erinnern sich?"

Ja, sie erinnerte sich. Ein bildschönes, etwa dreijähriges Büblein. Sie hatte gefragt: „Wem gehört der Blasengel?" Und einige Weiber hatten gekichert: „Der ist ja von der Schneiderin, der Fanka!" Und: sie hatte denken müssen: Ihr — wie sollt es anders sein? — zur Last. Und was gäben manche Vornehme und Reiche um den Besitz eines solchen Kindes!

„Der, Euer Gnaden, der war zum Sterben, zum Sterben!" beteuerte Fanka, und hastig, sich überstürzend, sich verwirrend, erzählte sie, wie es so plötzlich gekommen war, im Winter, gerade

damals, als ſie ſo viel Arbeit gehabt ... Einmal in der Nacht konnte ſie ſich vor Schlaf nicht retten ... Da hatte der Vater ſie geweckt: „Der Sylvin ſtirbt, wach auf, komm beten!“

Herr Jeſus Chriſtus! Wie? Was? Der Sylvin, ihr Bub, mit dem ſie am Abend noch gelacht und geſpielt hat? Nein, nein, der ſtirbt nicht, den läßt ſie nicht ſterben ... ſtürzt zu ihm ... Er glüht wie eine Kohle und röchelt.

„Laß ihn!“ ſagt der Vater. Aber ſie hat ihn genommen, ihn gut eingewickelt, daß er nichts ſpürt, und fort mit ihm zum Doktor ...

„Zum Doktor?“ fragte die Baronin. „In der Nacht, im Winter, den weiten Weg?“ Sie kannte ihn. Er zog ſich durch die flachen Felder, die, kahl und baumlos, von Schnee bedeckt, unüberſehbar ſchienen; ſie kannte den mähriſchen Nordweſt, der über ſie hinfegt, ihren alten Feind, kannte ſeinen ſchneidenden Froſt, ſah das arme Weib, das ſein Kind der Rettung entgegen trug, gegen ihn ankämpfen in Dunkel und Einſamkeit, malte ſich alle Schrecken der langen, langen Wanderung aus und ſagte: „Unſinn!“

„Ja,“ geſtand Fanka, „der Herr Doktor haben gezankt: ‚Was ſchleppt Ihr ihn her? Ich muß zu ihm, nicht er zu mir.‘ Sind dann auch gekommen.“

„Wie oft?“

„Fünfmal.“ Sie ſeufzte und fuhr mit der Hand über das Geſicht, als ob ſie den Schatten eines ſorgenſchweren Gedankens wegwiſchen wollte. „Ich bin ihm noch ſchuldig, dem Herrn Doktor.“

„Das Kind hat er Euch mit Gottes Hilfe geſund gemacht?“

„O je, Euer Gnaden“ — ihre Munterkeit und Zuverſicht waren ſchon zurückgekehrt —, „der lauft jetzt herum, daß der Staub hinter ihm auffliegt. Gott ſei Dank, alle ſind geſund, und ich hab Zeit, und mit der Arbeit für das Armenhaus kann ich mir helfen.“

„Fanka," sprach die Baronin nach einer Pause und nicht ohne Selbstüberwindung, „mir tut's leid, aber auf die Arbeit für das Armenhaus dürft Ihr in diesem Jahr nicht rechnen. Ihr wißt, warum."

„Nicht rechnen, Euer Gnaden? Und wem möchten sie denn geben? Es macht sie ja niemand so gut wie ich. Die Frauen sind immer zufrieden, ich weiß schon so gut, wie jede es haben will, sie sind so heikel, die Frauen ... Euer Gnaden, Frau Baronin, ich bitte ..."

„Bittet nicht, quält mich nicht, und geht jetzt, Fanka!"

Nicht bitten und — gehen! Sollte sie's wirklich glauben, daß sie verstoßen war? Dann aber auch ins Elend. Die Pfändung wird kommen, und die Kinder werden hungern, und die ihr mit Hohn und Spott vorhergesagt: „Betteln wirst gehen!" werden recht behalten. O Herr Jesus Christus, lieber ins Wasser! ...

Ihr Kopf brannte, ihre Knie bebten, und plötzlich, von Verzweiflung gepackt, stürzte sie mit einem lauten Aufschrei nieder: „Ich hab nie gebettelt, schicken Sie mich nicht betteln, gnädigste Frau Baronin!"

Die alte Frau war erschrocken in ihren Sessel zurückgesunken und hatte sich dann rasch erhoben: „Steht auf!" rief sie und blickte erschüttert auf das mühselige Geschöpf nieder, das gebrochen vor ihr lag, weil ihm eine neue Möglichkeit, sich zu mühen, verweigert wurde. Zur Strafe — wofür? Wer darf strafen? Trägt ihre Schuld die Strafe nicht in sich? Hat sie ihr nicht Plage und Schande genug gebracht? Freilich, nicht nur die allein — so strafst du, Weisheit, unergründliche, einzig anbetungswürdige Macht! — freilich auch, strömend aus dem selben Quell, Glück und Läuterung durch unendliche Opferkraft und eine tapfere, beschützende Liebe. „Steht auf!" wiederholte sie. „Was fällt Euch ein? Ich kann solche Sachen nicht leiden."

Langsam und zögernd wurde ihr Befehl erfüllt, und nun

standen sie einander gegenüber, beide im Innersten erregt und verwirrt. Fanka wagte kein Wort mehr zu sprechen; sie hatte den Kopf gesenkt, schluchzte, und unaufhaltsam rannen Tränen über ihre Wangen.

Da legte eine Hand, deren leises Zittern sie fühlte, sich sanft auf ihre Schulter, und eine Stimme, aus der jede Spur von Strenge verschwunden war, sagte: „Geht! Jetzt aber wirklich. Ihr sollt Euch helfen können. Seid getrost und weint nicht, ich kann auch das nicht leiden."

Vielleicht

Vor fünf Jahren hatte ich zum letztenmal den Besuch meines Täuflings, des jungen Doktors der Philosophie Georg Baltin. Mit seinem verstorbenen Vater war ich befreundet gewesen von der Zeit an, in der ich Medizin studierte an der Universität Czernowitz und er Lehrling war in einem Kaufhause, dem er später als Chef vorstehen sollte.

Das Schicksal fügte es, daß wir uns beide in dasselbe junge Mädchen, in die schöne Rektorstochter verliebten. Er blieb Sieger und unsere gute Freundschaft ungetrübt. Zu guter Freundschaft kühlte sich auch allmählich meine heiße Jugendliebe ab. Ich war, um den Prozeß zu beschleunigen, verreist, hatte mir ein bißchen die Welt angesehen, große Städte besucht, große Kollegen kennen gelernt. Heimgekehrt, siedelte ich mich nicht allzuweit von Czernowitz an, in der kleinen Stadt, wo ich geboren bin. Zu tun bekam ich bald mehr als genug, übte meine Praxis in der Stadt und auf dem Lande aus, war oft zu Gast bei meinem Freunde und konnte mich unbefangen an seinem Glücke freuen. —

So vergingen zwanzig Jahre. Dann starb die Frau, und der Mann folgte ihr bald nach.

Nun war der einzige Sohn meiner liebsten Menschen verwaist, und es wäre selbstverständlich gewesen, daß wir zwei uns recht herzlich aneinander geschlossen hätten. Aber er fühlte ebensowenig einen Zug zu mir wie ich einen zu ihm. Wir hatten uns rein nichts zu sagen, wenn er mich alljährlich einmal pflichtschuldigst besuchen kam. Von Kind auf war ihm etwas Apartes

eigen; nicht angenommen, nicht affektiert — davon keine Spur, er war auf das Natürlichste nicht natürlich, wußte nichts von seinen Absonderlichkeiten. Ernst bis zur Lächerlichkeit für seine jungen Jahre, bekam er, ohne für andere bemerkbaren Grund, plötzlich Anfälle toller Lustigkeit, konnte über einen armseligen Witz, eine abgedroschene Anekdote lachen, daß er sich bog, daß seine überschlanke Gestalt Schlangenwindungen bildete. Studiert hatte er unheimlich gut für einen Burschen, dem seine Eltern keinen Vorwurf gemacht hätten, wenn er auch bei jeder Prüfung durchgefallen wäre.

In der Schule und auf der Universität wurde er gehänselt wegen seiner langen Figur, seines Ungeschicks bei allen körperlichen Übungen und, nicht zum mindesten, um seiner gedankenlosen Großmut willen, war aber, im ganzen genommen, beliebt. Ein Problem, das freilich blieb er, büffelte nie und wußte immer. Da hieß es wohl, halb im Scherz und halb im Ernst: „Der hat's gut. Die andern müssen studieren, er braucht sich nur zu erinnern." Trotz seiner außerordentlichen Begabung und einer Schärfe des Verstandes, die mich bei dem Knaben beinahe erschreckte und später beim Jüngling geradezu blendete, konnte der Mensch manchmal Fragen stellen, Urteile abgeben, deren ein dummes Knäblein sich hätte schämen müssen.

In seinem Charakter kamen die selben Unebenheiten zutage. Heute weich wie eine sentimentale Dame, morgen gleichgültig einem großen Unglück gegenüber. Auch seine Eltern hatten unter seinem wechselvollen Wesen zu leiden, entschuldigten ihn jedoch, beteten ihn an. „Wie ihr ihn verzieht!" sagte ich, und: „Ach was! — die Verzogenen geraten besser als die Verprügelten," meinte der Freund; und seine Frau setzte melancholisch hinzu: „Er ist ja unser Einziger."

Ich aber dachte: Gott tröst euch! Was würdet ihr mit mehreren Exemplaren dieser Art anfangen?

Einmal hatte er sich besonders ungebärdig gegen seine Mutter

benommen, kniete jetzt vor ihr und bat nicht um Verzeihung, sondern forderte sie stürmisch.

Sie griff mit beiden Händen in seine braunen buschigen Haare, wiegte seinen Kopf sanft hin und her und fragte: „Hab ich dir schon einmal nicht verziehen?"

Er stand auf, niemand hätte erraten können, ob er gerührt oder beleidigt sei.

Am nächsten Tage hatte er rote Augen, blieb stumm und verschlossen, sah aus wie eine Wetterwolke, die im nächsten Moment platzen kann.

Es ging viel in ihm vor, das ist gewiß, aber vorauszusehen, welchen Eindruck die geringste Veranlassung, ein einziges Wort auf ihn machen konnten, war unmöglich. Seine Eltern verstanden ihn gar nicht, doch erhöhte das nur ihre Bewunderung. Er war ihnen eben „zu hoch".

Mir wird es ewig unbegreiflich bleiben, wie diese zwei geradlinigen Leute zu dem verschnörkelten Sohne kamen.

Wie mir erzählt wurde, bereitete er allen, die ihn kannten — oder zu kennen glaubten, denn wer kannte ihn? —, die größte Überraschung durch den Eifer, den er als Einjährig-Freiwilliger an den Tag legte. Ließ sich ruhig auslachen und andonnern wegen seiner Unbeholfenheit, erfüllte gern und gewissenhaft die Anforderungen des Tages. Sein Vater glaubte ihn einmal loben zu müssen, er lehnte ab: „Warum denn? Es interessiert mich ja."

Man wollte von ihm sogar das denkwürdige Wort gehört haben: „Nicht Freiheit braucht der Mensch, der Mensch braucht Zucht."

Eine Nachwirkung hatte seine Militärzeit nicht auf ihn geübt, er blieb der alte, ewig neue, ewig andre. Im Anfang des Mannesalters soll er eine große Liebe gehabt haben, deren einzige Vertraute seine Mutter war. Sie hat nie mit mir darüber gesprochen.

Das alles war nun lang vorbei und bisher noch nichts aus den glänzenden Hoffnungen geworden, die seine Eltern auf die Zukunft des Sohnes gesetzt hatten.

Seit ihrem Tode verbrachte er, plan- und zwecklos, wie mir schien, seine Zeit auf Reisen, und das ging so fort durch vier Jahre, bis er mich, wie gesagt, vor fünf Jahren zum letztenmal besuchte. Sein Aufenthalt bei mir hatte immer nur ein paar Tage gedauert; dieser wollte nach mehreren Wochen noch kein Ende nehmen. Und ich wäre meinen Gast schon gern los geworden. Er war mir nie so versonnen vorgekommen, ich wurde nicht leicht Herr meiner Entrüstung über ihn, gab mir freilich nicht allzuviel Mühe, sie zu verbergen. Er wußte, daß sein Bummelleben mir ein Ärgernis war. Was lag ihm daran! Wenn ich fragte: „Georg, wann wirst du dich entschließen, einen Beruf zu ergreifen? konnte ich ihm keine andere Antwort erpressen als: ‚Das weiß ich noch nicht. Das muß sich erst machen.'"

Was sich machen müsse, blieb im Dunkel.

Ich hatte gerade damals viel zu tun. Scharlachepidemie in der Gegend, viel Kranke, wenig Ärzte. Kam ich am Abend müde heim, verdroß es mich, den Müßiggänger da sitzen zu sehen in meinem Zimmer, auf meinem Schreibtischsessel in seiner Lieblingspositur. Die Füße auf einen hohen Schemel gestemmt, den Kopf zwischen die Hände gepreßt und bis zu den Knien herabgebeugt ...

„Weißt du, wie du aussiehst?" sagte ich einmal. „Wie eine Heuschrecke, wahrhaftig. Ja, ja, mein Lieber, du bist eine Hoffmannische Figur."

Er nahm das gar nicht übel, richtete sich langsam auf, und über sein blasses slawisches Gesicht glitt ein Lächeln.

Dieses Lächeln habe ich mir gemerkt. Es war ein gar zu beredtes Lächeln, das Bewußtsein einer großen Überlegenheit sprach sich darin aus und eine so merkwürdige gütevolle Nachsicht! Wie ein großmütig Verzeihender streckte er mir die Hand

entgegen. Und ich — ſtatt ihm zu ſagen: Was fällt dir ein? — ergriff und drückte ſie. Weiß heute noch nicht, warum.

Wie er ſeine Tage verlebte, war mir bekannt. Er machte ſtundenlange Spaziergänge und wußte bei der Rückkehr nie, was für ein Wetter geweſen war. Er ſaß, in Gedanken vertieft, als Heuſchrecke auf meinem Schreibtiſchſeſſel oder las in einem der wenigen philoſophiſchen Bücher, die er mitgebracht hatte. Fechners „Zend-Aveſta" befand ſich darunter.

Ob er ſeine Nächte ruhig verſchlief, war mir zu fragen nicht eingefallen. Um ſo mehr fand meine Wirtſchafterin, ein böſes altes Klatſchweib, es nötig, mir darüber einen Floh ins Ohr zu ſetzen.

„Ja, der Herr Doktor, man möcht's nicht glauben, aber er iſt doch auch ſo einer ..." Keinem Menſchen möchte ſie's verraten — oh, dafür ſtand die Ehre des Hauſes ihr zu hoch; aber ich müſſe doch wiſſen, daß der Herr Doktor die Nächte auswärts zubringe und nie vor Morgengrauen ...

Ich fiel ihr ins Wort, verbat mir weitere Mitteilungen, aber ganz ohne Einfluß auf mich blieb ihr Geſchwätz nicht. Völlig Erfundenes hatte die Plaudertaſche mir doch wohl kaum erzählen wollen. Was ſollte ich denken? — Genügten meinem Gaſte ſeine endloſen Spaziergänge bei Tage nicht? Setzte er ſie auch des Nachts fort? Hatte er im Städtchen oder irgendwo in der Umgegend eine Geliebte? — Daß er auf gemeine Abenteuer ausging, daran dachte ich keinen Augenblick. Ich kannte an ihm von jeher einen inſtinktiven Abſcheu gegen alles Gemeine, er war ein im Innerſten lauterer Menſch.

So blieb die Sache geheimnisvoll, und zu dem Unbehagen, das ſeine Anweſenheit mir ſchuf, kam etwas läſtig Rätſelhaftes, worüber ich mich nicht entſchließen konnte, eine Aufklärung von ihm zu verlangen.

Wir befanden uns in der erſten Hälfte des Juli. Auf der Rückkehr von einer meiner Rundfahrten gab es noch ein paar

Krankenbesuche im benachbarten Dorfe zu machen. Von dort schickte ich meine arg mitgenommene Equipage nach Hause. Mich verlangte nach einem tüchtigen Marsch in der reinen, kühlen Nachtluft, nachdem ich so viele Stunden im Wagen und am Bette der Patienten sitzen und so viel verbrauchte Luft hatte schnappen müssen.

Die Nacht war traumhaft schön. Dem Mondgesicht fehlte zur vollen Rundung noch ein Stückchen Wange, aber es behauptete sich dennoch glorreich im Sternengefunkel und ergoß schneeig hellen Glanz über die Erde. Ich alter prosaischer Doktor habe den Mondschein so gern, mir ist immer, als bade man in seinem weißen Lichte und wüsche Schmutz und Schuld von Leib und Seele ab.

Mein Weg führte außerhalb des Dorfes am Friedhof vorbei. Er wird sehr gut gehalten. Die Leute widmen ihm große Sorgfalt und streuen meistens ihren Angehörigen mehr Blumen aufs Grab, als sie ihnen auf den Lebensweg gestreut haben.

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die sonst immer gewissenhaft verschlossene Gitterpforte des kleinen Gottesackers nur angelehnt war. Was hatte das zu bedeuten? Eine Nachlässigkeit des Totengräbers oder den Besuch irgend eines Liebhabers von armem Gräberschmuck?

Wart du, dachte ich, dir wollen wir auf die Finger schauen, stieß das Tor weiter zurück und trat ein. Sah mich um, sah nichts, das einem menschlichen Wesen geglichen hätte. Der Friedhof lag ganz eben vor mir da in der Umgrenzung seiner Mauer. Wie eine müde hingelagerte Lämmerherde nahmen die schmalen Grabhügel sich im kalten, weißen Lichte aus. Nichts war zu hören als das Gezirpe einiger Grillen, keine Bewegung war zu bemerken außer dem Gleiten schleierhaft durchsichtiger Schatten über den Erdboden, wenn ein eiliges Wölkchen am schimmernden Monde vorüberflog.

Trotzdem machte ich die Runde und sah lange Zeit nichts

Auffallendes, bis es mir plötzlich erschien in der denkbar seltsamsten Gestalt. So seltsam, daß ich zuerst an eine Sinnestäuschung glaubte.

Im Grase, dicht an ein Grab angeschmiegt, lag ein Mensch, lag — ich hatte ihn nicht gleich erkannt — Georg, mein Gastfreund.

Er hatte die Mütze in den Nacken geschoben, das Ohr dicht an den Hügel gepreßt und schien in unbeschreiblicher Spannung zu lauschen. Der Mondschein fiel hell auf sein totenblasses bartloses Gesicht und verlieh ihm einen unnatürlich weißen Schimmer. Die Augen waren weit geöffnet, und aus ihnen starrte ein Ausdruck des Grauens und Entsetzens, die schmerzvoll verzogenen Lippen zitterten und zuckten, den langen, hingestreckten Körper durchrieselten leise Schauer vom Wirbel bis zur Sohle.

Ich war im ersten Moment sprachlos, dann rief ich ihn an. Aber erst nachdem ich meinen Ruf mehrmals und immer lauter wiederholt hatte, vernahm er ihn und hob den Kopf. Seiner Brust entstieg ein rasselndes Stöhnen; langsam und noch völlig umwoben setzte er sich auf, stemmte die geballten Fäuste ins Gras und sah zu mir empor mit einem gänzlich leeren Blick.

„Mensch," sagte ich, „Georg, was tust du da?"

Jetzt erst schien er zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückgekehrt. Es war für ihn kein erfreulicher Übergang. Langsam erhob er sich und trat finster und grollend an mich heran.

„Was Sie hier wollen? das frage ich," sprach er in drohendem Tone. „Gott verzeihe Ihnen, Sie wissen nicht, was Sie mir getan haben."

„So sag es mir, erkläre! Mir muß es ja verrückt vorkommen, daß du da umherliegst, im wachen Traum auf dem Friedhof."

„Verrückt? Ja, ja, so scheint es denen, so muß es denen scheinen, die nicht ahnen, was hier vorgehen kann," murmelte er kaum hörbar, fuhr in seine Haare mit beiden Händen, die er dann gewaltsam an die Schläfen preßte. „Das Unerhörte, Ungeheuerste."

Und nun aufgerichtet zu seiner ganzen Größe, beschrieb er einen Halbkreis mit dem ausgestreckten Arm, wie ein Herrscher über ein ihm untertäniges Gebiet. „Jeder, der da liegt, hat ein Geheimnis mit sich in sein Grab genommen. Ein furchtbares, ein harmloses, ein göttlich schönes ... ein Geheimnis jeder ... Und mir" — er wiederholte das Wort mit stolzem Selbstgefühl — „mir ist die Macht gegeben, es ihm abzulauschen."

Ich hatte ihm betroffen und bestürzt zugehört, konnte nicht anders als glauben, daß er irrsinnig geworden sei. Natürlich verriet ich davon nichts, tat nicht erstaunt, sondern erwiderte, wie wenn ich mit einem vernünftigen Menschen spräche: „Aber Georg, das Geheimnis hat ja doch in den Seelen der Verstorbenen geruht, das haben sie mitgenommen ins andere Leben; das ist nicht hier zurück geblieben in ihren Gräbern, bei ihrem Staube."

„O nein, nicht für immer," versetzte er ruhig und überlegen. „Die Seele vermag jedoch sich einzufinden bei ihrem verfallenen Hause. — Was zieht uns denn so unwiderstehlich zu den Gräbern derer, die wir geliebt haben! Doch nicht ihr Staub, ihr Moder. Einzig nur die Seele, die ihr Grab umschwebt ... Unsre Sehnsucht hat sie gerufen, die ihre ruft uns ... Die Sehnsucht meines Geistes nach den Offenbarungen andrer Geister lockt sie zu mir und entreißt den Gräbern ihre verborgensten Geheimnisse. Der Tod hat sein Schweigen gebrochen, alle Pforten der Erkenntnis springen auf."

Während er so redete und verzückt, bleich und schwärmerisch in die Ferne blickte, glich er den Bildern, die man sich von Druiden und Sehern macht, und war fast schön von innerlich glühender Überzeugungskraft.

Ich atmete nun doch erleichtert auf. Wahnsinnig schien er mir nicht mehr, sondern nur einigermaßen verschroben.

„Sage mir," fragte ich, „waltest du deines Amtes als Beichtvater der Toten hier zum erstenmal?"

„Zum erstenmal auf einem Dorfe," antwortete er. — „Oh, ich weiß mehr, als je ein Mensch von Menschen gewußt hat."

„Komm jetzt mit mir!" war alles, was ich ihm darauf sagte, und er folgte ohne Widerspruch.

Wir verließen den Friedhof, ich schloß die Tür hinter uns, blieb stehen. Mir war ein Gedanke durch den Kopf geflogen, ein schlechter Gedanke, dessen ich mich gleich darauf schämte. „Dein Weg hierher führte über Czernowitz? Du warst zu Hause?"

Er verstand mich sogleich. „Ja, ich habe an den Gräbern meiner Eltern gebetet." Der Ausdruck seines Gesichtes, sein Blick wurde weich und warm.

Wir legten unsre Wanderung im silberhellen Mondschein schweigend zurück.

Am nächsten Morgen nahm er kurzen Abschied und reiste ab. Ich habe kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten. Doch denke ich oft an ihn, und es gibt Augenblicke, in denen ich alter, leidlich gescheiter Mann mir einbilde, daß er nicht immer schweigen wird.

Vielleicht bekommen wir heute oder morgen von einem Dichter zu hören, der uns Tiefen der Menschenseele erschließt, in die bisher noch keiner gedrungen ist.

Vielleicht.

Erste Trennung

Seit sechs Wochen war seine Frau nun abwesend. Sie hatte den Winter hindurch gekränkelt und, so schwer die Trennung von ihrem Manne ihr wurde, dem Rate der Ärzte folgen und in ein Seebad reisen müssen. Er erwartete ihre Rückkehr mit heißer, täglich wachsender Sehnsucht, verriet es ihr aber nicht, bat sie in jedem seiner Briefe, das Heimweh, über das sie klagte, zu überwinden und ihre Kur ruhig, gewissenhaft und ohne jede andre Rücksicht als die auf ihre Gesundheit fortzusetzen, so lang der Arzt es irgend nötig fände.

In der selben Weise schrieb er an ihre Schwester, die sie begleitet hatte und sich auch von den Wellen der See bespülen ließ, aber nicht, weil der Doktor es ihr empfohlen, sondern weil er es ihr erlaubt hatte.

Die Schwägerin antwortete seit einiger Zeit auffallend kühl. In ihrem letzten Briefe war sie sogar boshaft geworden. Da hieß es: „Emmi und ich sind sehr dankbar für Deine rührende Besorgnis um unsre Gesundheit. Ich bewundere die Selbstverleugnung —, denn so gar leicht kann es Dir doch nicht werden —, mit der Du Deine Frau fortwährend ermahnst, nur ja recht lang auszubleiben. Mein Mann reicht Dir an Edelmut nicht das Wasser. In jedem Briefe heißt es: Wann kommst Du endlich zurück? Bestimme doch den Tag. Ich brenne lichterloh."

Georg lachte: Ja, freilich, auf deine Ankunft muß er beizeiten vorbereitet sein. Eine Überraschung kann er nicht brauchen, der Schwager. Armes Gänschen, wenn du wüßtest ...

In seinen Gedanken verglich er die kleine Schwägerin und ihren jungen, lebenslustigen Gatten mit Emmi und mit sich, dem ehrgeizigen, hohen Zielen schon so nahen Staatsmann. Alltagsleutchen, welch ein Unterschied!

Er trat an den Schreibtisch und holte die Briefe hervor, die seine Frau ihm während dieser ersten Trennung in ihrer nun dreijährigen Ehe geschrieben hatte. Prächtige Briefe voll Liebe und voll Humor, sprühend von Geist und guten Gedanken, reich an originellen Einfällen, feinen Beobachtungen. Mit freudigem Stolz überlas er einen um den andern und erinnerte sich dabei ihrer während der Brautzeit an ihn gerichteten Briefe. Sie hatten ihn beglückt, weil sich in ihnen die zärtlichste Bewunderung des jungen Mädchens für den gereiften, überlegenen Mann gar rührend aussprach.

Heute aber fand er sich selbst in jeder ihrer Zeilen wieder. Sie war gewachsen in seiner Nähe, ihm verdankte sie diese reiche und köstliche Entfaltung ihres geistigen Wesens. Und sie war von dem Bewußtsein davon durchdrungen. Sie hatte ihm oft gesagt, sie schrieb es ihm: Was ich bin, bin ich durch dich. So gestaltete sich immer schöner und beglückender das in seinen Augen ideale Verhältnis zwischen Mann und Frau.

Ihm war seine Jugend vergällt worden durch das weibliche Regiment im Elternhause. Er hatte in steter Empörung gelebt über die Schwäche seines Vaters der heißgeliebten, herrschsüchtigen Gattin gegenüber. Eine beschämende Qual war ihm durch die Unterwerfung dessen bereitet worden, der berufen ist, der Gebieter zu sein.

In seiner Ehe gab es nur einen immer entscheidenden, immer freudig befolgten Willen, den seinen. Er hielt sich auf seiner Höhe und nahm die Brandopfer der Liebe, die seine junge Frau ihm darbrachte, gelassen hin. Wie schwer ihm das oft wurde, sollte ihr verborgen bleiben, sie sollte ihre Macht nicht kennen lernen.

Wenn sie zu ihm sagte: „Ich liebe dich mehr als du mich, und das gehört sich, ist ganz recht. Du hast die Welt, deine große Aufgabe, du hast die Zukunft, ich habe dich, mir bist du die Welt, Gegenwart und Zukunft," hätte er sie in seine Arme nehmen und sagen mögen: Mein Ehrgeiz bleibt unbelohnt, wenn ich seine Früchte nicht mit dir teilen darf. Und wenn ich mein Ziel erreiche, und du stehst auf seiner Höhe nicht neben mir, dann ist alles errungen, was ich erstrebte, nur eins fehlt — das Glück.

Immer peinlicher empfand er täglich und stündlich die Last der Trennung und schrieb dennoch in jedem Briefe: „Beeile Deine Rückkehr nicht!"

Bei seinen Gängen durch die Gärten, den Wald, wie vermißte er da ihren leichten Schritt an seiner Seite, ihren weichen Arm, der sich zutraulich in den seinen legte, ihr Geplauder, ihr liebes Lachen — das vielleicht am meisten. Es war ein ihr eigenes Lachen, in dem die hingebende Heiterkeit eines Kindes an alles, was erquickt und erfreut, zutage kam, ein silberhelles Lachen, und das immer melodisch blieb, in das nie ein greller Ton sich mischte. Er liebte auch ihren Ernst, ihre Fähigkeit, sich zu vertiefen in eine Aufgabe, eine Beschäftigung, in den Geist eines Buches. Manchmal nur, wenn er in ihre dunklen Augen sah, gestand er sich, daß er etwas Unausgesprochenem begegnete, einem stillen Leiden, das nach Erlösung rang. Gern hätte er dann plötzlich gefragt: Was denkst du jetzt? Doch hatte er es nie getan. Wozu ihr verraten, daß er sie nicht immer durch und durch blickte?

Sein Vertrauen zu ihr in allem, was ihn selbst und alles Persönliche in seinem Berufe betraf, war unbegrenzt und war berechtigt. Einem Mangel an Verständnis, einer kleinlichen, engherzigen Auffassung begegnete er bei ihr nie. Sie hatte Geistesblitze, die ihn überraschten, die plötzlich ein Dunkel klärten. Sie fand unbewußt, wie zufällig, in einer verworrenen Frage das Fädchen, das zur Lösung führen konnte.

Seit drei Jahren genoß er ohne Unterbrechung dankbar und freudig all den Reichtum, den ihr Besitz ihm bot. Aber nun war ihm, als hätte ihm erst die Trennung, diese gerechte Wertmesserin, die Augen über ihn geöffnet. Und je besser er das erkannte, je mehr wuchs seine Sehnsucht nach der geliebten Frau, und eines Tages entschloß er sich und schrieb an sie etwas weniger heroisch als sonst und zeigte volles Verständnis für das Heimweh, über das sie klagten: „Quäl Dich nicht länger als nötig und komme, komm!"

Eigentlich hatte er als Antwort ein Telegramm erwartet, das jubelnd verkündete: In zwei Tagen bin ich bei dir. Indessen kam ein Brief, umgehend, aber doch nur ein Brief, und brachte eine Enttäuschung. Die Schwester Emmis war fort, war, von einer unüberwindlichen Sehnsucht ergriffen, nach Hause gestürmt. Sie selbst werde am nächsten Morgen absegeln unter dem Schutze ihrer alten Kammerfrau und des Kammerdieners, der, wie Georg wisse, ein ausgezeichneter Reisemarschall sei. „Ich mache unterwegs Station . . ."

Ihre Schwester war nach Hause gestürmt; sie machte Station.

Er las nicht weiter, die Liebesversicherungen nicht, die nun ohne Zweifel kommen würden, zerknüllte den Brief zu einem kleinen Ball und warf ihn in den Papierkorb.

Nach einiger Zeit holte er ihn aber doch wieder hervor, glättete ihn und las ihn wieder; sie mußte ja bestimmt haben, wann sie anzukommen gedenke . . . Sie mußte, sollte — hatte es nicht getan. Kopflos, lieblos. Georg fand sie nicht wieder in diesem Briefe, aus dem es ihn förmlich kühl anwehte.

Sehr übel gelaunt, ging er gegen Abend auf die Pirsch, hatte merkwürdiges Jagdglück und wurde bei seiner Rückkehr durch die Ankunft einiger Briefe überrascht, die ihn an jedem andern Tage himmelhoch beseligt hätten. Sie kamen seinen kühnsten Wünschen entgegen. Die sichere Aussicht auf einen großen Wirkungskreis eröffnete sich ihm, die lang ersehnte Erfüllung

war da, er brauchte nur die Hand nach ihr auszustrecken. Ein großes Glück bot sich ihm dar, aber die Freude an dem Glück fand keinen Weg zu seinem Herzen, eine abscheuliche Verstimmung verlegte ihn.

In dem großen Postpaket hatte er vergeblich nach einem Briefe von ihr gesucht.

Dafür erschien am nächsten Tage in aller Gottesfrühe ein Telegramm aus Hamburg.

Aha! Es ist doch nichts mit dem Aufenthalt unterwegs. Sie sagt sich an — sie kommt. Aber das Blatt, das er entfaltete, brachte die erhoffte Kunde nicht. Er las:

„Georg, ich beschwöre Dich inständigst, liebster Georg, erfülle mir eine heiße Bitte. Es wird morgen ein Brief von mir eintreffen, lies ihn nicht. Ich bereue, ihn geschrieben zu haben. Nochmals, ich beschwöre Dich, lies ihn nicht.

Deine Emmi."

Unsinn! Kindische Frau! Ja, sie kann unglaublich kindisch sein, und das ist sogar etwas, das er besonders an ihr liebt ... Hat sich vielleicht zu spät eines orthographischen Fehlers erinnert, den sie in ihrem Briefe stehen ließ ... Unverzeihlich nur, daß sie vergessen hat, ein paar Worte, die ihre Ankunft anzeigen, diesem lächerlichen Telegramm hinzuzufügen. Hoffentlich besinnt sie sich und schickt ein zweites nach. Käme es nur, und bald! Jählings erfaßte ihn ein großer Schrecken. Sie ist krank und verbirgt es mir ... Doch beruhigte er sich im nächsten Augenblick; der Arzt, mit dem er ohne ihr Wissen in Korrespondenz stand, hatte ihn jüngst wieder versichert, es könne nichts Glänzenderes geben als das Befinden der Frau Gemahlin.

Dieser Sorge also konnte er sich entschlagen. Er ging an die Arbeit, bereitete seine Antworten auf die gestern erhaltenen Mitteilungen vor, mußte auch den Inspektor empfangen, der sich hatte anmelden lassen. Ein umständlicher Herr, der Ent-

scheidungen zu erbitten kam in allerlei wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten und seinen großen Grafen, wie er Georg nannte, merkwürdig zerstreut und ungeduldig fand. Der immer Herrschende und Selbstbeherrschte zeigte sich oft unglaublich nachgiebig und geriet gleich darauf in Zorn über eine bescheidene Einwendung. Der sonst Unermüdliche entließ seinen Beamten vorzeitig mit einem schroffen: „Genug für heute!", das keinen Widerspruch duldete.

Wie gestern ging er wieder auf die Pirsch und hätte wieder Glück haben können. Der Stolz des Reviers, ein kapitaler Rehbock, kam aus dem Dickicht auf die kleebewachsene Lichtung heraus. Wenige Schritte hinter ihm die Geiß, schlank und fein und jung. Zu jung für diesen würdigen Gatten. Aber er war der Starke, hatte sie den Mitbewerbern abgerungen. Was für Augen sie hat! Es gibt nichts Schöneres als die Augen eines Rehes. Er weiß andre, die die selbe Farbe, den selben zugleich ernsten und sanften Blick haben. Jetzt hat der Rehbock Witterung bekommen, hebt das Haupt, streckt den Hals, entdeckt den lauernden Feind — schaut ihn an.

Schau du! Bist ja schon tot, denkt Georg, zuckt die Achseln und tritt in den Wald zurück. Er freue sich noch eine Weile seines Lebens und seiner jungen Gefährtin, er bekommt ja keine lächerlichen Telegramme.

Dieses lächerliche Telegramm, das er nur einmal gelesen, hatte sich ihm eingeprägt. Es war über die Blätter, die er mit seinen festen Schriftzügen bedeckte, und über die Zahlenkolonnen der Ausweise des Inspektors durchsichtig und dennoch deutlich hingeschwebt.

Des Nachts träumte ihm, daß eine Schlange, die aber ein Telegramm war, sich um seinen Hals gewickelt hatte und ihn würgte.

Er erwachte keuchend, lachte sich herzhaft aus, stand auf, trat

ans offene Fenster, blieb dort lange stehen und lauschte der tausendstimmigen Stille der Sommernacht.

Dann suchte er wieder Ruhe, fand sie, schlief einige Stunden und war am nächsten Morgen ein so abgeklärter, mit seiner kindischen Frau so versöhnter und mit sich selbst so zufriedener Mann, wie er es nur wünschen konnte.

Im Laufe des Vormittags kam unter vielen andern der angekündigte Brief. Poststempel Hamburg, großes breites Hotelkuvert. Er schob ihn weg, las einen Teil der Einläufe — nahm ihn wieder auf, wog ihn, betrachtete ihn. Er war sorglos zugeklebt, klaffte ein wenig an den oberen Ecken. Ihn öffnen und unmerkbar wieder schließen, wäre spielend leicht ...

Der Gedanke durchzuckte ihn nur, aber selbst dessen schämte er sich, und ohne längeres Zögern nahm er den Versucher und trug ihn hinüber in das Schreibzimmer Emmis. Mitten auf ihre große dunkle Mappe legte er ihn; beim Eintreten, auf den ersten Blick, mußte sie ihn sehen.

Wäre sie nur wieder da, in diesen Räumen, die zu ihr passen, zu denen sie paßt, in denen jede Einzelheit das Gepräge ihres Wesens trägt.

Unsre Wohnung — unsre erweiterte Kleidung. Hier lebte sie, ihr feiner Geschmack, ihr Schönheitssinn, hier fand er sie. In ihrem letzten Briefe, ihrem Telegramm fand er sie nicht.

Wäre sie nur wieder da! Inniger denn je würde er sie an sein Herz schließen, sie, sein Weib, sein Kind, sein höchstes Gut ... Wie wollte er sie empfangen, wenn sie auf einmal plötzlich vor ihn hinträte! ... Er spielte mit dem Gedanken an eine Überraschung, die sie plane: gar zu fern lagen ihr dergleichen Scherze nicht.

Die Tür des anstoßenden Zimmers, die auf den Gang führte, wurde geöffnet, Schritte näherten sich. Der alte Schloßwärter machte seine Runde, kam herein und fuhr beim Anblick des Herrn erschrocken zusammen: „Jesus!" Seine Knie, seine

Hände zitterten; ein Wunder, daß die mit Blumen gefüllte Vase, die er trug, ihm nicht entfallen und in Scherben gegangen war.

Was sich in Jahren nicht begeben hatte, geschah. Georg schrie den alten Diener heftig an: „Leonhard! Was ist Ihnen? Warum erschrecken Sie? Bin ich ein Gespenst?"

„Oh — oh — oho!" brummte tief beleidigt durch diesen Ton der Verweser des Hauses und stellte die Vase auf ein Tischchen im Fenster.

„Was soll das?" fragte sein Gebieter. „Warum stellen Sie hier Blumen auf? Die Gräfin ist ja nicht da."

„Freilich nicht."

„Und kommt auch nicht so bald."

„Gott bewahr, noch lang nicht."

„Wozu also?"

„Daß alles in Ordnung ist."

„Und daß die Blumen ungesehen hier verwelken."

Leonhard sprach nicht mehr, öffnete ein Fenster nach dem andern, rückte die Möbel, warf ungeduldige Blicke nach seinem Wischzeug, das in einer Ecke bereit stand, gab augenfällig zu verstehen, daß er in seiner Tätigkeit nicht gestört sein wolle.

Georg entfernte sich. Es war ja schön von dem Alten, daß er die Gemächer der Herrin in ihrer Abwesenheit so nett hielt und schmückte wie in ihrer Anwesenheit. Er trieb eben einen Kultus mit ihr, vergötterte sie, wie alle im Hause taten. Da war niemand, der ihren Tadel nicht als gerecht empfunden, der sich durch ihr Lob nicht beglückt gefühlt hätte. Verwöhnt ist sie, dachte er, und wieder regte Bitterkeit sich in ihm.

Einmal hatte die Schwägerin einem ihrer Briefe das Postskriptum zugefügt: „Wir befinden uns beide vortrefflich und unterhalten uns sehr gut." Auf seine scherzende Frage: „Mit wem am besten?" war die Antwort unterblieben. Und er wollte nicht darauf zurückkommen, obwohl, ja — obwohl ...

Eifersucht war in seinen Augen Selbsterniedrigung. Jetzt versank er plötzlich tief in ihren Abgrund. Daß er die Möglichkeit nie angenommen hatte, Jugend, Frohsinn, Leidenschaft könnten den Sieg davontragen über seine Reife, seinen Ernst, seine zurückhaltende Liebe, war doch eigentlich Selbstüberschätzung gewesen ... Er gab sich schonungslos davon Rechenschaft, schwer aufs Herz fiel ihm auch der Gedanke an das Unausgesprochene in ihren Augen, nach dem er so oft gern gefragt hätte und nie gefragt hatte. Warum? Aus Stolz, aus Eitelkeit. Aus dem selben Grunde, der ihn jetzt abhielt, der unwürdigen Zweifelsqual, in die er sich immer mehr einspann, ein Ende zu machen und ihren Brief zu lesen. Aus dem selben Grunde, er gab es zu. Aber gleichviel warum, er wollte nicht, nahm eine Arbeit vor, vertiefte sich mit Gewalt in sie, vergaß, konnte sich wenigstens eine Stunde lang weismachen, daß er vergaß. Dann unternahm er in der Mittagsglut einen weiten Ritt, und er, der für einen übertriebenen Pferdeschoner galt, brachte seinen edlen Liebling müdgehetzt, schweißtriefend, mit fliegenden Flanken nach Hause.

„Ist die Post gekommen?" war seine erste Frage.

Noch nicht. Er ließ sich umkleiden, nahm im Fluge das längst bereitete Mittagsessen und begab sich in sein Schreibzimmer. Dahin war inzwischen die Nachmittagspost gebracht worden. Ein großes Paket, daß er hastig durchsah. Dabei — er schämte sich vor sich selbst — zitterte ihm die Hand. So viel Geschreibe, und von ihr nichts, keine Zeile ...

Aber doch — Gott sei Dank!

Auf dem Pult neben dem Schreibtisch, allein und recht sichtbar gemacht, lag ein großer Brief. Ihre Schrift, seine Adresse ... Er griff danach und lachte grimmig auf. Das war ja der, den er vor einigen Stunden in ihr Zimmer getragen. Leonhard hat ihn — gefunden, wie er meint, und herübergebracht ... Er warf ihn auf das Pult zurück, ergriff ihn wieder, hielt ihn in der Hand ... Daß er sich Stunden, in denen er

vor einer großen Wendung in seinem Leben steht, so vergällen läßt ... Nicht bloß töricht, verächtlich kommt er sich vor. Ernst? — er muß ihn kennen. Scherz? — er ist eben nicht gestimmt, auf ihn einzugehen. Im nächsten Augenblick ist der Brief aufgerissen ... Er enthält — Georg traut seinen Augen nicht — ein weißes Blatt ...

Genarrt! Sie hatte mit ihm gespielt, das war das Ärgste, und das hatte sie gewagt. Alle Liebe, Bangigkeit, Eifersucht war aufgelöst in Groll und Zorn, in einen brennenden Durst nach Strafe und Rache ... Er wird sie lehren, was es heißt ...

„Georg!"

Die Stimme der Heißersehnten, Vielgeliebten, schwer Verklagten hatte seinen Namen so zärtlich und schmeichelnd ausgesprochen, wie von allen Stimmen der Welt nur sie allein ihn aussprechen konnte.

„Georg!"

Sie stand da im Hut und langen lichten Reisemantel, schön und schlank, ein wenig scheu, mit den Augen fragend, in ihrer unaussprechlichen Lieblichkeit und Macht ... Schuldig? Nein, und doch schuldig.

Er hielt ihr das weiße Blatt entgegen: „Was soll das heißen?"

Ein tiefes, freudiges Aufatmen, ein heller Jubelruf antworteten ihm: „Du hast es nicht ausgehalten, du hast ihn aufgemacht ... Gleich? Lange schon? Jetzt erst? Georg, du Lieber, Liebster!"

Sie wollte auf ihn zueilen, er streckte den Arm abwehrend aus: „Was das heißen soll, frag ich."

Sie faltete die Hände und antwortete leise: „Es soll heißen: wenn ich diesen Brief uneröffnet auf meinem Tisch gefunden hätte, so recht gleichgültig uneröffnet, wäre ich sehr traurig gewesen."

„Welcher Unsinn! Wieso? Warum?"

„Weil ich mir hätte sagen müssen: Gib ihm nur Rätsel auf, er denkt nicht daran, sie aufzulösen, es ist ihm nicht der Mühe wert."

„Emmi!"

„Er hat nicht gefragt: Was kann sie bereuen, geschrieben zu haben? Worüber quält sie sich? Kindereien, von denen er zeitig genug hören wird, die zu erfahren er gar nicht neugierig ist."

„Und dann?"

„Dann hätte ich dich genau so lieb gehabt, wie ich dich jetzt habe, mehr oder weniger kann ich nicht; aber gewußt hätte ich, was ich bisher zweifelnd befürchtet habe und was mich oft sehr leiden gemacht hat ..." Sie hielt zögernd inne.

„Weiter! Weiter!"

„Einen besonders wichtigen Platz nehme ich in deinem Leben nicht ein."

„Was du zweifelnd befürchtet und nie ausgesprochen hast? Warum?"

„Du hättest geantwortet: Was fällt dir ein? Du bist ein Kind."

„Um darüber ins klare zu kommen, hast du dir ein seltsames Mittel ausgeklügelt ... Mit Hilfe der Schwester — was?"

„Ganz allein. Sie war schon fort. Ihr Mann sehnte sich so sehr ... Sie ließ mich seine Briefe lesen. Da hieß es immer: ‚Wann kommst du? Wann sehe ich dich endlich wieder?' Du schriebst ... du schriebst anders, und die Entfernung, weißt du, die ist gefährlich ... in der Nähe sah ich nur deine Güte, deine Liebe ..."

Er war voll Ungeduld. „Darf ich dich nicht bitten, deinen Hut und deinen Mantel abzulegen?" fragte er spöttisch und fühlte dabei, daß der Wunsch nach Versöhnung in ihm wuchs und wuchs. „Und wissen möchte ich, wie kommst du so plötzlich daher — warum hast du dich nicht angesagt?"

„Ich hab's getan — bei Leonhard."

„Ja so."

„Habe ihm telegraphiert, daß er mir den Wagen auf die Station schicken, dir aber nichts sagen soll, weil ich dich überraschen wollte."

Sie hatte den Hut und den Mantel abgenommen, sich auf den Diwan gesetzt und begann nun langsam ihre Handschuhe auszuziehen.

Er trat vor sie hin, sah streng und schweigend, wie ein Richter auf eine Schuldige, zu ihr herab, und als sie ihm die Hand entgegenstreckte, kreuzte er die Arme. „Du hast also diese ganze Veranstaltung getroffen, um — was zu prüfen?"

„Die Art deiner Liebe zu mir."

„So, und jetzt bist du darüber im reinen?"

„Halb und halb," erwiderte sie und lächelte ihn sanft und glücklich an.

Nur nicht lachen, nicht lachen! dachte er, sonst bin ich verloren.

Sie lachte nicht, sie sprach mit innigster Bitte: „Gib mir die Hand, Georg, und komm, setze dich zu mir, laß mich nicht so aus der Tiefe zu dir emporrufen."

Nun flog endlich ein Lächeln über sein Gesicht, er gab nach, nahm Platz an ihrer Seite und ließ ihr die Hand, die sie mit ihren beiden Händen umfaßt hielt.

„Ich will dir alles sagen, höre mir zu. Ich habe immer gewußt. Er liebt mich: Warum auch sollte er nicht? Er fühlt ja, daß ich ihn anbete; er sieht, daß er um mich beneidet wird, ich mache ihm Ehre. Das ist und hat so zu sein und gebührt ihm, der mir alles ist, dem ich — etwas bin."

„Etwas?"

„Sagen wir viel, aber ich habe es nicht genug gefunden, und vor allem nicht das Rechte. Ich habe gefühlt: Er schließt sich mir nie ganz auf. Er hütet vor mir das Geheimnis seiner Liebe, weil er ... weil er fürchtet, ich könnte sie mißbrauchen. Ist es so?"

„Und darüber sollte diese seltsame Probe dich aufklären?"

„Sie hat es getan, Georg. Du hast die Möglichkeit annehmen müssen, daß in mir etwas vorgehen könne, von dem ich dir nicht Rechenschaft geben wollte. Etwas — verzeih, Lieber, Liebster —, das nicht völlige Unterwerfung war. Du hast über mich nachgedacht, ernstlich wie nie, dich vielleicht gefragt: Geschieht's zum erstenmal, daß sie mir ihr Vertrauen vorenthält? Und wenn nicht, und wenn ich ihr ganzes Vertrauen nicht genommen habe, habe ich sie dann auch ganz glücklich gemacht?... Mit dem Zweifel sind andre gekommen — für mich nicht sehr schmeichelhafte. Ja?"

„Ja! Und wie diese Zweifel mir getan haben, und ob ich unter ihnen gelitten habe, danach fragst du nicht?"

„Ich frage, und in meiner grausamen Liebe juble ich, und in meiner unaussprechlich zärtlichen Liebe hoffe ich: Es wird nicht sehr viel gewesen sein." Sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen und sah ihm tief und warm in die Augen.

„Da irrst du." Er widerstand nicht länger, er zog sie fest an sein Herz und sagte ihr, wie schwer seine Briefe voll lauterer Weisheit ihm geworden waren, und gab ihr Rechenschaft von jedem törichten Gedanken, jeder Regung schnöder Eifersucht, jeder Verdächtigung, von seinem Vorsatz, zu strafen und sich zu rächen.

„Verzeih, verzeih!" wiederholte sie immer nur, den Kopf an seine Brust gepreßt.

Er streichelte sanft ihre Haare, ihre Wange: „Sag doch selbst, wär's nicht schöner gewesen, wenn es dir nicht gelungen wäre, mich in diese Versuchung zu führen, in der ich unterlegen bin? Wenn ich ganz ruhig geblieben wäre und gedacht hätte, ich verstehe sie nicht, aber sie will's, so muß es das Rechte sein, und ihr Wille geschehe."

„Sublim wär's gewesen, halbgottmäßig, nur geholfen hätte es mir nicht. Wie immer wäre ich anbetend und frierend vor

deiner Größe gestanden. Viel ärmer als jetzt, da ich erfahren durfte, daß sich ganz tief im Innersten deiner Unnahbarkeit und Vollkommenheit eine süße kleine menschliche Schwäche verborgen hält. Gönnst du mir mein Glück?"

„Gewiß," sprach er, aber ein letzter verschwimmender Schatten trübte ihm den Glanz dieser Stunde. „Und doch — ich kann mir nicht helfen, mir ist, als wären wir beide kleiner geworden."

„Wir werden wieder wachsen, ich habe unendliches Vertrauen," sagte sie und küßte ihn.

Die eine Sekunde

Die Trauergäste hatten den Friedhof verlassen, nur ein Geschwisterpaar, ein stattlicher alter Mann und eine schlanke, viel jüngere, wenn auch längst nicht mehr junge Frau, waren noch an dem mit Blumen überreich geschmückten Grabe stehen geblieben.

Der Spätsommerabend begann kühl zu werden, aber der Mann ließ sein weißhaariges Haupt unbedeckt, hielt seinen Hut in den gekreuzten Händen und blickte unverwandt zur Erde nieder. Er war groß und breitschultrig, schon etwas gebeugt, die hohe Stirn von Falten durchfurcht. Auf seinem bartlosen gebräunten und energischen Gesicht lag ein Ausdruck von lächelnder Wehmut, eine Rührung, eine Weichheit, die ihm beinahe etwas Jugendliches gaben. Seine Schwester betrachtete ihn schweigend.

Ist — die da unter Blumen ruht, eine der vielen gewesen, die er einst geliebt hat, eine der vielen, vielen, von denen er geliebt wurde? Es flog ihr nur durch den Sinn, hinterließ nicht die Spur eines Zweifels. Nein, nein, die Herzensruhe dieser stillen, klaren Frau hat er nie gestört, sie ja auch im Leben eher gemieden als aufgesucht. Was bewegt ihn jetzt? und warum ist er bei der Nachricht ihrer Erkrankung so rasch hierhergeeilt?

Sie sprach diese Gedanken nicht aus, sie mahnte nur zum Aufbruch, denn es war spät geworden und Zeit, den Heimweg anzutreten.

„Gehen wir," sagte er, blieb aber noch einen Augenblick stehen, schwenkte seinen Hut mit einer großen, feierlichen Gebärde grüßend vor dem Grabe und murmelte leise: „Dank!"

Dann gingen sie lange nebeneinander hin, über Feld- und Wiesenwege, an kleinen, freundlichen Gehöften vorbei, der Straße zu, die allmählich aufsteigend, durch eine villenreiche Ortschaft zu ihrer Behausung führte. Sie war Eigentum der Schwester, ein netter, wohnlicher Bau ohne überflüssigen Zierat, lag mitten in einem liebevoll gepflegten Garten und hatte eine traumhaft schöne Aussicht über die Stadt, den Fluß mit seinen Auen, den langen, dunklen Zug der bewaldeten Berge.

Die Geschwister waren rüstig gewandert und dennoch erst bei einbrechender Nacht zu Hause angelangt. Sie hatten wenig und nur von gleichgültigen Dingen gesprochen. Nun, nach dem Abendessen, saßen sie am Tisch in der verglasten Veranda, beim sanft gedämpften Licht der elektrischen Lampe. Beide rauchten; er, zurückgelehnt in seinen Lehnsessel, sie, aufrecht in dem ihren. Die Zigarre zwischen den Zähnen, strickte sie mit feinen, geschickten Fingern emsig an einer Kinderjacke. Ihr Bruder unterbrach das Schweigen plötzlich. Seine klaren, blauen Augen sahen die Schwester fragend an: „Theo, sag mir, bin ich sentimental?"

Sie mußte lachen: „Nein, mein Lieber, wirklich nicht."

„Nun — und doch, und doch —," wiederholte er mehrmals. „Die Frau, die wir heute begraben haben, ist nie meine Geliebte gewesen, aber das größte Glück, das ich je durch eine Frau erfahren habe, hat sie mir geschenkt."

Er schwieg wieder, und sie fragte nicht; sie fragte nie und erfuhr doch alles von ihm, oft mehr, als sie zu erfahren wünschte. Sie rauchte und strickte weiter und sann über das Rätsel nach, das er ihr aufgegeben hatte. Das ganze Dasein der Entschlafenen war so ruhig und ereignislos verlaufen, lag klar vor aller Augen, es konnte ein Geheimnis nicht bergen. Sie hatte ihn als den großen Künstler, der er war, bewundert, für seine Arbeiten das feinste und tiefste Verständnis gehabt — persönlich nahe schienen sie einander nie getreten zu sein.

Jetzt begann er wieder: „Ich hätte sie so gern noch gesehen

vor ihrem Tode, ich hab ihr was sagen wollen ... Du warst zu klein, du hast nichts davon gewußt, und später, wie du groß geworden bist, war's lang vergessen, daß ich als sechzehnjähriger Bub verliebt gewesen bin in die schöne ältere Cousine."

„Nein, davon habe ich nicht die geringste Ahnung gehabt."

„Verliebt," fuhr er fort, „und dabei so unschuldig mit meinen sechzehn Jahren, wie's heutzutag kein Zwölfjähriger mehr ist. Und diese Liebe und diese Unschuld, die haben miteinander eine inbrünstige Anbetung zuweg gebracht. Ich hätte mich für ein gutes Wort von ihr schinden, brennen, steinigen lassen. Ich war ein übermütiger Bub, dem die Haut alle Augenblick zu eng geworden ist, sie war ruhig, majestätisch und lieblich, und sie hat so schön gesungen! Und wenn sie gesungen hat, was ich am liebsten gehabt hab und heut noch hab: Lieder von Schubert, da war manchmal in ihrer Stimme etwas voller Sehnsucht, und da hab ich Wonnequalen ausgestanden und — genossen. Gesagt — nie ein Wort. Aber mein dummes Gesicht hat verraten, was in mir vorgegangen ist, und die Vettern und Basen haben mich mit großer Roheit und Grausamkeit ausgespottet. Manchmal hab ich mir's gefallen lassen, manchmal nicht, und wenn nicht, dann hab ich ihnen mit Antworten aufgewartet, die ihnen die Lust genommen haben, ihre Schnäbel an mir zu wetzen. Dazu hat dann sie gelächelt, und das war bitter für diese Gimpeln, die weniger oder mehr alle in sie verliebt gewesen sind."

Er unterbrach sich und fing nach einer Weile wieder lebhaft an: „Erinnerst du dich noch der großen Familienversammlungen, die's alle Sommer beim Großonkel in Ungarn gegeben hat?"

„Freilich, 's ist lange her, es war immer sehr schön und festlich."

„Also, noch viel länger her, als wie du dich erinnerst, sind einmal die Eltern der Johanna mit ihr zu uns gekommen, da-

mit wir die Fahrt nach Ungarn zusammen unternehmen. Eisenbahnen hat's da hinunter noch nicht gegeben, so sind drei Wägen eingespannt worden; ein offener für die zwei Väter und zwei Gläserwägen, einer für die Mütter, einer für die Johanna, für die Zofe und — für mich. Es war Hochsommer und sehr heiß, und die Tante hat — noch im Grab soll sie dafür gesegnet sein — die Hitze nicht vertragen. So ist bestimmt worden, daß wir in der Nacht fahren, bei Mondenschein und Sternenglanz. Alles war prächtig, nur hat mich gewurmt, daß der alte Johann, bevor er zum Kutscher auf den Bock gestiegen ist, eine Pistole zu sich gesteckt hat. Teufel auch! Das hätte mir einfallen sollen, eine Pistole in meiner Brusttasche hätte sich gut gemacht. Indessen — ich hab's halt versäumt gehabt, und nachdem der Wagenschlag ins Schloß gefallen war, da hat's in meinem Herzen nur noch Platz für eine große Glückseligkeit gegeben. O Wonne ohnegleichen! Jetzt werd ich mit ihr sein, eine ganze Nacht, weit fort von der Welt, von allen andern Menschen. Eine ungeheure Lustigkeit hat mich gepackt, das tollste Zeug ist mir eingefallen, ich hab drauflos erzählt und geplauscht, und wenn sie über meine Witze gelacht hat, war ich betrunken vor Stolz.

Die Kammerjungfer hat im Anfang bescheiden mitgekichert, dann ist sie eingeschlafen, die gute Person, und jetzt waren wir sozusagen allein. Da aber hat es mich überkommen: Herr Gott im Himmel, wenn ich doch ein Mann wär der von gescheiten Sachen mit ihr spricht, nicht nur ein Junge, ein Bub, der sie lachen macht mit seinen Späßen ... Auf einmal war es aus mit meiner Fröhlichkeit; ich nehm mich zusammen, sie soll sehen, daß mir auch ernste Dinge im Kopf herumgehen, und ich frag sie, ob sie sich denken kann, daß ich ein Geheimnis hab, das ich mit mir herumtrage, schon lang, ich weiß gar nicht wie lang, und daß ich es ihr anvertrauen will. Im Anfang hat sie nicht recht gewußt, was sie aus meinen Reden machen soll, war aber

bald gewonnen und hat sich gar nicht sehr gewundert, wie ich geschworen hab, daß ich — die Eltern sollen tun und sagen, was ihnen beliebt — nichts andres werd in der Welt als ein Bildhauer. Zwei Jahre, in Gottesnamen, büffel ich noch, dann, wenn's nicht anders is — geh ich durch, zum großen Meister in Paris, und dort werd ich ein Lehrling, ein Schüler — ein Könner. Was ich alles zusammen bramarbasiert hab, weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich, daß sie gesagt hat: ‚Daß du Talent hast, sehen ja alle.' — ‚Nur ausbilden soll ich es nicht,' hab ich aufgeschrien, ‚nur als Spielerei soll ich's betreiben ... Sie bilden sich ein, mich schon herumgekriegt zu haben, sie irren sich. Wie sie sich irren, is mein Geheimnis, und das hab ich dir jetzt anvertraut.'

Sie hat gemeint, es wird zum Durchgehen nicht kommen, zu einem so verzweifelten Schritt werden mich die Eltern nicht treiben. Für meine verschwiegenen Qualen war sie voll Teilnahme, hat wissen wollen, wann ich zum erstenmal gefühlt hab: Das ist mein Beruf; und wie mir war, als die Flamme zum erstenmal geknistert hat? ... Ja, wenn ich's gewußt hätte — und ob das je einer gewußt hat? Was war mir auch an der Vergangenheit gelegen? All und alles nur an der Zukunft. Von der hab ich gesprochen, von meinen großen Plänen, von allem, was ich tun und leisten will. Voll Aufmerksamkeit hat sie zugehört, manchmal nur meinem Eifer kleine Dämpfer aufgesetzt, ist immer stiller worden und sagt endlich: ‚Es muß sehr spät sein, ich möchte nicht ganz unausgeschlafen ankommen. Laß mich jetzt schlafen, und schlaf auch du!' Und hat sich in die Ecke gelehnt. ‚Gute Nacht.'

Das hat mich furchtbar gekränkt. Ich sag ihr alles, was ich von mir nur weiß. Meine ganze Seele is Feuer und Flamme, jeder Nerv, jeder Blutstropfen hell wach, und sie sagt: Schlaf! Na — wenn sie's sagen kann ... Also schluck ich meinen Zorn hinunter und meinen Schmerz und würg heraus: ‚Gute

Nacht.' Sie muß gemerkt haben, daß ſie mir weh getan hat und ſagt noch einmal ſehr lieb und herzlich: ‚Gute Nacht.'

Ich hab mich in meinen Winkel gedruckt und mich geſchämt, weil das Weinen mir nahe war, und hab ſie immerfort angeſchaut. Sie konnt es nicht bemerken, auf meiner Seite war's ganz finſter, auf die ihre iſt das volle Mondlicht gefallen. Herrgott, wie ſchön war ſie in dieſem weißen Glanz!... Der heilige Ernſt auf ihrer Stirn und um den Mund mit den vollen, weichen, ſanften Lippen, die ſich manchmal ganz leiſe bewegt haben. — Ich ſchau und ſchau und rühr mich nicht, aber in mir tobt ein Aufruhr. Ja, ich werd es erreichen, ich werde ſchöne Schöpfungen Gottes nachſchaffen... Verworren und nebelhaft waren meine Gedanken, aber etwas hat werden wollen, und in dieſer Nacht is ein Keimlein entſtanden... das ſelbe, aus dem zwanzig Jahre ſpäter die Vittoria Colonna herausgewachſen is, die mir ſo viel Ehr eingetragen hat.

Alſo: ich druck mich in meinen Winkel und ſchau... und rühr mich immer nicht. Und jetzt ſeh ich, daß ſie die Hände hebt und ganz langſam ihren dünnen Schleier zum Hutrand hinaufſchiebt, ſich zu mir beugt immer näher... Ich fühl ihr Geſicht nah an meinem, und — mir vergeht der Atem — ihre Lippen liegen auf meinen Lippen, einen wunderbaren, kleinen, kurzen Augenblick. Dann richtet ſie ſich wieder leiſe auf, lehnt ſich zurück und macht die Augen zu...

Ich war tot — geſtorben vor Glück, hoch weggeflogen über die Welt. Ich war wie einer, an dem ein himmliſches Wunder geſchehen iſt. Was ſoll der noch auf Erden? was kann ich noch erleben, was will ich noch erleben? Ja, ja, liebe Theo, es gibt in der Welt der Vergänglichkeit Dinge, die nicht vergehen. Der Augenblick is in meinem Leben das, was nicht vergeht. An Glück in der Liebe hat es mir nicht gefehlt. Edle, ſtolze Frauen, ſo manche, die heute noch für unnahbar gelten, haben mir ſchöne Stunden und Tage geſchenkt. Ich bleib ihnen dankbar, aber

manchmal, wenn ich nachdenk, geschieht mir's doch, daß ich mich frag: ‚War's, die oder die? War's früher oder später, da oder dort?' ... Der Augenblick, die einzige Sekunde, steht immer da in meiner Erinnerung, immer gleich groß und einzig, und funkelt wie ein Stern, in den alle andern Sterne ihr Licht ergossen haben ...

Die Kammerjungfer is aufgewacht, hat sich entschuldigt, daß sie geschlafen hat: ‚Nur weiter, ich leiste Ihnen Gesellschaft,' sagt die Herrin, und bald merk ich an ihren leisen, regelmäßigen Atemzügen: sie schlaft sanft und tief. Ich hab sie nicht mehr deutlich sehen können, denn der Mond war schon blaß geworden, und der Morgen hat gegraut, aber ihren Kuß hab ich immer noch auf meinem Mund gefühlt und die Wonne ihrer Nähe still und lautlos genossen.

Wir sind im Schritt und langsam einen Berg hinaufgefahren. Der Weg war gut, der Berg war nicht steil, der Wagen wie eine Wiege. Manchmal hat ein Rad geknarrt, manchmal hat ein Pferd geschnaubt.... Nach allen den ausgestandenen Gemütsbewegungen haben meine gesunden sechzehn Jahr ihr Recht gefordert — ich hab nicht mehr viel von mir gewußt, bis mir zuletzt nur noch geträumt hat, daß ich wach bin.

Wirklich bin ich's worden über viel Lärm und Geschrei, das sich um unsre Wägen herum erhoben hat. Wir waren angekommen, und so früh am Tag es noch gewesen is, alle Hausleute, alle Gäste waren auf und haben uns willkommen geheißen. Man kennt die ungrische Gastfreundschaft. Was das Haus vermocht hat — und es hat viel vermocht — is zur Unterhaltung der Gesellschaft geschehen. Alle waren hoch zufrieden, lustig und vergnügt, nur ich der unglücklichste Mensch, denn ich hab zusehen müssen, wie die Johanna umringt und gefeiert worden is, wie alle Herren, die jungen und die alten, ihr gehuldigt haben, indessen ich zu den Adoleszenten gesteckt worden bin. Ich war in dem Gewühl ganz getrennt von ihr, hab mich auch fern ge-

halten, war wütend über sie, weil sie den Leuten so gut gefallen hat, bin ihr ausgewichen in meiner Eifersucht, ich dummer Bub, während mein ganzer Mensch mit Leib und Seel nur eine Sehnsucht nach ihr war.

Einigemal hat sie mich gefragt: ‚Was ist dir denn?', und ich hab trotzig geantwortet: ‚Nichts.' Sie hat mich verwundert angesehen, nicht traurig, nicht vorwurfsvoll, nur — verwundert.

Die Eltern haben's in dem Getreib nicht lang ausgehalten, wir sind nach Haus gefahren, die andern sind geblieben, auch nach den Festlichkeiten, weil die Tante krank geworden is. Im Herbst hat man sie dann nach dem Süden geschickt. Sie hat sich nicht mehr erholt; das weißt du ja."

„Gewiß," sagte die Schwester. „Es war so traurig, ihr langes Siechtum, und daß sie in der Fremde hat sterben müssen und daß sie die Verheiratung Johannas nicht mehr erlebt hat. Du warst damals in Paris, zwei Jahre schon."

„Ja, ja. Die ersten Lehrjahre in der Schule bei meinem großen Meister waren schon durchgemacht, und auch, was man so das Leben nennt, hatte ich kennen gelernt. Und mir eingebildet: Das is das wahre, das reiche, das unerschöpfliche Leben. Damals aber, wie ich den Brief bekommen hab, in dem du mir geschrieben hast, daß die Johanna Braut is, hat's mir doch einen starken Ruck gegeben, und an dem Abend hab ich mich gelangweilt in der heitersten und der hübschesten Gesellschaft. Die Nacht im Reisewagen is vor mir aufgestiegen in ihrer Glorie und hat das Geflimmer und Geflimmsel um mich her jämmerlich verdunkelt ... Nicht für lang, es ist wieder Feuer worden ... Feuer — in jener Nacht war's eine Flamme, die ihr himmlisches Licht in meine Seele ergossen hat. Und ich hab gewußt, und ich hab mir gemerkt: Vergleiche nie ... Das wirst du nie wieder empfinden, ebensowenig wie du je wieder sechzehn Jahr jung werden kannst, ebensowenig wie eine zweite Johanna geboren werden kann."

„Sie war sehr, sehr lieb," sagte die Schwester, „aber du verklärst sie. Ich habe nicht gewußt, daß mein Bruder ein Dichter ist."

„Ach was! das is jeder echte bildende Künstler. Die Alhambra, der Moses, die Sixtinische Madonna sind gedichtet gewesen, bevor sie erbaut, gemeißelt, gemalt worden sind. Doch das gehört auf ein andres Blatt. Ich hab sagen wollen: Eins hab ich mir vorgenommen. Wenn ich sie wiederseh, frag ich sie: ‚Warum hast du mich damals geküßt? Aus Mitleid? Aus Reue, weil du gemerkt hast, daß ich gekränkt bin? ... Aus Liebe? Aus einem plötzlichen, vorübergehenden Gefühl der Liebe? Sag mir, warum!' Ja, ja, fest und oft hab ich mir's vorgenommen. Aber wie ich sie zum erstenmal wiedergesehen hab, da war sie eine junge Frau und eine junge Mutter und so voll Hoheit in dieser doppelten Würde, daß ich meine Frag nicht herausgebracht hab, wie heiß sie mir auch auf den Lippen gebrannt hat. Auch später is es mir so gegangen. Eine Art Rechenschaft verlangen von ihr — von dieser Frau — das geht nicht. Auch hab ich gewußt: Nach der Frag kämen andre, die ich nicht stellen darf. Also: schweigen — meiden. Meiden, das besonders wichtig. Hab mich denn fern gehalten, mich nur unbändig gefreut, wenn ich gehört hab, daß sie in Begeisterung geraten is über eine oder die andre meiner Arbeiten. Oder wenn sie mir's geschrieben hat. So gewußt wie sie, was ich in meiner Kunst gewollt hab, hat niemand, niemand niemand! Dabei bin ich durchs Leben spaziert mit meiner unbeantworteten Frag. Hab zuletzt auch gar nicht mehr fragen wollen. Nur wie sie schwer krank geworden is, da war's bald bei mir ausgemacht: Sie soll nicht sterben, bevor ich, der Greis, ihr der Greisin, gesagt hab: Du hast mich einmal, vor langer Zeit, über alle Begriffe glücklich gemacht. Na — ich bin zu spät gekommen."

Er biß sich auf die Lippen, eine Röte überflog sein energisches Gesicht, seine Stimme ward rauh. „Daß mir's so leid tut, is

sentimental. Hol's der Kuckuck, ja, ich bin ein alter Narr, ich bin sentimental."

Die Augen der Schwester ruhten nachdenklich auf seinen bewegten Zügen. Sie legte die Zigarre weg und reichte ihm über den Tisch ihre Hand: „So sei in Gottes Namen sentimental."

Ein Lied

Er gehört zu den Starken und hat sogar als Kind nie geweint. „Weil er nicht will — aus Trotz," sagte der Vater. „Weil er nicht kann," sagte die Mutter. Und sie glitt ihm sanft und leise mit der Hand über den Kopf: „Wenn du's nur nicht noch einmal lernen mußt."

Es ist ein ausgezeichneter Mann aus ihm geworden, er nimmt, an Erfolgen und Ehren reich, eine wichtige Stellung ein, ist nie besonders geliebt, aber immer außerordentlich geachtet worden. In seiner Ehe ist er weder glücklich noch unglücklich. Seine gute Frau lebt mehr mit und in ihren Kindern als mit und in ihm. Es sind schöne, gesunde, begabte Kinder, und er freut sich darüber, aber doch nur wie über etwas Selbstverständliches; anders als wohlgeraten können doch seine Kinder und die der Frau, die er erwählt hat, nicht sein.

Er hatte einst einen Liebling in dieser Schar; das wurde ihm aber nicht verargt, denn sein Liebling war auch der aller übrigen, ein fünfjähriges Büblein, das geboren schien, um durch sein bloßes Dasein alle Herzen zu erquicken. Wie Gestalt gewordene Lebensfreude wirkte sein Anblick, er heimste allenthalben Liebe ein und verschwendete sie übervollen Herzens an Menschen, an Tiere, an Blumen. Von seinem ersten Tage an hatte er in Fülle der Gesundheit geblüht, als ihn plötzlich ein schweres, schmerzvolles Leiden mit unheimlicher Heftigkeit tückisch überfiel. Er bäumte sich zornig auf und wehrte sich gegen den fremden Feind mit allen seinen Kräften, er ballte die Fäustchen, stöhnte, jammerte und weinte.

Der Vater trat zu ihm, faßte seine Hand und redete ihm zu: „Nicht weinen! Ein wackerer Bub weint nicht, wenn ihm etwas weh tut. Ein wackerer Bub, der singt, davon wird's besser."

„Ja?" Das Kind sah zu ihm empor, lag eine Weile ganz still, seufzte tief auf und begann zu singen. Leise, mühsam hervorgepreßt, dann immer heller und heller kam aus der kleinen keuchenden Brust der Anfang eines fröhlichen Kinderliedes, ertönte glockenrein — und erlosch in einem Schluchzen.

Das Kind ist wenige Tage darauf gestorben, und der Vater hat den schwersten Verlust, der ihn treffen konnte, mit einem beinahe verletzenden Heroismus ertragen. Nun sind Jahre darüber hingegangen. Der starke Mann führt in strenger Pflichterfüllung sein gewohntes arbeitsvolles Leben fort. Segen ruht auf allem, was er unternimmt. Seine Kinder gedeihen und machen ihm Ehre. Viele beneiden ihn; er fühlt, daß er zu danken hat, und nennt sich einen Glücklichen.

Aber manchmal erwacht er des Nachts. Der Anfang eines fröhlichen Kinderliedes klingt an sein Ohr. Ein vielgeliebtes Stimmchen hat sich erhoben, singt willensstark hell und glockenrein — schlägt plötzlich um und verhaucht in einem qualerpreßten Klagelaut.

Und dann schmilzt in dem eisernen Menschen etwas, das sein ganzes Leben hindurch starr geblieben ist, und er bricht in einen Strom heißer Tränen aus.

Aus Spätherbsttagen

Erzählungen

Der Vorzugsschüler

Mutter und Sohn saßen einander gegenüber am Tische, der als Arbeits- und Speisetisch diente, und dessen eine Hälfte schon für die Abendmahlzeit gedeckt war. Eine Petroleumlampe mit grünem Schirm beleuchtete hell die Schulbücher, die der Knabe vor sich aufgeschichtet hatte, und die ungemein geschont aussahen nach einer mehr als halbjährigen Benutzung. Es war Ende März, und in wenigen Monaten mußte Georg Pfanner aus der dritten Klasse, wie aus jeder früheren Vorbereitungs- und Gymnasialklasse, als Vorzugsschüler hervorgehen. Mußte! Wohl und Weh des Hauses hing davon ab, der — wenigstens relative — Frieden seiner Mutter, der Schlaf ihrer Nächte... Wenn dem Vater schien, daß „sein Bub" im Fleiße nachlasse, wurde sie zur Verantwortung gezogen. Das wirkte viel stärker auf den Jungen, als die strengste Ermahnung und Strafe getan hätte. Für seine Mutter empfand er eine anbetende Liebe, und er war das Ein und Alles der freudlosen, vor der Zeit gealterten Frau. Die beiden gehörten zueinander, verstanden einander wortlos, sie hatten, ohne es sich selbst zu gestehen, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen einen Dritten geschlossen, dem sie im stillen immer unrecht gaben, auch wenn er recht hatte, weil sie sich im Grund ihrer Seele in steter Empörung gegen ihn befanden. Frau Agnes würde erstaunt und wahrscheinlich entrüstet gewesen sein, wenn man ihr gesagt hätte, daß ihre Empfindung für ihren Mann längst nichts mehr war als eine Mischung von Furcht und von Mitleid. Georg würde eher die ganze Schule zum Kampf herausgefordert, als geduldet haben, daß ein unehr-

erbietiges Wort über seinen Vater gesprochen werde. Aber weder der Mutter noch dem Sohne wurde es wohl in seiner Nähe. Seine Anwesenheit bedrückte, sie löschte jede heitere Regung im ersten Aufflackern aus. Und doch war der einzige Lebenszweck dieses Mannes die Sorge um das Wohl seines Kindes in Gegenwart und Zukunft.

Frau Agnes ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken und blickte nach der Schwarzwälder Uhr, die an der Wand neben dem Kleiderschrank ihr blechernes Pendel schwang. So spät schon, und der Mann kam noch immer nicht aus dem Bureau. Sie lasteten ihm dort so unbarmherzig viel Arbeit auf, und er besorgte sie widerspruchslos und nahm noch welche mit nach Hause, um seine Vorgesetzten nur gewiß zufrieden zu stellen und beim nächsten Avancement berücksichtigt zu werden.

Ja, der Mann plagte sich, und es war sehr begreiflich, daß er übermüdet und mürrisch heimkehrte. Und der Junge, der liebe, geliebte Junge, plagte sich auch. Heute ganz besonders. Dunkelrot brannten seine Wangen, und sogar die Kopfhaut war gerötet, und die Stirn zog sich kraus. In Hemdärmeln saß er da, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, preßte das Kinn auf seine geballten Hände und starrte ratlos zu seinem Hefte nieder. Dreimal schon hatte er die Rechenaufgabe gemacht und jedesmal ein andres Resultat erhalten, und keines, das sah er wohl, konnte das richtige sein.

Die Mutter wagte nicht, ihn anzusprechen, um ihn nicht zu stören, warf nur verstohlen von Zeit zu Zeit einen bekümmerten Blick auf ihn, vertiefte sich wieder in ihre Arbeit und flickte emsig am schadhaften Futter der Jacke, die er ausgezogen hatte.

Nun wurde nebenan ein Geräusch vernehmbar. Im Schloß der Küchentür drehte sich der Schlüssel.

„Der Vater kommt," sprach Frau Agnes. „Bist fertig, Schorschi?"

„Mit der Rechnung noch lang nicht." Sein Mund verzog

sich, und unter seinen blonden Wimpern quollen plötzlich Tränen hervor.

„Um Gottes willen, Schorschi, nicht weinen, du weißt ja — der Vater ..."

Da trat er ein, und sie stand auf und ging ihm entgegen, und er erwiderte ihr schüchternes Willkomm mit einem ungewohnt freundlichen:

„Na, grüß euch Gott."

Offizial Pfanner war um ein weniges kleiner als seine Frau und ungemein dürr. Die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Seine dichten, eisengrauen Haare ragten auf dem Scheitel bürstenartig in die Höhe, seine noch schwarz gebliebenen Brauen bildeten zwei breite, fast gerade Striche über den dunkeln, sehr klugen Augen. Den Mund beschattete ein mächtiger, ebenfalls noch schwarzer Schnurrbart, den Pfanner sorgfältig pflegte, und der dem Beamten der k. u. k. österreichischen Staatsbahn etwas Militärisches gab.

Pfanner hatte einen großen Pack Schriften mitgebracht und war doch nicht unwirsch. Er ließ sich von seiner Frau den Überrock ausziehen und sagte sanft und ruhig: „Bring das Essen und lösch die Lampe in der Küche aus. Die brennt, ich weiß nicht zu was. — Lern weiter!" befahl er dem Sohn, der sich nach ihm umgewendet hatte und ihn scheu und ängstlich ansah.

„Es ist so schwer," murmelte Georg.

Der Vater näherte sich ihm, stand jetzt hinter seinem Stuhl: „Schwer, fauler Bub? Deine Faulheit überwinden, das wird dir schwer. Einem Kind, das Talent hat, wird nichts schwer. Faul bist."

„Ich hab alles fertig," sprach Georg mit einem trockenen Schluchzen und drängte die Tränen zurück, die ihm wieder in die Augen treten wollten, „nur die Rechnung nicht ...", da kippte seine Stimme um, der Satz endete in einem schrillen

Jammerton, und zugleich beugte der Kopf des Jungen sich tiefer. Seinem Bekenntnisse mußte unausbleiblich die Strafe folgen. Er erwartete mit dumpfer Resignation den wohlbekannten Schlag der kleinen harten Hand, die wie ein Hammer niederfiel und sein Ohr und seine Wange auf Tage hinaus grün und blau marmorierte.

Aber heute zürnte der Vater nicht. Nach einer Weile streckte sich sein Arm über die Schulter des Knaben, der Zeigefinger bezeichnete eine Stelle in der Rechnung, deren sorgfältig geschriebene Zahlen eine Seite des Heftes bedeckten.

„Da sitzt der Fehler. Siehst du?"

War's möglich, daß Georg ihn noch immer nicht sah? daß er sich keinen Rat wußte, auch dann nicht, als der Vater zu erklären begann. Er tat das auf eine so völlig andere Art als der Lehrer! Dem Kinde wollte trotz aller Anstrengung und Mühe das richtige Verständnis durchaus nicht aufgehen. Dazu die Furcht: Jetzt reißt dem Vater die Geduld, jetzt kommt der Schlag. Zuletzt dachte er nur noch an die bevorstehende Züchtigung und wünschte, sie wäre vollzogen, damit er sich nicht mehr vor ihr ängstigen brauche.

„Gib acht, du gibst nicht acht!" rief Pfanner und begab sich auf seinen Platz am oberen Ende des Tisches, wo für ihn gedeckt war. Die Mutter hatte das Abendessen aufgetragen. Kartoffeln in der Schale, ein schönes Stück Butter, ein Laib Brot, eine Schüssel mit kaltem Fleisch. Die stellte sie zagend vor ihren Mann hin, und seine Mißbilligung blieb nicht aus.

„Fleisch am Abend — was heißt das? Keine neue Einführung, bitt ich mir aus."

Sie entschuldigte sich. Sie log. Die Nachbarin hätte so schönes Fleisch vom Land bekommen und ihr dieses vorher schon eingekaufte sehr billig abgetreten: „Es ist auch noch für morgen da," setzte sie hinzu, um einer wiederholten Rüge vorzubeugen, die viel schärfer ausgefallen wäre. Sie hätte aber auch die schärfste

über sich ergehen lassen. Es galt einen Kampf, in dem sie, die sonst willensschwache Frau, um keinen Preis nachgeben durfte.

Das Abendessen war längst vorbei, die Mutter zur Ruhe gegangen, Vater und Sohn verweilten noch bei ihrer Arbeit. Pfanner befaßte sich mit dem Aufstellen einer statistischen Tabelle, Georg kam mit seiner Rechnung nicht zu Ende. Die Aufmerksamkeit weder des einen noch des andern war völlig bei seiner Beschäftigung. Jeder von ihnen hatte heute ein Glück erfahren, und die Erinnerung daran stellte sich immer und immer wieder zerstreuend und ablenkend ein.

Pfanner war dem Herrn Subdirektor begegnet, und der hatte ihn angesprochen und ihn der Wohlmeinung des Herrn Direktors und seiner eigenen versichert. Der Herr Direktor warte nur auf die erste Gelegenheit, den unermüdlichen Fleiß und Diensteifer des Offizianten die gebührende Anerkennung zuteil werden zu lassen.

„Für außergewöhnliche Leistungen außergewöhnliche Auszeichnungen. Verlassen Sie sich darauf." Mit diesen Worten hatte der hohe Vorgesetzte ihn verlassen, und Pfanner war weiter gewandert, von einem wohltuend freudigem Gefühl ergriffen. Worauf durfte er sich Hoffnung machen? Auf Beförderung außer der Tour? Auf eine große Remuneration? Die wäre ihm vielleicht das Liebste. Georgs Sparkassenbuch würde dadurch eine unverhoffte Bereicherung erfahren. An jedem letzten Tage des Monats nahm er es aus der Lade und ließ die wenigen, mühselig vom Gehalt ersparten Gulden eintragen, um nur ja nicht unnötigerweise einen Heller Zinsen einzubüßen.

Der Sparkassenbeamte lachte schon: „Was bringen's denn heut, Herr Offizial, einen halben Gulden, einen ganzen?"

Pfanners Hochmut litt unter diesen Spötteleien. Und jetzt stellte er sich vor, wie ihm sein würde, wenn er einen Hunderter oder gar zwei hinlegen könnte und nachlässig sagen:

„Bitte, tragen Sie heute das ein, ins Buch von meinem Buben."

Sein Georg an der Spitze eines, wenn auch kleinen Vermögens — er liebte ihn mehr, wenn er daran dachte.

Der zukünftige Kapitalist hielt die Feder in der Hand und sann. Nicht über seine Rechnungsaufgabe. Seine Gedanken trugen ihn weit weg aus der kahlen, dürftig eingerichteten Stube ins Freie, wo jetzt schon neues Leben sich zu regen begann und ein Frühling sich ankündigte, von dem er wieder nichts haben sollte. Dem Frühling würde der Sommer folgen, die Schule geschlossen werden, und die Kameraden würden auf Ferien gehen, einige in die Nähe von Wien, andere glückliche ganz aufs Land, auf das wirkliche Land, oder gar ins Gebirge, in die Wälder, an die schimmernden Seen und Flüsse, an brausende Wasserfälle ... Nur er kam nie hinaus aus den trostlosen Straßen der Vorstadt, nie fort vom müdmachenden, langweiligen, verhaßten Straßenpflaster, auf dem man sich die Schuhe zerriß und die Füße wund ging. Dazu des Vaters ewig wiederholtes:

„Lern! Hast gelernt? Kinder sind da, um zu lernen."

In seinem Jungen aber schrie es: Nicht nur um zu lernen! Manchmal schon hatte er sich ein Herz gefaßt und gesagt: „Die andern sind jetzt auf Ferien und lernen nicht."

Da war der Vater bös geworden. „Sind das Vorzugsschüler? Wenn ja ein paar darunter sind, dann sind sie nicht leichtsinnig und zerstreut wie du, fauler Bub. Haben vielleicht nicht einmal Talent wie du, dafür aber Fleiß, eisernen Fleiß. Ferien ... was Ferien! Ein tüchtiger Mensch braucht keine, will keine. Hab ich Ferien?" Es war der Stolz Pfanners, daß er noch nie Urlaub genommen.

Indessen, trotz all der väterlichen Strenge, hatte es einige Jahre gegeben, in denen Georg eine Frühlingsfreude genossen. Und heute war der gesegnete Tag, an dem ihm endlich ein langgehegter, heißer Wunsch erfüllt wurde. Er trug das Mittel, Frühlingsfreude wieder zu erwecken, in seiner Tasche.

Um ein Stockwerk tiefer als die Familie Pfanner, im dritten des gegenüberliegenden Hauses, wohnte ein Schuster, der eine Nachtigall besaß. Wenn der Frühling anbrach, hing er ihren Käfig unter den Fenstersims an die Mauer. Der Käfig war eng und schmal, hatte dicke Sprossen und bot seiner Bewohnerin wenig Raum und wenig Licht. Sie sang wundersam in ihrer traurigen Gefangenschaft. Ihre süßen Lieder klangen nicht nur klagend und sehnsuchtsvoll, auch hell und jubelnd. Die Nachtigall schien in Entzücken zu schwelgen über die eigenen zärtlich lockenden Melodien und war wie berauscht von ihrer Lieblichkeit und Pracht. Die Töne, die der kleinen Brust entquollen, erfüllten die Gasse mit Wohllaut.

Georg brachte jeden freien Augenblick am Fenster zu, beugte sich hinaus und sandte der Nachtigall seine Liebesgrüße. Der Schuster, das konnte man leicht bemerken, kümmerte sich nicht viel um die holde Sängerin. Wäre sie Georgs Eigentum gewesen, wie hätte er sie gehegt und gepflegt! Sie war seine Freundin, seine Wohltäterin, sie zauberte ihm den Frühling in die traurige Stube und Schönheit und Poesie in sein ödes Leben. Er lauschte ihr, und wundersame Bilder tauchten vor ihm auf, Landschaften im purpurnen Grün des neuen jungen Lebens, blütendurchhaucht, lichtgetränkt, alles, wovon er gelesen und gehört, das zu erblicken er sich gesehnt hatte, das für ihn das ewig Unerreichbare bleiben sollte.

Bis Johanni ging es so fort, dann hörte die Nachtigall auf zu schlagen, und der Schuster nahm das Bauer wieder in das Zimmer herein. Im letzten Frühjahr hatte Georg vergeblich auf das Erscheinen des Bauers gewartet. Der Schuster mußte die Nachtigall verschenkt haben, oder vielleicht war sie gestorben, und mit ihr all die schönen Träume, die ihr Gesang geweckt, und die stille, geheimnisvolle Wonne, sich ihnen zu überlassen und ihnen nachzuhängen.

Nun aber, vor einiger Zeit an einem grauen, frostigen

Februarmorgen, tönten Georg, als er in die Nähe der Schule kam, die schmerzlich vermißten Nachtigallenklänge entgegen. Er stieß einen Freudenschrei aus, sah um sich, sah zu den Häusern empor, und da war nirgends ein Vogelbauer zu entdecken, und nirgends stand ein Fenster offen, aus dem der Gesang hätte dringen können. Die Töne schlugen einmal stärker, einmal schwächer an sein Ohr. Sie wanderten, näherten, entfernten sich, und plötzlich lachte Georg laut auf. Die Nachtigall, die so prachtvoll sang, spazierte vor ihm her, blieb stehen, schmetterte ihre Lockrufe in die Luft hinaus, ging ein Stück weiter, kehrte um und kam jetzt auf ihn zu. Sie hieß Salomon Levi, war fünfzehn Jahre alt und trug schiefgetretene Stiefel, einen schwarzen Kaftan, einen steifen, breitkrempigen Hut. Ihre eingefallenen Wangen entlang baumelten ein paar glänzende, rabenschwarze Schläfenlocken.

„Herrje Salomon!" hatte Georg ausgerufen, „was ist mit dir? bist eine Nachtigall worden?"

Der Angeredete trug an einem fettigen Riemen ein Tabulett, noch einmal so breit als er selbst, und hinkte von früh bis abends unermüdlich auf dem Kai vor der Schulgasse auf und ab. Sein Warenlager erfreute sich unter den Studenten des Rufes großer Solidität und bestand aus Brief- und Geldtaschen, Spiegeln, Messern, Uhrketten und dergleichen. Der junge Hausierer führte auch allerlei Spielzeug, das auf Georg eine starke Anziehung übte. Er hatte nie, nicht einmal als kleines Kind, Spielzeug besessen.

„Spielereien kaufen — Geld hinauswerfen, Unsinn!" sagte Pfanner. „Ein Kind, das Phantasie hat, ein Kind wie meines braucht keine. Ein Scheit Holz oder ein hölzernes Pferd sind dasselbe für ihn, sind ihm beide ein lebendiges Pferd. Eine Puppe in Seidenkleidern oder der in Zeitungspapier gewickelte Stiefelknecht sind ihm eines wie das andre, ein lebendiges Kind."

Für Georg haftete der Reiz des Versagten an jedem Gegenstand in Salomons Auslagekasten. Er kam nie ohne Herzweh

an ihm vorüber und knüpfte, so oft es anging, ein Gespräch mit ihm an, um alle die Kostbarkeiten, die er ausbot, mit Muße betrachten und sogar berühren zu dürfen.

„Ach Salomon," sagte er einmal, „wie glücklich bist du! Brauchst nichts zu tun als immer auf und ab zu gehen, und mußt nicht mehr in die Schule, hast so viele schöne Sachen und kannst sie den ganzen Tag ansehen. Wie froh mußt du sein!"

Salomon sah ihn wehmütig an. In welchem Irrtum befand sich Georg! Wenn Salomon all die „schönen Sachen" anbrächte, und noch viel andere und Geld für sie bekäme und studieren könnte, dann wäre er froh.

Sie hielten nun täglich eine Unterredung, eine kurze bloß, denn Georg wußte, daß der Vater ihn daheim fast regelmäßig, mit der Uhr in der Hand, erwartete, und wenn er sich um ein paar Minuten verspätete, dann wogen die gar schwer für seine arme Mutter.

So flüchtig aber auch die Begegnungen der beiden Knaben waren, sie bildeten allmählich ein starkes Band. Jeder von ihnen kannte das Leiden; einer bedauerte den andern und beneidete ihn auch. Fürs Leben gern hätten sie getauscht, verhandelten oft darüber und waren schon gute Bekannte gewesen vor jenem Februarmorgen, an dem der Vorzugsschüler dem Hausierer zugerufen hatte:

„Bist eine Nachtigall worden?"

Helles Entzücken durchströmte ihn, als Salomon ihm ein Instrumentchen zeigte, nicht größer als eine Nuß, in dem alle Flötentöne der Nachtigall schliefen. Man brauchte es nur zwischen die Lippen zu nehmen und geschickt mit der Zunge zu behandeln, um den lieblichen Gesang zu wecken. Er hätte sich auf die Knie werfen und Salomon beschwören mögen: „Sei gut, sei großmütig, schenk mir die Nachtigall!" Aber das Bild seines Vaters schwebte ihm vor, er vernahm die Worte: „Du bist ein Beamtensohn, du unterstehst dich nicht etwas anzunehmen, nicht ein End-

chen Bleistift, nicht eine Feder. Von keinem Mitschüler, von keinem Menschen."

So stotterte er denn mit fliegendem Atem: „Was kostet die Nachtigall?"

Sie kostete zwanzig Heller, und Salomon hatte heute schon ein paar Dutzend verkauft und hoffte, noch ein paar Dutzend zu verkaufen und bald auch seinen ganzen Vorrat, denn sie gingen reißend ab.

Georg überlegte: „Wirst du in fünf Tagen keine mehr haben...? Hebe mir eine auf, ich bitte dich. Wenn ich mein Jausengeld erspare, habe ich in fünf Tagen zwanzig Heller beisammen und kann dir die Nachtigall bezahlen."

Salomon war sehr ungläubig. Mehrmals schon hatte Georg versucht, sein Jausengeld zu sparen, um bei ihm einen Einkauf machen zu können, es aber nie weiter gebracht als bis zu acht, höchstens zu zehn Heller. Dann war er plötzlich an einem Nachmittag zu hungrig geworden und hatte sein ganzes Geld auf einmal ausgegeben, für eine besonders lockende Brezel. Beim Bäcker an der Ecke bekam man so köstliche! Er hatte auch schon seinen kleinen Besitz an Kupfermünzen Ärmeren, als er selbst war, geschenkt. Salomon zweifelte mit gutem Grund an der Fähigkeit des „jungen Herrn", etwas zurückzulegen. Dennoch erfüllte er ihm seinen Wunsch. Eine Nachtigall blieb unverkauft, die beste. Wer die zu behandeln verstand, konnte ihr ganz besonders klangreiche Töne entlocken.

Und heute hatte Georg sie erworben, war glorreich vor Salomon hingetreten, hatte ihm zehn Zweihellerstücke in die Hand gezählt und die Nachtigall in Empfang genommen.

Die Unterweisung in der Art sie zu gebrauchen war „dreingegangen". Das kleine Instrument wanderte von einem Mund zum andern, und sogleich, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit lernte Georg dem Tabulettkrämer seine Kunst ab.

„Was ein Talent zur Musik! Ich hab müssen lernen drei Tag,

bis ich hab spielen gekonnt. Sie können gleich spielen, besser als ich."

Georg erwiderte glückselig, es sei ja so leicht. Ach, wenn alles so leicht wäre, wenn sich die Mathematik und die Geschichte und das Griechische auch so leicht erlernen ließen!

In Salomons melancholischen Augen leuchtete es auf: „Mir möchte leicht sein das Studieren," sprach er und sah sehr hochmütig und sehr traurig aus.

Jetzt war es nahe an elf Uhr. Frau Agnes hatte sich auf Befehl Pfanners zu Bett begeben, sie schlief aber nicht; sie beobachtete vom dunklen Alkoven aus ihren Mann, der mit unvermindertem Eifer linierte, rubrizierte, und ihren Jungen, der müd und blaß sich über sein Heft beugte oder mit verträumten Augen emporblickte zu dem grauen Fleck, den der Rauch der Lampe allmählich an die Decke gemalt hatte. Er durfte noch immer auf des Vaters grimmig wiederholtes „Bist fertig?" nicht mit ja antworten; er war eben nicht bei der Sache. Er hatte eine Hand in die Tasche gesteckt und die Finger um die Nachtigall gelegt und preßte sie manchmal, als ob sie etwas Lebendiges wäre und es fühlen könnte, mit großer, sanfter Liebe.

Der Heimweg, der ihm sonst immer endlos vorkam, war ihm heute zu kurz gewesen. Fast die ganze Zeit hindurch hatte er die Nachtigall schlagen lassen, und Kinder und selbst Erwachsene waren stehen geblieben und hatten ihm zugehört und sich über die herzige Musik gefreut. Es wäre ihm ein Glück gewesen, vor der Mutter eine Probe einer neu erworbenen Kunst abzulegen. Aber das ging nicht an, die Mutter würde sogleich gesagt haben: „Du mußt dem Vater das Ding zeigen, du weißt ja, er mag Spielerei nicht." Und wenn Georg auch geantwortet hätte: „Es ist keine Spielerei, es ist ein Instrument," würde sie doch dabei geblieben sein: „Hinter dem Rücken des Vaters darf man

nichts tun und nichts haben." So hatte sie es immer gehalten ... bis heute.

Georg aber konnte nicht vergessen, daß ihm vor Jahren der jüngste Sohn der Nachbarin, Karl Walcher, seine Flöte geliehen, sie ihm auch gern geschenkt hätte, dem spartanischen Verbote Pfanners zum Trotze. — Was Georg einmal gehört hatte von den Kinderliedern an, die seine Mutter ihm vorgesummt, bis zum feierlichen Kirchengesang, alles hatte er sich gemerkt und die Melodie ganz richtig herausgebracht auf dem höchst primitiven Instrumentchen. Frau Walcher und ihre Söhne hatten ihn bewundert und sogar sein Vater ihm manchmal ein zustimmendes „Nicht übel" gespendet. Aber gar früh war ihm seine Freude verdorben worden.

„Laß die Dummheiten — lern!" hatte es bald geheißen. An dem geringsten Versäumnis, an jeder Zerstreutheit des Knaben wurde der Flöte die Schuld zugeschrieben. Nach kurzer, nach schrecklich kurzer Zeit hatte der Vater sie ihrem Eigentümer zurückgestellt. So würde er gewiß auch die Nachtigall nicht dulden, und deshalb mußte sie vor ihm verborgen bleiben, die liebe, herrliche.

Als Georg endlich zur Ruhe gehen durfte, erhielt sie ihren Platz unter seinem Kopfkissen. Nach Mitternacht erwachte er und zog sie an seine Lippen. Um sie zu küssen, natürlich nur; sie schlagen zu lassen konnte ihm doch nicht einfallen ... Zwar — die Eltern schliefen. Zwischen ihnen und ihm, am Mauervorsprung des Alkoven, tickte kräftig, jedes schwache Geräusch übertönend, der flinke Gang der Schwarzwälderin. Dennoch wäre es nicht geraten ... und während er dachte: nicht geraten, berührte seine Zungenspitze schon das kühle Metallplättchen. Ohne seinen Willen, fast ohne sein Zutun begann die Nachtigall ihren Gesang zu erheben. Sie klagte, sie lockte, sie verkündete eine unerfüllbare Sehnsucht. Ihre Töne stiegen, schwollen, brachen plötzlich ab. Herrgott im Himmel ... Zu laut, zu laut! Der Vater hat einen gar leisen Schlaf ... Entsetzlich erschrocken, von Schauern

der Angst durchrieselt, steckte Georg seinen Kopf unter die Decke. Am nächsten Morgen beim Frühstück erzählte der Vater von einem seltsamen Traum, den er in der Nacht gehabt. Der Schuster hatte wieder eine Nachtigall angeschafft, und Pfanner war gewesen, als ob er sie so laut schlagen hörte, daß er darüber erwachte, und dann, das war das Merkwürdige, hatte er sich eingebildet, wach zu sein und sie noch zu hören. Seine Frau konnte nicht genug staunen, auch ihr hatte etwas ganz Ähnliches geträumt, und das mußte wohl etwas zu bedeuten haben.

Georg stand auf und trat ans Fenster, damit die Eltern sein Erröten nicht sähen.

Auch Frau Agnes hatte ihr Geheimnis, und sie mußte, um es zu bewahren, allerlei Ausflüchte gebrauchen, die gar oft weitab von der Wahrheit lagen. Seit einiger Zeit war bei allen Mahlzeiten der Tisch reichlicher besetzt, und Pfanner hatte doch nicht mehr Wirtschaftsgeld bewilligt als früher. Seine Frau konnte nicht immer bei der Wahrheit bleiben, wenn er sie darüber zur Rede stellte. Ungern genug hörte er schon und fühlte sich gedemütigt, wenn sie gestand, einige Konfektionsarbeiten gemacht und durch Vermittlung Frau Walchers unter der Hand verkauft zu haben. Nie hätte er erfahren dürfen, daß sie ein eben entbehrliches Kleidungsstück oder Hausgerät ins Versatzamt getragen, einen noch aus dem väterlichen Hause mitgebrachten kleinen Schmuckgegenstand veräußert hatte. Er hielt viel auf diese Reste einer ehemaligen Wohlhabenheit; es schmeichelte ihm, sich seine einst sehr schöne Frau — nur leider die Hellblonden verblühen so schnell! — aus einem guten und damals fast reichen Hause geholt zu haben. Der geringste Zufall konnte alles an den Tag bringen und dann — Agnes schloß die Augen und erzitterte bei dem Gedanken, was dann geschehen würde. Aber gleichviel, das Kind mußte um jeden Preis besser genährt werden als bisher.

Frau Adjunkt Walcher hatte sich schon vor einem Jahre in

ihrer kurz angebundenen, offenherzigen Weise darüber ausgesprochen: „Mir scheint immer, Sie halten Ihren Schorsch zu kurz in der Kost, Frau Offizial. So ein Bub will tüchtig essen. ‚Das Lernen zehrt, und in einen kleinen Ofen muß man öfter nachlegen als in einen großen', sagt mein Mann. Er und ich sind oft hungrig schlafen gegangen — Herrgott, ein Adjunkt mit tausend Gulden Gehalt! — unsere zwei Buben waren immer satt geworden. Sehen auch aus wie die Knöpf. Ihr Schorsch schießt in die Höh, wird ja bald den Herrn Offizial eingeholt haben, setzt aber kein Lot Fleisch an."

„Finden Sie, daß er schlecht aussieht?" hatte Frau Agnes in Bestürzung ausgerufen.

Nun, das fand die Frau Adjunkt gerade nicht, aber so gewiß „kleber" und eine bessere „Farb" sollt er haben: „Die Nahrung muß ausreichend sein," sie betonte das Wort mit Wohlgefälligkeit, es kam ihr so gebildet vor. „‚Ausreichend, sagt mein Mann. Das viele Lernen schlägt sich sonst den Kindern auf die Nerven.'"

Dies Gespräch hatte entschieden; die Liebe der Mutter hatte über den Widerwillen der ehrlichen Frau gegen Falschheit und Lüge gesiegt. Ihrem Manne Vorstellungen zu machen, einen Versuch zu machen, ihn zur geringsten Mehrausgabe zu bewegen, wäre ihr so wenig eingefallen, als einem Stein zuzureden, sich in Brot zu verwandeln. Eine Erörterung zwischen ihm und ihr kam überhaupt nicht vor. Vom Anfang ihrer Ehe an hatte sein herrisches und ablehnendes Wesen jede Möglichkeit, ihm vertrauensvoll zu nahen, ausgeschlossen. Was konnte eine Frau ihm zu sagen haben? Er war er, und außer ihm war die Pflicht, und diesen beiden höchsten Mächten unterstand die Welt, die er begriff. Erst als sein Sohn ihm geboren wurde, gab es ein zweites Wesen, das ihm ebenso wichtig war, wie er sich selbst. Eine Fortsetzung seines Ich, eine vervollkommnete Fortsetzung. Alles, was seinem Ehrgeiz versagt geblieben, was er nicht errungen, sollte sein Sohn erringen.

Er war aus Armut und Niedrigkeit hervorgegangen, hatte einen nur mangelhaften Schulunterricht genossen und niemals die Aussicht gehabt, es zu einer höheren Stellung zu bringen. Als kleiner Beamter lebte er und würde er sterben. Aber der Sohn: Das Gymnasium als Primus absolvieren, den Doktorhut summa cum laude erwerben, schon in den ersten Anfängen der Laufbahn von der Glorie reichster Verheißungen umstrahlt, steigen von Erfolg zu Erfolg, von Ehren zu Ehren — das sollte der Sohn. Den nüchternen Offizial Pfanner, den unfehlbaren Rechner, den trockenen Vernunftmenschen nahm, wenn er sich diesen Vorstellungen hingab, die Phantasie auf ihre Flügel und trug ihn über alle Gipfel des Wahrscheinlichen sausend hinweg. Und wenn er dann wieder zur Erde niederstieg und seinen Georg zufällig einmal müßig einhergehen sah, wetterte er ihn an: „Lern!"

Er selbst, der immer in der Zukunft lebte, die Gegenwart und was sie darbot, geringschätzte, entfremdete sich mehr und mehr seinen Standesgenossen. Er erwies sich ihnen gefällig, machte Arbeiten, die ihnen zugekommen wären, hatte aber dabei nur seinen eigenen Vorteil, die Verbesserung seiner Stellung im Auge. Dem Verkehr mit ihnen, den Zusammenkünften im Kaffeehaus und im Stammgasthaus, ging er so viel als möglich aus dem Wege. Er hatte keinen Sinn für die geselligen Freuden, die seine Kollegen am liebsten beim „goldenen Wiesel" genossen. Dort fanden sich meist euch einige Vorgesetzte mit ihren Bekannten ein. Anstandshalber konnte Pfanner nicht immer fortbleiben, und wenn er kam, es war ein Mißgeschick! — da begegnete er richtig jedesmal dem Manne, den er haßte, dem Kunstschlosser Herrn Obernberger. Vor Jahren hatte es dem als ein großer Vorzug gegolten, mit den Herren Eisenbahnbeamten im Gasthaus zusammenkommen zu dürfen. Jetzt hatte der Standpunkt sich verrückt. Seitdem die Arbeiten aus der Kunstschlosserei Obernbergers erste Preise auf den Ausstellungen erhalten hatten,

seitdem er viele hundert Arbeiter in seinen Werkstätten beschäftigte, im eigenen Hause wohnte, im eigenen Wagen vorfuhr und das Band des Franz Josefs-Ordens im Knopfloch trug, eilten die meisten der Herren ihm bis zur Tür entgegen, und bei Tisch erhielt er den Platz zur Rechten des Inspektors.

Das alles hätte Pfanner hingehen lassen und sich nicht weiter darum gekümmert. Aber dieser Schlosser hatte einen Sohn, und dieser Sohn trat seinem Georg im Gymnasium auf die Fersen, konnte ihn einholen, konnte ihn überflügeln, denn der verdammte Bub hatte Talent, sein ärgster Feind mußte das zugeben. „Talent um eine Million," wie Herr Obernberger sagte, „aber nicht um einen Heller Fleiß."

Es war nach der Schule. Pepi Obernberger und Georg Pfanner gingen ein Stück des Weges miteinander. Sie waren beide aufgerufen worden vom Professor des Griechischen, und Pepi hatte besser bestanden. Georg schritt sehr kleinlaut und mit einem ganz roten Kopf neben ihm her. Der Vater versäumte nie, zu fragen: „Hat der Herr Professor dich aufgerufen, und wen noch und wie ist's gegangen?"

„Du weißt immer," sagte Georg zu seinem Kameraden. „Hast heut wieder sehr gut gewußt. Ich wär froh, wenn ich immer so gut wüßt wie du."

Pepi fing sogleich zu prahlen an: Hol's dieser und jener! Ihm lag nichts an dem dummen Plunder. Kasusartige Endungen, Komparation der Adjektiva, dummes Zeug! Er plagte sich auch gar nicht damit. Wenn der Trottel von einem Professor eine neue Walze einlegte in seinen Werkelkasten und anfing, sie herunterzuleiern, da höchstens hörte er ein bißchen zu. Zu Hause sah er nie ein Buch an, das war ihm viel zu fad.

„Geh, geh!" fiel Georg ungläubig ein, und er verbesserte sich: „Fast nie, auf Ehre! Daß sie mir immer so gute Zeugnisse geben, das danke den Schafsköpfen der Teufel. Ich gift mich

drüber, weil's meinem Alten auf die dumme Idee bringt, einen Professor aus mir zu machen. Aber nein! Lieber als so ein verschimmelter Zopf werden und auf alles zu verzichten, was schön ist: Rad fahren, reiten, jagen, tanzen, kutschieren, Billard spielen im Kaffeehaus, Gletscher besteigen — lieber erschieß ich mich!"

Georg sah ihn aufmerksam an. Er war so ganz und gar das Ebenbild seines Vaters, des braven, fröhlichen Herrn Obernberger mit dem runden Kopf und dem runden Gesicht und dem freundlich lächelnden Munde. Und der Mensch sprach von Selbstmord?

„Red nicht so!" rief Georg. „Du wirst keine Todsünde begehen; Selbstmord ist eine Todsünde und eine Feigheit."

„Unsinn!" stieß Pepi höhnisch aus. „Wie kann man so ein Esel sein und alles nachplappern, was sie einem in der Schul sagen. Aber du hast nie einen eigenen Einfall. Hast den Kopf schon ganz ausgestopft mit Pappendeckel. Adje!" — Du Schulesel! setzte er in Gedanken hinzu und bog ab, um die nächste Tramwaystation zu erreichen.

Georg ging langsam vorwärts und sagte sich doch mit Unbehagen, daß jeder Schritt ihn dem Hause näher brachte, wo der Vater ihn gewiß schon erwartete mit der ständigen Frage, die er heute mit so großem Zagen beantworten würde.

O das traurige Haus, das kahle, große, mit den langen Gängen und den schmalen Stiegen, und das lichtarme Zimmer, in dem man immer saß zu dreien, und wo keines sich vor dem andern retten konnte. Dahin mußte er zurückkehren, heute und morgen und alle Tage und noch fünf Jahre lang. Wie soll man das erleben, und hat man's erlebt, fangen neue Studien an, die schwersten. Wie ein grauer Berg, den er nicht werde übersteigen können, bäumte die Zukunft sich vor ihm auf, ein ödes, trostloses, der Verzweiflung verwandtes Gefühl ergriff sein Herz und durchtränkte es mit unsagbarer Bitternis. Plötzlich kam ein nie gekannter Trotz über ihn. Obwohl die Uhr am nächsten Turme halb eins schlug, obwohl er genau wußte, daß er werde sagen

müssen: „Ja, ich habe mich aufgehalten unterwegs," setzte er sich auf eine Bank im kleinen Square vor Beginn der Gasse, in der die elterliche Wohnung lag, zog die Nachtigall aus der Tasche und ließ sie schlagen. Sie tröstete, sie milderte jedes herbe Gefühl. Sie hob ihn hinweg über Drangsal und Sorge zur lichten Höhe unbefangener Heiterkeit.

Er hatte ja nicht nur Betrübnis und Gram in seiner Seele, tief in ihrem Innersten unter dunkeln Schatten lohte rot und warm die Flamme junger Lebensfreude und die unausgesprochene immer zum Schweigen verdammte wollte sich einmal hinaussingen. Sie jubelte in die rauhe Luft, zum wolkenschweren Frühlingshimmel empor, mit der Stimme der Nachtigall.

Georg fand den Vater nicht daheim. Er war dagewesen, hatte sich umgekleidet und zu einer Beamtenversammlung ins Stammgasthaus begeben. Mutter und Sohn sprachen es nicht aus, welch ein Fest das Alleinbleiben für sie war. Um jede Minute, die er auf dem Heimweg vertrödelt hatte, tat es Georg jetzt leid. Die Stube kam ihm auf einmal freundlicher, die Luft reiner vor als sonst. Auf dem Tisch in einem Glase stand ein kleiner Veilchenstrauß; Frau Walcher hatte ihn gebracht.

Georg beugte sich über ihn und sog seinen zarten Duft ein: „Die gute Frau Walcher;" er lächelte seine Mutter pfiffig an. „Hat sie den auch vom Land gekriegt, wie neulich wieder das gute ‚Junge' vom Hasen?"

Frau Agnes errötete. So war ihr der Schorschi hinter ihre Schliche gekommen? Sie wich seinem auf sie gerichteten Blick aus, sie antwortete nicht, sie sprach nur: „Der Vater hat dir sagen lassen, du sollst lernen."

„Schon recht," erwiderte er übermütig und warf die Schultasche in weitem Bogen auf das Sofa, wo sie emporschnellte und einen fröhlichen Hupf machte.

„Aber Georg, du bist ja heut wie ausgewechselt."

„Ja, ja, Mutter!" Er stürzte auf sie zu und schloß sie in seine Arme.

Sie wehrte: „Sei gescheit."

„Nein, gescheit bin ich heute einmal nicht. Ich muß dich lieb haben und küssen, dein liebes Gesicht, deine lieben Hände. Jeder Finger bekommt einen Kuß."

Nun denn! Ach, die Zärtlichkeit des Kindes tat sehr wohl. „Jetzt aber setz dich und iß, es wird ja alles kalt."

Und sie setzten sich und aßen und ließen sich's schmecken und plauderten und dachten nicht an morgen, und waren so glücklich, wie die armen Leute sind, die ganz in der Gegenwart leben, den Augenblick genießen, jeden Gedanken von der Zukunft abgewendet, die ihnen nichts Gutes bringen kann.

Nach dem Mittagsbrot begab die Mutter sich an die Nähmaschine und wollte noch ein Stündchen fleißig sein. Die alte Nähmaschine, die sich die letzte Zeit hindurch nur schwer in Bewegung setzen ließ und den Dienst auch schon mehrmals versagt hatte, glitt heute dahin wie ein Schlitten auf fest gefrorener Bahn. Was war denn da geschehen? Gestern noch hatte die Mutter gedacht, die alte Getreue werde überhaupt nicht mehr brauchbar sein und nicht einmal in der Fabrik hergestellt werden können. Was war geschehen? Der Vater hatte sie auseinander genommen und sie ausgezeichnet repariert.

„Der Vater?" das gab dem Georg zu denken. „Hat denn der Vater gelernt, Nähmaschinen reparieren?"

„Gewiß nicht. Aber weißt du, der Vater kann vieles, das er nicht gelernt hat, er hat zu allem Talent."

Hat es nicht gelernt und kann es, weil er Talent hat. Etwas können, das man nicht gelernt hat, heißt also Talent haben. Er versank in Grübeleien.

„Aber Mutter, ich hab doch auch Talent."

Sie mußte lachen. Es war wirklich, wie wenn ein Zweifel

aus seinen Worten spräche: „Nun, ich meine, du hörst es oft genug, um es zu wissen," und sie griff zärtlich mit der Hand in seinen zerzausten blonden Schopf.

„Wenn's nur wahr ist, Mutter, wenn's nur recht wahr ist;" er schluckte mühsam und benetzte die trocken gewordenen Lippen mit der Zunge. Die Traurigkeit, die ihn nach dem Gespräch mit Pepi angewandelt hatte, wollte sich wieder in ihm regen; aber die Anwesenheit der Mutter bannte sie rasch. Sein Herz ging weit auf, nicht das kleinste Geheimnis blieb darin. Von allem, was bisher stumm und schweigend in ihm gelegen, redete er, und während er es tat, wurde ihm manches klar und ausgemacht, was er sich selbst nie eingestanden hatte. Die Mühe, die das Lernen ihm verursachte, und daß es ihm so schwer wurde, sich etwas „auswendig zu merken". Andere lernten viel leichter auswendig und merkten sich's viel länger.

„Du hast kein sehr gutes Gedächtnis," meinte die Mutter und dachte, das kommt oft vor bei den Talentvollen. Sie gab dem Sohn auch etwas Ähnliches zu verstehen; er zuckte die Achseln.

„Wer Talent hat, das findest du selbst, kann auch, was er nicht gelernt hat. Ich hab vielleicht gar kein so großes Talent zum Lernen in der Schule. Aber vielleicht zu etwas anderem ... Das Singen in der Volksschule hat mich so gefreut. Da hab ich immer einen Einser gehabt ... und — weißt du noch, die Flöte! Ach, wenn ich hätte lernen dürfen Flöte spielen, oder gar Violine ... Jetzt hab ich halt nichts mehr als nur — soll ich's dir sagen? soll ich? Ja? — Bleib sitzen — ganz ruhig."

Er stand auf und ging in den dunkelsten Winkel des Alkoven, und leise schwirrten von dort her die Töne der Nachtigall zu der Mutter herüber. Sie staunte, legte die Hände in den Schoß und hörte zu und überhörte, daß die Küchentür geöffnet wurde, und nun auch die Zimmertür.

„Du machst schon Feierabend?" sprach Pfanner eintretend, „und wer musiziert? und wo ist der Bub?"

Er befand sich in schlechter Laune.

In der Versammlung war ein Antrag, den Pfanner und einige ältere Beamte eingebracht hatten, abgelehnt worden. Beim Mahle, das sie gemeinsam einnahmen, hatte sich dann Obernberger eingefunden, einen Flaschenkorb in der mächtigen Rechten, und hatte Bordeaux und Champagner in so guter, bescheidener Weise serviert, daß selbst der Herr Direktorstellvertreter sich herbeiließ, ein Gläschen anzunehmen. Nur Pfanner lehnte schroff ab. In Gift hätte sich ihm ein vom „Schlosser" kredenzter Trunk verwandelt. Bis zum Überdruß renommierte der wieder mit seinem Pepi und gab die tollen Streiche des Burschen so stolz und behaglich zum besten, daß Pfanner zuletzt nicht mehr an sich halten konnte:

„Wenn's der meine so treiben würde, der sollt mich kennen lernen."

Da waren denn gleich Entschuldigungen und ein großes Lob des Pepi nachgekommen. Was für ein lieber Kerl der im Grunde sei, und was für ein goldenes Herz er habe und — ein Talent! Die Herren Professoren zweifelten gar nicht daran, daß er in diesem Jahre Primus werden würde.

Primus — der Sohn des Schlossers! Pfanner hatte plötzlich einen gallbittern Geschmack im Munde, und das Essen widerstand ihm. Sein Georg war nur in der ersten Klasse Primus gewesen, in der zweiten zweiter Vorzugsschüler, und nun in der dritten konnte er's allem Anschein nach gar nur zum vierten, dem letzten Vorzugsschüler, bringen. Er hatte ein „Genügend" gehabt in Griechisch und ein „Befriedigend" in Geometrie. Wohin kam er, wenn er von nun an nicht lauter Vorzugsklassen errang? Wohin überhaupt, wenn er in seinen Leistungen von Jahr zu Jahr zurück blieb? Pfanner sah alles schon verloren, alle Mühe umsonst angewendet, alle Opfer umsonst gebracht. Der Sohn würde am Ende auch nichts anderes werden als der Vater, ein armseliger, kleiner Beamter. Dieser Sohn, dem alle

Hilfsmittel geboten waren, der nur die Hand nach ihnen auszustrecken brauchte. Aber es ging ihm zu gut, der Hafer stach ihn, und er überließ sich seinem Leichtsinn und seiner Faulheit. Von Erbitterung erfüllt, mit dem Vorsatz, die Zügel schärfer anzuziehen, war Pfanner nach Hause gekommen. Da fand er seine Frau müßig im Zimmer sitzend und dem Vogelgesang lauschend, den sein großer Bub, im Alkoven versteckt, nachahmte.

„Schämst dich nicht?" fuhr er ihn an, als Georg auf seinen Befehl hervortrat, „hast Ehr im Leib oder keine? Was tragst da in der Hand? Aufmachen die Hand!"

Der Knabe gehorchte. Der Gedanke, eine Entschuldigung vorzubringen, kam ihm gar nicht. Pfanner erfuhr alles, und sein Unwillen, seine Entrüstung kannten keine Grenzen. Dieser Bub! Wirklich ein ungeratener Sohn. Spielt da, der bald Vierzehnjährige, mit einer Lockpfeife, oder was das ist. Spielt bei Tag und Nacht, ja, ja — er besann sich jetzt — hat noch die Eltern zum Narren gehalten. Wenn er abends lernen soll, fallen ihm die Augen zu, spielen kann er bis in die Nacht. „Aber wart nur ... Her mit dem Quark!"

Ein fruchtloser Widerstand des Schwächeren, ein rascher Sieg des Stärkeren, ein Armschwung ... Das Fenster stand offen — die Nachtigall flog hinaus.

Frau Agnes zuckte zusammen. Georg stand da wie erstarrt, mit weit aufgerissenen Augen.

„Vater, meine einzige Freud!" schrie er auf, und galt es nun, was es mochte, die härtesten Worte, die grausamsten Schläge, er mußte weinen um seine „einzige Freud", weinen, schluchzen, sich auf den Boden werfen und sich winden in Trostlosigkeit und Verzweiflung. Daß der Vater tobte und schrie, hörte er nicht, daß der Vater einen Knoten ins Taschentuch flocht, sah er nicht, daß Hieb auf Hieb auf ihn niedersauste, fühlte er nicht. Er wußte und fühlte nur, daß er ein armes Kind

war, dem immer das weggenommen wurde, woran sein Herz hing.

„Aufstehen! Still! Augenblicklich still!" wetterte Pfanner und hatte nicht das geringste Mitleid mit dem Kinde, das sich endlich vom Boden erhob und heftige Anstrengungen machte, sein Schluchzen zu unterdrücken. Vielmehr forderte sein Zorn noch ein Haupt, sich darüber zu ergießen. Wer trug Schuld an dem frevelhaften Leichtsinn des Buben, wer unterstützte ihn noch darin? Die Mutter, die verbrecherisch schwache, törichte Mutter! Wenn aus dem Buben nichts wird, wenn er heranwächst zu einer Last und sogar Schande der Eltern — Müßiggang ist aller Laster Anfang — wenn er elend untergeht, fällt die Verantwortung auf ihr Gewissen, und sie wird einst dafür zur Rechenschaft gezogen werden.

Pfanner verstand es, seine Umgebung stumm zu machen. Es kam kein Laut über die Lippen seiner Frau. Bis zu einem gewissen Grade hatte sie sich im Laufe ihrer Ehe an sein maßloses Übertreiben gewöhnt, und jetzt freute sie sich gar, daß seine Vorwürfe sie trafen. So diente sie ihrem Jungen eine Zeitlang wenigstens als Schild.

Der Mann schrie und tobte, und dabei zog er den Rock und die Weste aus und legte sie sorgfältig auf einen Sessel. Sogar in der Wut gegen seine nächsten Menschen verfuhr er schonend mit seinen Sachen. Nun entstand eine Pause, aber nur als Vorbereitung zu einem neuen Schrecknis, zu der Frage:

„Sind die Aufgaben gemacht?"

„Ich werd sie morgen machen," erwiderte Georg bang und zögernd. „Morgen ist Sonntag ..."

„Ja so. Bring die Aufgaben!" Pfanner sah sie durch. „Eine Fabel aus Deutsch in Latein übersetzen. Griechische Grammatik zu lernen: Unregelmäßigkeit der Deklination. Geometrie: Drei Aufgaben. Geschichte: Wiederholung, von den Kreuzzügen bis zu Rudolf von Habsburg. Und von alledem nichts gemacht?

nichts? Das alles soll morgen bewältigt werden?" Er dekretierte: „Geschichte heute noch wiederholen, aufmerksam durchlesen. Wenn man am Abend etwas aufmerksam durchliest, weiß man es am nächsten Morgen wörtlich."

„Es sind sechsundzwanzig Seiten," wagte Georg einzuwenden.

„Zweiundzwanzig, vier Seiten nehmen die Illustrationen ein." Er legte das Buch vor ihn hin: „Setz dich, lern!"

Der Knabe tat, wie ihm geheißen worden. Gut also, gut, so setzt er sich denn hin und lernt. Daß er müd und schläfrig ist, was liegt daran, ihm ist alles recht, er lernt. Wenn er sich nur zu Tod lernen könnte, das wäre ihm das allerliebste. Wenn er tot wäre, hätte er Ruhe, und seine Mutter hätte Ruhe, brauchte sich seinetwegen nicht beschimpfen zu lassen. So begann er denn zu lesen: „Schon in den ersten Jahrhunderten trieben Andacht und Glaubensinnigkeit die Christen zu den heiligen Stätten . . ."

An schönen Sonntag-Nachmittagen unternahm Pfanner regelmäßig einen Spaziergang, und Georg durfte ihn begleiten. Ein Vergnügen, auf das die Mutter längst freiwillig verzichtet hatte, und von dem das Kind trauriger heimkehrte, als es ausgewandert war. Mit dem Vater spazieren gehen, bedeutete an jeder Unterhaltung, jedem Genuß vorüber gehen. Dort drüben, im lustigen Prater, wurde nach der Scheibe geschossen, im Luftschiff, im mechanischen Ringelspiel gefahren, da gab's Theateraufführungen, Wachsfigurenkabinette, eine Damenkapelle, Zigeunermusik. Und ein Aquarium und ein Panorama und so vieles Schöne noch, von dem Georgs Mitschüler zu erzählen wußten. Wenn er eine Anspielung wagte, eine Frage stellte: „Warst du schon einmal im Wurstelprater? Hast du schon einmal die Zigeuner spielen gehört?" antwortete der Vater voll Verachtung, was man im Wurstelprater zu sehen und zu

hören bekäme, sei lauter törichtes Zeug, an dem nur ungebildete Menschen sich zu ergötzen vermöchten. Im Bogen wich er allem aus, was seine eigene Neugier hätte reizen können oder gar ihn selbst in Versuchung bringen, sich einen guten Tag zu machen: einmal in einem Jahre, nein — einmal in vielen Jahren. Er wollte nicht! wollte nicht ein paar Gulden unnötig ausgeben, die ins Sparkassenbuch des Kindes gelegt werden könnten.

Als sie nach Hause kamen, erwartete sie ein gutes, kräftiges Abendessen.

„Weil heute Sonntag ist," entschuldigte sich Agnes, da Pfanner ihr neuerdings Verschwendung vorwarf.

Es war ein Verdacht in ihm rege geworden, den er nicht aussprach, der ihn aber quälte, und der entweder getilgt oder gerechtfertigt werden mußte. Kürzlich hatte er sich um Lebensmittelpreise erkundigt, hatte gerechnet und herausgebracht, daß die Ausgaben, die sich seine Frau fortgesetzt erlaubte, unmöglich mit dem ihr zur Verfügung gestellten Küchengelde bestritten werden konnten. Erarbeitet wollte sie den Überschuß haben? Lächerlich! Er, der Sohn einer armen Näherin, wußte, was seine Mutter verdient hatte mit täglich zwölfstündiger emsiger Arbeit. Ihm ins Gesicht sollte seine Frau, die ihren Haushalt ohne jegliche Unterstützung bestellte, nicht behaupten, daß sie imstande sei, sich eine regelmäßige Einnahme zu verschaffen. Womit also bestritt sie die Mehrauslagen. Pfanner begnügte sich nicht lange mit den ausweichenden Antworten, die sie ihm gab. Eines Tages stellte er ein scharfes Verhör an, und sie, in die Enge getrieben, angeekelt von der erniedrigenden Pein, immer neue Ausflüchte ersinnen zu sollen — gestand.

Ja denn, ja, sie verkaufte, sie versetzte, sie gab ihr Letztes her, damit das Kind, das in fortwährender geistiger Anspannung lebte, ordentlich ernährt werde, in den Jahren der Entwicklung und des stärksten Wachsens.

Pfanner zürnte, höhnte: Was hatte denn er gehabt in diesen

selben Jahren? Wer hatte denn gefragt, wie er sich nährte? Georg wuchs auf wie ein Hofratssohn im Vergleich zu der Art, in der sein Vater aufgewachsen war. Er hatte sich mit vierzehn Jahren schon sein Brot selbst verdienen müssen, sein Brot im Sinne des Wortes! und nicht etwa ein frisch gebackenes. Die Entbehrungen hatten ihm gut angeschlagen, er war immer gesund geblieben. Warum sollte sein Bub anders geartet sein als er und wie ein Weichling behandelt werden, den man aufpäppeln muß?

Agnes beharrte zum erstenmal während ihrer langen Ehe in Auflehnung gegen den Mann. Der Augenblick, den sie so sehr gefürchtet hatte, war gekommen und fand sie stärker, als sie geglaubt hatte sein zu können. Ruhig ließ sie die Anklagen Pfanners über sich ergehen, und indes er ihr vorwarf, ihn hintergangen zu haben, grübelte sie nach über eine Möglichkeit, ihn noch weiter zu hintergehen. Es mußte sein, um des Kindes willen.

So widerstandsfähig wie sein Vater gewesen, war eben der blasse, hochaufgeschossene Junge nicht, der jetzt mit einem: „Guten Abend, Vater und Mutter!" eintrat und schweratmend an der Tür stehen blieb, als ob die gewitterschwüle Atmosphäre, die im Zimmer herrschte, ihm auf die Brust gefallen wäre.

Einige Tage später feierte Georg seinen vierzehnten Geburtstag. Er hatte zwei Vorzugsnoten aus der Schule mitgebracht. Mit feierlichem Ernst und mit der Mahnung, das kostbare Geschenk zu schonen, übergab ihm sein Vater einen neuen Sommeranzug, eine hübsche Mütze und ein Paar solide Halbstiefel. Am Nachmittag blieb Pfanner länger als gewöhnlich am Tische sitzen und sprach, nachdem Frau Agnes das Zimmer verlassen hatte, eingehender und zutraulicher mit Georg, als es bisher je geschehen war.

Er wußte wohl, die Mutter nannte ihn grausam, und fand, daß er zu viel verlange von seinem Sohne. Wenn es nach ihr ginge, würde der jetzt freilich gute Tage haben, die Schule Schule sein lassen und nur tun, was ihm gefiele. Aber dann? Wie würde die Zukunft aussehen nach einer vertrödelten Jugend? Und ist die Zukunft nicht die Hauptsache? Ausgerüstet mit der Macht des Wissens soll Georg der seinen entgegengehen. Ohne Mühe freilich ist Wissen nicht zu erringen. Will er der Feigling sein, der vor der Mühe flieht, oder der Held, der sie aufsucht, mit ihr ringt, sie überwindet? Es gibt keinen Sieg außer diesem ersten. Ohne ihn ist kein hohes Ziel zu erreichen.

„Das deine soll ein hohes sein!" rief Pfanner aus. „Du bist nun kein Kind mehr, und ich kann dir sagen, das Ziel, das du dir stecken sollst, ist, ein Staatsmann zu werden. Einer, der mit überlegenem Geiste und mit starker Hand die Teufel der Zwietracht, die unsere Heimat zerreißen, bezwingt, das große Wort: ‚Gleiches Recht für alle' von den Lippen in die Herzen verpflanzt und es zur Tat, und uns einig, groß und glücklich macht. Denk' dir, ein Mann sein, der das vermöchte! Er würde der Retter, der Erlöser, der Abgott seines Volkes."

Georg hörte ihm voll Bewunderung zu. Daß sein Vater mit ihm redete wie mit einem Ebenbürtigen, machte ihn unendlich stolz. Der Glaube an sich selbst, der ins Schwanken gekommen war, erwachte wieder. „Ein ordentlicher Mensch sein, ist viel, und der mittelmäßig Begabte mag sich damit begnügen," hatte der Vater unter anderem gesagt, „ein außerordentlich Begabter ist sich selbst und den andern schuldig, ein großer Mensch zu werden. Bei ihm kommt es nur auf den Willen an, auf den unerschütterlichen Entschluß ..."

Er konnte nicht einschlafen an diesem Abend. Die Zukunftsbilder, die sein Vater entworfen hatte, standen zu lebhaft vor ihm. Von der Tätigkeit eines Staatsmannes machte er sich allerdings keinen rechten Begriff, sah sich vorerst auf der Redner-

bühne, einer Versammlung gegenüber, die ihn mit höhnenden Zurufen empfing, Feindseligkeit blickte aus aller Augen, in jedem Gesicht stand ein: Nein! geschrieben. Und er begann zu sprechen, und allmählich verstummten die Zurufe, und von den Gesichtern verschwand der mißgünstige Ausdruck, Teilnahme und Zustimmung wurden rege und begannen sich zu äußern, vereinzelt erst, dann immer häufiger, endlich völlig einstimmig. Er hatte seine Zuhörer hingerissen durch die Gewalt seines Wortes. Und alle, vom ersten bis zum letzten, sahen den Führer in ihm und folgten ihm willig und entzückt; denn sie wußten, was er wollte, war das Gute, das Weise, und der Weg, den er sie führte, war der Weg zu ihrem Heile.

Auf seinen nächsten Gängen zur Schule blieb er nicht mehr bei Salomon stehen. Er dankte für die freundlichen Winke und Verbeugungen des Hausierers nur mit einem kurzen Grußwort. Einmal hielt er sich aber doch bei ihm auf. Salomon hatte ihn gar zu inständig flehend angesehen und fragte gar zu trübselig:

„Habe ich Ihnen was getan, junger Herr, sind Sie böse auf mich?"

„Was dir einfällt," erwiderte Georg, „was werd' ich denn bös auf dich sein."

Es kam Salomon halt so vor. Vielleicht hatte die Nachtigall sich doch nicht bewährt, hineinschauen kann man ja nicht, und vielleicht wünschte der junge Herr eine andere. Salomon war bereit, ihm eine andere zu geben, um den halben Preis.

„Eine andere um den halben Preis," erwiderte Georg. Gewaltig ergriff ihn die Versuchung, auf den lockenden Antrag einzugehen. Aber er bestand, er siegte in seinem kurzen Seelenkampf.

„Nein, nein, ich brauch keine Nachtigall mehr, ich will keine!" rief er. „Ich bin jetzt vierzehn Jahr alt, und es gehört sich nicht mehr für mich zu spielen. Ich muß lernen, ich muß trachten,

Vorzugsschüler zu bleiben, ich darf keinen andern Gedanken haben als lernen."

Diesen Vorsatz führte er aus.

Es kamen Tage, an denen sein Fleiß an Raserei grenzte. Sie verflossen und ließen eine schauderhafte Erschöpfung zurück. Niemandem, nicht einmal seiner Mutter, vertraute er, was um diese Zeit in ihm vorging. Ich werd noch närrisch, dachte er. In meinem Kopf ist kein Blut und kein Hirn; in meinem Kopf ist es weiß und leer. Das Lernen hat alles aufgefressen und muß jetzt auch aufhören, weil es nichts mehr zu fressen findet. Das ist ganz natürlich und ganz albern und ein peinigender Zustand, aus dem sich aufzuraffen unmöglich ist...

Wie im Halbschlaf saß er bei seinen Büchern, und eben in dieser Zeit ließ Pepi sich herab, einer Anwandlung des Fleißes nachzugeben, und kam ihm nach, überholte ihn in großen Sprüngen. Aus jedem Gegenstand, in dem er aufgerufen wurde, erhielt er eine Vorzugsklasse.

Und wieder fragte ihn Georg: „Wie machst du's, daß du immer weißt? Sag mir's, wie du's machst?"

Pepi steckte die Hände in die Taschen und warf die Beine, als ob er sie von sich schleudern wollte:

„Zu langweilig!... Dumme Fragerei!" ... In abgebrochenen Sätzen nur geruhte er zu antworten. Sein Alter gab klein bei, weil er ihm gedroht hatte, sich zu erschießen. So tat er ihm denn auch etwas zu lieb und legte seinem Genie keinen Kappzaum mehr an: „Und jetzt mach ich ihm halt die Freud und werd Primus."

„Ja, ja, wenn's geht!"

„Wenn's geht?"

„Gar gewiß ist's doch nicht. Es ist noch der Rott da und der Bingler."

„Ich werd Primus," wiederholte Pepi voll Aufgeblasenheit. „Alles geht und wird, wie ich's haben will — grad so!"

„Wie du's haben willst?"

„Grad so. Das kannst du nicht begreifen. Du freilich nicht, du armer Büffler. Weil du nur ein Büffler bist, kannst du's nicht begreifen. Du möchtest nur; ich kann, was ich mag."

Georg warf sich in die Brust: „Und ich auch", wollte er antworten; doch brach ihm die Stimme ...

Ihm war, als ob der Boden sich aufrisse und zwischen ihm und dem gottbegnadeten Kameraden ein unüberbrückbarer Abgrund gähne. Drüben, mitten in fruchtbaren Gefilden, in denen alles grünte und blühte, stand Pepi, und wohin sein Fuß trat, entsprang ein Quell, und was seine Hand berührte, wurde zur herrlichen Frucht. Und er hüben, auf kargem, steinigen Boden, der widerstrebend nur und ungern sich den schattigen Zweig, den nährenden Halm entringen ließ.

Warum die schreiende Ungerechtigkeit, warum dem Andern alles und ihm so bettelhaft wenig?

Pepi beobachtete seinen stillen Kampf und verzog höhnisch den Mund. „Büffler!" sprach er. „Büffeln kommt von Büffel und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder."

Da ergriff wilder Zorn den sanftmütigen Georg. Er sprang auf Pepi zu und packte ihn an der Gurgel.

Der unerwartet Angefallene brüllte und wehrte sich mit Händen und Füßen, und bald waren die beiden umringt von einer johlenden Schar, die sich an dem Zweikampf beteiligte, fast durchweg zugunsten Georgs. Den vielbeneideten, vielgehaßten Pepi einmal gänzlich überwunden abziehen zu sehen, gewährte jedem einzelnen einen köstlichen Genuß. Jämmerlich zugerichtet, in zerfetzten Kleidern verließ er den Plan. Das begab sich unweit der Schule, und an der Straßenecke hatte Salomon gestanden und der Schlacht mit gespannter Teilnahme zugesehen. Er begleitete Georg mit Glückwünschen und Heilrufen;

der aber winkte traurig ab. Er hatte etwas getan, was seinem ganzen Wesen widersprach, schämte sich seines Erfolges und betrachtete mit Entsetzen seinen neuen Rock, an dem die Spuren der Schlägerei zu sehen waren. Nun begann er zu rennen, um früher als der Vater heimzukommen. In Schweiß gebadet betrat er die Küche, legte das Ohr an das Schloß der Zimmertür und horchte. Alles still, nur die Nähmaschine schnurrte, die Mutter war allein. O Gott sei Lob und Dank! Hastig trat er ein und sprudelte die Geschichte seines jüngsten Erlebnisses heraus:

„Und jetzt flick mir den Rock, Mutter, flick mir den Rock!"

Das Abendessen wurde schweigend eingenommen. Eine dumpfe Verstimmung herrschte im Hause. Pfanner schmollte noch immer mit seiner Frau. Er hatte die Scheine über alle von ihr versetzten Gegenstände an sich genommen, um sie nach und nach einzulösen. Gott weiß, unter welchen Bitternissen. Jeder Gulden, den er ins Versatzamt brachte, war ein Raub am Sparkassenbuch seines Sohnes; an diesem künftigen Vermögen, aus dem die Kosten der Rigorosen und des Freiwilligenjahres bestritten werden sollten. Es gab Augenblicke, in denen er die Törin haßte, die Schuld an dem Raube trug. Ihn wieder gut zu machen, lag nicht in ihrer Macht, in der seinen aber lag, sie büßen und leiden zu machen. Tag für Tag wiederholte sich dieselbe Tortur. Tag für Tag verlangte er die Hausrechnung zu sehen, ging jeden einzelnen Posten durch, bemängelte jeden. Mit grausamer Kunst erniedrigte er die Mutter in Gegenwart des Kindes durch sein zur Schau getragenes Mißtrauen.

„Wer einmal betrogen hat, gleichviel in welcher Absicht, betrügt wieder! man muß sich vor ihm in acht nehmen."

Gepeinigt sah Georg zu ihr hinüber und warf ihr hinter dem Rücken des Vaters Küsse zu. Um seinetwillen wurde sie be-

schämt, er war der unschuldige Urheber ihrer Qual. Und sie, alles erratend, was in ihm vorging, bezwang sich, bemühte sich, gelassen und standhaft zu bleiben bei den Kränkungen, die sie erfuhr. Der Mann hielt für Unempfindlichkeit, was höchster Heldenmut war und verschärfte die Lauge in den Ausdrücken seiner Geringschätzung. Wie immer war es auch heute gegangen. Agnes fühlte sich kaum noch imstande, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren, als ein heftiger Riß an der Glocke sie erschreckte. Sie schrie auf; auch Georg erschrak. Es war etwas so völlig Ungewohntes, daß um diese Zeit jemand Einlaß bei ihnen begehrte.

„Nervös, wie die elektrisierten Frösch," brummte Pfanner. „Habt ihr in eurem Leben noch nicht läuten gehört? Sieh nach, wer's ist," befahl er der Frau.

Sie zündete rasch eine Kerze an und eilte in die Küche. Schon wurde ein zweites Mal geschellt, noch ungeduldiger, noch heftiger als früher. Als Agnes öffnete, stand ein großer, breitschultriger, fein gekleideter Mann da und fragte:

„Ist Herr Offizial Pfanner zu Hause?"

Wer konnte das sein? Vielleicht ein Vorgesetzter, der Herr Inspektor oder gar der Herr Oberinspektor?

„Ja, er ist zu Hause," sagte sie, „belieben einzutreten."

Ohne Gruß ging er an ihr vorbei; er hielt sie offenbar für die Magd und ihr war der Irrtum recht. Sie hätte in ihrem grauen, ausgewaschenen Perkalkleide, in ihren geflickten Schuhen einem Vorgesetzten gegenüber nicht für die Frau eines k. u. k. Beamten gelten mögen. Höflich stieß sie die Zimmertür vor dem Fremden auf, trat in die Küche zurück und hörte nur noch ihren Mann in durchaus nicht respektvollem Tone sagen:

„Herr Obernberger? Was verschafft mir das Vergnügen?"

Obernberger schloß die Tür hinter sich, die Magd sollte das Gespräch zwischen ihm und Pfanner nicht mit hören.

„Vergnügen werden Sie von meinem Besuch nicht haben,"

erwiderte er in erregtem Tone, „ich komme, um mich zu beklagen."

Hoho! Das konnte unangenehm werden. Pfanner hatte ein böses Gewissen. War eine der wegwerfenden Reden, die er über Obernberger zu führen pflegte, dem „Schlosser" hinterbracht worden? Vielleicht auch einem der Vorgesetzten, bei denen der Meister in hohem Ansehen stand? Verfluchte Geschichte! Pfanner verbarg seine Bestürzung hinter einem besonders borstigen Wesen: „Nur heraus mit der Sprache, genieren Sie sich nicht. Ich kann was vertragen," sagte er.

Georg war aufgesprungen und hatte einen Sessel herbeigeholt. Obernberger nahm Platz. Er betrachtete den Knaben, der mit gesenkten Augen und krampfhaft verschlungenen Fingern vor ihm stehen blieb, streng und prüfend.

„Herr Obernberger! Herr Obernberger!" sprach Georg leise und flehentlich.

O, wenn er früher an Herrn Obernberger gedacht hätte, er würde seinen Sohn nicht geprügelt haben. Herr Obernberger war immer so gütig mit ihm, wenn er ihn traf, und neulich, als er im Wagen gekommen war, den Pepi aus der Schule abzuholen, hatte er Georg eingeladen, mitzufahren. Eine Seligkeit wäre es gewesen, der Einladung zu folgen, aber er wagte es nicht. Der Vater hätte gewiß gesagt: „Hast vergessen, daß du keine Gnaden annehmen sollst?"

Je länger Obernberger seine Augen auf Georg ruhen ließ, je milder wurde ihr Ausdruck, und jetzt redete er ihn an: „Wissen Sie, daß ich schon auf dem Wege zum Herrn Direktor war, um mich über Sie zu beklagen? Ich mag Ihnen aber doch Ihre gute Note in Sitten nicht verderben und will mich mit einer häuslichen Züchtigung begnügen, die Ihnen Ihr Vater sicher erteilen wird, wenn er hört, was vorgefallen ist. Herr Offizial," wandte er sich an Pfanner, „Georg hat heute nach der Schule meinen Sohn angefallen und ihn gewürgt, und andere haben

sich hineingemischt, und mein Pepi ist mir nach Hause gekommen, ganz zerrissen und das rechte Aug so blau und geschwollen, daß er weder lesen noch schreiben kann. Und das ist geschehen ohne daß er zum Streit den geringsten Grund gegeben hätte."

„Nicht den geringsten Grund?" wiederholte Pfanner, hob sich halb von seinem Sitz und es war, als ob er auf den Sohn losspringen wollte.

„Nicht ohne Grund," hauchte Georg mehr als er sprach. „Er hat mir gesagt, daß ich ein Büffler bin. Büffeln kommt von Büffel und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder, hat er gesagt."

Pfanner schwieg und saß wieder gerade auf seinem Sessel. Obernberger war betroffen.

„Ist das wahr?" fragte er, und Georg beteuerte:

„Es ist wahr."

„Hinaus!" rief Pfanner ihm plötzlich zu und wies mit ausgestrecktem Arm nach der Küchentür.

Draußen stand die Mutter neben dem Herde und zitterte an allen Gliedern und fragte sich, was für ein neues Unheil über ihren Georg hereingebrochen sein möchte. Er lief auf sie zu, war bleich wie Wachs, und grünliche Schatten zogen sich längs der Nase zu den Mundwinkeln herab: „Mutter, Mutter!" preßte er hervor, „was wird jetzt mit mir geschehen?"

In der Stube jedoch begab sich das Unerhörte. Pfanner entschuldigte seinen Sohn. Der Junge war schüchtern von Natur und nur zu sanft für einen Buben. Wenn er einmal losgeschlagen hatte, mußte er arg herausgefordert worden sein. Er sei auch vollkommen wahrhaft, versicherte der Vater und wußte wie gutes Recht er dazu hatte.

„Können Sie das von Ihrem Pepi auch sagen?" fragte Pfanner und setzte die gewisse, militärische Miene auf, die er

sich angeeignet hatte, als er einst, nach wenigen Monaten seiner Dienstzeit, zum Korporal befördert worden war.

Der gutmütige Obernberger stand immer noch unter dem Eindruck, den ihm die Todesangst auf dem Gesichte Georgs gemacht hatte. Der große, breite Mensch schmolz in der Nähe des kleinen, hitzigen Pfanner ordentlich zusammen. Ein gewaltiger Schneemann in der Nähe eines Häufleins glühender Kohlen. Er hatte keine Ursache, sich auf die Wahrheitsliebe seines Pepi zu verlassen und weil er das nicht eingestehen wollte, schwieg er.

„Fragen Sie Ihren Pepi aufs Gewissen, ob mein Sohn ihn wirklich ohne Grund geschlagen hat," sprach Pfanner. „Aug in Aug mit dem Buben, in unserer Gegenwart soll er es ihm wiederholen. Tut er das, dann lade ich Sie zu einer Exekution ein, wie sie bei uns noch nicht stattgefunden hat, obwohl ich bei meinem Buben die Prügel nicht spare."

Bei dieser Abmachung blieb es. Herr Obernberger, der als Richter gekommen war, verließ die Wohnung des Offizials mit dem Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben. Er achtete nicht auf die Zwei, die sich tief verneigten, als er die Küche durchschritt.

Georg lief ihm voran, öffnete mit demütiger Beflissenheit die Tür und flehte: „Verzeihen Sie mir, Herr Obernberger, verzeihen Sie mir!" so leise, mit von Scheu und Tränen so völlig erstickter Stimme, daß der in unangenehme Gedanken versunkene Fabriksherr nichts davon hörte.

Als Agnes und Georg das Zimmer wieder betraten, hatte Pfanner einen großen, mit Zahlen bedeckten Bogen vor sich liegen, den er mit äußerster Aufmerksamkeit durchsah. Georg holte seine Hefte herbei und machte sich an die Arbeit. Eine halbe Stunde verging, ehe der Vater ihn ansprach, und dann — o Wunder! geschah es nicht einmal in unfreundlicher Weise. Er überzeugte sich, daß Georg beinahe fertig war mit seinen Aufgaben.

„Bist du aus Geschichte schon aufgerufen worden?" fragte er.

„Noch nicht."

„Merkwürdig. So spät?"

„Vielleicht morgen. Wir haben morgen Geschichte."

„Nun, da kriegst du doch eine Vorzugsklasse?"

„Ich weiß nicht, vielleicht."

„Du!" schrie der Vater ihn an. „Weißt du, was das heißt, wenn du keine Vorzugsklasse kriegst? Weißt du, was ein ‚Genügend' dich kostet?"

„Ich weiß es," erwiderte Georg tonlos.

„Den Vorzugsschüler kostet's dich, fauler Bub!"

„Ich bin nicht faul, Vater."

Der Vater hob namenlos erstaunt den Kopf. Sein friedfertiger Junge war heute der Held einer Prügelei gewesen und jetzt vermaß er sich, ihm zu widersprechen. Was war vorgegangen? War in dem Jungen der Mann erwacht? Sollte er am Ende noch so schneidig werden, wie er sich ihn immer gewünscht?

Frau Agnes hatte ihre Hand auf den Arm des Sohnes gelegt, als er dem Vater widersprochen: „Um Gottes willen, Schorsch!"

„Still," herrschte Pfanner sie an, „laß ihn reden. Ich bin nicht faul, behauptet er. Also red, 's ist erlaubt, 's ist befohlen!" drang er in ihn.

„Ich lern den ganzen Tag," sagte Georg. „Ich kann nicht mehr lernen, als ich lern, ich weiß nicht, was ich anfangen soll, damit du zufrieden bist." Die Tollkühnheit der Verzweiflung kam über ihn und er wagte hinzuzusetzen: „Andere Eltern sind schon zufrieden, wenn ihre Kinder ‚Genügend' bekommen, und ich soll lauter ‚Vorzüglich' und ‚Lobenswert' haben... Und ich soll mich schinden... Und ich..." Er konnte nicht weiter reden, rang die Hände, schlug mit der Stirn auf den Tisch und wand sich in einem Schmerze, über den der Vater

selbst erschrak. Zum erstenmal im Leben fühlte er sich ratlos dem Kind gegenüber.

„Ich hab schon ein ‚Genügend' in Griechisch!" schrie Georg in pfeifenden, gequetschten Tönen. „Wenn ich noch ein ‚Genügend' bekomme, bin ich kein Vorzugsschüler mehr. Und ich bekomm gewiß noch ein ‚Genügend' ..."

Das war zu viel. Die Worte machten der Langmut Pfanners ein Ende. Alles in ihm, das ein bißchen weich zu werden begonnen hatte, erstarrte wieder:

Kein Vorzugsschüler mehr! Dieser Bub, der die Fähigkeit besaß, einen Platz unter den Ausgezeichneten zu behaupten, wollte durch die Schule kriechen mit dem großen Heer der Mittelmäßigen? Pfui über den Buben!

„Du bleibst Vorzugsschüler, oder ich geb dich zu einem Schuster in die Lehre."

„Tu's, Vater, tu's! Aber warum grad zu einem Schuster!" erwiderte Georg außer sich. „Du kannst mich auch zu Herrn Obernberger geben und ich werd ein Kunstschlosser ... Oder auch mit Musik kann ich mein Brot verdienen ..."

„Georg, Georg, um Gottes willen!" wiederholte die Mutter. Sie sah ihren Mann fahl werden vor Wut, sah seine Fäuste sich ballen:

„Musik? gut, gut! Ich kauf dir einen Leierkasten, kannst in den Häusern orgeln und auf die Kreuzer warten, die sie dir aus den Fenstern werfen."

Georg preßte das Kinn auf die Brust und starrte zu Boden.

Pfanner sprang auf und führte einen schweren Schlag auf den Nacken des Kindes: „Kein Wort mehr! Und — das merke, komm mir nicht noch einmal mit einer schlechten Note nach Hause. Untersteh dich nicht!"

„Nein, nein," erwiderte Georg. Er war jetzt ganz furchtlos. Um so besser, wenn er nicht mehr nach Hause zu kommen braucht. Der Vater wird sich nicht mehr über ihn ärgern und wird die

Mutter nicht mehr quälen um seinetwillen. Wäre er doch nicht auf die Welt gekommen ... — oder wäre er schon draußen — wäre er tot!

Am nächsten Morgen war der Vater von einer furchtbar dräuenden Schweigsamkeit. Die dunkeln Ringe unter seinen geröteten Augen, bei ihm das sicherste Zeichen einer schlaflos durchwachten Nacht, gaben ihm das Aussehen eines Kranken. Er frühstückte hastig, nahm seine Schriften unter den Arm, setzte den Hut auf und verließ das Zimmer, ohne den Gruß seiner Frau und seines Sohnes zu erwidern. Man hörte ihn die Küchentür zuschlagen, daß sie dröhnte.

Georg legte die Hefte und Bücher in seiner Schultasche zurecht, war fertig, nahm Stück für Stück wieder heraus, ordnete eins ums andre von neuem, langsam und bedächtig. Die Mutter mahnte zur Eile. Er ließ plötzlich alles liegen und stehen und warf sich ihr in die Arme, und sie drückte ihn an ihr Herz. Sie sprachen nicht, es kam keine Anklage über ihre Lippen, aber glühend brannte sie in ihren Herzen. Wie glücklich könnten sie sein, sie Zwei, wie glückselig, wenn der Ehrgeiz des Vaters nicht wäre, der blinde, törichte, der vom Apfelbäumchen, das ihm Gott in seinen Garten gepflanzt, die Triebkraft der Eiche verlangte.

Dreimal schon hatte Georg Lebewohl gesagt und brachte sich noch immer nicht fort.

„Du kommst zu spät, Schorschi," sagte Frau Agnes. „Lauf jetzt, lauf! Und sei nicht so traurig," fügte sie hinzu und strich ihm über die Wangen.

„Du bist selbst traurig," antwortete er.

„Ach — das vergeht, bei der Arbeit vergeht's."

„Also adieu," sagte er und schritt resolut der Tür zu und über die Treppe hinab bis zum ersten Stockwerk. Dort blieb er stehen, besann sich, kehrte plötzlich um und jagte in raschen Sätzen wieder zurück und als er oben ankam, sah er die Mutter vor

der Wohnungstür stehen, auf derselben Stelle, bis zu der sie ihn begleitet hatte.

„Was gibt's?" fragte sie wie aus dem Schlaf auffahrend, warf den Kopf zurück und bemühte sich, eine strenge Miene anzunehmen. „Hast was vergessen?"

„Ich hab dir ja nicht ordentlich Adieu gesagt," und er fiel ihr um den Hals und küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit.

In die Schule kam er zu spät. Der erste Vortrag hatte schon vor einer Viertelstunde begonnen, als er eintrat und sich auf seinen Platz setzte.

„Wo steckst denn?" raunte der Nachbar ihm zu. „Du bist aufgerufen worden und warst nicht da."

„Unglück, Unglück," murmelte Georg und gab sich alle erdenkliche Mühe, aufmerksam zuzuhören. In seinem Kopfe ging es sonderbar zu. Es summte und hämmerte darin und übertönte eine Stimme, die vom Katheder herüberklang. Die Worte, die sie sprach, waren unverständlich, flossen ineinander wie Wellen... Noch etwas Sonderbares! der breite Saal schien sich zu verlängern ins Unglaubliche. Es war kein Saal mehr, es war ein langer Gang, von merkwürdig kaltem, weißem Licht erfüllt und ganz weit am Ende stand ein schwarzer Strich auf einem Piedestal. Georg mußte mit Gewalt alle seine Denkkraft zusammen nehmen, um sich klar zu machen: das ist der Herr Professor, der einen Vortrag hält.

Er schloß die Augen, lehnte sich zurück. Ich werde heute nicht lernen können, dachte er. Nach einer Weile aber wurde es besser, er vermochte sich aus dem unheimlich traumhaften Zustand, in den er geraten war, heraus zu reißen. Der zweite Vortrag hatte begonnen. Der jetzt sprach, war ein sehr beliebter, von der ganzen Schule verehrter Lehrer, der Professor der Geschichte. Er hatte einen sonst kaum mittelmäßigen Schüler aufgerufen und der

bestand mit Ehren. Georg folgte. Ach! wenn er auch so viel Glück hätte, wie sein Vorgänger. Es schien beinahe. Der Professor prüfte aus dem unlängst von Georg Wiederholten und sagte:

„Gut, bis auf zwei Jahreszahlen. Sie bekommen ‚Lobenswert.' Ich möchte Ihnen aber gern ‚Vorzüglich' geben können und stelle deshalb noch einige Fragen. Nennen Sie mir alle deutschen Kaiser bis zu Rudolf dem Ersten."

Das war keine sehr schwere Frage. Voll Zuversicht begann er sie zu beantworten und gelangte glorreich bis zu Otto III. Da verriet ihn sein Gedächtnis — er ließ den gelehrten und frommen Kaiser ein hohes Alter erreichen und Heinrich II. den ersten Salier sein.

Der Professor zuckte bedauernd die Achseln und unterbrach ihn: „Das geht nicht gut. — Etwas anderes! Erzählen Sie mir die Geschichte von Konradin."

O — die wußte er! die hatte er seiner Mutter erzählt; so rührend, daß sie dabei weinen mußte. Konradin war ja — nun ja — war ja König Enzio ... Oder nein, richtig — Enzio war Konradin ...

Ein kaum unterdrücktes boshaftes Kichern erhob sich, der Pepi lachte ihn aus. Die Augen des Professors hefteten sich fest auf ihn. Er verstand, daß diese guten, wohlwollenden Augen ganz besorgt fragten: „Sind Sie bei Trost?"

Er hätte schreien mögen: „Nein! ganz verwirrt und konfus bin ich!"

„Sie tun mir leid," sprach der Professor, „aber — sagen Sie selbst — welche Klasse haben Sie verdient?"

Georg flüsterte etwas völlig Unverständliches. Dem Lehrer schien, es sei ein Dank gewesen. Der Junge wußte heute nichts, erriet aber viel, erriet das innige Mitleid, das er seinem Lehrer einflößte.

Ehe der dritte Vortrag begann, verließ er die Schule und

ging langsam die Straße hinab. Es war ein Frühlingstag mit sommerlichem Sonnenschein, der Himmel wolkenlos, die Luft noch frei von Staub und Dunst. Georg schritt mit weit aufgerissenen, verglasten Augen zwischen den Menschen dahin, die sich in der Hauptverkehrsstraße der Vorstadt drängten. Einem oder dem andern fiel auf, wie sonderbar „verloren" der Junge aussah. Keiner hatte Lust und Zeit, ihn zu fragen, was ihm sei. Ein Tischlerlehrling nur, der einen Handwagen schleppte, und an den er angestoßen war, rief ihm zu:

„Hüo! wo hast dein Schädel? Anbaut mit samt der Mitzen?"

Unwillkürlich griff Georg nach seinem Kopfe. Er war barhaupt, hatte seine Mütze in der Schule gelassen und auch seine Lernsachen. Daran lag aber nichts. Ihn würde niemand nach ihnen fragen. Er konnte ja nicht mehr heim. „Komm mir nicht nach Hause mit einer schlechten Note!" Diese Worte dröhnten unablässig an sein Ohr. Jetzt mußte er sie bekommen, die schlechte Note, die erste wirklich schlechte. Was wird der Vater jetzt tun? Und wie wird die Mutter sich kränken ... Nein, nein, Vater und Mutter, er wagt es nicht, er kommt nicht mehr zurück, er geht wohin schon mancher unglückliche Schüler gegangen ist: in die Donau. Und diesen Gedanken hält er fest, hegt ihn, befreundet sich mit ihm. Dieser Gedanke mit dem dunklen Kerne hatte eine blendende Atmosphäre und fing an, eine große Helligkeit zu verbreiten. Er gestaltete sich jetzt so: „Ich muß in die Donau, ich will aber auch, und gern. Wie gut ist es, tot zu sein, nicht mehr hören müssen: Lern! Wie gut auch, wenn es keinen Zwiespalt mehr zwischen den Eltern gibt. Aber du begehst einen Selbstmord," fuhr es ihm durch den Sinn, „und ein Selbstmord ist eine Todsünde." Ihn schauderte. „Lieber Gott! Allgütiger!" stöhnte er und blickte flehend zum Himmel empor. „Rechne mir meinen Tod nicht als Sünde an! Ich will keine Sünde begehen, ich will sterben für den Frieden meiner Eltern. Mein Tod ist ein Opfertod."

Ein Opfertod!

An dieses Wort klammerte er sich; es brachte ihm Trost. Es verwandelte die Tat der Verzweiflung in eine Heldentat und schwerste Schuld in ein Märtyrertum. Es ging auf vor dem armen, irrenden, suchenden Kinde wie ein Stern in der Nacht. Keine Erwägung, keine Überlegung, kein Zweifel mehr, nicht die geringste Fähigkeit, sich etwas anderes vorzustellen, nur die rasende, unbezwingliche Sehnsucht, Erlösung zu erfahren und Erlösung zu bringen.

Er war am Ende der Straße angelangt und bog in die Seitengasse ein, die auf den Kai mündete. Bleierne Müdigkeit lag ihm in den Gliedern, sein Kopf brannte und schmerzte bis zur Bewußtlosigkeit. Die Donau, die ist ein kühles, weiches Bett, da findet man Ruhe und Labung. Nur sie erreichen, nur bis zu ihr hinkommen! Eine dumpfe Angst; sie mißgönnen mir die Erlösung, sind hinter mir, verfolgen mich, jagte ihn vorwärts. Er begann zu laufen, und dabei schien ihm, daß er immer auf demselben Fleck bleibe. Das war fürchterlich, noch einmal einen so argen Kampf mit dem Unüberwindlichen kämpfen zu müssen.

„Wohin? Was sind Sie so eilig?" sprach eine wohlbekannte Stimme ihn an. Der Hausierer stand vor ihm.

„Du?" sagte er, „du Salomon?"

Ein wenig Zeit nahm er sich zum Abschied von dem Armen. Den hatte er glücklich geschätzt und elend war auch der. Ihm wäre es Seligkeit gewesen, in der Schule zu sitzen und er mußte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in Staub und Sonnenbrand umherziehen und sah so krank aus, und seine schmächtige Gestalt war schon ganz schief vom Tragen des schweren Warenkastens. Ja, ja, wem zu Schweres auferlegt wird, der verkrüppelt. Armer Salomon, den der Wachmann aufscheucht und ‚einzuführen' droht, wenn er ganz erschöpft einige Augenblicke

auf einer Bank ausruhen möchte. Fort, fort auf müden Füßen in den ausgetretenen, geplatzten Schuhen ... Georgs Blick glitt über sie hinweg und plötzlich beugte er sich, zog rasch seine neuen Halbstiefel aus und legte sie auf den Warenkasten.

„Nimm sie, ich brauche sie nicht mehr," sprach er und — lachte. Ja, wahrhaftig, Salomon schwor später darauf, daß er gelacht habe und wie unaussprechlich schmerzvoll dieses Lachen geklungen hatte, kam ihm erst zum Bewußtsein, nachdem alles vorüber war. Zuerst in seiner freudigen Verblüffung hatte er nur Augen für die schönen, guten Stiefel, die ihm wie aus dem Füllhorn des Glückes zugefallen waren. Als er sich besann, daß Georg seine Stiefel gar nicht verschenken dürfe, und wohl nur einen Spaß mit ihm gemacht habe und er sich umsah und rief: „Junger Herr! junger Herr!" — drang schon lautes, vielstimmiges Geschrei an sein Ohr: „Im Wasser!" — „Hineingesprungen!" — „Hilfe! Hilfe!" Von allen Seiten stürzten sie herbei, rannten, krochen die steile Böschung hinab, standen mit vorgestreckten Hälsen, Entsetzen oder stumpfsinnige oder abscheuliche Neugier in den Gesichtern, und deuteten: „Da! dort! Siehst ihn?"

Anstalten zur Rettung wurden getroffen — vergebliche. Eine Stromschnelle hatte den schwimmenden Körper erfaßt und häuptlings an einen Brückenpfeiler geschleudert.

Mit gellenden Weherufen drängte sich Salomon durch die Menge zum Ufer hin. Die Stiefel hatte er fallen lassen, streute im Laufe seine Waren aus und nahm sich nicht Zeit sie aufzulesen ... Gott! Gott! Ins Wasser gesprungen — in den Tod gegangen, der, den er bewundert hatte und beneidet und der immer so gut gegen ihn gewesen war.

Pfanner hatte einen schweren Entschluß gefaßt und ausgeführt. Er war zum Direktor des Gymnasiums gegangen, um

Georg seiner Nachsicht zu empfehlen. Vor wenigen Tagen noch würde er einen solchen Schritt für unmöglich gehalten und geglaubt haben, sich und Georg durch ihn zu erniedrigen

Mit so viel Wärme und Verbindlichkeit als ihm irgend zu Gebote standen, sprach er die Bitte aus, seinen Sohn nachsichtig zu klassifizieren, wenn der Bursche auch in letzter Zeit etwas nachgelassen habe im Fleiße. Sein Vater bürge dafür, daß es von nun an besser werden solle.

„Nachgelassen im Fleiße?" Das war dem Direktor neu. So viel er wußte, hatte noch keiner der Professoren sich über Georgs Mangel an Fleiß beklagt. „Ich wäre froh," sagte er, „wenn ich allen Eltern so Gutes über ihre Söhne sagen könnte, wie Ihnen über Georg. Er ist bei sämtlichen Lehrern vortrefflich angeschrieben, sehr brav und auch durchaus nicht unbegabt..."

„O, das glaub ich!" warf Pfanner hochfahrend ein.

„Durchaus nicht unbegabt," wiederholte der Direktor kühl, „aber auch nicht ungewöhnlich begabt. Ich fürchte, daß Sie zu viel von ihm verlangen, ihm eine größere Leistungsfähigkeit zutrauen, als er besitzt. Wenn Sie ihn zwingen, seine Kräfte zu überspannen, ruinieren Sie ihn."

Der Offizial kam tief niedergeschlagen ins Bureau. So verlangte er also zu viel von seinem Buben, so ruinierte er ihn, so sollte Georg nur mittelmäßig begabt sein? Lächerlich. Diese Schulleute irren so oft. Wie viele, von denen ihre Lehrer nichts gehalten, sind große Männer geworden. Er ging an seine Arbeit, vergrub sich in sie, suchte Rettung in ihr vor dem schweren Drucke, der ihm auf dem Herzen lastete.

Gegen Mittag meldete ihm der Bureaudiener, es sei jemand da, der ihn sprechen wolle. Auf dem Gange erwartete ihn Frau Walcher in einem Zustand furchtbarer Verstörtheit. Etwas Entsetzliches sei geschehen, stotterte sie, das Ärgste, das man sich denken könne. Er solle nur gleich mit ihr kommen.

„Was ist das Ärgste?“ fuhr er sie an. „Was ist's mit meinem Buben?“

Ihre Antwort war eine Gebärde der Verzweiflung.

Dem Liebling des Gymnasiums wurde ein feierliches Leichenbegängnis bereitet. Alle Professoren, alle Schulkameraden beteiligten sich daran. Meister Obernberger folgte dem Zuge, weinend wie ein Kind, und sein Pepi hatte heute allen Hochmut abgetan.

Der Vater schritt in guter Haltung hinter dem Sarge. Jedes Wort, das am Grabe zum Preise seines Sohnes gesprochen wurde, schien ihm wohl zu tun, während die Mutter immer tiefer in sich zusammensank.

„Am besten für sie wär's,“ sagte schwerbekümmert Frau Walcher zu ihrem Manne, „wenn man sie gleich mitbegraben könnt.“

Die zwei Ehepaare traten die Rückfahrt im selben Wagen an. Pfanner und seine Frau wechselten nicht eine Silbe. Einer wich scheu dem Blick des andern aus. Daheim angelangt, gab Agnes den dringenden Bitten der Freundin, zuerst bei ihr einzutreten, nach.

„Da hat sie doch ein paar Stunden Frieden,“ dachte die Getreue.

Als der Abend kam und die gewohnte Pflicht sie rief, ging Agnes mechanisch daran, das Abendbrot zu bereiten. Sie betrat das Zimmer, um die Lampe anzuzünden. Aber Pfanner hatte das schon selbst getan. Die Lampe brannte auf dem Tische und dort lagen die Bücher und die Mütze, die der Schuldiener zurückgebracht hatte. Vor sich aufgeschlagen hatte Pfanner ein dünnes Büchlein — das Vermögen des Kindes, das guldenweise zusammengesparte. Und in der gebrochenen Gestalt dessen, der da saß und die Gegenstände alle betrachtete, drückte eine herz-

zerreißende Trostlosigkeit sich aus. Was ging jetzt vor in dieser Seele!

Agnes kam leise heran.

Die Frau, die er zermalmt und zertreten und zu einer dienenden Maschine herabgewürdigt hatte, fühlte sich in diesem Augenblick als die Größere und Stärkere und, im Vergleiche zu ihm — die Glückliche. Sie durfte ihres Kindes ohne Selbstvorwurf gedenken, von ihr hatte es mit zärtlicher Liebe Abschied genommen.

„Pfanner," sprach sie.

Er fuhr auf und starrte sie an mit Entsetzen. Wollte sie nun Rechenschaft von ihm fordern? Seine Lippen zuckten und zitterten, er brachte keinen Laut hervor. Etwas hilflos Greisenhaftes lag in seinen entstellten Zügen.

Da wich der Haß, da schwieg jeder Vorwurf. Sie näherte sich langsam und sagte:

„Du hast ja nur sein Bestes gewollt."

Überrascht, in demütiger Dankbarkeit nahm er ihre beiden Hände, legte sein Gesicht hinein und schluchzte.

Mašlans Frau

Michael Vanka, der alte Doktor von Raudnowitz saß auf der Bank vor seinem kleinen, ebenerdigen Hause, las eine tschechische Kampfzeitung und kränkte sich. So viel Haß, Verdächtigung, Verleumdung! Wer nicht zu meiner Partei gehört, ist ein Schuft, sprach mehr oder weniger deutlich aus jeder Zeile.

Seufzend legte der Doktor das Blatt zusammen, schob es auf das Fenstergesimse und überließ sich der Betrachtung seines Gärtchens und des anstoßenden Hühnerhofes. Vanka war stark im Auffinden überraschender Vergleiche und verglich denn jetzt den edlen Frieden, der zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Tauben, Enten, Gänse, der Kotschinchina- und der gemeinen Haushühner herrschte, mit dem tollwütigen Kampf, den die vielerlei Volksstämme in seinem Vaterlande gegeneinander führten.

„Da nehmt euch ein Beispiel," murmelte er schon halb im Schlafe. Er war müde, hatte bis zum Morgengrauen beim Müller Matěj Mašlan gewacht. Wenn einer Pflege so dringend braucht wie der Mann und keine hat, bleibt dem Arzt nichts übrig, als den Krankenwärter zu machen.

„Armer Teufel! dummer Teufel!" Der Alte lehnte sich zurück und schloß seine kleinen, blauen Augen, die immer in Tränen zu schwimmen schienen. Seine eingesunkene Brust begann sich in tieferen Atemzügen zu heben, seine Hände verschränkten sich im Schoße, sein faltenbedecktes, juchtenfarbiges Gesicht nahm den traurigen Ausdruck an, den alte Leute meistens im Schlafe haben.

Plötzlich fuhr er auf. Jemand war an den Gartenzaun getreten und hatte gerufen: „Guten Nachmittag, Herr Doktor!"

„Guten Nachmittag," erwiderte er mechanisch, fügte aber rasch hinzu: „Ah, der neue Herr Pfarrer sind's!" und sah gleich wieder so würdevoll freundlich aus, wie es sich für einen Mann seines Standes gehört. „Belieben einzutreten. Woher, wohin?"

Der ‚neue' Pfarrer, ein noch junger, großer, breitschultriger Herr im langen Priesterrocke, öffnete das Gitterpförtchen. Ein paar Schritte nur und er stand in seiner ganzen energischen und imponierenden Erscheinung vor dem kleinen, verschlafenen Doktor: „Woher, fragen Sie? Aus der Waldmühle. Wohin? Ins Dorf. Unterwegs wollte ich mich aber bei Ihnen aufhalten. Es ist mir lieb, daß ich Sie finde, Herr Doktor. Sagen Sie mir, wie steht's mit Ihrem Patienten, dem Müller Matěj Mašlan?"

„Schlecht, Hochwürden."

„Ist Gefahr? dringende Gefahr?"

„Je nun, wissen," er zog die Augenbrauen in die Höhe, daß sie beinahe an die Wurzeln der starken, stahlgrauen Haare stießen, die ihm tief in die niedere Stirn wuchsen, „das ist, wie wenn einer auf einer geborstenen Planke über den Abgrund geht. Trägt sie ihn, werd ich mich wundern; trägt sie ihn nicht, werd ich mich nicht wundern. Aber vielleicht trägt sie ihn."

„Der Mann ist verheiratet, wie ich höre," versetzte der Priester, „und in seiner schweren Krankheit auf fremde Leute angewiesen. Wie kommt das? Orientieren Sie mich. Warum ist seine Frau nicht bei ihm?"

„Sind Hochwürden über die Sachlage nicht in Kenntnis gesetzt worden, bevor der alte Herr Kanonikus sich von uns verabschiedete? Er war noch da, wie ich zum Kranken gerufen wurde, gleich nach Ihrer Ankunft hier im Orte. Aber, aber — kann's mir denken; er wird nichts gesagt haben, er hat von der Geschichte

so ungern gesprochen, wie der Kaiser Napoleon von der Schlacht bei Aspern."

„So? dann bitte ich Sie um Aufklärung. Hat die Frau nicht hier im Orte ein großes Bauerngut?"

„Das größte nach dem vom Bürgermeister; doch das ihre ist mir lieber. Wegen der Bewirtschaftung. Wer ihre Felder nicht gesehen hat, hat nichts gesehen. Die Stallungen, und dann das Haus ... Das Haus wäre mir sogar lieber als das gräfliche, zugige Schloß!"

„So," unterbrach ihn der Geistliche. „Warum lassen sie also den Mann nicht hierher bringen, fort aus der kalten, feuchten Mühle?"

„Hierher bringen? Das geht nicht, Hochwürden."

„Warum?" Dieses Wort fuhr ziemlich barsch heraus und Doktor Vanka gab sich einen Ruck, saß jetzt gerade aufgerichtet, und sein dunkles Gesicht nahm etwas wehmütig Trotziges an.

„Das kann nicht sein," sagte er noch einmal.

Der Pfarrer stimmte den Ton herab: „Er ist wohl nicht transportabel? Dann soll also seine Frau ihn pflegen kommen."

„Das kann sie nicht tun, Hochwürden."

„Kann nicht? Will nicht. Die Leute leben schlecht, mögen einander nicht."

„Ich glaube eher, daß sie einander noch gern haben, besonders sie ihn."

„So? Sie geben mir Rätsel auf. Das ist mir völlig unbegreiflich."

„Natürlich, kann nicht anders sein," sagte Vanka mit einer Art schonender Überlegenheit. „Ist auch vertrackt, verrückt, wie heutzutage alles. Ja, ja, wenn man die Lampe zu hoch hinauf schraubt, raucht sie."

„Da heißt's also zurückschrauben."

„Das ist nicht immer möglich. Beim Müller Mašlan und seiner Frau ist's nicht möglich. Herr Pfarrer lächeln, meinen: Wird doch möglich sein."

„Sie erraten meine Gedanken. Ich aber kann nicht erraten, wie eine Frau, die ihren Mann lieb hat, es übers Herz bringen kann, ihn sterben zu lassen, ohne sich um ihn zu kümmern."

„Was das Kümmern betrifft, Hochwürden, da fehlt nichts. An Kummer fehlt's der Frau so wenig wie dem Büßer an Geißelhieben. Dürfen sie nicht für eine ordinäre Person halten, o weit davon! Ihre Eltern schon waren brave, tüchtige, sehr wohlhabende Leute und die Evi das einzige Kind. Was das heißt bei reichen Bauern, ich weiß nicht, ob Hochwürden das wissen."

„Nehmen Sie's an, Herr Doktor."

„Dann brauch ich Hochwürden nicht zu versichern: keine Prinzessin wird so verwöhnt. Bei den hohen Herrschaften gibt's freilich alles, schöne Kleider, gutes Essen, prächtiges Wohnen, aber — das eiserne Komment, die vielen Zierlichkeiten und Amabilitäten, zu denen sie angehalten werden — lauter Kappzäume. Die Evi hat nie etwas von einem Kappzaum gewußt; es ist immer alles nach ihrem Kopf gegangen. Es war im Grund ein ganz guter Kopf, sie ist in der Schule immer die Erste gewesen; daß sie's auf dem Tanzplatz war, versteht sich von selbst. Bei der Arbeit brauchte sie nur anzufassen, wenn es ihr beliebte, ich muß aber sagen, daß es ihr immer beliebt hat. Freilich wußte sie: Wohin ich schau, gehört einmal alles mir, und dem, was ihr gehörte, sollte nichts anderes gleichkommen können."

„Hochmut," murmelte der Pfarrer.

„Und was für einer! Ihr Vater — die Mutter ist früh gestorben — dem war das recht. So will ich sie, sie kann gar nicht genug auf sich halten."

„Auf sich halten ist doch etwas anderes."

„Gewiß, Hochwürden, gewiß; ich sag auch nur, wie er zu sagen pflegte. Als der Mašlan angefangen hat, sich um sie zu bewerben, da hat der Alte gewettert: Der soll mir kommen, ich schmeiß ihn zur Tür hinaus! Und der Mašlan, das war auch so

ein Verwöhnter und auch ein einziges Kind, der Sohn des Schloßgärtners, wissen, und auch bei ihm hat in der frühen Jugend die heilsame Massage gefehlt." Der Doktor streckte den Arm aus und machte langsam und bedächtig die Gebärde des Prügelns: „Diese Massage da, richtig angewendet: ein Prachtmittel, die Gesundheit eines ganzen Lebens, das ganze Glück der Zukunft bekommt dadurch ein tüchtiges Fundament. Wenn die Eltern das nur glauben wollten — aber die verstehen gewöhnlich vom Erziehen soviel wie die Kuh vom Seiltanzen. Übrigens hat auch der Maßlan sein Gutes gehabt; in seinem Dienst — er war Büchsenspanner beim alten Grafen — soll er unvergleichlich gewesen sein und die Equipage hat er aufgeputzt ..."

„Was hat der Büchsenspanner mit der Equipage zu tun?" unterbrach ihn der Pfarrer.

„Oben zu sitzen, Hochwürden, auf dem Bock neben dem Kutscher. Ich hab ihn einmal in Wien gesehen bei einer feierlichen Auffahrt der Toisonisten, in seiner reichen, grünen Uniform, mit dem Bandelier, dem Hirschfänger, den goldenen Epauletten, dem goldbordierten Dreispitz, auf dem der schneeweiße Federbusch bei jeder Bewegung des Wagens ein wenig geflattert und geatmet hat, wie eine Lunge. Darunter sein schönes, braunes Gesicht ... und die Haltung von dem Menschen, die prächtige Gestalt ... Die Weiber haben alle zu ihm hinauf geguckt, und er — die Arme gekreuzt und getan, als ob er dächte: Guckt ihr, ich scher mich den Teufel um euer Gucken!

„In Wirklichkeit hat er sich aber nur viel zu sehr um die Weiber geschoren, um nichts so sehr wie um sie. Und war ihnen gegenüber ganz gewissenlos und hat sich damit eine miserable Berühmheit gemacht. Werden ja wissen, daß Unmoralität bei uns nicht gang und gäbe ist, wie in den Gebirgsländern; man kennt's den Leuten an den Gesichtern an; sieht einmal einer vertiert aus, ist der Branntwein schuld, nicht die Unzucht. Die Leute heiraten früh,

bekommen eine Menge Kinder und bleiben einander treu. Matěj Mašlan war eine Ausnahme mit seiner Nichtsnutzigkeit und ist auch immer bei uns als ein Halbfremder betrachtet worden. Mit Recht. Die Mutter war aus Welschtirol, von der hat er das heiße Blut und vom slawischen Vater den Stützkopf."

„So? Also wird seine Frau den ihren von Vater und Mutter haben?"

„Jawohl, Hochwürden."

„Stützköpfe bringt man zurecht, Herr Doktor."

Vanka strich mit der Hand über den heute sehr unvollkommen rasierten unteren Teil seines Gesichtes, um das Lächeln zu verbergen, das ihm diese Bemerkung entlockte: „Ja, Hochwürden, so hat damals der Vater der Evi gesprochen. Nachdem er zwanzig Jahre lang ihren Willen getan hat, versuchte der Mann auf einmal, seinen eigenen durchzusetzen. Das hat sie empört und sie hat ..."

„Ich kann mir denken, was sie hat," fiel ihm der Pfarrer mit Entrüstung ins Wort. „Sie hat den Vater dahin gebracht, ihren Geliebten noch bitten zu müssen: Nimm sie!"

„O nein, nein! entschuldigen Hochwürden, da irren. Die Evi — da hat's nur einer probieren sollen, die ist wie Hermelin gewesen, o die! Hat sich eine ganz andre Art ausgedacht, den Vater für seine Weigerung zu strafen. Eine viel ärgere. Sterben wollte sie, und der Mašlan mit ihr. Da sie nicht miteinander leben durften..."

Abermals unterbrach ihn der Pfarrer: „Wollten sie miteinander sterben. Nur so ohne weiteres. Was liegt an der Todsünde, an der ewigen Verdammnis!"

Der Doktor schüttelte mit leiser Mißbilligung den Kopf: „Alles, Hochwürden, alles liegt daran. Aber so junges Blut ist wie Brausepulver... Der Allmächtige muß Veranlassung zur Gnade gefunden haben; sie hat sichtbarlich über den beiden gewaltet. Sie hatten alles klug eingerichtet und geheim gehalten.

Ein Wunder muß man es nennen daß ihnen das Verbrechen erspart blieb. Ein Wunder hat den Herrn Grafen an die Stelle im Wald geführt, die sie sich zum Schauplatz ihres aberwitzigen Entschlusses ausgesucht hatten. Er ist gerade noch zurecht gekommen, um den Mašlan die Pistole aus der Hand zu schlagen, mit der er zuerst die Evi und dann sich erschießen wollte. Er hatte schon den Finger am Drücker, der Schuß ist losgegangen, und die Kugel hat der Evi die Stirnhaut aufgerissen. Der rote Streifen war noch deutlich unter dem Brautkranz zu sehen, wie sie am Altar gestanden ist. Dem Herrn Grafen ist es nämlich nachher gelungen, die Heirat seiner Geretteten, wie er die jungen Leute nannte, beim Vater durchzusetzen. Das hat sich 1867 begeben, ein Jahr, nachdem die beiden Söhne des Grafen im Feld geblieben waren, der eine am 24. Juni in Italien, der andre am 3. Juli in Böhmen. Ihre Mutter ist ihnen bald nachgestorben. Im Schloß herrschte eine unbeschreibliche Traurigkeit. Den Herrn Grafen hat nach dem Tod seiner Kinder und seiner Frau rein nichts mehr gefreut, nicht einmal die Jagd. So war der Büchsenspanner immerwährend auf Ferien. Hat sich zu Haus gehalten bei seiner Evi und, besonders nachdem ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte und sie unumschränkte Herrin des Hofes geworden war, sich fleißig in der Wirtschaft umgetan. Hat auf dem besten Weg geschienen, ein tüchtiger Landwirt zu werden.

„Ein Kindlein ist auch gekommen, freilich nur ein Mädchen. Und er hatte die ganze Zeit über renommiert: ‚Mein Bub soll' ... ‚Mein Bub muß' ... ‚Mašlan,' sagte ich einmal, ‚wenn's aber ein Mädel wird?' ‚Dann ist's nicht das meine,' schreit er, ‚dann verleugn' ich's.'

„Nur ein Spaß, ein dummer. Seine Frau ist aber doch bös geworden und hat ihm zugerufen: ‚Versündig dich nicht.' — Das sind kleine Wolken gewesen, solche, die einen schönen blauen Himmel nur noch schöner machen. Bei der Geburt des Kindes war die Frau einen halben Tag lang zwischen Leben und Tod

und Matěj vor Verzweiflung völlig außer sich. Dann wieder, als das Kind endlich erschien, außer sich — vor Glück. Fragte nicht einmal, ob Bub oder Mädel. Daß er's nur hatte, daß es da war, bildhübsch, frisch und gesund. Und trieb's mit der Kleinen mehr als die Mutter. Leider ist das Kind, kaum ein Jahr alt, gestorben. Schlimm für die Leute, ein erster Nagel zum Sarg ihres Glückes. Wer weiß, ob nicht alles anders gekommen wäre, wenn das herzige Dirnlein gelebt hätte.

„Im Spätherbst 1869 ist etwas Unerwartetes geschehen. Der Herr Graf hat den Bitten der Verwandten nachgegeben und sich entschlossen, den Winter einmal wieder in Wien zuzubringen. Daß der Büchsenspanner ihn begleiten würde, haben Herr und Diener selbstverständlich gefunden. Beileibe aber nicht die Frau des Büchsenspanners. Sie hat nicht anders gedacht, als daß der alte Herr sich von Raudnowitz nie wieder fortrühren werde. Geschieht es aber, dann muß er ihren Mann beurlauben. Ihr Mann bleibt bei ihr. Mašlan wieder sagt: ‚Umgekehrt ist auch gefahren: meine Frau bleibt bei mir. Ich bin kein freier Mensch, ich steh im Dienst des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlassen.'

„Hochwürden, ich bin just dazu gekommen, wie der Streit losgebrochen ist. Das Vorspiel zu dem, was sich später ereignen sollte. Es war mir arg fatal. Helfen konnt ich nicht, nur zusehen, wie die Zwei immer mehr in Zorn gerieten, er in heftigen, sie in stillen. ‚Seinen Herrn kann er nicht verlassen,' sprach Evi mit einer furchtbaren Bitterkeit an ihm vorüber zu mir. ‚Aber seine Frau, die wohl. Was liegt ihm an der? Was liegt ihm daran, daß sie wieder ein Kind erwartet, daß sie wieder einer schweren Stunde entgegen geht?'

„Mir blieb nichts übrig, als mich einzumischen, und ich gab eigentlich ihr recht und meinte, er hätte dazubleiben. Es schien mir auch geraten, einen kleinen Scherz einzuflechten. Ein Scherz beschwichtigt manchmal erregte Gemüter, wirkt wie ein kühles

Lüftchen an heißen Tagen. So droht ich ihm: ‚Sie sehnen sich halt danach, wieder zu paradieren auf dem Bocke bei den Auffahrten.‘ Er wurde rot und brach aus: ‚Komm mit, Evi! Du bist in der Stadt besser dran als hier; ich kann meinen Herrn nicht verlassen, aber ich kann auch nicht ohne dich sein.‘ Mit ausgebreiteten Armen ist er auf sie zugegangen und sie ihm ausgewichen, förmlich scheu, wie einem Irrsinnigen. Hat er denn gänzlich den Kopf verloren? Sie mit ihm gehen, fort von ihrer Wirtschaft, wo man sie nicht einen Tag entbehren kann; betrunken oder verrückt muß sein, der ihr so etwas zumutet. Aber sie weiß sich zu helfen, sie geht zum Grafen. Er natürlich der Frau auf dem Fuße nach, und so stehen sie vor dem alten Herrn. In früherer Zeit hätte der gleich ein Machtwort erlassen: Das geschieht! Jetzt sucht er nur zu beschwichtigen und es so viel wie möglich den andern und — sich selbst recht zu tun.

„‚Kinder, Kinder, das hättet ihr früher miteinander ausmachen müssen,‘ so beiläufig soll er gesprochen haben. ‚Als ich dem Mašlan erlaubt habe, zu heiraten, hat es sich mir von selbst verstanden, daß er bei seiner Frau bleibt. Wenn er aber durchaus mit will nach Wien ... Meine liebe Evi, ich bin alt, ich gewöhne mich nicht leicht an ein neues Gesicht, und um meinetwillen werden Sie sich von Ihrem Mann nicht mehr oft zu trennen brauchen. Sehr bald tret ich eine Reise an, auf der mich niemand begleiten wird — dahin.‘ Er deutete nach der Richtung, in der die Gruft liegt ... ‚Also tut, was ihr wollt.‘

„An dem Tag muß noch ein heftiger Auftritt zwischen den Eheleuten stattgefunden haben, denn am Abend, da ich Mašlan im Gasthaus traf, das er seit seiner Verheiratung nur in Gesellschaft seiner Frau betreten hatte, glühte er noch wie ein angeblasener Hochofen. Ausgesprochen hat er sich mir gegenüber nicht, obwohl wir allein waren im Honoratiorenzimmer, nur im allgemeinen gewettert über den Eigensinn der Weiber und über Bauernstolz.

„Sie hingegen ist, wie immer, auch damals die Ruhe und Würde selbst geblieben. Mit ihm war sie freundlich; freilich nur, sozusagen — beiläufig, wie die Wintersonne um vier Uhr nachmittags, und zu den Leuten hat sie gesprochen: ‚Mein Mann geht ungern fort, es bleibt ihm aber nichts anderes übrig. Was soll er tun? Der arme, alte Herr entbehrt ihn gar zu schwer, er möcht sich völlig verlassen vorkommen ohne den Matěj.‘

„Knapp vor der Abfahrt ist der noch zu mir gelaufen und hat mich gebeten, ihn zu avisieren, sobald es Ernst werden sollte bei seiner Frau. Lieber natürlich wäre es ihm, erst zur Taufe gerufen zu werden. Wenn seine Anwesenheit seiner Evi aber ein Trost ist — na! dann soll ich halt schreiben oder telegraphieren.

„Nicht drei Wochen sind vergangen und schon war ein Brief von ihm da. Sie hat mir ein paar Stellen daraus vorgelesen. Lauter Liebe und Sehnsucht — eine fressende Sehnsucht. Ungeschickt ausgedrückt, sogar ungern ist einem vorgekommen, wie wenn sich einer schämt, nicht eingestehen möchte, was ihm in der Seele brennt und sich doch verrät, widerwillig verrät!

„‚Wenn ich ihn besuchen ginge für einige Tage, was wär's?‘ fragte sie.

„‚Ein Unsinn,‘ mußte ich ihr antworten, ich konnte sie nicht reisen lassen. Es ist ihr ja durchaus nicht gut gegangen. Der hinuntergeschluckte Kummer und Zorn — so was rächt sich. Was sie im stillen durchgemacht haben mag, hat wohl nicht einmal ihr Beichtvater erfahren. Ihr Zustand dazu ... Ich machte ihr einen Vorschlag: ‚Ich weiß was, Mašlan soll sich für eine kurze Zeit Urlaub ausbitten beim Herrn Grafen.‘ Aber damit bin ich abgeblitzt. Das ging nicht, daran war nicht zu denken. Sollte sie sich Lügen strafen? Hatte sie doch selbst den Leuten versichert, der Herr Graf könne nicht sein ohne den Matěj, nicht einen Tag! Das also nicht. Und wie sie ihn kennt, täte der Matěj es auch

nicht, aber — und dabei hat sie mich seltsam angesehen: ‚Wer weiß, ob es nicht ein größeres Unglück ist, daß ich jetzt nicht zu ihm darf, als wenn ich ums Kind käme.‘

„Bald darauf ist, trotz aller Vorsicht, was ich fürchtete, doch eingetreten. Ich habe dem Mašlan schreiben müssen, daß seine Frau eine Fehlgeburt getan hat (diesmal wär's ein Bub gewesen), konnte ihm aber zugleich versichern, daß er keine Sorge um sie zu haben brauche. Sie hat sich rasch und vollständig erholt, war wieder so tätig wie je in der Wirtschaft und ist beim Herannahen des Frühlings im schönsten Flor gestanden; ein bißchen blaß noch — wissen: eine gesunde Maiglockenblässe und auch sonst ganz Maiglocke, so frisch und hold und ernst. Ich mußt oft denken, ob das ein Unglück wäre, wenn ihrem Manne etwas zustieße. Es wäre kein Unglück, nur ein Schmerz. Sie würde ihn betrauern, ihn im besten Andenken behalten und sich vielleicht mit der Zeit entschließen, einen andern zu nehmen, der besser für sie gepaßt hätte."

Der Doktor seufzte, und über das energische Gesicht des Geistlichen blitzte ein Lächeln. Er sah zu dem kleinen Alten, der in sich zusammengesunken neben ihm kauerte und eben von neuem das bunte Taschentuch zog und bedächtig entfaltete, mitleidig erstaunt nieder und sagte nur:

„So, so?"

„Statt Ende April, wie bestimmt war," fuhr Vanka fort, „ist der Herr Graf schon Anfang März zurückgekommen. Die ganze Beamtenschaft und Dienerschaft war im Hof versammelt, um ihn zu erwarten; auch Frau Evi war da. Als der Wagen vor dem Schloßtor hielt, stürzten ihm die Lakaien entgegen, um den Schlag zu öffnen, und Mašlan sprang mit einem Satz vom Kutschbock herunter und eilte auf Evi zu. Sprechen konnte er nicht, aber die Augen funkelten ihm — ach Gott, was für ein schöner Mensch war er! Und sie, stehen geblieben und ihn erwartet und ihn angesehen, so freudig, so selig, so stolz und so bescheiden, Hoch-

würden — wie eine Braut. Jedem ist's aufgefallen, — wie eine Braut."

Vanka rieb sich die Nase mit dem Zeigefinger, den ein breiter goldener Siegelring schmückte. „Die Freude hat nicht lang gedauert," sprach er nachdenklich. „Viel länger die Mißstimmung, die nachher eingetreten ist, von der keines der beiden etwas merken lassen wollte und die sich doch verraten hat, wie sich das Fieber durch die Hitze verrät. — Das kam so: Eine von der Dienerschaft konnte es nicht unterlassen, die Evi zu necken, zu fragen, ob sie den Mašlan auch tüchtig ins Gebet genommen, sich erkundigt habe, ob er ihr treu gewesen sei den ganzen Winter? Evi lachte dazu, war ihres Mannes sicher! Aber die andre gab so lang keine Ruhe mit ihren Sticheleien, bis die Frau endlich stutzig wurde. Jetzt war's aus. Sie wollte wissen, wie's stand, sie hat in ihn gedrungen, ihr die Wahrheit zu sagen. Und er, ein Gemisch von Ehrlichkeit und Falschheit, wie er von jeher war, hat gestanden. Was für eine Demütigung das gewesen ist für das stolze Weib, können Hochwürden sich vorstellen. Da ist also dann die lange Zeit der Mißstimmung eingetreten. Aber auch die hat ein Ende genommen, und dann war's, als ob die gestaute Liebe mit verzehnfachter Gewalt wieder hervorbräche. Zu viel, zu heftig, mir ist die Sache gleich nicht geheuer vorgekommen. Die Frau hat, um nur ganz ihm zu Gefallen zu leben, ihren eigenen Geschmack verleugnet, ihre zweite Natur — ihre Solidität. Sie hat sogar die Wirtschaft vernachlässigt. Und Mašlan die Freiheit, die der Graf ihm spendierte, ausgenützt, zeigen wollen, wie gut es ihm geht, und wie glücklich er ist. Die größte Gastfreundlichkeit ausgeübt, eingeladen, traktiert und auch mit seiner jungen Frau alle Unterhaltungen mitgemacht, die es in der Gegend gegeben hat. Sie wird wohl gehofft haben, daß sie ihn auf die Art herumkriegt, und daß er sie nicht mehr verlassen wird. Weit gefehlt! Im Spätherbst ist es genau so gegangen wie im vorigen Jahr. Er wieder: ‚Komm mit! wenn ich

dich hab, denk ich an keine andre.' Und sie: ‚Ich kann nicht; es ist ohnehin die höchste Zeit für uns beide, zum Rechten zu sehen.'

„Verzeihen Hochwürden, daß ich so ausführlich bin," unterbrach sich Doktor Vanka, als der Pfarrer unwillkürlich ein Zeichen der Ungeduld gegeben hatte. „Mit der Geschichte dieses einen Jahres erzähl ich zugleich die der folgenden Jahre. Es war immer dasselbe, nur, — verstehen Hochwürden, die Dimension ist gewachsen. Nach jeder Trennung hat Mašlan seiner Frau Schwereres abzubitten gehabt und so wurde ihr denn natürlich auch das Verzeihen immer schwerer." Er hielt inne, seine Brust hob sich zu einem langen, tiefen Atemzuge. „Nun, ihre Liebe hat auch das Schwerste aufgewogen, es war eine magnifique Liebe; sie ist gewachsen mit dem Kummer, den sie um den Taugenichts erdulden mußte und glorreich aus jeder Prüfung hervorgegangen.

„Arme Evi!

„Zuletzt machte der liebe Mašlan gar keinen Anspruch mehr auf ihre Begleitung. Das Leben, das er sich eingerichtet hatte, paßte ihm ja wie auf den Leib geschnitten. Im Winter lustig in Wien, in der schönen Uniform glänzen und prunken, im Sommer wieder lustig im Hause der Frau, den Herrn spielen und Gnaden austeilen. Beim letzten Abschied hatte er ihr ganz heiter zugerufen: „Auf Wiedersehen im Frühjahr!'

„Das war im Schloßhof bei der Abfahrt des alten Herrn. Alles voll Leut' und alle sich um den Wagen gedrängt. Ich habe mich hinter Frau Evi gestellt, weil ich dachte, sie könnt zusammenbrechen. Wirklich ganz danach hat sie ausgeschaut. Wie der Mann ihr denn sagt: ‚Auf Wiedersehen im Frühjahr!' gibt sie eine herbe Antwort: ‚Oder auch nicht; es kommt auf dich an.' Er ist förmlich zurückgefahren und hat mit großer Zärtlichkeit, ja, ja, ich muß es sagen, und völlig schmerzlichem Vorwurf ausgerufen: ‚Evi!...' Da erblickt er aber mich und merkt, daß ich ihre Worte

gehört habe, wirft sogleich den Kopf in den Nacken, lacht auf, küßt sie und springt auf den Bock.

„Ein paar Monate sind vergangen; mit Schreiben hat sich Mašlan in der Zeit nicht angestrengt, wie ich glaube. Alle Sonntage, wenn ich seine Frau am Ausgang der Kirche traf, nach der heiligen Messe, sprach ich sie an: ‚Gute Nachrichten aus Wien, Frau Mašlan? Was schreibt Ihr Mann?‘ — und immer dieselbe Antwort: ‚Jetzt eine Weile nichts. Morgen erwarte ich einen Brief von ihm.‘ Wie oft so ein erwarteter Brief gekommen ist, weiß ich nicht; daß auf einmal einer da war, den sie nicht erwartet hatte, haben nachträglich nur zu viel Leute erfahren. Es war ein Brief von einem Frauenzimmer, Hochwürden, von einem jungen Mädchen, das der Mašlan niederträchtig betrogen hatte. Es scheint, daß die Person bis dahin brav und unschuldig gewesen ist. Aber dem Mašlan widerstand nicht leicht eine. In diesem Falle wendete er überdies eine falsche Vorspiegelung an, gab sich für ledig aus und versprach seiner Geliebten das Heiraten. Wie sie hinter den Betrug gekommen ist, war schon alles hin, Ehr' und Reputation und ihre Stelle in einem guten Haus. Eingestellt aber haben sich die Folgen von dem Verhältnis. Was hat die Unglückliche anfangen sollen? Mašlan war der letzte, bei dem sie Rat und Hilfe gefunden hätte. In ihrer Verzweiflung, was tut sie? Sie schreibt an die Frau — eben den Brief, von dem ich Hochwürden sagte. Am Tag drauf, das hab ich vom Postboten erkundschaftet ...“

„Erkundschaftet? So, so,“ fiel hier der geistliche Herr etwas wegwerfend ein und der Doktor seufzte einmal wieder tief auf.

„Ja, Hochwürden, die Sache hat mich interessiert. Und auch andre als ich dürften gewußt haben, daß einen Tag nach der Ankunft des Briefes aus Wien mit der fremden Schrift ein dicker, mit viel Geld beschwerter von Frau Evi dem Boten übergeben worden ist. An diesem Tag war sie nirgends zu sehen, nicht auf einem ihrer Felder, nicht im Hof, nirgends. Der nächst-

folgende dann war ein Sonntag, und sie ist in die Kirche gekommen. Mir wäre nichts an ihr aufgefallen, nur größer hat sie mir geschienen. Sie muß sich ganz besonders gerade gehalten haben. Nach der heiligen Messe sprach ich sie an, stellte meine gewöhnliche Frage, erhalte aber nicht die gewöhnliche Antwort, vielmehr die: ‚Ich erwarte keinen Brief von ihm,' wendet sich und läßt mich ganz verblüfft stehen.

„Einen Frühling haben wir in dem Jahr in unserer Gegend gehabt, ich denk keinen schönern. Auch war der März noch nicht zu Ende und schon ist die Rückkehr des Herrn Grafen angekündigt worden. Er wußte, wie es mit ihm stand und wollte in seinem Raudnowitz sterben. Ich habe geholfen, ihn aus dem Wagen zu heben und mir gleich gedacht: zur nächsten Ausfahrt heben wir ihn im Sarg auf den Leichenwagen.

„Verzeihen, Hochwürden, wenn ich eine Reflexion mitteile, die ich um die Zeit herum und auch später mehrmals gemacht habe. Die Menschen sterben — der eine zu früh, der andere zu spät und nur die wenigsten im richtigen Moment, so denn auch unser Herr Graf. Wäre der Tod, nach dem er sich aufs Innigste sehnte, statt im Frühjahr 1874 im Herbst 1873 bei ihm eingetreten, viel Unglück wäre verhütet worden. Maślan hätte keinen Grund oder keine Ausrede mehr gehabt, nach Wien zu fahren, wäre bei seiner Frau geblieben und, das muß man ihm lassen, so lang er bei ihr gewesen ist, hat er keine andre angeschaut. Die Ehe hätte sich mit der Zeit ganz glücklich gestalten können, und die arme Person in Wien wäre vielleicht heute noch auf ihrem Platze oder hätte einen braven Mann gefunden . . ."

„Hätte hätte! Die Menschen sterben, wann es dem Herrn gefällt, sie abzurufen," versetzte der Pfarrer. „Sie möchten Vorsehung spielen, Herr Doktor, scheint mir."

„Gott soll mich behüten, Hochwürden — eine Reflexion habe ich mir erlaubt mitzuteilen, ohne jeden Neben- und Hintergedanken. Nun, es kam, wie es mußte: Zum erstenmal war Evi

nicht unter denen, die das Hereinfahren der gräflichen Equipage vor dem Schloß erwarteten. Maślan guckte, guckte, wandte sich an mich: ‚Ist ihr was, Herr Doktor?' — ‚Meines Wissens nicht.' Er zuckte die Achseln und lächelte hochmütig und kümmerte sich um nichts mehr als um seinen alten Herrn. Wieder — alles, was recht ist: Ein liebreicher Sohn kann seinen Vater nicht sorgfältiger betreuen, als er den Greis betreut hat. Der litt ihn aber nicht lang da. ‚Geh zu deiner Frau', befahl er und entließ uns beide; er wollte allein sein. Maślan und ich hatten denselben Weg. Der meine führte am Hause seiner Frau vorbei. Im Anfang des Dorfes begegnete uns der Herr Kanonikus, der von dem, was sich begeben hatte, mehr wußte als wir und zwar aus der ersten Quelle. ‚Ihr! Ihr!' sagte er zu dem Ankömmling, ‚Ihr habt wieder schöne Sachen getrieben!' Maślan lächelte ihn an, wie früher mich; nicht so hochmütig vielleicht. Ich weiß nicht, mir hat manchmal geschienen, als ob er so wenig Gewissen hätte und die Reue so wenig kennen würde wie ein Tier. Das hat ihm denn auch eine Art Unschuld gegeben, eine Tierunschuld. Ihm ahnte nichts Böses, er dem geistlichen Herrn die Hand geküßt und weiter geeilt, immer schneller, immer ungeduldiger und als wir ankommen, was finden wir? — Die Tür versperrt.

„Er klopft: ‚Evi, Evi, mach auf, ich bin's.' Keine Antwort. ‚Ich bin's, der Matěj! ich, dein Mann.' Ein paar Kinder sind ihm nachgelaufen, andre kommen dazu, er ist ja die populärste Persönlichkeit bei der Dorfjugend, wird immer sehnsüchtig erwartet und jubelnd begrüßt. ‚Ist meine Frau nicht da?' fragt er einen der Buben. ‚Habt ihr meine Frau nicht gesehen?' Doch, der eine hat sie gesehen, den Augenblick ist sie aus dem Garten herübergekommen und ins Haus gegangen. Nun fängt die Sache an, ihm befremdlich zu werden, er tritt an eines der Fenster, blickt hinein, und richtig, er sieht sie — mitten im Zimmer stehen.

„Nun hat er ans Fenster geklopft und gerufen: ‚Evi, Evi!

Bist taub? bist blind? ... Oder am End gar bös? Ich glaub's nicht, Evi, ich frag nur ... Evi, Evi, ich mach dich wieder gut, hör mich nur an ...' So sagt er und dergleichen noch vieles und hat dann angefangen, zornig zu werden, sich zur Tür zurückbegeben und an ihr gerüttelt. Es waren nach und nach eine Menge Leute zusammengekommen, sie haben ihn angesprochen, wollten wissen, was es gibt. Er niemanden angeschaut, niemandem geantwortet, sich an die Tür gepreßt, als ob er mit ihr verwachsen wollte und gerufen, geschrien, zuletzt geweint: ‚Evi, Evi, so bös bist du, daß du mir nicht einmal erlauben willst, dich zu bitten: Verzeih mir, Evi, meine Evi!'

„Vor dem halben Dorfe hat er sich so gedemütigt, der eitle Mensch, sich in der Raserei seiner Verzweiflung auf die Kniee geworfen und mit der Stirn an die Tür geschlagen.

„Allerlei Stimmen haben sich erhoben, der kleine Schuhmachermeister zu singen angefangen:

Bauer, steh auf,
Futter dein' Schimmel,
Prügel dein Weib,
So kommst in' Himmel.

„Ein Gemeinderat stopft seine Pfeife und sagt: ‚Das könnt mir einfall'n, und wenn ich in Wien fünfe ausgehalten hätt, vor meiner eigenen Tür zu betteln und zu flennen.' Der Schmied schaut herunter zu seinen Riesenfüßen und flucht: ‚Der Teufel soll mich holen, wenn ich die Tür nicht eintreten tät und die durchwichsen, die dahinter steht.'

„All das Gerede war dem Mašlan wie Blätterrauschen. Aber plötzlich ist er aufgesprungen, hat sich neuerdings an die Tür gelehnt, den Mund an den Spalt gedrückt und gerufen, gar nicht sehr laut, aber durch Mark und Bein ist's einem gegangen. ‚Evi, hör zu, du hörst mich, ich weiß, daß du mich hörst. Wenn du nicht aufmachst, gleich — versteh mich, gleich? — komm ich über diese Schwelle nimmer, und wenn du auf den Knieen

liegen tätest, wie ich vorhin gelegen bin und wenn du mich mit ausgebreiteten Armen bitten tätest: komm! Das schwör ich, Evi, bei Gott dem Allmächtigen, und mög er mich in meiner letzten Stund verlassen, wenn ich den Schwur breche.'

„In dem Augenblick hat man den Riegel zurückschieben gehört, ganz langsam ist die Tür aufgegangen, daß Maślan Zeit hatte, auszuweichen. Da wurde gelacht: ‚Aha, aha, die Evi! sie gibt nach, so muß man ihr kommen!'

„Maślan stößt einen Freuden- und Triumphschrei aus ... zu früh. Die auf die Schwelle getreten ist, die Frau, denkt nicht dran, klein beizugeben. Statt ihr entgegen zu stürzen, erschrickt er und taumelt vor ihr zurück. Sie hat ausgesehen wie eine Leiche mit lebendigen Augen; und entsetzlich war, wie sie mit einer erloschenen, aber sehr festen Stimme gesprochen hat:

„‚Schwur gegen Schwur. So heilig wie du, im Angesicht Gottes wie du, schwör ich, daß ich mein Haus lieber mit eigener Hand anzünden werde, als zu dir sagen: tritt ein.'

„Da waren viele Männer entrüstet: ‚Hoho!' hat man durcheinander rufen gehört, ‚du hast nicht zu schwören, du hast zu gehorchen, und der Mann hat zu befehlen, so steht's im Gesetz.'

„Maślan achtete nicht auf die Einmischung, und, ich bitte Hochwürden, das Gesetz war doch wohl das letzte, auf das sich der berufen hat, wenn er Weibern gegenüber seinen Willen durchsetzen wollte. So höhnte er auch jetzt: ‚O du! davor keine Angst! von mir aus bist du assekuriert. Bleib du allein in deiner Bauernbaracken. Und wenn die Reu dich packt, schluck sie. Untersteh dich nie, zu mir aufs Schloß zu kommen. Bei mir gibt's kein Verzeihen; ich tät dich jagen wie einen bissigen Hund.'

„Wer sie kennt, weiß, daß jedes Wort ihr eine giftige Wunde ins Herz gerissen hat. Sie verriet sich aber nicht, sie kreuzte die Arme, sah ihn an und sprach: ‚Matěj, Matěj, vielleicht kehrt die Reu früher bei dir ein als bei mir, dann wirst du mich schon rufen.'

„Er, rot geworden wie glühendes Eisen und getobt und gewettert: ‚Ich dich rufen? lieber in die Hölle fahren! ... Ich ruf dich nicht ... und wenn der Satan die Hand nach mir ausstrecken tät und niemand als du mich retten könnt — ich ruf dich nicht!' ..."

„Was für Reden! was für Reden!" murmelte der Priester unwillig.

„Der bare Aberwitz, Hochwürden. Auch Evi scheint das gefunden zu haben und ist immer ruhiger geworden und als er wie ein Toller noch einmal schrie: ‚Gott ist mein Zeuge, ich ruf dich nicht!' hat sie langsam und feierlich den Arm erhoben, die Schwurfinger ausgestreckt und so laut gesprochen, daß der letzte, der da gestanden ist, es hören mußte: ‚So wahr Gott lebt, ich komm nicht ungerufen.'

„Kalt ist es einem über den Rücken gelaufen und die Worte haben mehr Eindruck gemacht, als alles Toben Maślans. Er wollte noch etwas sagen, konnt nicht, die Wut würgte ihn, hatte ihn am Hals gepackt wie eine Beißzange. Von dem Tag an haben die Eheleute nicht mehr miteinander geredet."

„Nicht mehr? und müssen einander doch sehen, begegnen."

Der Doktor setzte eine neuerliche Entfaltung des karrierten Taschentuches ins Werk, bediente sich seiner umständlich und lärmend und erwiderte: „Sehen und begegnen einander, ganz recht, Hochwürden. Zum Beispiel waren sie schon bald nach dem großen Auftritt beide zugleich in der Gruftkapelle bei der Beerdigung des Herrn Grafen. Maślan derart in Schmerz aufgelöst, daß er sogar denen leid tat, die ihn am wenigsten mögen. Evi eiskalt und eher trotzig dreingeschaut. Sie wird wohl gedacht haben: um mich würdest du nicht weinen, wie um deinen toten Herrn. Zehn Jahre sind seitdem vergangen. In seinem Testamente bestimmte der Herr Graf, daß Maślan die herrschaftliche Mühle in Pacht haben soll, unter Bedingungen, bei denen er leicht ein wohlhabender Mann hätte werden können. Er

hat sich aber seiner Sach im Anfang wenig angenommen. Erst in letzter Zeit ist er ordentlicher geworden. Wer weiß, warum — vielleicht die Jahre, vielleicht, weil seine Gesundheit ausspannt" ...

„Warum sagen Sie nicht einfach: durch die Gnade Gottes?" fragte der geistliche Herr.

Der Doktor reagierte nicht darauf. „Ich betrachte mir die zwei Leute, wenn sie am Sonntag in die Kirche kommen," fuhr er fort. „Er in der ersten Bank rechts, sie in der ersten Bank links. Früher haben sie vermieden, einander zu treffen, beim Eingang oder beim Ausgang; jetzt nicht einmal mehr das" ...

„Und wohnen dem heiligen Liebes- und Versöhnungsopfer unversöhnten Herzens bei?"

„Äußerlich unversöhnt wohl, aber wer weiß, was in ihren Herzen vorgeht!"

„Ich will suchen, es zu erforschen," versetzte der Priester und erhob sich. „Wenn die Frau wirklich noch einen Funken Liebe für ihren Mann übrig hat, wird sie auch Erbarmen mit ihm haben. Ich werde ihr Erbarmen mit dem Sterbenden anrufen, und hoffentlich nicht umsonst ... Sie zweifeln?" unterbrach er sich mit einem mißbilligenden Blick auf Vanka, der die Achseln zuckte.

„Leider kann ich nicht zweifeln, Hochwürden, weil ich weiß, daß hier nichts mehr zu hoffen ist."

„Davon will ich mich selbst überzeugen."

Er verabschiedete sich, und der Doktor sah dem stattlichen Herrn nach, der, rasch und energisch ausschreitend, den Weg ins Dorf einschlug.

Das Haus der Frau Mašlans lag auf dem ziemlich großen und ziemlich gut gehaltenen Dorfplatze, dem Teiche gegenüber, zu dem hin das Terrain sich senkte. Als Seitenstück zum siebenhügeligen Rom durfte Raudnowitz sich die Ortschaft der sieben Buckel nennen, denn nicht weniger Erhöhungen bildete der

Boden, auf dem sie erbaut war. Den höchsten krönte das stattlichste Gehöft. Sein mit Schieferplatten gedecktes Dach überragte alle, sogar die ansehnlichsten Bauernhäuser, die den Platz nach rechts und links im unregelmäßigen Halbkreis umschlossen.

Der Pfarrer trat in das Vorgärtchen. Es war von einem grün angestrichenen Lattenzaun umgeben, und am Eingang standen zwei riesige Sonnenblumenstauden wie ein paar Wächter. Ein breiter, gut besandeter Weg führte zwischen Gemüsebeeten geradehin zu den gemauerten Stufen der Haustür, teilte sich dort und lief dem Garten hinter dem Hause zu. Junge Birn- und Aprikosenbäume, an hölzernem Gitterwerk gezogen, breiteten ihre mit Früchten behangenen Zweige zwischen den sechs Fenstern der Fronte aus. Große Fenster mit blinkenden Scheiben und vorspringenden Simsen, auf denen ein farbenheiterer Flor von Rosen, Geranien und Nelken duftete und prangte.

Eine kleine, alte Person, die, mit Unkrautjäten beschäftigt, auf dem Boden gekauert hatte, wandte beim Eintreten des Geistlichen den Kopf, schob das Tuch, das ihr über das halbe Gesicht gefallen war, zurück und kam auf den Besucher zu mit einem freundlich-demütigen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte er, und sie legte die schmutzigen Hände auf den Rücken, streckte den Hals und küßte, ohne sich bücken zu müssen, die herabhängende Hand des Priesters.

„Ich möchte mit der Frau sprechen," sagte er. „Ist sie da?"

„Zu dienen, hochwürdiger Herr, die Bäuerin ist da; wo sollte sie sein? Im Garten ist sie, in den Erbsen. Ich werd sie gleich rufen."

Der Pfarrer wehrte ab: „Nein, führen Sie mich zu ihr."

„Wie befehlen — wie der hochwürdige Herr befehlen" — und die Kleine lief vor ihm her um das Haus, in den Garten und rief aus allen ihren Kräften: „Bäuerin! Bäuerin! der hochwürdige Herr Pfarrer will Euch besuchen!"

Er folgte ihr und war bald von Bienen umschwärmt, von Tauben umflogen, von Hühnern umgackert; Schafe, die auf

den Wiesenplätzen weideten, blökten ihn offenbar fragend an; schöne, weiße Ziegen hoben die Köpfe über die Einfassung ihres Pferches und betrachteten ihn mit ihren großen, friedlichen Augen. Drei ganz junge Hündlein trotteten ihm entgegen, schnüffelten, erhoben ein schrilles, törichtes Gebell, in dem sich Neugier und Verwunderung, aber nicht die geringste Böswilligkeit kundgab.

Der Pfarrer ging zwischen den Obstbäumen, über das Gras, einem kleinen Wald von Stangen zu, an denen schlanke Erbsenstauden ihre zierlichen, hellgrünen Ranken emportrieben. Auf dem schmalen Wege, der sie von einer ansehnlichen Baumschule trennte, kam die Hausfrau geschritten. Eine hohe, harmonische, ebenso wenig zur Fülle wie zur Hagerkeit neigende Gestalt. Sie trug halb städtische Kleidung. Eine schwarze, eng anliegende Jacke mit weißem Umschlagkragen, einen dunkeln, faltigen Rock und eine blaue Arbeitsschürze, die sie im Gehen abnahm und über den Arm hängte. Von der bäuerlichen Tracht hatte sie nichts beibehalten, als die Schaftstiefel an den schlanken Füßen und das künstlich geknüpfte Kopftuch. Es war aus schwarzer Seide mit bunten Bändern und Fransen, schloß sich eng um den Hinterkopf, bildete einen schmalen Wulst um die dunkelblonden, dichten Scheitel und einen reichen Knoten im Nacken.

Dem Priester fiel die tiefe Ruhe auf, die über der Erscheinung dieses Weibes lag, die Festigkeit, mit der die klaren, blauen Augen sich auf ihn hefteten, der sanfte Ernst, den die regelmäßigen, fast klassischen Züge atmeten. Eine im vollkommenen Gleichgewicht, in völliger Einigkeit mit sich selbst hinlebende Frau kam da heran, langsam, als ob sie ihm und sich Zeit lassen wollte zur Vorbereitung auf eine ernste, wie sie voraussah, bedeutungsvolle Zusammenkunft.

„Euer Hochwürden erweisen mir eine große Ehre mit Ihrem Besuch," sprach sie den Geistlichen an, der seinen Hut leicht vor ihr lüpfte. „Belieben Euer Hochwürden ins Haus zu treten?"

„Wir wollen da bleiben," erwiderte er, „im Freien, unter Ihren Schützlingen. Ein hübscher Anblick, all dieses Getier; es scheint sich seines Lebens zu freuen und ist so zutraulich."

„Jawohl, zutraulich sind sie schon; warum sollen sie's nicht sein? Es tut ihnen ja niemand nichts."

Sie geleitete ihn zu einem Birnbaum von seltener Größe und Schönheit, in dessen Schatten ein länglicher Tisch zwischen zwei Bänken in den Boden eingerammt war, lud den Gast ein, sich zu setzen und nahm Platz ihm gegenüber, nachdem sie der Magd, die in respektvoller Entfernung gefolgt war, einen kurzen Befehl gegeben hatte.

Eine kleine Pause entstand. Der Priester bemerkte wohl, daß die äußere Gelassenheit Frau Evis eine wachsende Erregung verbarg. Ihre schmale, gerade Nase, ihre Stirn hatten sich mit kalkiger Blässe bedeckt, den Mund umspielte ein kaum merkliches Beben, als sie gedämpften Tones und mit einer Stimme, die etwas eigentümlich Einschmeichelndes hatte, begann:

„Hochwürden sind schon bei meinem Mann gewesen?"

Aha, dachte der Pfarrer, sie kommt dem Angriff zuvor! „Ich bin am Tag nach meiner Ankunft hier im Orte zu ihm gerufen worden," sprach er, „und habe ihm die letzten Tröstungen der Kirche gespendet."

„Ja, ich weiß, er ist krank."

„Vielleicht sterbend, wissen Sie das auch? Der Doktor gibt wenig Hoffnung."

Sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und schloß einen Moment die Augen: „Es wird nicht so arg sein. Der Herr Doktor muß es nur ärger machen, als es ist; das ist so der Brauch, er muß es tun wegen der anderen Doktoren."

„So — wie so? Das versteh ich nicht."

„Nicht? O, ich bitte untertänig, Hochwürden haben mich zum besten; Sie wissen schon selbst, daß die Doktoren übertreiben müssen; das ist unter ihnen ausgemacht. Warum, kann man sich

an den Fingern abzählen. Unser Herr Doktor ist ja sehr brav, aber — Klappern gehört zum Handwerk, hat er mir ins Gesicht gesagt ..."

„Im Scherz, nun ja, im Spaße ..." —

„Im Spaß, Hochwürden, da verrät sich der Mensch, gerade so gut wie im Rausch und im Zorn."

Der Pfarrer war erstaunt — ein seltsames Gemisch von Vorurteil und von Vernunft in der Frau. Aber, sagte er sich, die hält was aus, und war entschlossen, sie ohne Schonung zu behandeln: „Ich bin auch heute bei Ihrem Manne gewesen," sprach er, „und habe ihn viel elender gefunden als vorgestern. Er selbst, das darf ich Ihnen nicht verhehlen — er fühlt sich sterben."

Frau Evi machte genau dieselbe Bewegung wie früher: „Ach er! er ist immer kindisch ängstlich gewesen, wenn ihm das Geringste gefehlt hat. Alle Leute, die ihr Lebtag gesund waren, sind so. Beim kleinsten Übel meinen sie schon, es bringt sie ins Grab."

Der Pfarrer richtete einen festen und strengen Blick auf sie: „Sie weichen aus. Wenn Sie dem Arzt nicht glauben und nicht dem Kranken, glauben Sie doch mir. Ich sage Ihnen: Ihr Mann ist übel dran, braucht Pflege und Sie, seine Frau, gehören an sein Krankenbett."

Sie erwiderte nichts, sie stand auf. Die kleine Magd war herangekommen, einen Korb am Arme, und die Bäuerin half ihr, seinen Inhalt auf dem Tisch ordnen: blanke Teller und Gläser, eine Flasche mit Wein, ein Laib Brot, ein schönes Stück Butter und herrlichen Lindenhonig in hellgelber Wabe. Die Magd entglitt wie ein fliehender Schatten, die Bäuerin nahm ihren früheren Platz wieder ein und sprach, das Aufgetragene gleichsam vorstellend:

„Eine kleine Jause, Hochwürden. Was so aus der Wirtschaft kommt. Geruhen Sie, vorlieb zu nehmen, obwohl Sie's zu Hause besser haben."

Der Geistliche ließ das ohne innere Überzeugung vorgebrachte Kompliment unberücksichtigt; er betrachtete den tauklaren, goldgelben Wein, den seine Wirtin ihm ins Glas schenkte, und fragte lächelnd: „Kommt der auch aus Ihrer Wirtschaft?"

„Nein, Hochwürden, es ist Vöslauer. Mein Mann hat ihn gern getrunken, so halt ich ihn bis heut im Keller."

Ein langgedehntes: „Deshalb?" kam von den Lippen des Pfarrers. „Und Sie selbst? Es ist kein Glas für Sie da, Sie tun mir nicht Bescheid?"

„Entschuldigen Hochwürden, ich mag den Wein von jeher nicht. Früher hab ich manchmal einen Schluck getan, meinem Mann zulieb, wenn er's durchaus wollte. Seitdem es aus ist zwischen uns, nie mehr."

„Aus?" rief der Geistliche, „das sollten Sie nicht sagen. Sie haben Ihrem Manne Liebe, Treue, Gehorsam gelobt bis in den Tod, Sie sind durch ein heiliges Sakrament mit ihm verbunden ..."

„Gewesen, Hochwürden," unterbrach sie ihn leise, aber mit großer Entschiedenheit.

Er bemeisterte seinen Unwillen und sah ihr zu, wie sie das Laib Brot vom Tische nahm und rasch und mechanisch, bevor sie es zu schneiden begann, mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes über die untere Fläche machte. „Sie befolgen da einen ehrwürdigen Brauch," sprach der Pfarrer und als sie einen fragenden Blick auf ihn richtete: „Ja so, Sie tun's gedankenlos Frau Maˇlan! Frau Maˇlan! ich fürchte, Sie führen Ihre religiösen Übungen vielleicht überhaupt gedankenlos aus."

„Was meinen Sie damit, Hochwürden?"

Der Priester steigerte sich: „Ich meine, Sie beten, Sie besuchen die heilige Messe, Sie verrichten Ihre Andacht zur vorgeschriebenen Zeit, alles gedankenlos."

Mit stolzem Erstaunen wies Frau Evi diese Anklage zurück: „Sie kennen mich nicht, Hochwürden."

„Ich kenne Ihre Geschichte und habe offene Augen," fiel er rasch ein. „Sie waren heute in der Frühmesse. Haben Sie andächtig gebetet, Bäuerin?"

Die Frage kam ihr seltsam vor. „Ich habe für meinen Mann gebetet," erwiderte sie.

„So, so — und nicht für sich? nicht darum, daß der Herr Mitleid und Erbarmen in Ihrer Seele erwecke? Ihr Mann hat schwer an Ihnen gesündigt. Ich weiß. Ist aber Verzeihen nicht Christenpflicht, vor allem Pflicht des christlichen Weibes? Was soll Ihr Gebet, was sollen Ihre guten Werke, wenn Sie mitleidslos bleiben gegen einen Sterbenden?... Ein großer Heiliger lehrt, daß keine Andachtsübung und kein gutes Werk uns am Tage des Gerichts vom geringsten Nutzen sein wird, wenn wir die Erinnerung an die erlittene Unbill nicht aus unserem Herzen getilgt haben... ‚Erst gehe hin und versöhne dich mit deinem Feinde'... spricht unser göttlicher Heiland"... Er stockte, er fühlte, daß die Ungeduld ihn hingerissen und daß er nicht so gesprochen hatte und nicht in dem Zusammenhang, wie er sprechen wollte.

„Mein Mann ist nicht mein Feind, Hochwürden," nahm sie mit ihrer unerschütterlichen, verwirrenden Gelassenheit das Wort, „und — versöhnen... ich trag ihm nichts nach, ich habe ihm alles verziehen."

„Sie ihm? und er Ihnen? Hat er Ihnen nichts zu verzeihen?"

Sie schüttelte langsam und sinnend das Haupt: „Daß ich nicht wüßte, Hochwürden."

„Haben Sie sich keine Härte gegen ihn vorzuwerfen, keinen Mangel an Nachsicht mit seinen Schwächen, seiner Fehlbarkeit?"

„Nein, Hochwürden."

„Sie fühlen sich ihm gegenüber schuldlos?"

„Ja, Hochwürden."

Die Züge des Priesters verfinsterten sich. Welche Hoffart!

dachte er, sprach es aber nicht aus. Er rief in eindringlicher Rede die Langmut der Gerechten für den armen Sünder an und schloß: „So viel Barmherzigkeit wir geübt haben, so viel werden wir erfahren. Glauben Sie, der Barmherzigkeit Gottes nicht zu bedürfen?"

„O, Hochwürden, wie sollt ich?... so frevelhaft, das zu glauben, ist kein Mensch."

„Gut also. Geben Sie also, was Sie empfangen wollen. Gehen Sie hin zu Ihrem Kranken, reichen Sie, die Beleidigte, zuerst die Hand zur Versöhnung. Tun Sie's aus Liebe zu Gott, in seinem allerheiligsten Namen."

Evi hatte die Augen gesenkt gehalten und erhob nun ihren sanften Blick zu dem geistlichen Herrn: „Hochwürden kennen meine Geschichte, sagen Sie, dann müssen Sie auch wissen, daß ich nur darauf warte, daß mein Mann mir sagen läßt: ‚Komm.' Will er lieber selbst kommen — mir ist es auch recht. Zu jeder Stund ist alles für ihn bereit. Alles ganz so, wie er's gern hat."

Der Pfarrer betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte mit dem vollen Nachdruck der Wahrhaftigkeit gesprochen und doch erweckten ihre Worte ihm nicht die rechte Zuversicht: „Ich seh Ihren Mann heute noch; soll ich ihm das alles sagen?"

„Wenn Sie die Gnade haben wollen, Hochwürden."

„Soll ich es ihm, als von Ihnen kommend, als Ihre Botschaft sagen?"

Sie zögerte, sie hatte einen Kampf mit sich zu bestehen, sprach aber: „Wenn Hochwürden es wünschen, und weil er jetzt so krank sein soll — auch das."

„So! — Ihr tut recht, Bäuerin," rief er freudig, zum ersten Male ihr gegenüber das feierliche ‚Sie' mit dem gebräuchlichen ‚Ihr' vertauschend. Er stand auf und sah um sich: „Ich will ihm erzählen, wie gut er's hier hätte. Es ist schön bei Euch, Bäuerin. Und eine große Tierfreudin scheint Ihr zu sein."

Die drei Hündlein, die im Grase geschlafen hatten, kamen heran, als der Pfarrer sich erhob, beschnüffelten seine Schnallenschuhe und machten Abschiedskapriolen.

„Ich möcht mir nicht so viel aus Tieren machen," erwiderte Frau Evi, „aber Matěj hat sie so gern, besonders Hunde. Die drei hab ich aus dem Teich gezogen, der Halter wollte sie ertränken. ‚Sind Hunde genug im Dorf,' meinte er. Ja, Hochwürden, zweibeinige. Aber — ich bitte!" ... Sie blickte plötzlich erschrocken zum Tische nieder. „Hochwürden haben keinen Tropfen getrunken, keinen Bissen gegessen. Das ist eine Schande für mich, Hochwürden."

„So sollt Ihr's nicht nehmen; ich komme wieder, und wenn ich das Haus nicht mehr ohne seinen Herrn finde, will ich von Eurem Weine trinken und von Eurem Brote essen."

Sie erwiderte nichts, sie hatte bei seinen Worten traurig zur Seite geblickt und ging nun mit ihrem Gast durch den Garten. Er lobte und bewunderte die Ordnung, die überall herrschte, den guten Stand der Gebäude, die tadellose Reinlichkeit.

„Ja, Hochwürden, meine Wirtschaft ist mein Leben," sagte Evi. „Gut halten würd ich sie immer, aber so schön doch nicht, wenn es nur für mich allein wäre. Aber dem Matěj ist ja nie etwas schön genug."

„Das sind lauter gute Worte, und die soll er alle hören," sprach der Geistliche.

Sie waren beim Hause angelangt, und er wollte sich verabschieden; sie gab ihm aber noch ein Stück Weges das Geleite. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Wenn er mir also nicht sagen lassen will, daß ich kommen soll — er ist ja stützig, Hochwürden — braucht nur er zu kommen. Und wenn er nicht gehen kann — eingespannt ist gleich, und Polster und Decken sind auch gleich in den Wagen gelegt ... Also, Hochwürden, ich warte und danke Ihnen, Hochwürden."

„Ich danke Euch, Frau Mašlan. Ich habe Euch anders

gefunden, als ich erwartete, viel besser." Er reichte ihr die Hand, die sie küßte. Dann wandte sie sich wieder ihrer Behausung zu.

In ihren Augen war ein stilles, freudiges Leuchten, ihre Züge hatten sich wunderhell belebt: „Vielleicht, vielleicht doch!" flüsterte sie vor sich hin.

Die Mühle lag am Ausgang des Waldes, in einer breiten, grünen Schlucht, die der wasserreiche Bach munter durchrauschte. Heute hatte er's gut, brauchte das schwere Rad nicht zu treiben, die Arbeit war eingestellt. Am Himmel neigte sich die Sonne zum Untergang und hauchte einen rosigen Schimmer über das einsame Haus mit den kahlen Mauern und den dicht geschlossenen Fenstern. Auf einer Bank neben dem Tor lag der Länge nach ausgestreckt ein feister Müllerbursche. Er hatte das Gesicht mit dem Hute bedeckt, schlief sanft in den Abend hinein. Der Pfarrer war im Begriff, ihn zu wecken, um ihn nach seinem Herrn zu fragen, als das Tor geöffnet wurde und eine hinkende Alte heraushumpelte. Sie gab sich als eine Verwandte Maślans zu erkennen, sie hatte den Herrn Pfarrer kommen gesehen und war ihm entgegengeeilt. Kriechend freundlich empfing sie ihn und führte ihn die stöhnende hölzerne Freitreppe hinauf, durch den mit Ziegeln gepflasterten Flur, ins Krankenzimmer. Ein weißgetünchter, unwohnlicher Raum.

Das Bett stand mit dem Kopfende gegen das Fenster an einer feuchtfleckigen Wand, an der zwei Jagdgewehre, eine Weidtasche und ein schöner Hirschfänger — Erinnerungen an glänzende Tage! — hingen. Unter diesen Trophäen war ein kleines Kruzifix zwischen dem Bilde des verstorbenen Grafen und einer verblaßten Photographie Evis als junges Mädchen befestigt. Die halb geöffnete Tür eines Schrankes gewährte den Einblick in ein wirres Durcheinander von Kleidern, Wäschestücken und Schuhzeug. Es waren auch noch ein Paar Sessel vorhanden und zwei Tische; einer trug das Waschgerät, ein zweiter, den man

in die Nähe des Bettes gerückt hatte, eine Wasserflasche, ein Glas und eine Tasse voll Suppe, neben der ein paar Zigarrenstummel lagen. Es roch nach kalt gewordenem Tabakrauch und nach Feuchtigkeit, dumpfe Luft erfüllte die Stube.

Der Pfarrer öffnete eines der Fenster und trat an das Bett Matějs, der mit dem Gesicht gegen die Wand gelegen hatte und sich nun jäh emporrichtete. Schlaftrunken starrte er den Besucher an und murmelte:

„Herr Doktor ... Grüß Gott, Herr Doktor."

„Ich bin's, Mašlan, ich, der Pfarrer."

„Der Pfarrer und — wer?" Sein düsterer, zuckender Blick glitt an dem Geistlichen vorbei und blieb erwartungsvoll an der Tür haften.

Der Priester betrachtete ihn mitleidig. So viel Kraft und Schönheit vorzeitig aufgezehrt und verwelkt. Armes, verpfuschtes Leben, armes, verwüstetes Menschenkind! dachte er und nahm Platz auf dem Sessel, den die alte Frau an das Bett gerückt hatte. „Es ist niemand da, als Ihre Verwandte und ich. Ich bin allein gekommen."

Jetzt erst schien Matěj aus seiner Betäubung völlig erwacht, legte sich aufs Kissen zurück und brummte halblaut: „Wozu? Was wünschen Sie noch, geistlicher Herr? Versehen bin ich schon."

„Ich will Euch Trost bringen, Mašlan."

„Brauch keinen, kränke mich nicht."

„So? Gut also, keinen Trost. Aber einen Vorschlag möcht ich Euch machen. Ihr seid hier nicht gut dran, habt auch keine rechte Pflege, ich möchte Euch besser versorgt haben."

„O, ich weiß schon," erwiderte Mašlan wegwerfend, „ich weiß schon, was das heißt: ins Spital möchten Sie mich schicken."

„Durchaus nicht. In einem guten, netten Haus säh ich Euch gern, einem schönen, hellen Hause mit einem großen Garten ..."

„Ich versteh — Sie meinen den Himmel."

„Nicht doch! nicht doch! Seht, Mašlan ..."

Die schwerhörige Alte hatte den Pfarrer nicht aus den Augen gelassen, mit wahrer Gier beobachtete sie jede seiner Mienen, jede seiner Bewegungen und mischte sich nun auf einmal ins Gespräch:

„O, Hochwürden, er ist hier so gut aufgehoben, der Matěj; besser aufgehoben als hier kann er nirgends sein. Tag und Nacht geb ich acht auf ihn, und was er sich wünscht, bekommt er. Grad früher hat er Suppe haben wollen, da steht sie. Zigarren hat er auch verlangt."

„Ihr raucht, Mašlan?" fragte der Pfarrer vorwurfsvoll, „ein Unsinn bei Eurem Zustand! Der Doktor sagt, daß Ihr knapp an einer Lungenentzündung vorbei gekommen seid."

„Sie sind kein Raucher, geistlicher Herr, sonst wüßten Sie: einem Raucher schadet das Rauchen nicht, und so lang der Tabak ihm schmeckt, ist noch alles gut."

„Sprecht nicht, vor allem widersprecht nicht! Auf diese Art kommen wir nicht weiter. Ohne Umschweife also, Mašlan, Ihr sollt zu Eurer Frau. Sie wartet auf Euch, mit offenen Armen wartet sie, hat alles zu Eurem Empfang vorbereitet und wie vorbereitet! Eine Freude, es zu sehen." — Er machte die lockendste Beschreibung des Hauses, des Gartens, der Wirtschaft und schloß: „Ich will Euch nicht mehr verraten, will Euch die Überraschung nicht verderben, ich sage bloß: wie Ihr's gern habt, so ist es, und was Ihr gern habt, ist alles da — Tauben, Schafe, Hunde ..."

„Ja, Hunde, freilich," wiederholte Mašlan.

„Da ist ein so gescheiter, kleiner, weißer und hat ein braunes Ohr ..."

„Wie der Bili," sagte Mašlan und der Schimmer eines Kinderlächelns glitt über sein abgemagertes Gesicht, sofort aber verzerrte es sich im Zorne: „Die alte Hex, die leidet keinen Hund — mag nur Katzen, vergiftet mir die Hunde, die Hex!"

Er ballte die Faust gegen sie, und sie beeilte sich, dem Pfarrer zuzuflüstern:

„Er ist nicht recht im Kopf, wissen. Es kommt vom Fieber. Was ich oft von dem anhören muß!“ —

In die Stille, die nun eintrat, tönte das Getrappel von Pferden — ein Wagen war herangerollt, hielt vor dem Hause, und man vernahm ein ankündigendes, dreimaliges Peitschenknallen.

Maślan horchte auf, der Pfarrer begab sich an das Fenster, die Alte folgte, beugte sich hinaus und kreischte in hellem Schrecken:

„Herr Jesus Christus — das Wägelchen vom Hof. Es ist schon leer, sind schon ausgestiegen. Herr Jesus Christus, am End sind es gar die Bäuerin!“

Aus der Brust des Kranken rang sich ein fast tierischer Laut, ein Winseln, ein Stöhnen wonniger Erwartung, an Schmerz grenzenden Entzückens. Freudig bewegt, Worte des Willkomms auf den Lippen, schritt der Pfarrer aus dem Zimmer auf den Flur.

Aber die zu begrüßen er gehofft hatte, war nicht gekommen; der Knecht allein trampelte in seinen schweren Stiefeln die Treppe herauf und meldete: Die Frau schicke das Wägelchen. Für alle Fälle lasse sie sagen, wenn der Herr vielleicht fahren möcht.

Der Geistliche befahl ihm, zu warten und kehrte in die Stube zurück, seine Enttäuschung so gut wie möglich hinter einer freundlichen Miene verbergend.

„Seht nur, seht,“ sagte er, „jetzt schickt Eure Frau gar das Wägelchen um Euch. Ja, da hilft nichts, da müßt Ihr fahren. Wir bringen Euch hinunter, der Knecht und ich, wickeln Euch gut in Decken ein; es wird Euch nicht schaden, es ist ein so schöner, warmer Sommerabend. Nun, Matěj, nun, rafft Euch auf.“

Aber Maślan hatte sich steif auf den Rücken gelegt, die Arme

über der Decke fest an den Leib geschlossen „Es kann nicht sein," sagte er, „ich kann nicht zu ihr, ich hab's verschworen."

„Mit Eurem Schwur, Matěj, was Ihr nur denkt! Ein Schwur der keine Geltung hat. Keine Geltung!" wiederholte er lauter, als Mašlan ihn unterbrechen wollte, „denn Ihr habt ihn getan in sinnloser Wut... Mit Eurem Schwur!... Als ob wir Gott zum Zeugen einer ungerechten Handlung anrufen dürften! Ein Frevel — betet zu Gott, daß er Euch Euren Frevel verzeihe!"

„Das hat der Herr Kanonikus mir alles schon gesagt," versetzte Mašlan trotzig, „nicht einmal, hundertmal, das hilft alles nichts bei mir, ich kann's nicht tun, ich hab's verschworen. Und wenn ich's nicht verschworen hätte" — er erhob die Stimme und schrie zwischen zwei Hustenanfällen und kläglich mit Atemnot ringend: „ich tät's doch nicht. Ich bin der Herr!"

Der Priester betrachtete ihn von neuem mit einem langen, wehmütigen Blick und dachte: ‚Ich habe dich ernst genommen, ich hatte unrecht. Dein bißchen Geist ist umnachtet, du armer „Herr," du Knecht deiner Launen und Triebe.' Und so bat er denn, besänftigte, gab zu: „Ja, ja, Ihr seid der Herr; und weil Ihr es seid und durchaus nicht zu Eurer Frau gehen wollt, so laßt sie denn herkommen. Wenn sie nur einen Tag da wäre, es würde anders aussehen bei Euch."

„Freilich," sagte Mašlan.

„Ihr seid der Herr — befehlt ihr, zu kommen."

„Befehlen?... Freilich könnt ich, wenn ich wollt."

„So, Matěj, also so! Laßt ihr durch mich befehlen, daß sie kommen soll. Ich übernehme die Botschaft."

„Botschaft?" wiederholte der Kranke mißtrauisch, und der Pfarrer beeilte sich zu berichtigen:

„Den Befehl. Sie würde so gern gehorchen. Sie sorgt sich um Euch, sehnt sich nach Euch."

„Wirklich?" Wieder flog über seine Züge der verjüngende Glanz.

„Wahr und wirklich, und so geh ich zu ihr oder fahre vielmehr. Ich will den Wagen benützen, den Eure Frau geschickt hat."

Er erhob sich mit kurzem Abschiedsgruß und schritt der Tür zu, entschlossen, keinen Einwand mehr anzuhören. Ein in Zorn und Angst ausgestoßener Schrei gellte ihm nach, seufzend blieb er stehen und sah sich um. Mašlan, auf den Ellbogen gestützt, halb sitzend in seinem Bette, das Gesicht verzerrt, rief ihn an:

„Halt! Halt! Was wollen Sie ihr sagen? Wie soll's heißen? Wenn es heißen soll: Komm! sag ich's nicht! Ich nicht. Sie soll von selbst kommen. Ich ruf sie nicht — ich lasse sie nicht rufen, ich hab's verschworen, ich käm in die Höll!"

Einem Kranken gegenüber kannte des Pfarrers Langmut keine Grenzen. Er ging wieder auf ihn zu, beschwichtigend, beruhigend. Mašlan streckte die Hand abwehrend aus und schrie aus allen seinen Kräften immer von neuem:

„Ich sag es nicht, nie, nie, nie! Ich hab's verschworen."

Inzwischen war jemand langsam und bedächtig die Treppe herauf gestiegen und nun eingetreten. Der Doktor stand da und schüttelte in seiner sanft mißbilligenden Art den Kopf: „Mašlan, ich fürchte, Ihr seid übergeschnappt, kullert wie ein beleidigter Truthahn. Wenn Ihr's so treibt, steh ich für nichts. Wollt Ihr Euch töten?"

Mašlan hatte gar nicht zugehört. Er lag jetzt still und erschöpft mit geschlossenen Augen. Plötzlich schlug er sie zu dem Priester auf und sprach, als ob zwischen seinen letzten Worten und diesen keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Aber — daß ihr Bild noch da hängt, das können Sie ihr sagen, hochwürdiger Herr."

Bis zum grauenden Morgen hatte der Pfarrer keine Ruhe gefunden, in rastloser Aufregung gewacht, gebetet. Wie Dornen im Fleische saßen ihm die Worte Mašlans: „Das hat der Herr Kanonikus mir alles schon gesagt." Er hatte die Empfindung

eines Arztes, der ein neues Heilmittel gereicht zu haben meint und entdeckt, daß er zu einem verbrauchten griff, gegen das der Organismus des Kranken längst abgestumpft ist. Was tun? Um was handelte es sich denn? — Zwei Eheleute, die einander liebten, sich nacheinander sehnten, waren getrennt durch ein Hirngespinst. Es war nur ein Hirngespinst. Nicht Hochmut, nicht Unversöhnlichkeit von seiten der Frau, wie er anfangs gedacht hatte, nicht Gleichgültigkeit von seiten des Mannes. Wirklich nur ein Hirngespinst. Und das sollte er nicht zerreißen können? Die Aufgabe, die so leicht schien, sollte unlösbar sein?

Je länger er darüber nachsann, desto mehr wuchs seine Zuversicht. Es mußte gelingen, sich selbst gab er Schuld an seinem ersten Mißerfolg. Wenn er sein Gespräch mit Frau Evi überdachte, kam ihm vor, daß er ihr nicht warm genug zum Herzen gesprochen, nichts wahrhaft Gewichtiges und Ergreifendes zu ihr gesagt hatte. Er hatte ja nicht gewußt, wie glühend sie ersehnt wurde. Nun wollte er es ihr sagen und ihre schlummernde Liebe und Zärtlichkeit wecken.

Bei der Frühmesse sah er sie an ihrem gewohnten Platz in der Kirche, versunken in inbrünstiges Gebet. Und als er eine Stunde später in das Gärtchen vor ihrem Hause trat, kam sie ihm entgegen, und in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen lag etwas wie eine bange Frage, die auszusprechen sie zögerte.

„Das ist ein Tag, Frau Mašlan," sagte der Priester nach der ersten Begrüßung, „ein Gottesgeschenk. Auch Euch muß die Sonne bis ins tiefste Herz hinein scheinen und jede Härte darin schmelzen."

Sie bat ihn, ihr die Ehre eines Besuches in ihrem Hause zu schenken und führte ihn in eine geräumige, für bäuerliche Verhältnisse ungewöhnlich reich eingerichtete Stube. Der Boden gedielt, die Wände bemalt und mit drei großen Farbendrucken geschmückt, ein Muttergottesbild, vor dem ein Flämmchen in

einer Lampe aus rotem Glase flackerte, die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin. Ein mächtiger Schrank mit gewundenen Säulen nahm die Tiefe, ein Tisch, auf dem eine buntgestickte Decke lag, die Mitte des Zimmers ein. Dunkle, geschnitzte Holzsessel waren längs der Wände und in den Fenstervertiefungen aufgestellt. Auf einen von diesen deutete Frau Evi.

„Ist's gefällig, Platz zu nehmen, Hochwürden?" fragte sie gepreßt und es war, als ob sie hervorbrechende Tränen niederzukämpfen suche. Schon als er ihrer Aufforderung, ins Haus zu treten, entsprochen, hatte eine schmerzliche Enttäuschung sich ihrer zu bemächtigen geschienen; die wurde herber und herber, steigerte sich zu einem Ausdruck frostiger Trostlosigkeit in der Miene des stolzen Weibes. Der Priester verstand sie und was sie niederbeugte, erhöhte seine Siegeszuversicht.

„Ich will Euch nur den Schlaf nicht forttragen," sagte er, ihrem einladenden Wink folgend, „Euch nicht etwa einen so langen Besuch machen wie gestern. Ich bin da, um Euch abzuholen nach der Mühle."

„Sie waren dort," versetzte sie und sah ihn fest und forschend an. Der Pfarrer überlegte einen Moment und sprach dann entschlossen:

„Gebt jeden Zweifel auf, Euer Mann ist sterbend."

„Ich hab es durch den Herrn Doktor erfahren," erwiderte sie leise.

„So? Nun also, folgt mir, kommt!"

„Hat er mich rufen lassen?" brachte sie stockend und mühsam hervor.

„Er hat Euch nicht rufen lassen, und trotzdem werdet Ihr zu ihm gehen, weil Ihr sollt, weil es Eure Pflicht ist, weil Ihr nie wieder gut machen könntet, was Ihr heute versäumt."

Er erzählte, wie schlecht versorgt und lässig betreut er den Kranken gefunden hatte, er berichtete den kleinsten Umstand seiner Unterredung mit ihm, freute sich über den erschütternden

Eindruck, den seine Schilderung auf die Bäuerin machte. Als er von dem Entzücken Maślans sprach, da ihm die Hoffnung auf einen Besuch seiner Frau aufleuchtete, von seiner schmerzvollen Erbitterung bei dem Schwinden dieser Hoffnung, stöhnte Evi, beugte sich vor und vergrub ihr Gesicht in ihre Hände.

Der Pfarrer stand auf. „Kommt," sagte er, ihren Scheitel mit der Rechten sanft berührend, „und wenn noch ein Zweifel in Euch lebt, ob Ihr dürft, so wisset, ich löse Euren Schwur, er besteht nicht, er hat nie bestanden. Gott hat ihn nicht gehört."

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war weiß bis auf die Lippen; die Augen blickten erschreckend starr: „Er hat ihn gehört," sprach sie mit schwacher, aber klarer Stimme. „Ich weiß es, denn ich hab es gefühlt. Ich werde nie vergessen, Hochwürden, wie ich's gefühlt habe: Gott ist nah und hört dich. Matěj hat im Zorn geschworen; sein Schwur ist vielleicht nicht hinauf bis zu Gott gedrungen, barmherzige Engel haben ihn unterwegs vielleicht abgelenkt, wie sie den Blitzstrahl ablenken oder eine andre Gefahr. Ich, Hochwürden" — sie machte eine kleine Pause und fuhr dann fort mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, aus der eine eiserne Überzeugung sprach: „Ich, Hochwürden, ich war ganz bei mir, ich war, wie jetzt. Fragen Sie ihn, ob er sich besinnt, was er gesprochen hat, ob er noch jedes Wort weiß — er weiß es nicht. Ich kann jedes Wort, das ich gesagt habe, wiederholen. Und wenn ich dran denke und es mir recht vorstelle, wie ich damals meine Hand aufgehoben und Gott angerufen habe, läuft es mir wieder aus den Spitzen meiner Finger durch alle meine Glieder: Gott hört dich. Und deshalb ..." Sie richtete sich empor, ein seltsamer, fremdartiger Zug, etwas wie ein weltverschmähendes Lächeln prägte sich in den strengen Linien ihres Mundes aus. „Wenn mein Mann stirbt — wie Gott will. Ich bin eine Witfrau seit vielen Jahren. Dieses Leben haben wir uns verdorben, aber es gibt ein andres,

ein besseres, das wollen wir uns nicht verderben. Ich hoffe darauf und ich weiß — auch er hofft darauf."

„Frau! Frau!" rief der Priester ihr zu. „Seid Ihr mit Blindheit geschlagen? Seht Ihr nicht, daß Ihr Euch von dem Wege abkehrt, den Ihr zu wandeln meint? Frau! Frau! der Tag der Reue wird kommen, und er wird furchtbar sein ... Und dennoch bet ich zu Gott um diesen Tag, denn das Furchtbarste wäre, wenn er zu spät käme!" Seine Augen ruhten drohend auf ihr: das Unüberwindliche blickte ihm aus ihren starren, wie vereisten Zügen entgegen. Ja, dieses Weib hätte man foltern können, sie in ihrer Überzeugung erschüttern — nimmermehr.

Er hatte einige Schritte dem Ausgange zu gemacht, blieb plötzlich stehen und sprach: „Euer Bild hängt noch immer über seinem Bette. Das läßt Euch der Sterbende sagen."

„Hochwürden!" Sie schrie es fast, sie bebte am ganzen Leibe. „Aber: Komm! — hat er mir doch nicht sagen lassen!"

Oft noch wanderte der Seelsorger von der Mühle zum Hof, vom Hof zur Mühle. Er ruhte nicht, er kämpfte seinen aufreibenden und nutzlosen Kampf mit den Verblendeten treulich bis ans Ende. Und eines Sommerabends gellte der klangarme Schall des Zügenglöckleins durchs Dorf. Die Frauen blieben aufhorchend stehen, die Männer lüpfteten die Hüte, jeder sprach ein Gebet für die scheidende Seele. Alle wußten, Matěj Mašlan liegt im Sterben. Matěj Mašlan, dem so viele viel zu verzeihen haben. Der Matěj, dem keine widerstand, um die er sich ernstlich bemühte, dem die Kinder zuliefen, den die bissigsten Hunde anwedelten. Der Matěj stirbt, geht hinüber, Rechenschaft abzulegen vor Gott dem Herrn und Richter. Seit Morgengrauen waren der Pfarrer und der Doktor bei ihm, und im schönsten Hause des Ortes lag ein Weib auf den Knieen und

rang die Hände und der Angstschweiß floß über ihre Stirn und netzte ihre trockenen, glühenden Augen.

Sie betete und horchte dazwischen auf jeden Laut, auf jeden Schritt, der von der Straße herüber tönte. Keiner hielt vor ihrem Hause, niemand verlangte Einlaß; und als endlich gegen Mitternacht an die Tür gepocht und nach der Bäuerin gefragt wurde, da war's ein vom Arzte Abgesandter, der die Todesbotschaft brachte.

In aller Frühe war Bewegung im Hause, herrschte ein geschäftiges Regen. Vorbereitungen zum Empfang des toten Herrn wurden so leise getroffen, als ob er schon daläge in der Stille gebietenden Ruhe des Todes.

Die Dorfbasen männlichen und weiblichen Geschlechtes liefen zusammen. Die Neugierigen litten Folterqualen. „Was geschieht? Was wird sie jetzt tun, die Evi?" Und als es hieß: Sie läßt ihn einholen! da bemächtigte sich der meisten Leute eine unerklärliche Begeisterung. Die Kinder liefen in Scharen zur Mühle, um die Leiche ihres Freundes zu sehen und dabei zu sein, wenn sie auf den Schragen gelegt und fortgetragen wurde. Auch Erwachsene schlossen sich an, und als die irdische Hülle Maslans beim Dorfteich anlangte, hatte sie ein großes Geleite. Langsam kam der Zug die Anhöhe herauf und durch die Menge, die sich, immer anwachsend, um den Hof versammelt hatte, lief ein Geflüster:

„Sie bringen ihn! Sie bringen ihn!"

Aus dem Innern des Hauses aber drang ein gellender Schrei, von einer alten, zitternden Stimme ausgestoßen: „Frau! sie bringen ihn!"

Eine Sekunde atemloser Spannung, Evi war auf die Schwelle getreten, ging auf die Gartentür zu und öffnete beide Flügel. Die schwarz behangene Bahre kam immer näher, und die bleiche Frau am Gittertor breitete ihr die Arme entgegen, ihre zuckenden Lippen murmelten einen Namen. Nun — glaubten

alle — nun wird sie ihm entgegen stürzen, sich über ihn werfen und weinen und sich die Haare raufen.

Nichts von alledem geschah. Der Blick Evis war über die Menge geglitten, über neugierige, teilnehmende, schadenfrohe und traurige Gesichter. An ihr Ohr war leises Gekicher, lautes Stöhnen gedrungen. Sie nahm sich zusammen, stand gerade aufgerichtet und blickte zu der Bahre, die an ihr vorbei ins Haus getragen wurde, stumm und tränenlos nieder. Erst als man den Toten hingestellt unter das Muttergottesbild in der großen Stube und sie mit ihm allein gelassen hatte, zog sie das Bahrtuch herab, sank auf die Knie, küßte seinen Mund und die Hand, die noch den Trauring trug, und sprach zärtlich und liebevoll zu ihm:

„Hast mich nicht gerufen, hast deinen Schwur halten wollen. Hast recht gehabt. Es war kein so heiliger Schwur wie der meine, aber ein Schwur! Mein Matěj, hast dich nach mir gesehnt? Nicht so, wie ich mich nach dir, o lang, lang nicht, aber doch gesehnt; und jetzt bin ich dein und bist du mein für die Ewigkeit."

Fräulein Susannens Weihnachtsabend

Fräulein Susette, oder wie sie sich lieber nennt, Susanne, spazierte am Weihnachtsabend munter in ihrem Zimmer hin und her. Sie hatte viele Leute beschenkt, versetzte sich nun im Geiste zu dem und jenem der angenehm Überraschten und befand sich da sehr behaglich. Ihre zu kleinen, aber flinken und geschickten Hände schlugen gleichsam den Takt zu der Freudenmusik in ihrem Innern, indem sie die beinernen Nadeln der Strickerei rasch und gleichmäßig klappern ließen.

Anderen Vergnügen machen, ist ein Vergnügen für jeden natürlich gearteten Menschen, dachte sie, für mich aber, die so spät dazu kam, ein berauschendes Glück. — Wenn einem die Eltern mißraten sind, wenn man ein langes Dasein der freudlosen Pflichterfüllung, der Unterwürfigkeit und Entbehrung hinter sich hat und erwacht eines Morgens selbständig, frei, wohlhabend, gar nicht mehr jung, aber mit einem ungehobenen Schatz an Heiterkeit im Herzen, ist das nicht zum Übermütigwerden? Fräulein Susanne wurde denn auch übermütig und machte ausschweifenden Gebrauch von ihrer Unabhängigkeit und von ihrem Reichtum.

Sie hatte viele Jahre mit ihrer begüterten, aber vom Geizteufel besessenen Großmutter in einer armen Leuten abgemieteten Dachkammer gelebt. Wie gelebt! Als geduldige und mißhandelte Magd. Dennoch vergoß sie am Sterbebette ihrer Tyrannin ehrliche Tränen.

Nach dem Tode der alten Frau befand sich Susanne, deren einziges Enkelkind, an der Spitze eines nach ihren Begriffen

großen Vermögens. Die Erbin bezog nun eine hübsche, aus drei Zimmern und einer Küche bestehende Wohnung im vierten Stock eines stattlichen Hauses in der Göttweihergasse. Sie nahm ein Dienstmädchen auf, ging oft spazieren und stieg, wenn sie müde wurde, in einen Stellwagen, ohne weiteres — wie eine Prinzessin.

Der Luxus jedoch, den sie am maßlosesten betrieb, war der Verschenkluxus. Ihm ergab sie sich immer, besonders aber um die gebenedeite Weihnachtszeit. Ein solcher Christabend, an dem Susanne auf- und abpendelte in ihrer guten Stube — sorgfältig vermeidend, den Rand des kleinen, unter dem Tische liegenden Teppichs zu betreten, um ihn nicht abzunützen, und an alle die Menschen dachte, denen sie eine Freude bereitet hatte, ein solcher Christabend ... niemand vermag seine stillen Entzückungen zu schildern. Susanne wußte nur eins: sich von den Hochgefühlen, die sie jetzt beseelen, immerwährend beseelt denken, und sie hat eine Vorstellung dessen, was himmlische Seligkeit ist.

Auf einmal blieb das Fräulein stehen und horchte. Durch die Wand, aus der Wohnung nebenan, war das Gekreische jubelnder Stimmen herübergedrungen. Haha, die Kunzelkinder! Nur zu! Dieser Jubel macht ihr kein geringes Vergnügen, denn sie ist dessen Urheberin. Sie hat den Christbaum gekauft und geschmückt, der jetzt solchen Beifallssturm erweckt. Ohne sie hätten die Nachbarn einen traurigen Weihnachtsabend gehabt. Sie war kürzlich dem Haupte der Familie, dem Herrn Kürschnermeister Kunzel und seinem ältesten Sprößling, dem siebenjährigen Toni, auf der Treppe begegnet und hatte zu dem Kinde gesagt: „Nun, Toni, freust du dich auf den Christbaum?", worauf der Junge seine kleinen, tiefliegenden Augen gesenkt, die Unterlippe vorgeschoben und etwas Unverständliches gemurmelt, der Kürschnermeister jedoch mit einer weit ausholenden Schwenkung des Hutes und ehrfürchtiger Verbeugung geantwortet hatte: „Ach nein, gnädigstes Fräulein, heuer hält

sich das Christkinderl bei uns nicht auf... Es wird... es hat..." Er stockte, fuhr langsam mit seiner breiten Hand über den Kopf und setzte verlegen hinzu: „Es muß sparen... auf eine neue Wiege — mit Zubehör... die alte tut's durchaus nicht mehr..."

„Mein Gott, das Sechste, und ich habe schon das Vierte und das Fünfte aus der Taufe gehoben!" sagte Susanne zu sich selbst und zu Herrn Kunzel sagte sie nichts, sondern ging stumm und unaufhaltsam ihrer Wege, was sie später sehr bereute. Wenn man auch keineswegs gesonnen ist, bei Nummer sechs Taufpatenstelle zu vertreten, läuft man doch nicht mit unanständiger Eile davon, weil einem dessen bevorstehende Ankunft angezeigt wird.

Das Schlimme, ja das Abscheuliche dabei ist, daß Susanne um die Gunst, die sie eben in Gedanken verweigerte — nicht gebeten worden ist, sie vielmehr selbst angeboten und sogar nach der Geburt von Nummer fünf aufgedrungen, als sie gehört hatte: die Kürschnersleute finden keine Taufpatin für ihre Jüngste.

Wie überrascht waren sie gewesen, da Susanne im Augenblick der größten Verlegenheit als rettender Engel erschien, aber auch, wie ehrlich beschämt! Der Mann ganz rot, und die Frau ganz blaß, hatten zuerst an das großmütige Anerbieten kaum glauben können. Sie hatten einander bestürzt angesehen und gemurmelt „Nein, Mutter... das wäre zu viel." — „Nein, Vater, das gibt's nicht..."

Und einmal wieder hatte Susanne, was „zu viel" ist und „was es nicht gibt," getan und einmal wieder in den auserlesensten Hochgefühlen geschwelgt und sich in eine neue Gelegenheit zu fortwährenden Opfern hineingestürzt mit Mutius Scävolaischer Begeisterung.

Das der wirkliche Sachverhalt, bei dem sich die Noblesse des braven Ehepaares so deutlich geoffenbart, und aus dem Susanne so wenig gelernt hatte, daß sie entfloh wie vor einer Gefahr, vor der Aussicht auf ein neues Kunzelchen.

„Welche Abgründe im Menschenherzen, sogar in einem ganz leidlichen!" klagte sie. „Stille, schwarze Wässerchen, verborgene Miserabilitätsadern in einem scheinbar gesunden Organismus."

Susanne hatte viel gelitten durch die Erinnerung an ihr schnödes Benehmen gegen Herrn Kunzel, und das Geiauchze seiner Kinder, das sie jetzt vernahm, wirkte unsagbar heilend auf ihre Seelenwunde. Gar lebhaft und innig regte sich in dem Fräulein der Wunsch, ein bißchen hinüber zu gehen zu den guten Leutchen, um persönlich an ihrer Freude teilzunehmen.

Aber der Respekt der Einsamen vor der Familie, die man an einem Tage, wie der heutige, in ihrem friedlichen Beisammensein nicht stören darf, hielt sie davon ab, und so fuhr sie fort, ihre Besuche vergnügt in Gedanken abzustatten.

Sie flog in die Brigittenau zu ihrer Wäscherin und von da zu dem Buchbinder Hasse in Lerchenfeld und von Lerchenfeld in die Kumpfgasse zur alten Blumenresel, zu lauter wackeren, schwer ringenden Menschen, die heute aufatmen — Susanne hat sie von ihren drückenden Sorgen befreit. Von der Kumpfgasse begibt sich das Fräulein nach der Freiung, sie tut es ein wenig zögernd.

Ach — es kann nicht anders sein!... Wenn sie von Leuten kommt, die sich eine Ehre aus ihr machen — jetzt naht sie einer Wohnung, die auch nur im Geiste zu betreten eitel Ehre für sie ist, denn in dieser Wohnung residiert ihr Vetter Joseph, der Herr Hofrat. Ein Pracht- und Mustermensch, der Vetter Hofrat, angebetet von seinen Untergebenen, hochgeschätzt von seinen Vorgesetzten, ein Beamter mit großer Zukunft. Und was für ein Ehemann! Die Ritterlichkeit, die Liebe selbst. Verehrter Joseph!... Ja, was für ein Ehemann! Was für ein Vater und — Susanne darf sagen — was für ein Vetter!

Musterhaft schon von jeher, hatte Joseph aus reinem Pflichtgefühl die Großtante manchmal in ihrer Dachkammer besucht und auf Susanne einen Eindruck gemacht, dessen Tiefe sie erst

ermaß, als sie hörte: der Vetter heiratet ein schönes, sehr reiches Fräulein.

Sie erschrak tödlich über diese Nachricht und dann über ihr Erschrecken. Hatte sie denn auf ihn gehofft, den Hohen, Einzigen? — Niemals! Mit Seelenstärke überwand sie ihren unberechtigten Schmerz; sie begeisterte sich sogar für die Frau ihres Herrn Vetters und fuhr fort, ihn zu bewundern. Seine glänzende Heirat machte ihn nicht hochmütig, er blieb immer gleich huldvoll gegen die arme Susanne.

In ihren schwersten Tagen — nie wird sie es ihm vergessen — wenn sie ihn auf der Straße traf und wegen ihres in der Auflösung begriffenen Fähnchens und ihres ärmlichen alten Umhängetuches vor Beschämung am liebsten zu einem Schatten auf dem Trottoir zerflossen wäre — hatte er sie nie verleugnet. Im Gegenteil, er hatte sie immer gar freundlich gegrüßt mit zwei Fingern der schwedisch behandschuhten Rechten, die er eigens zu diesem Zwecke, sogar im Winter, aus der Tasche des kostbaren Paletots gezogen; manchmal auch: „Gu'n Morgen, Sette," dazu gesagt...

„Gu'n Morgen, Sette!"... Wie lange, wie süß hatte es immer in ihr nachgehallt und sie mit einem Klange umschmeichelt, für den sie nur eine richtige Bezeichnung fand — einem balsamischen Klange.

Jetzt, zu Geld und Gut gekommen, zeigte Susanne sich dankbar, indem sie jede Gelegenheit ergriff, ihrem Vetter oder einem der Seinen eine Aufmerksamkeit zu erweisen und mit den Christgeschenken trieb sie es großmütiger von Jahr zu Jahr. Ihr Budget wurde dadurch sehr beschwert — aber ihre Seele bekam Flügel.

Und — noch mehr...

Mit den Wonnen des heutigen Tages erschöpfte das Glück sich noch nicht. Es brachte eine Fortsetzung — einen unaussprechlich lieben Besuch. Morgen, Susanne darf darauf rechnen, nach

der heiligen Messe, wird der Vetter weihrauchduftend erscheinen, in Begleitung seiner imponierend schönen Frau, seines lieben fünfzehnjährigen Sohnes und seiner kleinen Tochter. Sein mächtiges, glatt rasiertes Gesicht wird von dem Lichte würdevollen Wohlwollens erhellt sein, und er wird sagen: „Wirklich, Sette, zu viel, wir bitten ..."

Die schöne Base jedoch wird ihm ins Wort fallen — spöttisch lachend, wie sie pflegt, wahrscheinlich, weil es ihr so reizend steht: „Nein, wie die gute Susette nur jedesmal errät, was wir uns am meisten wünschen! Wie sie das nur anfängt, die gute Susette!"

Eine große Verwirrung wird sich des Fräuleins bemächtigen. Sollte die Kammerjungfer das geheime Einverständnis, in dem sie sich befinden, verraten haben? — Aber nein, das wäre zu schlecht, solche Schlechtigkeit kann nicht vorkommen in der Nähe dieser Menschen. Damit wird sie sich trösten; es werden noch einige Reden gewechselt werden, dann wird Joseph aufstehen und sprechen: „Wir sind auch gekommen, um dir glückliche Feiertage und ein glückliches neues Jahr zu wünschen, Sette. Kinder, gratuliert der Tante!"

Die wohlerzogenen artigen Kinder werden sogleich die Absicht an den Tag legen, ihr die Hände zu küssen, was sie natürlich nicht zugeben wird. Und die schöne Cousine wird — abermals mit ihrem reizend spöttischen Lächeln, ihre Wange der Wange Susannens bis auf einen Zentimeter nähern und dabei die Luft küssen ... Und dann werden sie gehen, und Susanne wird sie bis an die Haustür begleiten, ins Zimmer zurückeilen, die Arme ausbreiten und rufen:

„Sie waren da! Sie waren da!" und Rosi, die verdienstvolle Magd, wird ihre Zustimmung kundgeben.

„No jo. Dos sind holt Herrschoften. Do hoben 's Fräul'n auch amol an B'such von Herrschoften kriegt und nit immer nur von so Leut, die wos wolln. No joh!"

Ach, der Vorgenuß und der Nachgenuß, das sind die rechten. Der Augenblick selbst hat etwas Überwältigendes... Schon das gewisse Würgen im Halse, das sich einstellt, wenn um zwölf die Glocke ertönt...

Hilf Gott! just als sie es denkt, da läutet's. Was bedeutet das? Wem kann es nur einfallen, daher zu kommen am Weihnachtsabend? Rosi erwartet allerdings ihre Schwestern, aber die klingeln nicht, die klopfen.

Etwas Unheimliches ist's zum Glücke nicht, das Fräulein hört ihre Dienerin auf dem Gange sehr heiter sprechen und nun tritt die schmunzelnd ein und sagt:

„Eine Visit soll ich anmelden. Noh, Tonerl, is g'fällig?"

Es ist gefällig; der Angerufene, Toni Kunzel, erscheint. Mit ernster, geschäftsmäßiger Miene, den großen, lichtblonden Kopf vorgebeugt, kommt er daher, nähert sich dem Tische und legt drei Pakete von verschiedener Größe auf ihn hin. Zu grüßen hat er vergessen vor lauter Wichtigkeit. Er wickelt das Mitgebrachte schweigend aus den vielen, nicht eben blanken Papieren, in die es eingehüllt ist, knüllt jedes extra zusammen und steckt es in die rückwärtige Tasche seines grünen Jäckchens, das zuletzt wegragt wie ein Pfauenschwanz.

Nach und nach sind zum Vorschein gekommen: eine vergoldete Nuß, ein roter Apfel und ein lebzeltener Husar, mit einem von kleinen Zähnen etwas angenagten Federbusch. Toni legt alles schön neben einander, ändert die Reihenfolge einigemal, bis sie ihm recht ist und der Husar zuerst und die Nuß zuletzt kommt. Dann fährt er mit dem Rücken der Hand an dieser Darbringung, sie gleichsam unterstreichend, vorbei und sagt:

„So, Fräul'n. Nimm Sie sich das. Weil heut Christabend is. Daß Sie auch was hat —" und sieht sie dabei so kapabel und überlegen an, aus unsagbar treuherzigen und unschuldigen Augen, und wartet siegessicher auf die Äußerung des Beifalls, den seine Großmut erwecken muß.

„O, du Toni!" will Susanne ausrufen, aber mitten im Satze kippt ihre Stimme um; es schießt ihr heiß in die Augen und ihr Näschen rötet sich. Sie nimmt den edlen Spender beim Kopf und drückt einen Kuß auf seinen Scheitel, und Toni, offenbar ungemein geschmeichelt und gerührt, packt ihre kleine Rechte und küßt sie zärtlich. Dann läßt er noch eine Anpreisung und Gebrauchsanweisung seiner Gaben folgen: „'s is alles gut. Alles vom Christkindel. Sie kann alles essen, auch die Nuß. Aber schad wär's halt."

Damit empfiehlt er sich.

Das Fräulein ist wieder allein. Süße, schöner denn je belebte Einsamkeit!... „O, du Toni!" und: „Nein, das Kind!" sagt sie unzähligmal. Da hat sie nun die erste Christbescherung erhalten in ihrem ganzen Leben, und das macht ihr einen Eindruck... sie wird ganz töricht, als sie sich Rechenschaft von ihm geben will... Es ist ein himmelblauer Eindruck, meint sie, und lacht und strickt dazu. Himmelblau mit goldenen Sternchen, und stellenweise, wo er durchsichtig wird, guckt ein wehmütig grauer Hintergrund heraus. Musik ist auch dabei, die Sternchen klingen. Ein wenig verrückt diese Idee... sei's darum! Nach einem außerordentlichen Ereignis hat man eben andre als Werkeltagsgedanken — und was fährt Susannen nicht alles durch den Kopf! Viel angenehmer Unsinn, an den sie beileibe nicht glaubt, den sie sich aber doch vorspiegeln läßt von Dame Phantasie, weil die heute so gut bei Laune ist.

— Wenn ein Kind das Herzensbedürfnis empfand, dich zu beschenken, spricht die alte, ewig junge Faslerin, warum sollten nicht auch Erwachsene es empfinden? Warte nur, was heute noch alles kommt!

Susanne überlegt: Was sollte kommen? Wer sollte mir etwas schenken? Der es tun könnte, der Vetter, ein Familienvater, hat andere Sorgen — und meine übrigen Bekannten sind arme Leute.

Das macht nichts, auch die können geben. Die Blumenresel zum Beispiel, die gerade jetzt, dank deiner Verwendung, dreißig Jubiläumssträuße in der Singerstraße abzuliefern hat, könnte wohl im Vorübergehen eine schöne, frische Rose für dich abgeben. Sie brauchte sich deiner nur zu erinnern, wie der kleine Toni sich deiner erinnert hat ... Und der Buchbinder Hasse in Lerchenfeld, für den du den Mietzins erlegtest, und der aus Abschnitzeln so allerliebste Notizbüchelchen macht. Ein Dutzend davon hast du ihm abgenommen und gleich verschenkt bis auf eines, das du kindische, alte Person gar zu gern selbst behalten hättest, das rehbraune mit dem vierblättrigen Klee. Du überwandest diese Regung des Geizes, denn Rosi lechzte ja förmlich nach dem Büchlein, im Interesse ihres Liebhabers, ohne Zweifel. Wenn nun dem guten Hasse einfiele, was dem Kunzeltoni eingefallen ist, daß auch du am Christabend etwas haben sollst, wenn der Meister ein solches Büchlein brächte, oder schickte durch die Post ... Es wäre noch Zeit, eben schlägt's sieben, da kommt der Briefträger ins Haus ...

Kling! kling! o Tag der Wunder! werden Hirngespinste zu Erlebnissen? — Es hat wieder geläutet: Rosi geht, die Haustür zu öffnen und schreit so laut auf, daß man's deutlich bis ins Zimmer hört: „Jo wos denn? No, so wos ..." Und schon wirbelt sie herein, und ihr auf dem Fuße folgt ein Kommissionär, dessen Gesicht gerötet und dessen Gang etwas schwankend ist. Er trägt ein mit winzigen Kerzen besteckes, mit dem feinsten Konfekt behangenes Christbäumchen.

Susanne starrt und starrt und bringt keine Silbe über die Lippen.

Um so beredter ist Rosi, die spricht ohne Aufhören: „Von der Freiung Nummer sechzehn is er geschickt, sogt er. No joh, vom Herrn Vetter, und i sog's holt — die Herrschoften ... 's is lang nix kommen, ober wenn emol wos kommt, kommt wos rechts. Do stellen's es her auf'n Tisch, 's Christbäumerl."

Merkwürdigerweise zögert der Kommissionär, er sieht sowohl Rosi wie Susanne betroffen an und sagt, er habe den Auftrag, das Präsent dem Fräulein persönlich zu übergeben. Die Versicherung Rosis, das Fräulein stehe vor ihm, will ihm nicht einleuchten. Fräulein Rainer mit einem A sei ihm gesagt worden.

„Reiner mit E," berichtigt Susanne, und er wiederholt:

„Mit E?" und stellt das Bäumchen auf den Tisch, um in seiner Tasche nach dem Adreßzettel zu suchen, den ihm sein Auftraggeber eingehändigt hat. Rosis Geduld jedoch ist erschöpft. Sie nimmt den Mann bei den Schultern und schiebt ihn mit kräftigen Armen aus dem Zimmer. Der Angetrunkene sucht Widerstand zu leisten, es ist aber vergeblich. „Gib ihm einen Gulden!" ruft Susanne ihrer Dienerin nach, und das kommt mit einem Jauchzen heraus, glückseliger als das der Kunzelkinder. Die Jugend ist die Zeit der Freude, sagen die Leute. Irrtum! Irrtum! alt muß man sein und eine Freude kaum noch erwartet haben, um sie zu begrüßen, wenn sie erscheint, wie Frühlingsodem an einem Wintertag.

Unwillkürlich hat Susanne vor dem Bäumchen die Hände gefaltet. Ich lasse einen Glassturz darüber machen, beschließt sie, an meinem Sterbebette soll es stehen. Mein letzter Blick soll darauf fallen und Gott danken, daß er seine Menschen so gut gegen mich sein ließ.

Wie Susanne das Bäumchen immer aufmerksamer betrachtet, entdeckt sie halb verborgen im Moose, das den zierlichen Stamm umgibt, ein Päckchen in schneeweißem Papier. Sie entfaltet es: sein Inhalt besteht in einem mit rosafarbigem Atlas überzogenen Etui. Auf dem Deckel ist ein Papierstreifen angesteckt, der eine in der mikroskopischen Schrift des Vetters ausgeführte Widmung trägt. Sie lautet:

Es zeigt Dir dieser Stein hier
Was immer ist ohne Dir:
Dein Seppel.

Ohne „Dir" und — „Seppel!" O verehrter Joseph! — Nun, ein Scherz, aber, Susanne kann sich nicht helfen, er hat etwas Verletzendes für sie und geradezu von Schwindel wird sie ergriffen, als sie das Etui öffnet und ... Gott! was blinkt und blitzt ihr entgegen in allen Farben des Regenbogens? — ein wundervoll gefaßter Solitär ...

Wahrlich, das übersteigt das Maß, innerhalb dessen eine freudige Überraschung noch angenehm ist, das geht in das Gebiet des beunruhigend Unbegreiflichen über.

Am liebsten würde Susanne die Widmung von dem Etui herabnehmen und dieses, sorgfältig verpackt, sogleich mit einigen dankend ablehnenden Zeilen an den Vetter zurückschicken. Doch fürchtet sie, ihn dadurch zu verletzen und beschließt, die delikate Angelegenheit morgen mündlich abzumachen. Halb im Scherz, halb im Ernst wird sie den Vetter fragen, ob er sie für eine Person hält, die man ohne weiteres grausam beschämen darf? und den Solitär an das Herz legen, an dem er seine Heimstätte zu suchen und zu finden hat, das Herz der Gemahlin.

Susanne hat sich in Gedanken alles zurecht gelegt, aber schlafen wird sie heute kaum. Die Sorge um den wertvollen Schmuckgegenstand, den sie gegen ihren Willen in Verwahrung hat, wird ihr die Ruhe rauben. Noch ist sie unentschieden, in welchem ihrer Schränke sie ihn bergen soll, als derbe Schritte das Nahen Rosis anzeigen und Susanne nichts übrig bleibt, als das Päckchen einstweilen wieder im Moose zu verstecken. Mit einem brennenden Wachsstock in der Hand tritt die Magd ein, ist sehr unwirsch und brummt: „Nit zum Wegbringen der Mensch. Betrunken wie a Kanon am heiligen Obend. Steht noch auf der Stieg'n und studiert sei schmierige Adreß. ‚Nummer fünf heißt's,' sogt er, Nummer drei heißt's, sog i, kennen's nit lesen?"

„Nummer fünf?" fragt das Fräulein beunruhigt, „lieb Rosi, wenn es wirklich fünf hieße und nicht drei?"

Ihr Bedenken wird mit einer Überlegenheit belächelt, die ihr wohltut; dabei zündet die Magd Kerzlein um Kerzlein an. Das reich geputzte Bäumchen erstrahlt in magischem Glanze, und dieser Glanz dringt in alle Seelentiefen Susannens und leuchtet jeden Zweifel, jede leise auftauchende Sorge hinaus.

Sie ist völlig verzückt. Ihr gutes, kleines Mopsgesicht gewinnt einen Ausdruck rührend reiner Freude und sie sagt glückselig bewegt: „Mein erster Christbaum, Rosi, mein erster Christbaum, Ro — —"

Die zweite Silbe bleibt ihr in der Kehle stecken ... Es hat wieder geläutet, hastig, ja wild. Susannens Augen richten sich erschrocken auf ihre Magd. Die jedoch ist ganz übermütig: „Heute geht's oder zu. Jo, jo! vielleicht schickt Seine Majestät der Kaiser wos."

Sie enteilt, um die Tür aufzureißen vor der neuen Überraschung, und eine Überraschung ist's, aber was für eine!

Draußen läßt das Drohen und Fluchen einer rauhen Männerstimme sich vernehmen. Ohne anzuklopfen, ohne die Mütze zu rücken, poltert der Kommissionär ins Zimmer, schimpft fürchterlich, als er die angezündeten Kerzen am Christbaum erblickt, bläst gleich drei, vier auf einmal aus und fährt Rosi, die ihm auf dem Fuße gefolgt ist, grob an. Er hat es ja gesagt, hinüber auf Nummer fünf gehört das Bäumerl, zur Rainer mit A, und nicht zu einer alten Schachtel mit E. Den Guldenzettel, den sie ihm gespendet hat, wirft er auf den Tisch. Da hat sie, was ihr gehört, und jetzt hofft er nur, daß ihm nichts weggekommen ist, sonst — den Weg zur Polizei kennt er, den braucht ihm niemand zu weisen.

Kurz, nachdem er sich benommen wie in einer Diebeshöhle, nimmt er das Bäumchen unter den Arm, trampelt davon und schlägt hinter sich die Tür zu, daß alles dröhnt.

Susanne ließ sich auf einen Sessel, nicht wie sie sonst pflegte aus Rücksicht für den Überzug, niedergleiten, sondern nieder-

fallen, Rosi stand vor ihr, nahm einen Zipfel der blanken Schürze und steckte ihn in den Gürtel. Ihre Augen funkelten vor Entrüstung, ihre Lippen wurden dick und scharlachrot. Sie kreuzte die nackten Arme und sprach erregt:

„No, dos is aber doch!"

Das Fräulein hat indessen ein stilles Gebet verrichtet: Lieber Gott, gib mir Kraft, vor diesem braven, aber der feinen Politur ermangelnden Mädchen, die Würde des Familienlebens meines verirrten Vetters zu wahren. Gib mir Kraft, ich brauche sie; ich glaube, ich habe keinen Puls, und meine Füße sind ganz steif. Wie mir jetzt ist, so dürfte es der Erde sein, wenn sie dereinst in die Eisperiode tritt. O, meine Sonne, mein Prachtmenschenexemplar — wie siehst du aus!

„Die Rainer," nimmt Rosi wieder das Wort, „dos is die Lokalsängerin, wo neulich so viel in der Zeitung g'standen is. Doß die daneben wohnt, weiß freilich die ganze Straß'n. Doß aber der Herr Vetter zu der ihrer Bekonntschoft g'hört, hätt i mer nit denkt. Hot so e scheene Frau und lauft der schiechen Astel nach."

Susannes Zähne klappern aneinander, die Zunge klebt ihr am Gaumen, doch gelingt es ihr, dank ihrer heroischen Anstrengung, in ziemlich natürlichem Tone zu sagen: „Ja, meine liebe Rosi, die Rainer ist eben eine große Künstlerin."

„So? und drum schickt er ihr wos zu Weihnachten, und vielleicht gar hinterm Rucken der gnädigen Frau?"

„Liebe Rosi," erwidert Susanne zurechtweisend und verleugnet ihre Wahrheitsliebe, um die Familienehre zu schützen, „dieses Geschenk, es wird von ihm und von ihr sein. Es ist so Sitte bei den Herrschaften, daß sie großen Künstlerinnen zu passenden Gelegenheiten Blumen schicken oder — Christbäume."

„Meinen's Fräul'n? — No jo," spricht Rosi mit ihrem gewohnten überlegenen Lächeln und geht, das Abendessen anzurichten, das heute aus Fisch und Gugelhupf besteht. Dazu braut

sie einen guten Punsch für sich und ihre Schwestern. Es geschieht ohne Wissen der Gebieterin, die nicht ahnen darf, daß in ihrem Hause Spirituosen, diese Mörder der Intelligenz, genossen werden.

Während der kleine Betrug an ihr verübt wird, bleibt Susanne ihren traurigen Betrachtungen überlassen.

— Solitär, wenn er nicht bei Fräulein Rainer ist! Ein Ehegatte und Familienvater? — „Ohne Dir ..." Sie sind also auf dem Du-Fuße, — „Ohne Dir," schauderhaft. Wenn er noch gesagt hätte: „Ohne Dich!" — Gott, wie tief sinkt man sofort in jeder Hinsicht, wenn man in einer das Gleichgewicht verloren hat.

Tiefbekümmert fragte sich Susanne, ob sie dem ahnungslosen Vetter, hinter dessen tiefstes Geheimnis sie gekommen ist, je wieder unter die Augen wird treten können und gar seiner betrogenen Gattin und seinen armen Kindern, deren Vater, statt für sie zu sparen, Solitäre kauft für Fräulein Rainer.

Zu Tode schämen muß sie sich vor ihnen allen ... sie, die Mitwisserin einer großen Schuld. Es wird ihr aufs Herz fallen, verdammende Stimmen werden ihr zurufen: Mitwisserin! — Ach, gar zu gern hätte sie sich den morgigen Besuch, vor dem ihr schaudert, erspart, sich krank melden, sich entschuldigen lassen. Doch nein! Sie hat leider schon gelogen am heiligen Abend, sie wird nicht wieder lügen am heiligen Tage. Durch! sagt sie mit Strafford, mitten durch die gehäuften Trümmer ihres schönsten Wahngebildes.

Nun sitzt sie da, die Hände im Schoße, wie sie nicht mehr gesessen, seitdem sie Totenwache gehalten hat an der Bahre ihrer Großmutter.

Rosi läßt sich wieder sehen, deckt den Tisch, stellt mit berechtigtem Stolze das Abendbrot auf und wünscht guten Appetit. Sie wird beurlaubt und kehrt zu ihren Schwestern zurück, die eben eingetroffen sind.

In der Küche geht es munter zu. Man schmaust, man plaudert man findet des Kicherns kein Ende.

Susanne nickt zustimmend mit dem Kopfe, so oft sie lachen hört: „Freut euch des Lebens, ihr Armen, euch glüht ja noch das Lämpchen des Glaubens an die Menschen," sagt sie leise und würgt einige Stückchen Fisch hinunter.

Sie tut es nur, um Rosi, wenn die am nächsten Tag fragen sollte: „Hat's g'schmeckt?" erwidern zu können: „Es war so gut, daß ich nicht alles auf einmal verspeisen wollte und mir etwas aufgehoben habe für heute." — Ach Gott ja, morgen ist wieder ein Heute und übermorgen auch, und so geht es fort und dürfte noch lange fortgehen, denn Susanne hat eine eiserne Gesundheit. Vor ihr liegt ein weiter, ein einsamer Weg. Die Menschen, denen sie Gutes tut, was ist sie ihnen? Eine unermeßlich reiche Person, die einen Teil ihres Überflusses dazu verwendet, sie aus drückender Not zu befreien. Mit der Erinnerung an diese schwindet auch die Erinnerung an die Befreierin.

Stunden verfließen. Im Hause ist alles still geworden. Das Fräulein geht sich zu überzeugen, ob die Wohnungstür versperrt und verriegelt und die Sicherheitskette vorgelegt ist. Jawohl, so müde und schläfrig Rosi gewesen sein mag, sie hat alles in Ordnung gebracht, ehe sie zur Ruhe ging. Brave Person! Eine brave Dienerin zu haben, ist ein Glück, das ein einzeln stehendes weibliches Wesen nicht hoch genug schätzen kann. Als Susanne in ihrem Schlafzimmer niederkniet zum Abendgebet, dankt sie dem Himmel ganz besonders für diese Gnade; sie betet überhaupt sehr lange, gibt immer wieder einige Vaterunser zu für einen vom rechten Wege weit Abgeirrten.

Endlich legt sie sich zu Bette und will schlafen. Aber der Wille gebietet dem Schlaf nicht, verscheucht ihn im Gegenteil durch energisches Herbeirufen. Schweige denn, Wille, weichet hinweg, Gedanken! Ein tiefer, gesunder Schlaf wird Susannen heute schwerlich erquicken, doch vielleicht gelingt es ihr, in einen

ihre Traurigkeit abstumpfenden Dusel zu kommen. So dämmert sie hin in der Finsternis, die rings um sie, die in ihr herrscht, schließt die Augen und rührt sich nicht.

Nach einer Weile, was sieht sie mit ihren geschlossenen Augen? Gerade vor sich das Erglimmen eines schwachen Lichtscheins. Er wird immer heller und geht von einer vergoldeten Nuß aus, die langsam über den Rand des Bettes aufsteigt, wie ein kleinwinziger Mond. Das Licht, das er verbreitet, ist warm wie das Leben und rosig wie junge Liebe. Allmählich nimmt er eine noch schönere Färbung an, und darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn die Morgenröte ist dazu gekommen, eine herrlich strahlende Morgenröte, die das Nahen der Sonne verkündet, und da flammt sie auch schon empor in Gestalt eines feuerfarbigen Apfels. Als Herold, mit etwas defektem Federbusch, sprengt ein gelber Reiter vor ihr her. Er gibt seinem Rosse die Sporen, ein mächtiger Satz, und da steht er salutierend auf dem Federbette des Fräuleins.

Sie fährt auf, schlägt sich vor die Stirn, hat im Nu Licht gemacht, schlüpft in ihre Pantoffelchen und eilt ins Nebenzimmer.

Da liegt auf dem Tische vergessen ihre Christbescherung, der sichtbare Beweis, daß es doch ein Wesen gibt, das sich ihrer am heiligen Abende erinnert und das — selbst ein Kind, die Geschenke des Christkindleins mit ihr geteilt hat.

Dieses wunderbare Ereignis ist ihr aufgespart worden, ihr, der alten Jungfer, die gar keinen Anspruch machen darf auf die Liebe von Kindern. Kürzlich erst hat sie ein solches Glück erfahren, und statt sich seiner innigst zu freuen, setzt sie sich hin, die undankbare Kröte! und melancholisiert und überläßt sich feigem Selbstbedauern!

Beschämt und reuig, aber mit einer sozusagen wonnegetränkten Seele ergriff Susanne ihren Husaren, ihren Apfel, ihre Nuß und begab sich zurück ins Schlafgemach. Bevor sie

ihr Lager wieder aufsuchte, legte sie die Geschenke Tonis auf das Nachtkästchen in derselben Reihenfolge, die er ihnen mit Ordnungssinn und feinem Gefühle für Rangunterschiede angewiesen hatte.

Sie blieb hellmunter und überließ sich heiteren Vorstellungen, deren Mittelpunkt Toni bildete.

Was für treuherzige Augen er hat und treuherzig ist er und warmherzig dazu, das sprach sich gar deutlich in seinem Handkuß aus. Welch ein Unterschied zwischen diesem und den Quasi-Handküssen des höflichen Neffen und der zierlichen Nichte. Susanne erinnert sich vieler kleiner Züge, die ihr im Benehmen Tonis angenehm aufgefallen sind; des Ernstes, den sie so oft an ihm bewundert hat, des Buckels voll Sorgen, den er macht, wenn ihm die Obhut über seine jüngeren Geschwister anvertraut wird. Er nimmt seinen Teil der häuslichen Sorgenlast auf seine jungen Schultern. Und brav ist er und verläßlich und hat noch nie vergessen einen Auftrag, den das Fräulein ihm gab, zu bestellen.

Zum Pfadfinder und Genie scheint Toni — wohl ihm! — keine Anlage zu haben, aber ein vortrefflicher Mann, geschickt in seinem Fache, ein Muster für seine Standesgenossen, die Vorsehung seiner Gehilfen könnte er werden, wenn er eine tüchtige Erziehung, wenn er Bildung bekäme, die echte, die von innen herauskommt, den Wert des Menschen erhöht und den Stolz auf seinen Wert verringert.

— Wenn er die bekommen könnte? fragt Susanne und ruft auf einmal laut aus: „Er soll sie bekommen!"

Ein Gedanke über alle Gedanken ist raketenartig in ihr emporgeschossen; sie setzt sich auf in ihrem Bette, sie lacht und weint. Es vergeht eine lange Zeit, bevor die hochgehenden Fluten ihrer Empfindungen sanft und selig verebben. Endlich liegt ihr Kopf wieder auf dem Kissen, sie atmet leicht und wird gut schlafen.

Vorher aber komme noch einmal, Freundin Phantasie, und male die ihr am morgigen Tage bevorstehenden Ereignisse deutlich aus.

Sie sieht sich, schon um acht Uhr früh, in größter Parade und mit der Spitzencoiffe, federnden Ganges hinüber wandeln zu den Nachbarn Kunzel. Die Bedienerin läßt sie ein und sie findet die Familie, wie immer zu dieser Stunde an einem Feiertage, um den Frühstückstisch versammelt.

Beim Eintreten des verehrten und unerwarteten Gastes springen alle auf. Sie aber spricht: „Sitzen bleiben! Ich allein stehe, wie sich's gehört für eine Bittende. Lieber Meister, liebe Meisterin, erlauben Sie mir, den Toni zu adoptieren. Er bleibt Ihr Sohn und wird auch der meine, und im nächsten Jahre nehme ich als Familienglied Teil an Ihrem Weihnachtsfeste."

Uneröffnet zu verbrennen

Er war um zwei Uhr morgens heimgekommen und hatte das Haus noch erleuchtet und die Dienerschaft auf den Beinen gefunden. Der Portier, der den Schlag des Coupés öffnete, starrte seinen imponierenden Herrn mit aufgerissenen Augen wie blödsinnig an und murmelte etwas Unverständliches. Auf dem Treppenabsatz erschien die Kammerfrau.

„Herr Doktor! sind Sie's, Herr Doktor?" rief sie laut und angstvoll herab.

Lothar biß die Zähne zusammen. Die schrille Stimme, das aufgeregte Wesen dieser alten Mattle reizten ihn immer von neuem zur Ungeduld. Als Mann der Selbstbeherrschung verriet er es nicht und ging mit nachdrücklicher Langsamkeit die Stiege hinauf.

„Was gibt's denn?" fragte er obenhin, sehr unbekümmert um die Antwort, abweisende Strenge in seiner Miene.

Die Alte blickte ihm voll Haß nach und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Lothar betrat das Schlafzimmer seiner Frau. Seit Monaten schon ihr Krankenzimmer. Es war durch eine dicht verhangene Lampe matt erleuchtet. So tiefe Stille herrschte, daß man das zeitweise Knistern der Kerze auf dem Bettische vernahm. In ihrem Lichtkreise kniete eine barmherzige Schwester ganz versunken im Gebete. Das große, reichgeschnitzte Bett stand mit dem Kopfende an der Wand unter einem mächtigen seidenen Baldachin. Ein breites, prunkvolles Lager und die Gestalt, die auf ihm ruhte, schmal und mädchenhaft zart. Eine gleich-

förmige, gelbliche Bläſſe überzog das Geſicht, um die Lippen ſchien eben noch ein Lächeln geſpielt zu haben. Im Schmuck ihrer blonden Haare, die, in zwei ſchwere, dichte Zöpfe geflochten, ihr bis zu den Knieen reichten, lag ſie da. Ihre Hände waren leicht ineinander gefaltet. Wundervolle Hände ...

Lothar blieb regungslos, mit angehaltenem Atem in der Mitte des Zimmers ſtehen. Seine Augen richteten ſich wieder auf das feine Geſicht der Schlafenden. War es der mit dem grünlichen Schimmer der verhangenen Lampe vermiſchte Kerzenglanz, der die Züge ſo leichenhaft fahl erſcheinen, den Schatten längs der Naſe bis herab zum Mundwinkel ſo ſcharf hervortreten ließ?

Das Geraſſel eines raſch herbeirollenden Wagens drang von der Straße herauf. Die Kloſterſchweſter erwachte aus ihrer andächtigen Verſunkenheit, ſtand auf und, Lothar erblickend, grüßte ſie ihn mit einem ſanften und traurigen Neigen des Hauptes. Sie war jung, ſie war ſchön und die aller Daſeinsfreude entſagt hatte, ſah mit ihren roſigen Wangen neben der bleichen Frau, bei der ſie wachte, wie das blühende Leben aus.

Der raſſelnde Wagen hielt vor dem Hauſe; auf der Treppe, im Gang wurde es laut. Man hörte Schluchzen und Klagen und wieder Mattles gellende Stimme und verſtand nun ſchon, was ſie ſprach:

„Kommen Sie! ſehen Sie! ... Iſt das Schlaf — Ohnmacht — oder ... Herrgott im Himmel! oder —"

Der Doktor öffnete die Tür und ging ſchweigend voraus. Er hätte gern auch jetzt ſein joviales Weſen zur Schau getragen — es gelang ihm nicht. Den athletiſch gebauten Mann mit den Nerven von Stahl überſchlich eine weiche Regung beim Anblick der tiefen Ruhe ſeiner geduldigen und lieblichen Patientin. Er griff nicht nach ihrem Pulſe, er legte nicht die Hand auf ihr Herz, er ſah ſie nur an und wußte: Es iſt aus.

Mattle beobachtete ihn mit bebender Angſt und ſtieß jammernd

hervor: „Kaum waren Sie fort, ist sie eingeschlafen. Hat zwei Stunden geschlafen, wie ein Kind. Dann ist sie aufgewacht, hat sich ein wenig gestreckt: ‚Mattle, ist der Graf zu Haus?‘ fragte sie. — ‚Noch nicht? Ich lasse ihm gute Nacht sagen. Ach, Mattle, wie gut schlaf ich. So schlafen das ist gut . . .‘ Und so schläft sie wieder ein . . . Und schläft . . . und schläft . . .“ Sie konnte nicht weiter reden, sie sank neben dem Bette nieder.

Lothar näherte sich. „Tot?“ fragte er leise und beklommen.

„Tot.“

„Doktor, haben Sie das erwartet?“

„Fast gehofft. Ihr ist Schweres erspart worden. Ich habe Ihnen ja gesagt: Es kann noch monatelang dauern, es kann in der nächsten Stunde vorüber sein.“

In seinem Tone lag nicht der Schatten eines Vorwurfs, und Lothar würde einen Vorwurf sehr entschieden zurückgewiesen haben. „Es kann in der nächsten Stunde vorüber sein,“ das galt auch von dem, der die Worte sprach, und von dem, der sie hörte und von allen Menschen. Die arme Frau war schon so lang leidend . . . Unheilbar, und er — alles eher als ein Krankenwärter. So änderte er denn nichts an seinen Lebensgewohnheiten. Heute war er im Klub gewesen wie allabendlich, und dann auf dem Frühlingsballe bei Fanchette, wo er sich unterhalten hatte. Nicht mehr so gut wie früher, wie noch vor wenigen Jahren bei solchen „Künstlerfesten“, aber immerhin unterhalten. Ein grausamer Zufall, daß seine Frau gerade zu derselben Stunde gestorben war. Scheinbar grausam. Sie wußte nichts davon, sie lebte und starb in dem Glauben an die unverbrüchliche Liebe und Treue ihres Gatten. Nun ja, sie war ein Kind! Ein Mann seines Schlages, eine überzarte, kränkelnde Frau und — eheliche Treue?

Aber wie gut, daß sie's für möglich gehalten und ihn immer innigst bedauert und sich angeklagt hatte, daß sie nicht stark und gesund werden konnte und nie auch nur eine Frage gestellt, auf

die er mit einer Lüge hätte antworten müssen und in keiner Art seine Kreise gestört. Sie war die Anspruchslosigkeit selbst gewesen, und trotzdem hatte er ihr Dasein wie eine Kette an seinem Fuß empfunden.

Der Gedanke: ein Glück für sie wäre der Tod, da ja doch auf Genesung nicht zu hoffen ist, hatte ihn oft heimgesucht. Nun war eingetroffen, was er ihr Glück genannt und die Erlösung da für ihn und für sie.

Er ging zu Bette und schlief noch fest, als sein Sekretär ihn wecken ließ und vorgelassen zu werden verlangte. Der Leiter der „Unternehmung" hatte sich gemeldet und bat um Weisungen. Lothar mußte sich einen Augenblick besinnen, welche „Unternehmung" gemeint war.

„Bestimmen Sie nur alles selbst, Burkert. Sie wissen ja immer am besten, was sich gehört, Sie Zeremonienmeister," sprach er mürrisch. Der kleine, feierliche Burkert lächelte abwehrend.

„Eines müssen der Herr Graf doch selbst tun," sagte er, „bevor ich weitere Bestimmungen treffen kann."

„Was denn?"

„Nachsehen, ob die selige Gräfin nicht einen Wunsch in bezug auf ihre Beerdigung hinterlassen hat."

„Unsinn, Burkert, Unsinn. Sie hat an den Tod nicht gedacht."

„Die selige Gräfin ist doch erst kürzlich mit den Tröstungen der Kirche versehen worden."

„Weil ihre Freundinnen ihr das als ein Heilmittel rühmten und weil sie fromm war und lieber zu viel tat als zu wenig, nicht weil sie sich sterben fühlte."

Diese Einwendungen halfen schließlich doch nichts. Es handelte sich gewiß nur um eine Formsache. Aber da, wo Burkert mittat, mußte die Form beobachtet werden. Der Sekretär hatte schon das vergoldete Schlüsselchen zum Schreibtisch der Gräfin

von der Kammerfrau übernommen und reichte es seinem Herrn. Mißlaunig schlüpfte Lothar in seinen Morgenanzug. Eine lange Reihe von Gemächern trennte seine Wohnung von der seiner Frau. Rasch und eilig durchschritt er sie. Das Schreibzimmer, so genannt, weil sich unter anderen kostbaren Einrichtungsstücken und Erzeugnissen der Kunsttischlerei auch ein zierlicher Schreibtisch da befand, lag neben dem Sterbezimmer. In dem sprachen sie mit gedämpften Stimmen, schlichen umher mit leisen Schritten, rückten Schränke und Tische, trafen alle Vorbereitungen zur Aufbahrung der Toten.

Mit widerstrebendem Gefühl öffnete Lothar die Schreibtischlade. Es lagen darin viele, zum Teil noch uneröffnete Briefe, Vereinskarten, Konzertbillette und Einladungen zu Wohltätigkeitsfesten, auch allerlei Schmucksachen, aber nichts, das einer letztwilligen Verfügung glich. Schon wollte Lothar die Lade wieder schließen, als ihm ein großes Kuvert, das sich an die rückwärtige Wand geschoben hatte, auffiel. Er zog es hervor. Es war versiegelt und schien Briefschaften oder andere Schriften zu enthalten. Auf der Adreßseite stand von Stella geschrieben: „Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen."

Die Arme! So hatte sie denn auch ihre kindischen Geheimnisse gehabt. Mitleidig zuckte er die Achseln, entnahm dem Feuerzeug ein Wachskerzchen, zündete es an und mit ihm die vier leeren Ecken des Kuverts. Es brannte lichterloh in seiner Hand und er warf es als kleine Fackel in den Kamin.

„Nichts zu finden," sagte er, in sein Zimmer zurückgekehrt, zu dem Sekretär. „Treffen Sie alle Anordnungen, benachrichtigen Sie die Verwandten in Wien, telegraphieren Sie an die Übrigen."

„Der Frau Schwägerin, Frau Gräfin Alice, sollte zuerst Mitteilung gemacht werden."

„Sollte — ja wohl. Es geht nur nicht. Sie hat zum letztenmal aus Yellowstone Park geschrieben; wird jetzt eingeschifft sein."

„Herr Graf befehlen natürlich feierliche Einsegnung im Palais, feierliche Beisetzung in der Familiengruft . . ."

„Wenn es natürlich ist, daß ich's befehle, befehle ich's," unterbrach ihn Lothar.

Burkert verneigte sich: „Ich telegraphiere sofort nach Waldhoven wegen der Vorbereitungen in der Gruft. Auch im Schlosse müssen Anstalten getroffen werden zum Empfang der Trauergäste. Die Herren bleiben vermutlich nur über Nacht, Herr Graf vielleicht etwas länger?"

„Vielleicht ja."

„Es wäre gut. Die Rechnungen, die der neue Förster einschickt, gefallen mir nicht, und was die Wirtschaftsbeamten betrifft — —"

„Die denken an ihr eigenes Bestes. Was wollen Sie, Burkert? Waldhoven wurde von jeher als Stiefkind behandelt. Ist auch nicht heiter, die Gruftherrschaft . . . Übrigens haben Sie recht. Wenn ich jetzt einige Tage dort zubrächte, es wäre gut für Waldhoven und für mich."

„Inzwischen besorge ich die Dankkarten für Kondolenzen und Kranzspenden."

„Schön, Burkert, schön, tun Sie das." Er entließ seinen verwöhnend bequemen Diener. Ja, dem fiel immer das Vernünftigste ein. Die nächste Zeit in Wien wäre grauenvoll gewesen. Mitten unter den trauernden Verwandten seiner Frau und den Freundinnen und den zahllosen Bekannten, die alle ihr Beileid an den Mann bringen wollen. In Waldhoven gibt's Ruh vor gesellschaftlichen Verpflichtungen und zu tun genug und Nahrung genug für den nie rastenden Tätigkeitstrieb.

Lothar nahm sein Bad, frühstückte, ließ sich ankleiden und verließ das Haus. Er wollte einen Gang ins Freie machen, eine landwirtschaftliche Versammlung, die er einberufen hatte, absagen lassen, sein Nichterscheinen im Parlamente für einige Zeit entschuldigen. Im Vorhause drängten sich die Diener der Leichen-

bestattungs-Anstalt. Der Sarg wurde eben hereingetragen und allerlei Gerüst und schwarze Stoffe, und als Lothar sich blicken ließ, blieben die Träger und die Werkleute stehen, zogen die Mützen und grüßten mit aufdringlicher Höflichkeit. Er machte ihnen offenbar den Eindruck eines Mannes, der an Trinkgeldern nicht spart. Angewidert beschleunigte er seine Schritte. Als er auf die Straße trat, wurde er angerufen. Ein junger, elegant gekleideter Mann kam auf ihn zu. Es war sein Freund Albrecht Steinberg, ein großer auffallend hübscher Mensch, der Kopf klein und edel geformt, das Gesicht länglich, der Teint fast weiblich zart und von feiner gesunder Blässe. Die blaugrauen Augen hatten einen ernsten und gütigen Ausdruck, und eigentümlich und sehr anziehend war der Kontrast, den diese ernsten Augen zu dem Mund bildeten, um den ein heiterer Zug lag, ein Mund, der gewiß gern lachte. „Nun ja! Da bist du ja!... es ist also nicht wahr ..." sprach er auf Lothar zueilend — „oder — doch?" Forschend und bang blickte er dem Freund ins Gesicht und murmelte leise: „Tot? tot?"

„Wünsche dir und mir so zu sterben. Im Schlaf ist sie hinübergegangen."

„Wann?"

„Heute Nachts."

„Ah!... während wir auf dem Balle waren?"

„Ja."

„Und du bist noch zurecht gekommen?"

„Nicht mehr."

Sie hatten denselben Weg eingeschlagen.

„Wohin gehst du eigentlich?" fragte Lothar.

„In die Tretmühle natürlich, ins Bureau."

„Nimm Urlaub für acht Tage, weißt du. Komm mit nach Waldhoven. Kannst ein paar Auerhähne schießen. Den Sturz deines Ministers hältst du hier doch nicht auf. Komm mit Albrecht, ja?"

„Weiß nicht. Weiß noch nicht." Er wandte sich plötzlich, faßte den Freund scharf ins Auge und sprach: „Warum hast du gestern und vorgestern und so oft ich fragte: Wie geht es ihr? immer geantwortet: — Es geht besser?" Er hatte es ruhig gesprochen, mit gewollter Gelassenheit, hinter der ein zurückgedrängter Groll sich mühsam verbarg.

„Warum? ... Ich habe es gesagt, weil ich es geglaubt habe," erwiderte Lothar in versöhnlichem Tone. Dem Freunde gab er Rechenschaft, wenn der sie forderte. Von dem Freunde ließ er sich viel gefallen. Er behandelte ihn wie ein nachsichtiger, älterer Bruder den noch nicht zur vollen Reife gelangten jüngeren.

Albrecht war in Gedanken versunken, sprach nicht mehr. Vor dem Ministerium trennten sie sich.

Auf den machte ihr Tod einen tiefen Eindruck. Für ihre Zwillingsschwester und für den ist er ein großer Schmerz. Die arme Stella fand Albrecht so sympathisch, sie schätzte seinen Gleichmut und liebte seinen Frohsinn. Seine Augen verurteilen die Torheiten der Menschen, sein Mund entschuldigt sie, sagte sie von ihm. Er war ihr immer willkommen, auch als sie niemanden mehr sehen wollte, nicht einmal ihre nächsten Verwandten: „Weil die Gelegenheitsgesichter machen, wenn sie finden, daß ich schlecht aussehe." Albrecht machte nie „Gelegenheitsgesichter", quälte sie nie mit seinem Bedauern, sprach nicht von seiner Teilnahme, er bewies sie. Er leistete ihr Gesellschaft, wenn alle Übrigen ihren Unterhaltungen nachgegangen waren, las ihr vor, aus ihren harmlosen Lieblingsautoren, die ihn unmöglich interessieren konnten. Er war immer bereit, ein Vergnügen zu opfern, um bei ihr zu bleiben und der dritte im Bunde der barmherzigen Schwester und der Kammerfrau zu sein. Und wenn er einmal eine Verabredung nicht einhalten konnte, weil der Dienst ihn daran hinderte, oder wohl auch — ein Asket war er ja nicht — etwas anderes als der Dienst, entschuldigte er sich jedesmal persönlich oder schriftlich. Seine Briefe waren komisch

und originell, er schrieb voll Laune, mit entsetzlicher Schrift. Die Zielscheibe von Stellas Spöttereien, diese Schrift! Sie paßte gar nicht zu ihm, sie war so unelegant: „Ist es nicht, wie wenn eine Spinne ein Fußbad in Tinte genommen hätte und dann übers Papier gelaufen wäre?"

Wie oft hatte sie herzlich lachend ihrem Manne die Briefe Albrechts gezeigt... Alle? Wirklich alle?... „Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen," flog ihm durch den Kopf..

Als er nach ein paar Stunden heimkehrte, fand er die ganze Familie versammelt. Seine Schwäger und Schwägerinnen und einige entfernte Verwandte. Lauter vernünftige und wohlerzogene Leute, die nicht laut herausschluchzen, ihm nur stumm die Hand drückten. Mit Mattle jedoch wurde ein wahrer Kultus getrieben. Nie wollte man ihr vergessen, was sie für die geliebte Kranke getan hatte, immer sollte das Haus jedes der beiden Brüder ihr offen stehen. Sie dankte für alle Anerbietungen. Nach dem Tode „ihrer" Stella konnte sie nirgends mehr heimisch werden als bei „ihrer" Alice, der Zwillingsschwester der Verstorbenen. Auch ihr Kind. Sie hatte die zwei früh verwaisten Mädchen aufgezogen und „ihrer" Stella nur deshalb von jeher mehr Sorgfalt gewidmet und mehr Liebe gezeigt, weil sie die Schwächere, das Sorgenkind war.

Als Mattle den Namen Alice nannte, verzog die Ältere der Schwägerinnen den kleinen hochmütigen Mund; die jüngere blickte ihren Mann etwas ängstlich an, es ist ihm unangenehm, von Alice sprechen zu hören. Die Frauen in der Familie sind alle tadellos. Eine Hellborn, man weiß, was das heißt. Und nun gab es eine aus diesem Geschlechte, die sich nach kurzer unglücklicher Ehe von ihrem Manne hatte scheiden lassen, ihren Glauben abgeschworen und eine neue Heirat geschlossen hatte. Gegen den ersten Gatten war viel einzuwenden gewesen, gegen den zweiten gar nichts. Aber eine geschiedene Hellborn hatte es in der Familie nicht gegeben, so lang sie bestand, und sie bestand sehr lang.

Ein Frevel an der Tradition durfte nicht straflos verübt werden. Unmittelbar nach der Scheidung Alicens hatten ihre Brüder sich von ihr losgesagt und diesem Beispiel waren alle Verwandten gefolgt — Stella und Lothar ausgenommen. Die blieben der Verfemten treu, beherbergten sie und ihren Gatten, als sie auf der Hochzeitsreise Wien berührten. Stella brachte nicht einmal den leisen Tadel über die Lippen, mit dem sie ihre Schwester hatte empfangen wollen. Alice war früher so unaussprechlich elend gewesen und sah jetzt so ganz glücklich, so brav glücklich aus. Und den neuen Schwager kannte man als einen ungewöhnlichen, einen vorzüglichen Menschen, dem man am Ende doch verzeihen mußte, daß er sich in eine verheiratete Frau verliebt und sie errungen hatte.

Überaus schwer hatten sich die Schwestern nach diesem letzten Wiedersehen getrennt; es galt einen Abschied für lange Zeit. Sie war nun zum größten Teil verstrichen. In kurzem betraten die Reisenden europäischen Boden. Alice hatte die nächsten Briefe postlagernd nach London erbeten. Sie hoffte dort von guten Nachrichten begrüßt zu werden und sollte die Todesbotschaft finden. —

Die schöne Leiche lag im Sarge in Seide und Spitze gehüllt; Blumenkränze bedeckten die Stufen des Katafalks und die schwarz verhangenen Wände des Saales bis tief herab auf den Fußboden. Die Luft war schwer vom Dunst der Kerzen und von Blumendüften. Lothar betrat das Trauergemach kurz vor Beginn der kirchlichen Feier.

Es kostete ihn Überwindung. Nicht weil er den Anblick der Toten scheute, sondern wegen des Prunkes, von dem er sie umgeben finden sollte. Er haßte den Leichenkultus mit seinem herausfordernden Gepränge und die Zuzüge der Leidtragenden, der echten und der ostensiblen und die Kranzspenden mit ihren banalen oder läppischen Widmungen. Aber das alles mußte ja sein, es schickt sich, und so ruhte denn Stella in einem Hain von

Blumen und Palmen, und man hatte die schlichte, herzige Frau für den Weg zur Verwesung wie zu einem Balle geschmückt.

Unter der Fülle von herrlichen Kränzen fiel einer ihm auf: der einfachste, der kostbarste von allen. Nur Blüten, nicht ein Blatt, Orangenblüten, Stellas Lieblinge. Er lag zu ihren Füßen, berührte ihre weißen Atlasschuhe. Die Schleifen aus Silberbrokat trugen keine Inschrift.

„Von wem der Kranz?" fragte Lothar einen der Diener.

„Vom Grafen Steinberg, er hat ihn selbst gebracht."

Selbst gebracht hatte er ihn, ihr ihn zu Füßen gelegt. Eine sehr anspruchsvolle Bescheidenheit. Mehr als Freundesrecht? ... Doch kaum. „Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen" — da fiel es ihm wieder ein ... Er erschrak, daß es ihm wieder einfallen konnte. Ja, das Leben, das er führte, veredelte nicht. Politik, die große Spekulantin, harte, kalte Verstandesarbeit und leichte Liebschaften füllten es aus. Ein tugendsames Streben nach Vervollkommnung war nie seine Sache gewesen. Seine Moral war Herrenmoral, längst schon ehe das Wort für den Begriff gefunden wurde. Aber mit der Ehre nahm er's genau und den Freund verdächtigen und im Tode die unschuldige Frau, erschien ihm ehrlos.

Alle Anwesenden fanden ihn während der Zeremonien der Einsegnung doch außerordentlich ergriffen. Er verwandte kein Auge von dem sanften Angesicht der Entschlafenen, und seltsam gequält, prüfend und forschend war dabei der Ausdruck seiner Züge.

„Wie merkwürdig der Lothar gewesen ist," sagte nach Beendigung der Feier die ältere Schwägerin zu der jüngeren, „wie er sie die ganze Zeit angesehen hat. Als ob er sie etwas fragen wollte, recht streng fragen."

„Ach nein, nicht streng. Als ob er fragen würde: Ist's wahr, hast du mich wirklich verlassen? So ist es mir vorgekommen."

„Was du dir einbildest! Er hat sie ja nicht mehr geliebt und war ihr untreu."

„Nun, vielleicht macht er sich jetzt Vorwürfe."

„Fällt ihm nicht ein. Er hat Frauen gegenüber gar kein Gewissen."

Abermals nahm die jüngere ihn in Schutz: „Er hat Stella nicht unglücklich gemacht, er ist immer voll Rücksicht gegen sie gewesen. Daß er nicht stundenlang an ihrem Bett gesessen — welcher Mann tut das und welcher Frau fällt's ein, es zu verlangen? — Daß er ihr untreu gewesen ist — ich bitte dich! Davon hat sie nichts gewußt, aber stolz war sie auf ihn, und schön und leicht hat er ihr das Leben gemacht." Sie seufzte. Sie hätte ihrem unbedeutenden Ehemann manches Abenteuer gern verziehen, wenn er im täglichen Verkehr weniger beschwerlich gewesen wäre.

Die ältere wieder dachte: Mag der Meine sein wie er will, wenn er mir nur treu bleibt.

Ein letzter Abschied, und der Sarg wurde geschlossen, auf den Leichenwagen gehoben und nach dem Bahnhof geführt. Mattle, die so lang als möglich in der Nähe „ihres Kindes" bleiben wollte, reihte sich der Begleitung der Toten an. Am Abend fuhr der Separatzug ab, der die Herren der Familie und die Trauergäste nach Waldhoven bringen sollte.

Die Stimmung der Gesellschaft im Waggon, anfangs etwas gedrückt, hob sich allmählich und stieg — niemand wußte warum — bis zur hellen Fröhlichkeit. Einige wärmten alte Späße auf, über die man längst nicht mehr gelacht hatte und die jetzt zündeten. Allerhand Vieldeutigkeiten kamen an die Reihe und endlich wurde eine Partie Poker vorgeschlagen.

Lothar und seine Schwäger hatten in einer Ecke des Salonwagens, von der übrigen Gesellschaft etwas abgesondert, Platz

genommen. Albrecht, ihnen gegenüber, am andern Ende des Waggons. Er bewahrte ein hartnäckiges Schweigen und sah, nervös gemacht durch die Lustigkeit der Reisegefährten, finster drein. An einem Tischchen in seiner Nähe fanden die Spieler sich zusammen und man forderte ihn auf, mitzuhalten. Das erste Mal lehnte er die Einladung dankend, als sie wiederholt wurde, kurz und bündig ab. Da rief Lothar plötzlich herüber:

„So spiel! spiel doch!"

Albrecht richtete sich aus seiner halb liegenden Stellung auf und warf ihm einen erstaunten Blick zu, gab aber keine Antwort.

„Spiel!" wiederholte Lothar dringender.

Der Andere zuckte die Achseln: „Du weißt ja, daß ich nicht spiele."

Das war richtig, er konnte es wissen und auch seit wann und warum.

Vor zwei Jahren hatte Albrecht eine Zeitlang die hohe Partie im Klub mitgespielt, viel Geld verloren und sich bei Lothar und Stella angeklagt: „Es freut mich nicht einmal, ich bin kein Spieler, ich habe mir schon oft vorgenommen, nie mehr eine Karte zu berühren — hilft nichts, die guten Vorsätze helfen nicht."

„Sie sollen aber, sie müssen," war ihm Stella voll Eifer ins Wort gefallen. „Und wenn die Vorsätze für sich allein zu schwach sind, gibt man ihnen eine Unterstützung — einen Zeugen. Machen Sie mich zum Zeugen Ihrer guten Vorsätze, Albrecht. Mir halten Sie Wort."

Lothar erinnerte sich, über die Kühnheit dieser Zuversicht gelächelt zu haben. Und wie berechtigt sie gewesen war, zeigte sich noch jetzt über das Grab hinaus. „Mir halten Sie Wort." Baut eine Bekannte, eine Freundin so fest auf ihre Macht über einen Mann? fragte er sich. Schämte sich der Frage und stellte sie trotzdem und trotzdem!... Albrecht richtete sich in seiner

Ecke zum Schlafen ein, und auch Lothar versuchte zu schlafen. Umsonst, erst mußte er Gemütsruhe haben. Durch Überlegung kommt man zur Ruhe. Überlegen also bis in die kleinste Kleinigkeit, wie es gekommen sein konnte oder — nicht gekommen. Es scheint im Grunde unmöglich. Sein bester Freund ... Da packte es ihn. War nicht er der beste Freund jenes braven, getreuen Gebhard gewesen, dessen Frau durch fast ein Jahr ... Und dieser Mann liebte diese Frau und ehrte ihr Andenken als sie starb wie das einer Heiligen ... O des Mitleids, das er mit dem Menschen gehabt! des verfluchten Mitleids, das jetzt vielleicht er dem eingeflößt hatte, der dort drüben sanft schlummerte. Ein rachgieriger Haß ergriff ihn, ein wühlender Zorn. Mit der kaltblütigen Überlegung war's doch nichts. In toller Flucht jagten peinvolle und häßliche Gedanken durch sein Hirn. Er gab den Kampf gegen sie auf, er überließ sich ihnen wie ein Wagenlenker dem scheu gewordenen Gespann, das er nicht mehr zu meistern vermag ...

Bei grauendem Morgen fuhr man in die Station ein. Equipagen aus Waldhoven warteten auf dem Bahnhof. Sie wurden rasch bestiegen und der Zug der Wagen setzte sich in Bewegung. In den letzten, der vorfuhr, stieg Lothar ein und hinter ihm Albrecht, der dagestanden und auf ihn gewartet hatte:

„So, du? Nun ja." Mit grimmigem Humor murmelte er unverständlich vor sich hin: „Die zwei Hauptleidtragenden schließen die Karawane."

Eine Weile fuhren sie schweigend, dann sprach Albrecht: „Ich habe Urlaub bekommen und bleibe acht Tage bei dir, wenn es dir recht ist."

Wieder blitzte ein feindseliger Blick ihn an, wieder hatte die Stimme einen bösartig aggressiven Ton: „Freilich ist es mir recht. Ich muß dich da haben. Muß, muß!" ... Er hielt inne. Er hatte in ein Paar ruhige, klare Augen gesehen, die ihn ernst

und besorgt betrachteten. Nein, in der ganzen Welt konnte es nichts Ehrlicheres geben als diese Augen und nichts, das unbefangener gewesen wäre, als der Ausdruck dieser jünglinghaft männlichen Züge. Was die widerspiegeln, mußte ein Kind verstehen, einem Dummkopf mußte es einleuchten. Es war nicht zu mißdeuten, es war grenzenlose Offenheit, Unbefangenheit, es war der Frieden einer rechtschaffenen Seele.

Lothar schlug sich an die Stirn. Er atmete auf, wie von einer entsetzlichen Last befreit. Was für frevelhafte Vorstellungen hatten ihn genarrt heute Nacht? Wache, wüste Träume eines halbverrückten Neurasthenikers. Was er am meisten verabscheute: die entnervende, weibisch machende Krankheit des sterbenden Jahrhunderts, sollte sie auch ihn befallen?

Er kam sich auf einmal lächerlich vor und sagte ganz unmotiviert: „Ja, ja, die Zeit ist krank. Die Sensitiven und die schon Angefressenen und die Mimosenartigen machen, als hilf- und willenlose Naturprodukte, in ihrem Mikrokosmus den ganzen Krankheitsprozeß mit. Aber sich dem Übel völlig zu entziehen vermag keiner, nicht der Stärkste, nicht der Gesundeste. Auch ich, begreifst du? auch ich hab eine Anwandlung von Nervosität gehabt."

„Es wäre sehr zu entschuldigen," erwiderte Albrecht.

Die Beisetzung der jungen Gräfin in der Familiengruft fand statt unter großer geistlicher Assistenz. Der Veteranenverein und die Feuerwehr rückten aus, und die Bevölkerung drängte sich heran und machte dreifach und vierfach Spalier. Zuletzt wurden die Armen beteilt und die Schloßgäste begaben sich zum Frühstück, das, von einer Landköchin zubereitet und von ungeübten Dienern serviert, viel zu lang dauerte.

Man war noch nicht beim Nachtisch, als die Wagen zur Rückfahrt auf den Bahnhof angemeldet wurden. Höchste Zeit

für alle, die noch am selben Tag in Wien eintreffen wollten, und eiligst machten sie sich bereit. Nicht viel Worte, um so sprechender jedoch der Händedruck, den jeder scheidende Gast mit dem Hausherrn tauschte. Kein einziger, der nicht bedeuten sollte: Wir verstehen einander. Du weißt schon. Meine Teilnahme ist von ganz besonderer Art.

Am Nachmittag ritten Lothar und Albrecht in den Wald. Je tiefer sie hineingelangten, je ärger die Wildnis. Uralte Nadelholzbestände, die hier aus Geröll und felsigem Grund, dort aus gutem Lehmboden herausgewachsen, sich höchst ungleich entwickelt hatten. Nichts war geschehen, um üppigem Wuchern zu steuern, um den Schaffenstrieb anzuspornen, wo er sich träge zeigte, ihn zu wecken, wo er fehlte.

Lothar blieb gleichgültig beim Anblick der Vernachlässigung und Verwüstung seines Eigentums. Sie waren eine natürliche Folge davon, daß die Herren von Waldhoven zu bleibendem Aufenthalt erst als Tote hierher kamen. Entschlösse sich einmal einer früher zu erscheinen, einer wie er, der jeden Übelstand sah und zugleich auch das Mittel wußte, ihm abzuhelfen, es würde bald anders. Dieser Mann, der sein Leben in der Stadt zubrachte, sich nur manchmal einige Wochen der Erholung auf dem Lande gönnte, war da wie zu Hause und seiner Sache sicher wie auf seinem eigentlichen Gebiet. Freilich, was war sein eigentliches Gebiet? Ein jedes, dem er seine Tätigkeit widmete, sein Talent. Albrecht bewunderte ihn.

„Du verstehst alles," sagte er. „Wohin du blickst, dort wird es klar, wohin du weisest, dort ist das Ziel. Ich weiß das jetzt, es imponiert mir immer noch, überrascht mich aber nicht mehr. Anfangs war es anders."

Und nun sprachen sie von der Zeit, in der sie einander kennen lernten und so bald, trotz des Unterschieds der Jahre, Freunde wurden. Sie sprachen auch von Lothars Verlobung, von Stellas Sympathie für den Freund ihres Mannes.

„Einmal, denk dir, war ich eifersüchtig auf dich," sagte Lothar leichthin und Albrecht erwiderte:

„Dergleichen Schwachheiten sind dir nur zu bald vergangen."

„Zu bald? Hätte ich vielleicht einen Grund gehabt?"

„Keinen."

„Nun denn — —"

„Ich meinte nur. Wer gar nicht eifersüchtig ist, liebt nicht."

„Ja so. Die Liebe ist mir zu bald vergangen, meinst du."

„Verzeih. Ich habe wohl unrecht."

Er wußte, daß er nicht unrecht hatte, aber grausam und roh erschien er sich mit seiner Mahnung an untilgbar gewordene Schuld: „Verzeih," wiederholte er noch einmal.

Es dunkelte schon, als sie ins Schloß zurückkehrten. Lothar war die ganze Zeit über in guter Stimmung geblieben. Wenn er der Liebhaber meiner Frau gewesen wäre, sagte er sich, würde er mir schwerlich Vorwürfe darüber machen, daß ich nicht eifersüchtig war.

Nach dem Abendbrot kam Mattle, sich zu empfehlen. Sie beabsichtigte bei einer Verwandten die Ankunft Alicens abzuwarten. Lothar erhob keine Einsprache; ihr Scheiden aus seinem Hause war ihm eine Erleichterung. Aber großmütig abfertigen wollte er sie und ging in sein Zimmer, um seine Weisungen in einem Briefe zu erteilen, den Mattle dem Sekretär zu überbringen hatte.

Als er den Speisesaal wieder betrat, standen Albrecht und die Alte am Kamin. Sie schwamm in Tränen, hatte eben noch, wie es schien, geredet, denn Albrecht war tief ergriffen und hielt etwas Weißes in der Hand, das er bei Lothars Erscheinen in die Brusttasche steckte. Es sah aus wie ein Brief. Mattle schwieg plötzlich, nahm offenbar verlegen mit einigen Dankesworten das Schreiben, das Lothar ihr reichte, in Empfang und verabschiedete sich.

Albrecht verweilte noch auf seinem Platze. Ein paarmal war's, als ob er anfangen wollte zu sprechen, doch schien er den Entschluß dazu nicht fassen zu können.

Der Andere hatte sich ihm gegenüber auf einen Sessel am Speisetisch gesetzt, kreuzte die Arme, sah ihm unverwandt ins Gesicht. Der Freund begegnete seinem Blicke, der allmählich immer härter, immer höhnischer wurde, mit einer Gelassenheit, die nicht ohne einen Anflug von Mitleid war. Endlich versuchte er nicht mehr, ein Gespräch anzubahnen: „Gute Nacht. Auf morgen," sagte er und verließ das Zimmer.

Lothar war schon aufgesprungen, hatte schon die Hand nach der Glocke ausgestreckt, um Befehl zu geben, Frau Mattle herein zu rufen. Aber er besann sich. Nein. Eine Dienerin ausholen, einen Verrat an ihrer verstorbenen Herrin von ihr erzwingen, widerstrebte ihm. Morgen, sagte er sich, oder übermorgen, oder wann immer. Aber sein Geheimnis entreiß ich ihm.

Am folgenden Tage vor dem Frühstück fuhr Lothar in Begleitung des Wirtschaftsbeamten nach den Meierhöfen und fand, wie er es erwartet hatte, Grund zur Unzufriedenheit mit allem, was er entdeckte und mit allem, was er vermißte. Recht absichtlich vertiefte er sich in seinen Unmut, der ihn momentan ablenkte von ganz anders bitteren Gefühlen und selbstquälerischen Grübeleien. Sie verfolgten ihn, sie hatten ihn im Schlafe gestört. Niemals sonst war ihm die Erinnerung an einen Traum haften geblieben — die Gebilde des abscheulichen Traumes von heute Nacht, die wollten nicht weichen.

Im Schloß wieder angelangt, befahl er das Frühstück in die Bibliothek und traf dort Albrecht in einen Lehnstuhl hingestreckt, lesend. Der junge Mann blickte nur flüchtig auf, grüßte und vertiefte sich wieder in sein Buch.

Lothars Mahlzeiten dauerten nicht lang; er machte sie ab

wie eine unumgängliche Pflicht. Der rastlos Tätige, der nie verdrossene Arbeiter, schlief wenig und nährte sich von Einsiedlerkost. Jetzt, nach fünfstündiger Inspizierung der Wirtschaftshöfe, stürzte er ein paar Gläser Milch hinunter, zündete seine türkische Pfeife an und begann in seinen mit Notizen angefüllten Taschenbuch zu blättern. Manchmal unterbrach er sich, um zu Albrecht hinüber zu blicken. Der las und las. Er und sein Buch, sonst gab es nichts auf der Welt.

Es ist etwas Schönes um den Ausdruck eines Menschen, der alle Spannkraft seines Geistes auf einen einzigen Punkt gerichtet hat. Das Angesicht eines spielenden Kindes und das des einfachsten Arbeiters kann ihn annehmen. Er leiht ihm eine stille Verklärung, den Zauber der Weltentrücktheit. Lothar beobachtete seinen Freund. Wie überlegen der aussah! Was für prächtige Hügel sich über den feinen, dichten Brauen wölbten; wie kräftig gezeichnet die Denkerfalten waren, die sich von der Nasenwurzel hinauf in scharfem Bug gegen die Schläfen zogen... So hatte er ausgesehen, wenn er Stella ein Buch vorlas, das ihn fesselte, und da mußte sie ihn schön gefunden haben...

„Was liesest du?" fragte er.

„Lache mich aus, einen französischen Roman. Eben erschienen. Der Titel: Le Passé; der Autor ungenannt."

Lothar lachte nicht, er verzog nur verächtlich den Mund. Die neue Literatur — auf dem Gebiete war er nicht zu Hause. Er rühmte sich seiner Übereinstimmung mit den Japanern, die unsere Romane mit ihren ewigen Liebesgeschichten sterbenslangweilig finden. In unserem Leben, sagen sie, spielt die Liebe keine so große Rolle. Wenn einer unserer Jünglinge eine Frau, die er nicht mag, heiraten soll, tötet er sich, um nicht gehorchen zu müssen. Wenn die Frau, die er geheiratet hat, ihm keine Kinder bringt oder ihm nicht mehr gefällt, entläßt er sie. Für ernste und tatenfrohe Menschen ist damit die Sache abgetan, Worte machen sie darüber nicht.

„Sehr gut. Diese naive Auffassung hat etwas für sich. Unsere pfadfinderische Seelenmalerei hat aber auch etwas für sich."

„Etwas Psychologie, etwas Physiologie."

„Ja. Die Kunst ist berechtigt, zu verwerten, was sie von der Wissenschaft gelernt hat. Ich rate dir: Lies dieses Buch."

„Erzähle mir den Stoff; das genügt,"

„Der Stoff gibt dir vom Eindruck, den es macht, so viel Begriff, wie das Fischgerippe vom Geschmack des Fisches."

„Gleichviel, erzähle."

„Ein paar Leute haben eine gute Ehe geführt, bis der Mann, des Glückes satt, dem Vergnügen nachjagen geht. Die Frau ist trostlos. Mit der Treue ihres Mannes hat sie alles verloren, ist beleidigt in ihrem Stolze, um ihr höchstes Gut betrogen. Der Mann predigt ihr Vernunft, sagt ihr, was man in solchen Fällen sagt: Durch Vorwürfe wirst du mich nicht zu dir zurückführen — und so weiter! Er war von jeher ihr Orakel, sie beugte sich auch jetzt seiner Weisheit, litt schweigend, duldete ohne Dultermiene, fragte den Heimkommenden nie: ‚Wo warst du?' Die Ausübung dieses stillen Heldentums, im Anfang ein Martyrium, verlor nach und nach ihre Bitternis. Der Mann hatte einen jungen Freund ins Haus gebracht..."

„Einen jungen Freund?"

„Eine feine, zärtliche Natur. Auf einem einsamen Schlosse von strengen Eltern erzogen, ganz unverdorben."

„Jetzt überspringe ein paar Kapitel! Die Gräfin von Savern und Fridolin verlieben sich ineinander."

„Das ist die Gräte; aber der Fisch — wie der schmeckt, wie der zubereitet ist... Wie der Franzose das Entstehen einer großen, tiefen Leidenschaft geschildert hat — wunderbar! Für Robi ist die liebenswürdige Heilige das Unantastbare, Erhabene, für sie ist er der kleine Robi und sie würde eher glauben, daß eine Lilie sich in einen Skorpion, als daß er sich in einen Verführer

verwandeln könnte. Und so gleitet dieses Menschenpaar dem Sündenfall entgegen ohne einen sündigen Gedanken."

„Das hältst du für möglich? Das will dein Franzose uns weis machen?"

„Er tut mehr. Der Wundermann löst das Problem der unschuldig Schuldigen. Blindheit über Recht und Unrecht ist Unschuld. Sein Liebespaar ist blind. Es hat nicht mehr Bewußtsein von dem was kommen wird, als zwei schief gepflanzte Bäume, die sich wachsend immer mehr zueinander neigen. Wir aber sehen: wenn nicht einer von ihnen verkümmert, wenn nicht einer von ihnen gefällt wird, müssen ihre Zweige sich endlich umschlingen."

Was soll das? dachte Lothar. Ein Plaidoyer in eigener Sache? „Du brauchst nicht so ausführlich zu sein," sprach er.

Albrecht hob den Kopf, erstaunt über den rauhen Ton: „Was hast du?"

„Nichts. Die Liebenden gehen den Weg aller Liebenden." Er tat, als ob er ein Gähnen unterdrückte. „Und dann?"

„Dann überlassen sie sich ihrem Glücke ohne Selbstvorwürfe, schämen sich seiner nicht, geben sich kaum die Mühe, es zu verbergen. Verkehren unbefangen wie je mit dem betrogenen Gatten ... Und diese Ehebrecher, du zitterst um sie, deine Sympathie ist bei ihnen."

„Ein niederträchtiges Buch also."

„Hab ich seine Moral gerühmt?"

„Und das Ende?"

„Kenn ich noch nicht. Der Ehemann hat nichts zu entdecken, er hat nur die Augen aufzumachen. Vorläufig sieht er mit verhaltenem Grimme dem Traumwandeln der beiden zu ... war schon öfters nahe daran, sie anzurufen, sie zu wecken zum Todessturz ... Hat immer gezögert. Es ist nicht ausgesprochen und doch so klar: Sein Gewissen mahnt ihn an eigene Schuld und hält ihn ab, sein Richteramt auszuüben. Sein Gewissen

wird gleichsam zum Hüter des Wonnerausches der seligen Sünder ..."

Lothar lachte grell auf und Albrecht ereiferte sich und sagte wie jemand, der einer zwecklosen Erörterung zuvorkommen will: „Ich weiß! ich kenne deine Unterschätzung des Gewissens, weil du meinst, daß es uns anerzogen und kein Naturprodukt sei. Lieber! alles was ist, ist Naturprodukt, ob es uns aus erster oder aus zehnter Hand zukommt ... Sind unsere edlen Obstgattungen," setzte er rasch und ungeduldig hinzu, „etwa nicht Naturprodukte, weil man sie aus Pfropfreisern gezogen hat?"

„Was für Schlüsse!" sagte Lothar ohne seine frühere Schärfe. Wieder hatte die Überlegung ihre beschwichtigende Macht ausgeübt. Wenn Albrecht schuldig wäre, von diesem Buche hätte er nicht gesprochen. Der Vergleich lag zu nahe.

Eine Weile noch machte er sich mit seinen Notizen zu tun, während Albrecht weiter las. Dann wurde der Förster gemeldet. Lothar stand auf. „Wir sehen uns erst bei Tische," sagte er, „ich habe zu schreiben."

Der nächste Morgen war trüb und regnerisch. Nach dem Frühstück beschäftigten die Freunde sich damit, einen Wust von Zeitungen und Briefen durchzusehen, die die Post gebracht hatte. Für Lothar befand sich darunter eine Kreuzbandsendung, ein Buch. Die Schrift auf dem Umschlag war ihm bekannt. Es gab eine Zeit und sie lag gar nicht fern, in der der Anblick dieser Schrift ihn freudig erregt hatte. Das war vorbei und wäre vergessen gewesen ohne die hartnäckige Mahnerin, die schöne, geistvolle Frau, die er im Sturm erobert und spielend leicht verlassen hatte, als sie sich vermaß, in seinem Leben zu viel Platz einnehmen zu wollen. Nun war sie seine Feindin geworden und ließ ihre Drohung: „Verlassen kannst du mich, vergessen wirst du mich nicht," in Erfüllung gehen.

Das Buch, das sie heute schickte, war: „Le Passé" und sie hatte auf die erste Blattseite geschrieben: „Nachahmungswürdig."

O schlecht, schlecht! Sie suchte einen Verdacht gegen seinen Freund und gegen eine Tote in ihm zu erwecken. Sie ahnte nicht, daß der Verdacht mit seinem ganzen Gefolge an Qualen schon erwacht war.

Lothar hob das Buch in die Höhe: „Sieh doch, was mir da geschickt wird," sagte er. „Es ist nur gut, daß ich die Geschichte weiß, für den Fall, daß ich aus ihr examiniert werden sollte. Nur noch der Schluß fehlt mir. Wie ist der Schluß, der gewöhnlich alles verdirbt?"

„Dieser verdirbt nichts," erwiderte Albrecht, „es ist der einzig rechte. Der Autor hat uns die Sehnsucht nach ihm suggeriert. Unsere moralische Empfindung schweigt, wir wünschen den Sündern den Sieg. Er wird ihnen zuteil — der Mann verzeiht."

„Nach dem Tod der Frau," fiel Lothar ein.

„Wieso, nach ihrem Tode? Bis jetzt scheint sie keine Anlage zum Sterben zu haben."

„Richtig! Sie lebt, der Mann verzeiht und segnet das Paar."

„Er flucht ihm wenigstens nicht."

„Und damit endet die Geschichte?"

„Sie schließt, sie endet nicht; sie wirkt noch lang in uns nach."

„Mag sein," erwiderte Lothar. Er hielt das Buch in der Hand, schlug es da und dort auf und überflog ein paar Seiten mit der Voreingenommenheit, die er gegen Romane hatte. Allmählich jedoch wurde er gefesselt. Nicht angenehm. Unheimlich belebten sich die erdichteten Gestalten, ein wohlgetroffenes Bild trat ihm entgegen — das seine. Er las:

„Eine ihn und andere erniedrigende Überzeugung hatte ihn gepackt und hielt ihn fest. Er rang in ihrer Umschlingung verzweiflungsvoll und fruchtlos. Immer von neuem tauchte die Vergangenheit herauf und wehte ihm ihren Pesthauch zu: Sieh dich in der Schönheit deiner fünfundzwanzig Jahre,

stundenlang einer anmutigen Frau gegenüber. Sie ist leidend und ihr Mann vernachlässigt sie. Geschämt vor dir selbst hättest du dich, wenn es dir nicht geglückt wäre, sie ihre Leiden vergessen zu machen und ihr ihre Einsamkeit zu versüßen ..."

Bei Anbruch der Dämmerung gingen die Herren auf die Schnepfenjagd. Sie brachte eine reiche Beute. Der Regen hatte schon vor mehreren Stunden aufgehört und es wurde ein Abend von unvergleichlicher Schönheit. Nach Sonnenuntergang zerrann die letzte Wolke am Himmel, er schimmerte sanft und doch noch ein wenig blendend in einem hellen, unbestimmten Farbentone. Die Jäger traten den Heimweg an. Ringsum alles neu, alles jung, das zarte, keusche Grün der Gräser und des kaum entfalteten Laubes und der sprossenden Feldfrucht. Und dieses lautlose Werden hatte etwas ergreifend Schüchternes, eine jungfräuliche Unbewußtheit der Verheißungen, die es zur Erfüllung zu bringen bestimmt war.

Ein leiser Windhauch erhob sich, glitt durch das Gezweige wie einwiegend in Schlaf und schien die Natur zur Ruh einzuladen, die sie sich verdient hatte mit ihrem eifrigen Keimen und Treiben. Nun war sie müde, müde klang der Laut in den Kehlen des Sängervölkchens auf den Bäumen, lässiger schien der Tanz der kleinen Flieger in den Lüften und die Bewegungen der kleinen Läufer und Kriecher auf dem Boden zögernder. Der leuchtende Widerschein am Himmel war erloschen und hatte sich in ein mattes Blaugrau verwandelt. Als die einsilbig nebeneinander herschreitenden Männer den breiten Feldweg betraten, der zum Tor des Schloßgartens führte, glimmten am Firmament, erkennbar nur für scharfe Augen, weißliche Pünktchen auf. Sterne, Welten von ungeahnter Größe vielleicht und bewohnt von Millionen vielleicht höher organisierter, tiefer erkennender Wesen und doch nur eine momentan be-

leuchtete Welle im Meere des Alls... Eine Weile noch und die Zahl der weißlichen Pünktchen wuchs und wuchs und wurde Unzahl und ihr schwächlicher Schein ein Gefunkel von überirdischem Glanz. Lothar war immer stiller geworden. Nie hatte das Bewußtsein menschlicher Kleinheit ihn mit so erschütternder Gewalt ergriffen wie in dieser Stunde, in dieser Einsamkeit, nach Tagen und Nächten schwerer Seelenkämpfe. Mensch — Atom im Unermeßlichen, Menschenleben — Augenblick in der Unendlichkeit, dachte er, all deiner Weisheit Anfang und Ende fassen drei Worte: Was liegt daran? Du bist ein Nichts. Lösche die Vergangenheit, sorge nicht um die Zukunft, frage nicht, zweifle nicht. Atme, weil dir Atem gegeben. Atme — genug getan für ein Nichts, das eine Spanne Zeit hindurch ein mit Bewußtsein begabtes Nichts ist. „Was liegt daran, nicht wahr? Was liegt an uns?" sprach er zu seinem Freunde und ihm schien, als ob dieser einen Blick voll Besorgnis auf ihn richtete.

Kein Grund zur Besorgnis mehr. Ein heilender, ein erquickender Frieden erfüllte ihn.

Noch ein Tag verging. Die Seelenruhe, in die sich Lothar hineingedacht und hineingerungen hatte, hielt an. Wohltuender als er es sich selbst gestand, wirkte auf ihn die Regelmäßigkeit des Landlebens und die Nähe des Freundes. Alle Zweifel schwanden, wenn er in das schöne, ehrliche Gesicht Albrechts blickte. Er genoß seinen Umgang, es gab keinen, der ihm lieber und sympathischer gewesen wäre. So groß auch die Verschiedenheit zwischen beiden Männern war, der ältere leidenschaftlich, heißblütig, und dabei oft gequält von dem Hang zur Grübelei, der in seinem energischen und kraftvollen Wesen einen Mißton bildete, der jüngere gelassen ausgeglichen und sorglos — in ihren letzten und tiefsten Überzeugungen stimmten sie überein. Sie wußten, ob der eine auch von rechts und der

andere von links ausginge, am Ziel würden sie zusammentreffen.

Wenn er dabliebe, wenn ihn Lothar immer bei sich hätte, er brauchte ein Wiedererwachen seines Verdachtes nicht zu fürchten. Schlimm genug, daß dieser Verdacht überhaupt entstehen konnte und aus einem kindischen Anlaß ... „Uneröffnet zu verbrennen ..." Hätte er die Weisung doch lieber nicht befolgt. Das Geheimnis, das seine arme Frau bewahren wollte, war gewiß ganz harmlos, er würde es selbst dann belächelt haben, wenn es sich um ein kleines Unrecht gegen ihn gehandelt hätte — um eine Gedankensünde. Am Liebenden begangen, so schwer beinahe wie die brutale Schuld; in den Augen des Mannes, der gleichgültig geworden ist, eine sehr läßliche Sünde.

Sie waren wieder auf der Jagd gewesen und hatten nun zu Nacht gegessen im großen Speisesaal. Ein ungemütliches weitläufiges Gelaß, in dem die Winterkälte noch lagerte. An seinen kahlen, weißgetünchten Wänden hingen völlig nachgedunkelte, aus den anderen Schlössern hierher verbannte Familienbilder in morschen Holzrahmen. Zwei altmodische Öllampen, die auf dem Tische standen, beleuchteten ihn spärlich und ließen seine Umgebung und den gedrückten Bogen, den das Kappengewölbe bildete, in tiefem Schatten. Das einzig Freundliche in dem ganzen Raume war das Holzfeuer, das im Kamin brannte.

Nachdem die Diener die letzte Schüssel abgetragen und die Zigarren gebracht hatten, verließen sie das Zimmer. Die Uhr auf dem Dache, die vermutlich bloß der Anwesenheit des Schloßherrn zu Ehren aufgezogen worden war, hob mit mißtönendem Gerassel ihre verrosteten Hämmer zum Schlagen aus.

Albrecht zählte: „Zehn. Morgen um die Zeit habe ich schon ein paar Bureaustunden im Leibe. Mein Urlaub ist aus, ich muß fort."

„Schade," sagte Lothar, „sehr schade."

„Ja, ja! aber — was sein muß . . ." Er hielt inne, er überlegte und fragte dann: „Darf ich mich ausnahmsweise einmal in Dinge mischen, die mich nichts angehen?"

„Ohne weiteres."

„Dann bitte ich dich . . . ich war in der Gruft . . . tu etwas für die Gruft, sie ist in schlechtem Zustande."

„Ich habe es gesehen. Verlaß dich drauf, was nötig ist, geschieht. An dergleichen braucht man mich nicht zu erinnern, obwohl ich keinen Totenkult betreibe wie du."

„Wie ich?"

„Mit Kranzspenden und Gräberbesuchen. Ist mir auch an dir neu, die Sentimentalität. Man erlebt doch immer Überraschungen an seinen — Freunden, glaubt sie zu kennen und irrt."

Er hielt den Blick unverwandt bohrend und forschend auf Albrecht gerichtet. Im Grunde kannte er ihn wirklich nicht. Bei all seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit war er doch sehr verschlossen. Das hatte bis jetzt dem Freunde an ihm gefallen, es gab ihm etwas Starkes, Festes. Heute fand Lothar empörend, was ihm sonst an dem fast zu Nachgiebigen als Zeichen stiller Tüchtigkeit gegolten hatte. Der sich nicht gibt, was gibt der am Ende? — Nichts, das nicht auch ein andrer geben könnte.

Die Hartnäckigkeit, mit der Lothar ihn ansah, begann Albrecht unerträglich zu werden. Er stand auf und trat an den Kamin.

„Sag einmal, was würdest du denken, wenn du im Schreibtisch einer dir nahestehenden Person ein Kuvert fändest mit der Aufschrift: Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen," sprach Lothar plötzlich.

„Ich weiß nicht, wie man dazu kommt, im Schreibtisch auch der nächststehenden Person zu kramen. Außer" — und jetzt schien eine Ahnung der Bedeutung von Lothars Frage ihm aufzugehen — „außer — sie wäre tot."

„Nimm an, daß sie tot wäre. Was würdest du denken?"

„Das hängt von der Meinung ab, die ich von dieser Person gehabt habe; war sie gut, würde sie gut bleiben."

„Du verstehst, du sprichst pro domo," rief Lothar.

„Was heißt das?"

„Verstell dich nicht, du weißt es."

„Ich weiß es nicht. Mein Wort darauf."

„Dein Ehrenwort?"

„Wort oder Ehrenwort ist gleichbedeutend."

„Wie du meinst, du gibst also dein Ehrenwort. Ja, ja, man ist manchmal gezwungen, sein Ehrenwort einzusetzen für eine Unwahrheit."

„Den Zwang kenn ich nicht."

„Du wirst ihn kennen lernen. Gleich. Wenn ich dich zum Beispiel frage" — und jetzt war es, als ob er jede Silbe zwischen die Zähne genommen hätte, bevor er sie aussprach: „War das ein Andenken, ein teures Vermächtnis, das Mattle dir gebracht hat, neulich, hier im Zimmer, als du mit ihr am Kamin standest, da, wo du jetzt stehst und ich eintrat, früher als ihr erwartet hattet?"

Albrecht schüttelte den Kopf, seine Miene verriet noch mehr Trauer als Entrüstung. Langsam, mit großem Ernst zog er seine Brieftasche hervor, entnahm ihr ein kleines, unverschlossenes Kuvert und reichte es Lothar hin: „Das hat sie mir gebracht."

Das Kuvert enthielt ein am dickeren Ende mit einem Faden umwickeltes, zu einer Locke zusammengelegtes Strähnchen aus hellblonden, wie Seide schimmernden Haaren.

Lothar zog es mit beiden Händen seiner ganzen Länge nach auseinander: „Dir!"... Der Wahnsinn des Zornes ergriff ihn. Alle Überlegung, alle Vernunft verschwanden. Nur die blöde, sinnlose Wut blieb Herrin und Herrscherin. Er sprang auf und schlug mit der geballten Faust Albrecht ins Gesicht.

Der bäumte sich empor: „Unglücklicher!... für dich..

wenn es dir einfallen sollte" — — Fahl wie eine Leiche, Schaum auf den Lippen, rang er nach Atem, in seiner Brust rasselte es, „daß du von der lieben Frau kein Andenken ... nicht einmal ein Haar ..."

Lothar stierte ihn an: „Feigling! Lügner! sind eine bessere Entschuldigung."

„Entschuldigung?" Seine Züge hatten sich furchtbar verzerrt, aus seinen Augen sprühte Haß. „Ich verabscheue dich, ich verachte dich! Weil du dich kennst, glaubst du andere zu kennen. O ... deine Vergangenheit! O die Erinnerung an sie! ... Ihr Gift frißt an dir, besudelt das Andenken einer Heiligen!"

„Preise sie, dir steht's zu ..."

„Still! ... schweige! ... Auf morgen. — Schwerste Bedingungen. Ein Hund, der an Entschuldigung nur denkt."

In der gedeckten Reitschule der Kavalleriestation unfern von Waldhoven fand der Zweikampf statt. Die Sekundanten sahen sogleich voraus, daß jeder Versöhnungsversuch scheitern würde. Wenn zwei Menschen, die ehemals Freunde waren, mit dieser Entschlossenheit und Erbitterung einherkommen — da gibt's keinen Ausgleich und ein solches Duell hat gewöhnlich einen schlimmen Ausgang. Das Befürchtete geschah entsetzlich rasch. Der erste Schuß des Geforderten streckte seinen Gegner nieder. Er stürzte in die Stirn getroffen ohne einen Laut. Die Sekundanten eilten herbei, Lothar näherte sich langsam. Kein Muskel in seinem Gesichte zuckte, als der Regimentsarzt den Tod des Gefallenen konstatierte. Niemand konnte ahnen, was in ihm vorging, wie herb sein Bedauern war und wie brennend seine Qual, daß er zu gut getroffen habe, daß ein Toter da lag und nicht ein Sterbender, dem er das Geständnis hätte erpressen können: Ich habe dich betrogen.

Er fuhr nach Wien, um dort die Einleitung zur gericht-

lichen Untersuchung seines Duells zu erwarten. Bei der Ankunft fand er einen Brief von seiner Schwägerin, die ihre Rückkehr für einen der nächsten Tage ankündigte. Schon am folgenden war sie da, trat ein, das liebliche Ebenbild ihrer Zwillingsschwester, und warf sich Lothar an die Brust.

„Du Armer! Du Armer!" schluchzte sie und konnte sich nicht satt fragen, nicht satt weinen. Sie durchschritt die Zimmer, die Stella bewohnt hatte, kniete am Bette nieder, in dem sie gestorben war, und betete heiß und lange. Im Zimmer nebenan blieb sie vor dem kleinen Schreibtisch stehen und sprach zwischen neuen Tränenausbrüchen:

„Da drin ist etwas gelegen, das mir gehört hat."

„Dann liegt es noch darin. Nimm's, der Schlüssel steckt."

„Nein, nein, gib du es mir heraus. Es ist ein Brief. Es sind mehrere Briefe," sie errötete über und über, „die mein Mann, mein jetziger, lieber, mir geschrieben hat vor meiner Scheidung, als ich so unglücklich war und so leidend und zu sterben meinte ... Da habe ich sie meiner Stella in Verwahrung gegeben ... Und sie hat gesagt: Auch ich könnte sterben, und hat die Briefe in ein großes Kuvert getan und darauf geschrieben — —"

„Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen?" schrie Lothar, faßte ihre Hände und schüttelte sie. „Nein! sag nein! Unmöglich! unmöglich!" Seine Züge bekamen etwas Steinernes, die Augen quollen hervor und starrten mit einer furchtbaren Verzweiflung ins Leere. Voll Entsetzen wich Alice vor ihm zurück, als er beide Arme nach etwas Unsichtbarem ausstreckend, hervorstieß: „Albrecht! Albrecht! — und ich lebe! ..."

Die Reisegefährten

In ein Halbcoupé erster Klasse des Schnellzuges Amsterdam-Leipzig war an einem Winterabend ein alter, fein aussehender Herr gestiegen, hatte seinen Pelz und sein Handgepäck auf den leeren Plätzen ausgebreitet und sich sehr behaglich eingerichtet. Der Zug war nicht stark besetzt; der Reisende hoffte allein zu bleiben und wenn auch im rüttelnden Waggon nicht schlafen, sich doch wenigstens bequem ausstrecken zu können. Die Enttäuschung, die ihm bevorstand, wurde ihm bis zum letzten Augenblick aufgespart. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als eine mächtige, in einem langen Pelzrock gehüllte Gestalt in der Waggontür erschien. Ein junger Mann, ein blonder Riese, trat ein. Mit weicher, wohlklingender Stimme sagte er einige Male: „Pardon!" schloß die Tür, blieb stehen, eine Antwort erwartend. Sie erfolgte nicht, und so legte er denn, nachdem er seine eigenen Reiseeffekten im Netze untergebracht hatte, die des alten Herrn sorgfältig und fast respektvoll auf den mittleren Sitz zusammen. Dann setzte er sich auf den frei gewordenen Platz, so bescheiden als möglich und ganz tief in die Ecke.

Jede seiner Bewegungen war von dem anderen mit scharfen, verdrießlichen Blicken verfolgt worden. Sein Mißfallen an dem Menschen steigerte sich, als der den steifen Hut, den er getragen hatte, mit einer runden Pelzmütze vertauschte, und der slawische Typus seiner Physiognomie noch deutlicher zum Vorschein kam.

Ist ein Russe, ist meiner Seel ein Russe, dachte der Alte. Wenn er sich auf der Heimreise befindet, werde ich ihn vor Leipzig

nicht los. Angenehme Nacht in Aussicht. Raucht eine Nacht durch wie nichts, so ein Russe.

Aber der Russe rauchte nicht, er lehnte schweigend und regungslos in seiner Ecke.

Ein neuer Argwohn stieg in dem Wagennachbarn auf: Rührt sich nicht, richtet sich zum Schlafen ein. Natürlich, so ein Russe. Raucht wie ein Kohlenmeiler oder schnarcht brüllend wie eine Rohrdommel.

Aber der Russe schlief auch nicht. Er hielt vielmehr, wie man beim Schein der mit dem Waggon hin- und herschwankenden Deckenlampe sehen konnte, die Augen mit begütigendem Ausdruck auf den Reisegefährten gerichtet, als ob er sagen wollte: Es ärgert Sie, daß ich da bin und das tut mir herzlich leid, doch kann ich mit dem besten Willen nicht verduften.

Der Übellaunige schmollte weiter. Raucht nicht, schläft nicht, sieht mich an, möchte wahrscheinlich gern plappern, alle Russen plappern gern. Dafür dank ich. Da wäre mir ein stiller Raucher und selbst ein lauter Schnarcher noch lieber. Er wandte sich plötzlich dem jungen Manne zu und sagte trocken: „Wenn Sie rauchen wollen, rauchen Sie."

Der Angeredete verbeugte sich: „Ich danke, ich rauche nicht."

„So? — Aus Gesundheitsrücksichten?" Er lächelte selbst bei der Frage an diesen blühenden, kraftstrotzenden Menschen. „Oder Geschmacksache?"

„Das letztere, ich mag den Tabak nicht."

„Erstaunlich für einen Russen. Sie sind doch ein Russe?"

„Meine Familie ist deutschen Ursprungs, aber seit mehreren Generationen in Rußland naturalisiert, in Südrußland. Ich lebe in Taurien." Er stellte sich vor: „Alexis Platow, Gutsbesitzer." Ein kurzes Besinnen, und mit abermaliger höflicher Verbeugung die Frage: „Und wie darf ich Sie nennen?"

„Nennen Sie mich Doktor," lautete die barsche Erwiderung.

„Ich bin Arzt. Das heißt gewesen. Praktiziere nicht mehr. Wenn Sie schlafen wollen, schlafen Sie," fügte er hinzu.

„Ich kann nicht, Herr Doktor, ich kann auf der Eisenbahn nicht schlafen, ein so ausgezeichneter Schläfer ich sonst bin."

„Da geht es Ihnen wie mir," sagte der Alte, „ich kann im Waggon nicht schlafen und bin kein Raucher."

„Auch nie gewesen, Herr Doktor?"

„Doch, ein leidenschaftlicher in der Jugend. Später hat es sich gemäßigt wie so vieles andere. Und auf einmal — das kam plötzlich — machte ich die Bemerkung: es schmeckt dir nicht mehr, du rauchst nur aus Gewohnheit. Da habe ich's aufgegeben."

„Sofort und gänzlich?"

„Sofort und gänzlich."

„Bewunderungswürdig, Herr Doktor; eine alte Gewohnheit aufgeben können, ohne rückfällig zu werden, das ist eine große Sache."

„Nicht so gar groß in meinem Fall. Ich hasse die Tyrannei der Gewohnheit. Der Gewohnheitsmensch ist eigentlich gar kein Mensch, ist ein stumpfer, elefantenhäutiger Popanz."

„Da haben Sie recht. Auch ich hasse die Gewohnheitsmenschen."

Der Doktor betrachtete ihn mißtrauisch. Wieder eine Übereinstimmung! Erriet ihn dieser Mensch und wollte sich ihm angenehm machen mit slawischer Wohldienerei? „Können Sie wirklich hassen?" fragte er spöttisch. „Haben Sie die Kraft dazu? Man sieht es Ihnen nicht an. Riesen wie Sie haben gewöhnlich ihre ganze Kraft aufs Wachsen verwendet."

Platow lachte gutmütig. „Mir ist doch noch einige zu anderer Verwendung übrig geblieben. Nicht nur, um zu hassen."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, Herr Doktor, — um zu lieben." Unsäglich jubelvoll waren diese letzten Worte hervorgebrochen: „Ich liebe, ich bin verlobt."

„Schon?"

„Schon seit Jahren; und, so Gott will (dem Doktor schien, als ob Platow unter dem Pelze das Zeichen des Kreuzes machte) in sechs Wochen — verheiratet."

„Und das wünschen Sie? Können Sie es nicht erwarten, sich unters Joch zu beugen?"

„Kann es wirklich kaum mehr erwarten."

„So? — Wie alt sind Sie denn?"

„Sechsundzwanzig."

„Ist das möglich? Ihnen sieht eine zwanzigjährige Seele aus den Augen."

Der Russe fing an, ihn zu interessieren. Wenn seine Menschenkenntnis ihn nicht täuschte, und die täuschte ihn selten, ehrlich gestanden meinte der Doktor: nie! — war er da auf ein Prachtexemplar der Gattung, auf ein Unikum gestoßen. Auf einen Steppenbären, so höflich, wie heutzutage kaum noch ein Haushofmeister, einen jungen Mann der Neuzeit und naiv und vertrauensselig wie ein Kind. Trägt sein Herz auf der flachen Hand herum und fragt: „Ist's gefällig?" So kam er ihm vor und so mußte er sein; nach kaum einer Stunde hätte der Doktor darauf schwören dürfen.

Er hatte ein Gespräch gefürchtet und sich dann selbst kopfüber hineingestürzt und wußte bald so viel von dem Reisegefährten, daß er seine Lebensgeschichte hätte schreiben können. Aber besser als er würde Geßner oder Florian das getroffen haben. Die reine Idylle. Alexis war auf dem Gute seiner Eltern geboren worden und ihr einziges Kind geblieben. Seinen Vater verlor er früh, wurde von der besten Mutter erzogen und bildete sich ein, ihr die Aufgabe nicht besonders schwer gemacht zu haben.

„Was aus mir werden konnte, bin ich unter ihrer Leitung geworden. Einen großen Geist und große Talente konnte sie mir nicht anerziehen. Ich bin ein einfacher Mensch. Sie werden das schon gemerkt haben, Herr Doktor, denn Sie haben einen

scharfen Blick. Mittelschlag. Altmodisch, so jung ich bin, dem Vorurteil der Pflicht unterworfen, ein gläubiger Christ."

Der Doktor murmelte: „Phänomenal" und setzte laut und ohne Spott hinzu: „Nun, ich gratuliere Ihrer Mutter und gratuliere Ihrer Braut."

„Machen Sie ihre Bekanntschaft, Herr Doktor, ich habe sie beide da!" rief Platow, und seine Augen leuchteten. Er zog ein kleines Futteral aus der Tasche, in dem zwei Miniaturbildchen eingerahmt waren, vortreffliche, in der Art Daffingers gemalte Porträts. Eine ältliche Frau in Witwentrauer, mit edlen, etwas strengen Zügen, und ein sehr junges Mädchen. Der Doktor stand auf, trat unter die Lampe und betrachtete die Bilder.

„Sie sehen Ihrer Mutter nicht ähnlich," sagte er, zu Platow emporsehend, der gleichfalls aufgestanden war.

„Nein. Ich bin ganz und gar meinem Vater nachgeraten. Meine Mutter ist eine Deutsche."

„Und das ist Ihre Braut. O prachtvoll! Wenn das Bild nicht geschmeichelt ist."

„Geschmeichelt?" rief Platow in heller Entrüstung und der Doktor fuhr fort:

„Wenn das Original so klug ist und so gut, so sanft und so energisch, wie es hier aussieht, kann man Ihnen nur Glück wünschen."

„Das kann man, vor allem Glück wünschen, daß ich dieses Jahr überstanden habe, das Prüfungsjahr. Ein ganzes Jahr der Trennung von ihr, von meiner Mutter. Mein zukünftiger Schwiegervater stellte die Bedingung, als ich bei ihm um meine Sonja warb: ‚Du (er sagt du zu mir, wir sind Nachbarn) bleibst ein Jahr fort, siehst dir eine andre Welt, andre Menschen an, und wenn du dann zurückkehrst und wenn es dir daheim wieder gefällt und auch Sonja dir noch gefällt, ist sie dein.' Ist sie mein," wiederholte er, nahm dem Doktor das Etui aus der Hand und versenkte sich in den Anblick des Bildes seiner Braut.

Sein Gesicht wurde ordentlich hübsch vor tiefer Wonne und schöner Zärtlichkeit. „Wenn ich denke!" rief er, „in drei Tagen bin ich daheim, habe alle und alles wieder, was ich liebe, meine Mutter, meine Braut, mein altes Haus und den Wald und die Felder und die Steppe, zuviel des Glückes! Zum Erschrecken viel! Wie soll ein Mensch, dem ein solches Glück auf Erden zuteil wird, sich auch noch den Himmel verdienen können?" Er hatte sich wieder in seine Ecke gesetzt, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Der Doktor aber beugte sich vor: „Sie sind mir merkwürdig," sagte er. „Sie haben doch studiert. Oder nicht?"

„Gewiß, ich habe die Universität absolviert."

„Und den Glauben nicht eingebüßt? Nichts von Ihrem Glauben?"

„Von meinem Glauben?" er dachte eine lange Weile nach, er war sehr ernst geworden. „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Herr Doktor, etwas, das nicht einmal meine Mutter weiß. Ist das nicht seltsam? Ihr sagt' ich es nie. Aber wir begegnen uns einmal im Leben und dann vielleicht nie wieder. In die Krim kommen Sie wohl nicht?"

„Schwerlich, junger Mann. Mein Weg führt jetzt ans goldne Horn und weiter und wieder heim ... Nun, was wollten Sie mir anvertrauen?"

„Daß mein Glauben eine Lücke hat, eine merkwürdige Lücke. Ich kenne die Reue nicht. Höchstens denke ich: Was du getan hast, war nicht gut, nicht schön. Das ist aber auch alles, ist nur Selbsterkenntnis, nicht Reue, nicht die Reue, die zu haben unsere Religion uns vorschreibt. Ich habe doch schon manches Unrecht begangen, und wenn ich darüber nachdachte, gründlich und ehrlich, mußte ich mir gestehen: Wenn du wieder in die selbe Lage versetzt würdest, würdest du auch wieder das selbe Unrecht begehen. Das ist schrecklich, Herr Doktor, das ist das Gegenteil dessen, was zu empfinden meine Pflicht wäre als Christ. Wenn ich noch

schärfer zusehe, ganz helle Augenblicke habe, Augenblicke, in denen im Kopfe alles licht wird und man aus- und durch und durch-denkt, dann ist es mir schon gewesen, als ob ich eine Berechtigung hätte, Reue nicht zu empfinden. Und als ob alle Menschen eine gleiche Berechtigung hätten. Welche Lücke in meinem Glauben, Herr Doktor, welch ein klaffender Riß! Aber solche Augenblicke, in denen man ausdenkt, sind selten. Im gewöhnlichen Leben duselt man so hin. Für den täglichen Gebrauch langt unsereins mit geringem Gedankenmaterial reichlich aus. Der Weg, den die Gedanken genommen haben in seltenen — soll ich sagen begnadeten oder unheilvollen Stunden? — verschüttet sich. Man findet ihn nicht wieder, aber das Resultat bleibt, die gewonnene Erkenntnis ist da. So ist bei mir die Erkenntnis da: Du bist der Reue unfähig."

„Das ist allerdings sonderbar," versetzte der Doktor und war wieder sehr spöttisch, aber voll Wohlwollen. Dem Skeptiker, dem Unfrommen, machte die Lücke in der Frömmigkeit seines Reisegefährten Vergnügen. Und für den Urheber dieses Vergnügens sprach etwas in seinem, der Vorliebe und Sympathie schwer zugänglichen Herzen.

„Wir sind einander nie begegnet," sagte er, „wir werden einander nie mehr begegnen, aber wir sind für viele Stunden zusammen eingesperrt in einem engen Rumpelkasten, wie zwei Gefangene in einer Zelle. Es ist eine bekannte Sache, daß Zellengenossen unbeschränktes Vertrauen zueinander haben. Sie schenken mir das Ihre, ich will Ihnen dafür etwas schenken, was sonst nicht zu haben ist, überhaupt nicht, um gar keinen Preis — das meine. Hören Sie, junger Mann, auch ich habe Seltsames im Punkt Reue erfahren. Ich war ein Reuekünstler, ich bin als Reuiger geboren; ich glaube, daß ich mit dem ersten Atemzug bereute, auf die Welt gekommen zu sein. Denken Sie,

dieses Talent haben und ein Arzt sein, immer von dem Gefühl begleitet sein: Hättest du das doch nicht getan, oder mehr getan, oder anders getan. Wärst du nicht so kühn oder nicht so ängstlich gewesen!"

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," unterbrach ihn Platow, „was Sie da gequält hat, war nicht Reue, es waren Skrupel, Gewissenszweifel. Reue hat man doch nur — wenn man sie hat — um einer Sünde willen."

„Verlassen Sie sich darauf: meine Reue war so heiß, wie der frömmste Büßer sie nicht heißer zu fühlen vermag. Äußerlich merkte man mir nichts an, ich trug eine eiserne Maske und gab mich für unfehlbar und bin dabei ein berühmter Arzt geworden. Und jetzt kommt die Anomalie. Irrtümer, um derentwillen mich der strengste Beichtiger losgesprochen hätte, habe ich blutig bereut. Ein Verbrechen, um dessentwillen mich der erste beste Strafrichter verurteilen müßte — nie."

Der Russe sah ihn mit lachenden Augen an. „Sie wollen ein Verbrechen begangen haben, Herr Doktor? Nun erlauben Sie mir, Sie halten mich für gar zu naiv."

„Es ist, wie ich Ihnen sage. Das größte Verbrechen, das ich als Arzt begehen konnte, habe ich begangen: ich habe einen Kranken, den ich behandelte, dessen Leben ich fristen sollte und konnte, sterben lassen, zugrunde gerichtet mit Bedacht."

„Warum sagen Sie mir das?" rief Platow. „Es kann nicht sein. Mir ist noch selten ein Mensch auf den ersten Blick so verehrungswürdig vorgekommen wie Sie."

„Den ersten Blick? — Wer jung ist wie Sie, tut gut, ihm zu mißtrauen. Sie kommen da mit einem Reisegefährten zusammen, der Ihnen einen guten Eindruck macht, fühlen sich zu ihm hingezogen und erfahren, daß er einen Mord begangen hat. Denn ein Mord war's, da hilft alles nichts. Er hat ihn begangen und nie bereut. Dieser Skrupelfänger, der tagelang bereuen konnte, daß er bei einem seiner leicht erkrankten Patienten dieses

Mittel angewendet hat und nicht jenes — hat einen Mord nie bereut."

„Einen Mord — einen Mord" — wiederholte Platow in einem Ton voll Entsetzen. „Wann war das? Wo war das?"

„Wann? Vor einigen Jahrzehnten. Wo? In einer ziemlich großen Provinzstadt, irgend einer slawischen, in die mich die Verhältnisse verschlagen hatten. Es waren außer mir noch zwei Ärzte dort und ein Bader. Alle drei hatten im Hause des Pan Sylvester ordiniert und waren suppliert worden, einer durch den andern, immer hinterrücks. Nebenbei gesagt, der jüngste war talentvoll und der einzige, der mich erstaunt und sogar mißtrauisch angesehen hat, als ich ihm zum erstenmal sagte: ‚Sie, Ihr Pan Sylvester stirbt.' Er selbst ist — schad um ihn — bald darauf während einer Typhusepidemie, die im Lande raste, hinweggerafft worden, wie manche andere Ärzte. Er hatte eine große Verachtung gegen Pan Sylvester und die teilten viele mit ihm, und viele wieder empfanden Mitleid mit ihm, ohne recht zu wissen warum und nannten ihn immer nur den armen Pan Sylvester. Ausgemacht war, daß er nie einen Bekannten — Freunde hatte er nicht — den geringsten Gefallen und nie einem Armen die geringste Wohltat erwiesen hatte. Er bedauerte sich immer, niemals aber so jämmerlich, als wenn ihn jemand um etwas bat. Der andere kam sich dann vor, wie wenn er einen Bettler hätte berauben wollen. In der Kunst, zu lamentieren, besaß dieser Pan eine unerhörte Virtuosität. Wenn er es darauf anlegte, zu rühren, rührte er sogar die Gleichgültigen und Kalten. Eine nur ließ sich nie hinters Licht führen, die eine, die ihn ganz und völlig kannte, die alte Haushälterin Bohuslava, eine Art Faktotum. Sie war mit der verstorbenen Frau ins Haus gekommen und hatte mit ihr alle Qualen ihrer unglückseligen Ehe durchgemacht. Es hieß, die Frau sei bildschön und der Mann voll tollwütiger Eifersucht gewesen. Ohne Grund. An ihrer Frauentugend hatten nicht einmal die Mißgünstigen je gezweifelt. Aber

sie klagte — und das war ungeschickt und wurde ihr übel genommen. Es ist einmal Ehrensache für die Frau, in ihrer Ehe wenigstens glücklich zu scheinen. Sie setzt sich selbst herab, wenn sie eingesteht, daß sie es nicht ist. Die Welt fordert in dem Punkte eine heroische Heuchelei, die vielleicht ihr Gutes hat. Das gehört aber nicht hierher.

Eines Tages traf ich meinen jungen Kollegen und er kündigte mir an, ich möge mich gefaßt machen, nächstens zu Sylvester gerufen zu werden. Der Pan beginne liebenswürdig mit ihm zu sein, ein sicheres Zeichen stiller Unzufriedenheit bei dieser aufrichtigen Seele. Unter der Hand, auf Umwegen, hatte er sich schon nach mir erkundigt in seiner Katzenart.

‚Geben Sie acht,' sagte mein Kollege, ‚nächstens werden Sie gerufen. Sie kommen jetzt dran und nach Ihnen, oder vielleicht schon im geheimen mit Ihnen zugleich, irgend eine Kurpfuscherin. Gehen Sie trotzdem zu ihm, ich bitte Sie, nicht seinet-, aber der Tochter wegen. Ein wunderbares Wesen. Sie werden sehen. Ich wäre längst weggeblieben, ohne diese Märtyrerin — und welches Leben führt der Engel!' Er sprach lange fort in Ausdrücken ... mit einer Begeisterung ... Ich mußte merken, was es bei ihm geschlagen hatte. Aber er war gescheit, er machte sich keine Hoffnung; er wußte: ein reiches Edelfräulein und ein armer Doktor das stimmt nicht. Stimmte wenigstens damals noch nicht.

Richtig also, bald darauf erhielt ich einen schön geschriebenen Brief von der Panenka Michaela. Im Namen ihres Vaters bat sie mich, ihn am nächsten Morgen, so früh als mir irgend möglich sei, besuchen zu wollen. Die Neugier trieb mich hin. Ich bin bis ins Mannesalter hinein neugierig gewesen. Was ich fand, war ein luxuriös eingerichtetes Haus, zahlreiche Dienerschaft und endlich ein mit wahrhaft erfinderischer Kunst für das Wohlbehagen des Patienten ausgestattetes Krankenzimmer. Er selbst ein langer, dürrer Mensch mit einem Vogelkopf. Den

flachen Schädel bedeckten dichte, kurz gehaltene, pfefferfarbige Haare. Die Augen waren klein und lauernd, die Nase bog sich schnabelartig dem breiten Munde zu. Sein gelbliches Gesicht war bartlos. Um den Hals hatte er einen seidenen Schal geschlungen und trug einen weiten Tuchrock mit Verschnürungen. Dieser Vogelmensch hatte eine hohe klagende Stimme und ein unstillbares Sprechbedürfnis und setzte sich gleich in Szene als der geduldige und heldenmütige Kranke, der die schweren Leiden, die Gott über ihn verhängt, gern auf sich nähme, wenn sie ihn nur nicht zu einer Plage und zu einer Last für seine Umgebung machen würden. Aber das — das war ihm das Ärgste. Er, eine Plage, eine Last, der sein Leben lang ein Zentrum gewesen war und gewohnt zu nützen, zu stützen. Der Reim gefiel ihm, er wiederholte ihn mehrmals. Ich denk es noch. Was man sich merkt ... Das Gedächtnis ist ein eigenes Ding ... Was man sich merkt — was man vergißt! ...

Er also war gewohnt gewesen, zu nützen, zu stützen. Und jetzt! Ach, wenn seine Kinder nicht wären, ihnen zu Liebe, die es um ihn nicht verdienten, so deutlich ließ er das durchblicken, daß es einem die Augen ausstach, schleppte er sein elendes Dasein weiter und tat sogar, was eben zu tun Pflicht ist, um es zu erhalten, nur ihnen zuliebe.

Und nun kam die Krankengeschichte, die lange vor dem A anfing und weit hinter dem Z aufhörte. Alle Augenblicke berief er sich auf seine Tochter und auf die alte Wirtschafterin, die beide anwesend sein mußten bei meinem ersten Besuch. Wenn er so stark aufgetragen hatte, daß ihm die Tünche selbst zu schreiend und zu unwahrscheinlich vorkam, dann sollte seine Tochter die Behauptung bestätigen. Sie errötete, sie zögerte, brachte die Lüge nicht heraus. Sie sagte: ‚Ja, ungefähr ... Es wird dir so vorgekommen sein,‘ und seufzte ganz leise und mit unsagbarer Langmut: ‚Der arme Papa!‘

Was, ‚der arme!‘ Ich beobachtete ihn; wenn sie ihn halb

und halb im Stiche ließ, da kochte es in ihm, da sah er sie an, als ob er sie zerreißen wollte. Da begriff ich, wie zornmütig er werden konnte, der sentimentale Dulder.

Unter einem solchen Blicke schauderte sie, beugte sich aber nicht, gab nicht klein bei. Sie war ein tapferes Geschöpf. In der Stunde schon habe ich sie beurteilt und hatte an dem Bilde, das ich mir damals von ihr gemacht, auch in der späteren Zeit wenig hinzuzufügen und wenig hinwegzunehmen. Nicht normal, eine Heilige. Heilige sind ja nicht normal. Übermüdet, erschöpft durch das Leiden, den fortwährenden Kampf, die fortwährende Selbstbeherrschung. Und schön ... eine anmutige, unwiderstehliche Schönheit. Eine Gestalt, hoch und schlank und wie für die Ewigkeit gebaut. Und die Ansätze der Glieder und des Halses doch so fein, und ein Ebenmaß ... ihre Bewegungen waren wie Musik. Dunkle, große Augen und im Gesicht dieser Heiligen etwas von dem keuschen Liebreiz der kindischen Aphrodite."

Er schwieg plötzlich, er saß aufrecht und sah gerade vor sich hin. Das schwankende Licht der Lampe glitt über seine edlen, markigen Züge, und Platow dachte: Wie prächtig sieht er noch aus als Greis. Er muß ein gefährlicher Mensch gewesen sein und wird dieser Panenka Michaela nicht weniger gefallen haben, als sie ihm. Und stolz und tüchtig und sicher war und ist er, und was er da erzählt von einem Verbrechen, das er begangen hat, glaube ich nicht. „Glaube ich nicht!" rief er laut und weckte den Doktor aus tiefem Sinnen. Der fuhr zürnend auf:

„Was glauben Sie nicht?"

„Daß Sie ein Verbrechen begangen haben."

„Nach Belieben — ich bin wohl ein alter Gaukler, der auf den Eisenbahnen herumfährt und wildfremden Personen Schauermärchen erzählt!"

„O, Herr Doktor, o!"

Der Doktor strich mit der Hand über seine Stirn: „Seit Jahren ist ihr Bild nicht mehr so deutlich vor mir gestanden, es

war wie im schönsten Traum. Das dank Ihnen der Teufel, daß Sie mich geweckt haben ... Aber auch die andere," setzte er nach einer Weile mit der früheren Lebhaftigkeit hinzu, „die alte Bohuslava, ihr Widerspiel, steht vor mir in ihrer monumentalen, aber nicht — o gar nicht abstoßenden Häßlichkeit. Groß, starknochig, mit derben Zügen, unbotmäßigen grauen Haaren, die von allen Seiten unter der runden, bändergeschmückten Haube hervorquollen und von denen jedes einzelne gegen die göttliche Weltordnung zu protestieren schien. Sie hatte zwei Leidenschaften: Haß gegen ihren Herrn, Liebe für seine Kinder, die Liebe einer Löwenmutter. Wenn Pan Sylvester sie anrief: ‚Bohuslava, weiß Sie noch, besinnt Sie sich noch?' besann sie sich nie, wußte sie nie, verstand ihn zu ärgern, daß jeder Blutstropfen in ihm zu Galle wurde. Dann freute sie sich so offenbar, daß er es merken mußte. Bei solchen Gelegenheiten stieß er sie (wie ich hörte, sogar höchst eigenhändig) zur Tür hinaus, zum Hause aber nicht. Er dachte nicht daran, die alte, unentbehrliche Dienerin zu entlassen, er war ein Gewohnheitspopanz und hatte übrigens ein Bedürfnis nach lärmenden und aufregenden Szenen."

Der Doktor unterbrach sich: „Ein Fluch war der Mensch, ein Fluch für seine Kinder. Er hatte deren drei. Der Älteste, ein Sohn, ein ernster, tüchtiger Mann, verwaltete die großen Güter, nach den Anordnungen des Vaters, wie der sich einbildete, tatsächlich aber selbständig. Seit drei Jahren schon war er mit einem liebenswürdigen jungen Mädchen verlobt, einer vermögenslosen Waise, um die sich auch ein anderer gutsituierter und unabhängiger Mann bewarb. Pan Sylvester versagte seine Einwilligung zu dieser Heirat, er wollte durchaus nur von einer wohlhabenden Schwiegertochter etwas hören. Nicht weniger bockig als er war der Vormund des Mädchens, stand ganz auf der Seite des andern Bewerbers, konnte den Augenblick kaum erwarten, sein verantwortliches Amt als Beschützer

seiner schönen, vielumworbenen Mündel los zu werden. Es lag also Gefahr im Verzuge und Pan Sylvester, dem man endlich eine halbe Zustimmung abgerungen hatte, zog die Sache in die Länge, zögerte, vertröstete. Ja, der verstand zu quälen.

Auf keinem lastete er aber durch sein bloßes Dasein so entsetzlich schwer, wie auf seinem jüngsten Kinde, einem Sohn. Vierzehn Jahre alt damals und auch schön. Der alte Pan hatte lauter schöne Kinder. Nur ein gar so zartes Gebilde, dieser hellblonde Knabe, ein Kind des Alters und der Kränklichkeit. Man hatte gezweifelt, daß seine Mutter noch die Kraft haben werde, ihn zur Welt zu bringen. Acht Tage nach seiner Geburt starb sie. Michaela hatte sich seiner mütterlich angenommen, er war ihr das Liebste auf der Welt, der scheue, blauäugige Sylph. Mich ließ er kühl. Ich fragte seine Schwester: ‚Wie geht's Ihrer Treibhauspflanze, Ihrem Herzblatt?' Ich neckte sie: ‚Sind Sie auch gewiß, daß er lebt, ein Mensch ist, und nicht eine Orchidee?" Darüber konnte sie böse werden und es war zu herrlich und ich jubelte und triumphierte. Sie kann doch auch böse werden, gehört nicht zu den puren Geistern, ist nicht bloß eine Heilige.

Um auf den Jungen zurück zu kommen — der bebte vor seinem Vater, erzitterte, nicht aus Furcht — aus Abneigung. Ein zweiter, so absolut reiner Fall von angeborener, unüberwindlicher Antipathie ist mir nie wieder vorgekommen. Das bißchen Rot, das der Knabe auf den Wangen hatte, verschwand, verwandelte sich in einen grünlichen Schatten, wenn es hieß: der Vater läßt dich rufen. Und gerade für ihn hatte Sylvester eine Art Vorliebe, so viel, als er eben haben konnte. Er legte ihm die Hand auf den Kopf, streichelte ihm das Gesicht. Dann durchzitterte den ganzen zarten Körper des Kindes ein rieselnder Schauer ... peinlich mit anzusehen. Alle bemerkten es, nur der Urheber der Qual nicht, die sein armes Kind mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, zu verhehlen suchte."

Der Doktor hielt inne — versank in Schweigen. Eine Weile

verging, bevor er wieder das Wort nahm: „In diesen letzten Tagen sind allerlei Zufälligkeiten zusammengekommen, die gemacht haben, daß ich an Pan Sylvester öfter denken mußte, als es in Jahren geschah. Er erscheint mir heute doch in einem etwas milderen Lichte als damals... Ebenso widerwärtig, aber weniger verabscheuungswürdig. Er war eigentlich kein böser Mensch, er hat seine Bauern nicht geschunden, seine Diener nicht mißhandelt. Er war falsch, borniert und egoistisch, und — wie viel Wahre, Gescheite und Selbstlose laufen denn auf der Welt herum? Im Äußeren hatte er etwas vom Vogel, im Innern war er wie Blei, so zäh, so schwer — was der lasten konnte! Wo er sich zeigte, da gab's nur ihn, da kam keine andere Individualität zur Geltung, da verlor jeder das Recht auf sein eigenes Ich."

„Merkwürdig, Herr Doktor," sagte Platow, „ich kenne einen Menschen von derselben Art. Er steht mir fern, Gottlob, aber sehen Sie, den haß ich. Und wenn ich mit ihm leben müßte, wer weiß, wessen ich fähig wäre."

„Keiner argen Grausamkeit, wenn er nur Ihnen Übles täte; wenn Sie ihn aber Eine", — er verbesserte sich: „Andere zugrunde richten sähen, die Ihnen lieber sind, als Sie sich selbst... Nehmen Sie nur an, die Zeiten, in denen das Blei nichts tat als lasten und beklemmen, das waren die guten. Die schlimmen waren, wenn es ins Kochen kam und einer der Wutanfälle eintrat, die kein Ende nehmen wollten. Da zitterte das ganze Haus — unnötiger Weise. Die Leute hätten aus vielfacher Erfahrung wissen können, daß ihnen nichts geschah. Aber kämpfen Sie die Furcht mit Vernunftgründen nieder, versuchen Sie's!"

Von neuem ließ er eine Pause eintreten und fuhr dann fort: „Einmal paßte mir Bohuslava im Vorzimmer auf: ‚Der Pan gefällt mir nicht,' sagte sie.

‚Auch mir nicht,' gab ich zur Antwort.

Sie schwieg lange, dann legte sie die Finger auf meinen Arm

und sprach: ‚Zeit wär's, sonst nimmt er sie mit, oder schickt sie gar noch voraus.' Ich wußte, von wem sie sprach. ‚Sie', das war Michaela. Wie diese ihren Bruder, so liebte Bohuslava ihr Fräulein. Vielleicht noch mehr. Es war eine mit Verzweiflung gefütterte Abgötterei. Die Alte hätte sich für ihre Herrin in Stücke hacken lassen und war nicht imstande, ihr die kleinste Bitternis zu ersparen: ‚Haben Sie Augen, Herr Doktor? Fällt Ihnen nicht auf, wie sie aussieht?'

‚Fällt Ihnen nicht auf?' fragte sie mich. Blödsinnige Weibsperson — mich! Freilich, meine eiserne Maske. Es liegt nur eine Generation zwischen euch und uns, aber der Unterschied ist himmelweit. Für uns war Begehren und die Hand ausstrecken nicht eins. Daher die geübte Kraft. Ein Arzt braucht mehr Seelenstärke als ein anderer. Beim ersten Betreten eines Hauses fallen Schranken vor ihm nieder, die man vor dem ältesten Bekannten aufrecht erhält. Wenn er Vertrauen gewonnen hat, wie kommt man ihm entgegen, wie wird er erwartet und begrüßt — nur den Geliebten erwartet und begrüßt man wie den guten, geschickten Herrn Doktor, der den unausstehlichen Herrn Papa behandelt ... Sich hüten! O — kein Narr sein, sich nicht täuschen! das prägte ich mir ein, täglich wenigstens einmal. Ich wurde aber oft dreimal an einem Tage gerufen und die Ungeduld des Kranken teilte sich seiner Tochter mit. Immer war sie es, die mir entgegenkam, freundlich und wie aufatmend. Und dieses Frauenzimmer da fragte: ‚Fällt Ihnen nichts auf an ihr?' Die unnatürlich groß geöffneten Augen und die Abmagerung und ... Ja, sie bezeichnete die Symptome der Nervenkrankheit, die im Anzuge war, ganz richtig und genau. ‚So hat ihre Mutter angefangen zu sterben. Und sie wird es kürzer machen. Sie war nie so kräftig, wie ihre Mutter. O, Herr Doktor, ein Bild der Gesundheit, als sie an den Altar getreten ist, und ein Herz! Kein Engel des Lichts kann besser sein — und nach zehn Jahren nicht mehr zu erkennen. Aufgeregt, zerfahren, kaum noch gut.

Aus adeliger Familie waren sie beide, aber sie gebildet, fein, eine Stadtdame und er — nun, Sie sehen ja. Den Umgang mit seinesgleichen immer gemieden, da hätte er ja doch Rücksichten haben, sich ein bißchen zusammennehmen sollen, also — lieber nur mit Untergebenen verkehrt, die sich aus allem eine Ehre machen mußten. Sie hatte bei Tag keine Freude und bei Nacht keine Ruhe. Diese Auftritte! Mein Schlafzimmer befand sich zu ebener Erde, gerade unter dem ihren. Da hörte ich ihn auf und ab rasen, da schrie und beschimpfte er sie und schwor, daß sie ihn betrüge!' Die Alte brach plötzlich ab, ihre Gedanken hatten auf einmal eine andere Richtung genommen: ‚Und sie hat auch keine Ruhe mehr bei Nacht, seit drei Wochen ist sie nicht mehr in ihr Bett gekommen. Sie muß bei ihm wachen.' — ‚Wozu denn?' rief ich, ‚das ist ja ganz überflüssig.' — ‚Aber er will's, das heißt, er gibt zu verstehen, daß er es will. So etwas sagen, Gott behüt's, man muß es erraten und es ihm aufdrängen. Er muß sich wehren können und beteuern: Ich mag es nicht, sie tut's aus Eigensinn. Und weh ihr, wenn sie es nicht täte. Ihr ärgster Feind könnt ihr nichts anderes raten.' — ‚Ich werde der Komödie ein Ende machen,' sagte ich, ‚ich werde ihm befehlen, eine Krankenwärterin zu nehmen.' — ‚Ja, ja, befehlen Sie das, wenn Sie ihn wollen weinen sehen, befehlen Sie's. Er hat drei Kinder, muß aber eine fremde Wärterin nehmen. Er hat das Haus voll Leute, lauter Leute, die von ihm leben, besser leben als er, und ist auf die Dienste einer fremden Person angewiesen.' — Sie konnte nicht weiter, sie knisterte förmlich vor Entrüstung. ‚Der Jaroslav' — das war der ältere Bruder — ‚hilft auch mit sie quälen,' begann sie nach einer Weile von neuem. ‚Er bildet sich ein, daß sie Einfluß hat auf den Vater, der Narr, er kennt ihn nicht, war von klein auf mehr aus dem Haus als drinnen, weiß nicht: Auf den Vater hat niemand Einfluß, nie-nie-niemand! Ist zur Hälfte Stein, zur Hälfte Teig. Gewinnen Sie dem Stein Mitleid ab, schlagen Sie Nägel in Teig ein! Jaroslav meint, wenn sie nur wollte,

wenn sie den Vater bitten wollte, er warte nur darauf, um nachzugeben. So plagt er sie ... Der Jüngste plagt sie ebenfalls, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ohne anders zu können. Er hat vor dem Vater eine Scheu, daß es unnatürlich ist. Auf meinem Arm bekam er einmal Krämpfe, weil der Pan ihn streichelte. Wenn der Pan ihn streichelt, ist's nicht anders, wie wenn er sich von einer Schlange liebkosen lassen müßte. Er hat es ihr gestanden unter Tränen und sie ist darüber völlig in Verzweiflung geraten: O mein Kind, o mein Liebling, so darfst du nicht fühlen, das ist eine große Sünde. Du mußt das überwinden, mein Kind! So predigt sie ihm und leidet mit ihm mehr als er selbst ... und was tut sie in ihrer Frömmigkeit, diese Heilige? — Sie tut Buße für ihn.'

‚Das auch noch?' Ich weiß, daß ich's geschrieen habe. Ermessen Sie nur. Noch Buße tun. Sie, noch Buße tun! Ich war wie ein Verrückter. Ich ging nach Hause, und mit dieser Nacht begann eine Reihe von furchtbaren Nächten, in denen ich nur den einen Gedanken in mir herumwälzte, immer den einen und denselben Gedanken: Wenn der Mensch nicht wäre! Wenn der Mensch aufhörte zu sein.

O, die Familienmisèren! Dieses Aufgefressenwerden aller durch den einen. Immer den Unwürdigsten, denn die Guten fügen sich, geben nach, bringen Opfer ... Es braucht gar nicht der pater familias zu sein, es kann auch eine Mutter sein, eine Schwester, ein Kind, der oder dem alles geschlachtet wird. Man braucht sie nicht einmal zu lieben, am allerwenigsten zu achten. Aber sie haben die Macht, die Vampire. Irgend ein Vorurteil gab sie ihnen, ein krankliches Gefühl von Pflicht oder auch Furcht vor der öffentlichen Meinung ... Die Vampire! Wer weiß, ob diese Aussauger und Auffresser nicht die unbewußten Urheber der Vampirsage sind."

Platow lächelte: „Sie sind nicht verheiratet, Herr Doktor?"

„Nein."

„Auch nie gewesen?"

„Nein."

„Sie haben auch nie daran gedacht, sich zu verheiraten — es niemals heiß und sehnlich gewünscht?"

Der Doktor sah ihn rasch und durchdringend an und antwortete nach kurzem Zögern: „Doch — das heißt, dieser Wunsch hätte heiß und sehnlich werden können, wenn ich ihn nicht im Keim erstickt hätte."

„Und warum haben Sie das getan, Herr Doktor? ... Verzeihen Sie," setzte er mit dringender Bitte hinzu, „ich sündige auf das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrt haben — warum haben Sie diesen Wunsch im Keim erstickt?"

„Die Umstände zwangen mich dazu."

„Und jetzt, Herr Doktor, denken Sie von dem Glück, das sich Ihnen versagt hat, oder das Sie verschmäht haben, doch gar zu gering, wie das Familienbild beweist, das Sie eben entwarfen. Aber bitte, erzählen Sie weiter von Ihrem Vampir."

„Ja, ja, er war einer, ohne Genuß davon zu haben; er gehörte, wie schon gesagt, nicht zu denen, die bös sind um des Bösen willen. Er hatte keine Freude an der Peinigung anderer und überhaupt an nichts und nichts vom Leben. Dieses elende und elend machende Dasein fristen, war in jeder Hinsicht eine undankbare Aufgabe. Und ich unterzog mich ihr seit Monaten und hätte mich ihr noch durch Monate, vielleicht Jahre unterziehen können."

„Können?" wiederholte Platow und starrte ihn angstvoll an.

Der Doktor hielt den Blick aus, sein Ausdruck wurde streng, seine Rede eisig. „Das Leben dieses Menschen fristen, hieß seine Leiden fristen, seine Kinder unglücklich machen oder töten. Ich habe ihn aufhören lassen zu leiden und zu quälen. Der Mann, der so vielen das Dasein verdüstert und vergällt hatte, hat einen leichten, sanften Tod gehabt ... Und als es geschehen war,

wissen Sie, was mir dann unbegreiflich erschien? Meine in Zweifelsqualen durchwachten Nächte, der furchtbare Widerstreit, unter dem der Entschluß gereift war. Was hatte diese furchtbaren Kämpfe, diesen Widerstreit erregt, was hatte mich dem Wahnsinn so nahe gebracht, daß ich dagestanden war Aug in Aug mit ihm, mit der entsetzlichen Frage auf den Lippen: Bin ich dir schon verfallen? Ist keine Rettung mehr? Lauter drehende Räder im Gehirn, kein Ruhepunkt, kein Lichtstrahl. Und jetzt: Überwunden! Was hatte den Konflikt erregt? Der Widerspruch zwischen dem anerzogenen Pflichtgefühl und der Pflicht als solcher, der Pflicht an sich. Die hatte ich erfüllt, der war ich gerecht geworden und eine wonnige Ruhe durchsonnte mich."

Der Mund Platows bewegte sich, aber es drang kein Laut aus ihm hervor. Nur die großen Augen mit ihrem hellen Kinderblick sprachen: Hast du mich zum besten oder dich selbst? Er drückte sich tief in seine Ecke, es überrieselte ihn kalt. War er mit einem Irren eingesperrt für den Rest der Nacht, konnte es noch zum Kampfe kommen zwischen ihm, dem Riesen, und dem feinen, kleinen, schmächtigen alten Herrn?

Einen Augenblick nachher staunte er schon, wie dieser Einfall ihm hatte kommen können. Der alte Herr in der anderen Wagenecke sah wahrlich einem Verrückten nicht gleich, war ganz Klugheit, Reife, Überlegung. Voll Lebhaftigkeit nahm er seine Erzählung wieder auf.

„Daß der Seelenfrieden, zu dem ich nun gelangt war, anhielt und daß nicht der kleinste Mißton meine wundervolle Stimmung störte, das dankte ich den herrlichen Kindern. Beim Begräbnis hatte ich sie nur flüchtig gesprochen, war in der Nähe gestanden, ein stiller Beobachter. Der Älteste war blaß, biß die Zähne fest aufeinander; ich wußte, was er empfand: Schmerz, daß er keinen Schmerz empfinden konnte an diesem offenen Grabe. Der Sylph preßte den Kopf an die Schulter

seiner Schwester, sah mit Angstaugen um sich, alle bedauerten ihn: ‚Der arme Jüngling, wie traurig er ist, wie ihm bangt nach dem Vater!‘ flüsterten die Leute einander zu. Ich wußte es besser: vor dem Vater bangt ihm. Ihn durchgruselt's: Vielleicht sprengt er den Deckel seines Sarges, steht auf, kommt, liebkost mich wieder ... Und sie — woher sie die Tränen genommen hat, weiß ich nicht; aber sie hatte Tränen, heiße, kindliche Tränen, um den Peiniger. Sie weinen zu sehen, tat mir nicht weh. Es sind deine letzten Tränen, dachte ich, für lange Zeit. Warte nur, wie du aufblühen wirst in Jugendfrische, einem neuen Glücke entgegenblühen. Du kennst die höchsten Menschengüter noch nicht, ahnst nichts von der Wonne der Freiheit, der Selbstbestimmung, von der ernsten Seligkeit, keinen Richter über dein Tun und Lassen zu haben als dein eigenes Gewissen. Du wirst am Morgen erwachen mit einem Glücksgefühl, dessen Grund du nicht kennst. Aber du wirst es haben, auch wenn du dir nicht gestehst: Der Bedränger ist fort, daher kommt es. Du lagst wie im Grabe, nun ist der Stein gehoben. Das Kellergewölbe, in dem du, eine Lebendig-Tote, den Schein eines Daseins führtest, ist gesprengt. Über dir blaut der Himmel mit seiner Tagessonne und mit den Sternen der Nacht. Tritt hinaus! lebe! Freue dich deiner Schönheit, deiner Jugend, sie werden nicht welken im Dienste des Absterbenden. Du wirst dein holdes Selbst der Liebe hingeben, der Pflege des Werdenden. Freudige Sorge um Blüten und Früchte wird deine segensreichen Tage erfüllen.

Köstliche Gedanken — ich hing ihnen nach.

Ins Haus war ich nicht mehr gekommen und es waren doch schon zwei Wochen seit dem Tode des Pan vergangen. Jaroslav hatte mich mehrmals besucht, immer Grüße von seiner Schwester gebracht und endlich gesagt, es täte ihr leid, daß ich gar nicht mehr käme.

‚Ist denn jemand krank?‘ fragte ich und er antwortete, sie

hätten gehofft, daß der Freund sich noch bei ihnen einfinden werde, wenn der Arzt nicht mehr nötig sei.

Am selben Nachmittag ging ich hin.

Es war im Winter und begann zu dunkeln. Die zwei Laternen vor dem alten Hause, dem schönsten auf dem großen Platze, brannten schon; mir kam vor, als sähe es weniger finster drein als sonst, als hätten die grauen Mauern ein freundliches Greisenlächeln. Das Tor schien zu sprechen: ‚Bist endlich da, es hat mich gelangweilt, daß du so lang nicht kamst,‘" ... Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er eifrig fort: „Und das alte Tor öffnet sich, als ich den schweren Klopfer in Bewegung setze, schickt der überstandenen Langweile noch einen Gähner nach und schluckt mich voll Behagen, und ich streichle es im Vorübergehen. Und der kahle Portier mit dem großen Barte und den Schweinsaugen, dessen Stummheit sprichwörtlich geworden ist, hält mir eine Rede: ‚Ach, der Herr Doktor, aber das ist schön, daß man den Herrn Doktor einmal wieder sieht.‘ Auch die anderen Diener, lauter Charakterköpfe, grüßen bis zur Erde, schauen neugierig, zuvorkommend, untertänig. Ja, das alte Wort: Was du bei den Herren giltst, sagt der Gruß der Diener dir. Auf dem Gange traf ich Bohuslava. Ihr gelbes Gesicht strahlte vor stillem Glück. Ich glaube, wenn der Pan aus seinem Grabe gestiegen wäre, sie hätte ihn umarmt unter der Bedingung, daß er sich nur eiligst wieder zu seinen Vätern versammle. Im Salon fand ich die ganze Familie. Sie saßen alle beisammen um den Tisch des großen Etablissements, nicht wie sonst, jeder für sich in einem andern Winkel. Das Licht der hohen, mit einem roten Seidenschirm bedeckten Lampe fiel auf lauter heitere, friedliche Gesichter. Erlöst! Erlöst! schien auch da mir alles zuzurufen.

Jaroslav und seine liebliche Braut waren über eine Landkarte gebeugt, sie entwarfen den Plan zu ihrer Hochzeitsreise. Er hielt ihre Hand in der seinen, ihre Köpfe berührten sich,

zärtlich und glückselig flüsterten sie miteinander. Hinter ihnen stand der kleine, gelbliche, nervöse Vormund und hatte seine Freude an der ihren, hauptsächlich aber an dem Gedanken, daß er jetzt frei von Sorgen sei und nicht mehr in Versuchung komme, seine Mündel unglücklich zu machen aus Gewissenhaftigkeit.

Der schöne Sylph war auch da, schon in den paar Wochen ein weniger ätherisches Wesen geworden... Und ihr, der Schönsten, der Liebsten, der Unvergleichlichen, sah ich es auf den ersten Blick an: sie ißt, sie schläft, sie befindet sich auf dem besten Wege zur Genesung. Sie lebt auf und gibt sich wohl keine Rechenschaft von dem Grund, dem sie dieses Aufleben verdankt.

Ich hatte von meinem alten Vorrecht Gebrauch gemacht und war unangemeldet eingetreten. Näherte mich dem Tische. Ein Freudenschrei: ‚Ah — Sie!' begrüßte mich. Michaela hatte ihn ausgestoßen. Sie stand rasch auf, kam auf mich zu und reichte mir beide Hände und entzog sie mir wieder plötzlich ganz bestürzt... Und diese Begrüßung, diese Bestürzung, dieses scheue Zurückweichen — waren von einer Beredsamkeit...

Nein, daran hatte ich nie gedacht — das nie für möglich gehalten — nie! Es überkam mich wie ein blendendes Licht, es lähmte mich, ich stand da und schwieg und sah ihr in die Augen.

‚Herr Doktor,' sagte sie mit leiser und mühsamer Stimme. ‚Dank, daß Sie doch endlich kommen, daß Sie mir erlauben, Ihnen zu danken für alles, was Sie für unseren armen Papa getan haben. Sie waren übermenschlich gut für ihn, geduldig, nachsichtig, wie noch kein Arzt vor Ihnen...'

‚Ja, ja, erfinderisch gut,' fiel Jaroslav ein, der auch aufgestanden und an die Seite seiner Schwester getreten war. ‚Was Sie ihm an Leiden ersparen konnten, haben Sie ihm erspart. Daß seine letzten Tage fast schmerzfrei gewesen sind, daß sein Tod ein so sanfter war — Ihr Werk, verehrter Herr Doktor, lieber Freund,' er betonte das Wort, sah mich wie ermunternd

an und setzte mit lächelnder Bitte hinzu: ‚wenn wir so sagen dürfen.‘

Dann habe ich bei ihnen einen unvergeßlichen Abend zugebracht. Es waren liebe Menschen; wohl, sicher, gut aufgehoben fühlte man sich unter ihnen. Sie waren gescheiter, gebildeter, als ich sie geschätzt, nahmen einen bedeutend höheren geistigen Standpunkt ein, als ich gewußt hatte. Das war alles unterdrückt gewesen, das alles wäre verkümmert ohne die Befreiung von der erdrückenden Last, unter der sie geseufzt hatten.

Um zehn Uhr wurde der Wagen des Vormunds gemeldet. Er mahnte zum Aufbruch, verabschiedete sich und ich tat das selbe. Michaela reichte mir die Hand und sagte: ‚Auf Wiedersehen!‘ Und ich sprach mein Bedauern darüber aus, nicht wiederkommen zu können, brachte etwas von einem Ruf ins Ausland vor, dem ich unverzüglich Folge leisten müsse. Ich küßte ihre liebe Hand und beugte mich tief, tief, ich wollte nicht, daß sie mir ins Gesicht sähe.

Ein böser Augenblick und bös die Zeit, die ihm folgte. Man kann so etwas tun, wie das, was ich getan habe, man kann sich Glück dazu wünschen, im ersten Augenblick und immer, aber belohnen kann man sich dafür nicht lassen.“

„Natürlich nicht. O, das hätte noch gefehlt!“ rief Platow.

„Um mich zur Hölle völlig reif zu machen, meinen Sie?“

Der Reisegefährte senkte den Kopf. Seine beweglichen Züge hatten etwas Starres, Unerbittliches angenommen. Er blieb lange stumm. — „Ich muß Sie noch einmal fragen, Herr Doktor,“ sprach er endlich, „warum haben Sie mir das alles erzählt?“

„Es kommt von der Zellengenossenschaft; das war schon zwischen uns ausgemacht. Warum haben Sie mir die Dinge erzählt, aus denen Sie sogar Ihrer Mutter ein Geheimnis machen?“

„Meine Geständnisse sind ungefährlich.“

„Ja so. Und die meinen von gar heikler Natur.“

„Sie haben mir Ihren Namen nicht genannt, gestehen aber, daß es ein berühmter ist. Ihre Geschichte bietet Anhaltspunkte genug, die mich auf die richtige Spur zu führen vermöchten und wenn ich nachforschen wollte ..."

„Könnten Sie mich nachträglich noch vor den Untersuchungsrichter bringen," versetzte der Doktor kühl und ironisch. „Sie werden es nicht tun ... Wenn ich nur noch einiges so sicher wüßte!"

„Ja, ja, Herr Doktor, Sie können darauf schwören, ich werde keine Nachforschungen anstellen und es freut mich, daß Sie mir das ansehen. Diese Sicherheit erklärt aber noch nicht, warum ..."

Der Doktor fiel ihm ins Wort: „Warum ich Ihnen etwas erzählt habe, das ich meinem besten Freunde verschwieg und das nie wieder über meine Lippen kommen wird? Nun — Sie wissen — meine Gedanken waren all die Tage von der alten, vergessenen Geschichte erfüllt und hätten sich mit ihr beschäftigt, wenn ich die Nacht hindurch allein geblieben wäre. Da kamen Sie und machten mir den Eindruck eines Menschen, vor dem man ohne Gefahr laut denken kann ... Dazu eine seltsame Macht: der Reiz des Einmal und Niewieder, der uns antreibt, etwas zu tun, das sonst durchaus nicht in unserer Art liegt ... Endlich — was niemand besser begreifen wird als Sie" — schloß er mit einem Lächeln — „das Beichtbedürfnis, das in jedem Menschen liegt und das auch einen Irreligiösen plötzlich überkommen kann."

„Nein, Herr Doktor," erwiderte Platow, „ein Beichtbedürfnis war es nicht, denn diesem müßte die Reue vorangegangen sein, und ..." Er unterbrach sich: „Sie haben vorhin von Pflicht gesprochen und mir schien es, als ob Sie sagen wollten — oder habe ich Sie mißverstanden? — daß es für besondere Menschen in besonderen Fällen ein Drüberstehen gibt. Das will mir nicht zu Kopf. Ich glaube, niemand steht über der Pflicht, der ganz ordinären, deutlich vorgezeichneten. Die des Arztes

ist: das Leben des Kranken, der sich ihm anvertraute, so lange zu fristen, als er irgend vermag."

„Ganz recht, ganz recht."

„Aus Ihrer Geschichte geht aber hervor ..."

„Nichts für andere! Ich protestiere gegen jede Nutzanwendung."

„Sehr gut," sagte Platow mit ungewohnter Schärfe, „ein andrer soll also nicht eine Todsünde begehen, um ein Wesen, das er liebt, vom Tode zu retten."

„Was ein andrer soll, weiß ich nicht. Ich bin noch nie in der Haut eines andern gesteckt, ich kann für einen andern das feine Abwägen nicht vornehmen zwischen Einsicht und Vermögen, äußerem und innerem Zwang und so vielem noch, aus dem das Sollen eines Menschen sich konstruiert. — Ich habe gewagt, dem Schicksalsrad in die Speichen zu greifen. Beliebt es ihm, mich dafür zu zermalmem — je nun! Zum Glück darf ich hoffen, daß die Rache mein Haupt allein treffen wird," sprach er mit heiterer Überlegenheit.

„Ich habe Michaela nach Jahren wiedergesehen. Ganz unerwartet. Auf dem Lande. Sie hatte nach Deutschland geheiratet, war zu Besuch bei Verwandten ihres Mannes. An einem meiner glücklichsten Tage habe ich sie wiedergesehen. Nach einer Nacht, in der ich mich schwerer, tückischer Krankheit Minute für Minute um das Leben eines einzigen Kindes gerungen hatte und siegreich geblieben war. Ein Stunde der Ruhe, ein erquickendes Bad, dann ging ich in den Garten. Seelenvergnügt. Es ist nett, wenn man einem Paar schon verzweifelter Eltern sagen kann: ‚Da habt ihr ihn, er lebt, er wird leben.' Ich ging also in den Garten und fand Frau Michaela dort auf einer Bank sitzend, ein prachtvolles Kind auf dem Schoße. Sie wußte, daß ich da war, sagte sie mir, sie hatte ihren Verwandten schon den Trost gegeben: ‚Wenn der kommt, wird alles gut.' Ich nahm Platz neben ihr, bewunderte ihr kleines Fräulein und während

wir plauderten, guckten aus den Gebüschen nebenan dunkle, leuchtende Augen hervor, und noch ein Mägdlein erschien und ein köstlicher Junge und noch einer, und im ganzen wurden es fünf. Eines schöner als das andere, lauter Rafaelische Gestalten. Ja, sie war glücklich. Sie liebte und wurde geliebt und behandelt wie ein Kleinod. Auch Jaroslav war glücklich mit seinem sanften Frauchen und hatte drei Kinder, und verwaltete sein Gut und war ernst und fleißig und tüchtig. Als ich nach dem Sylph fragte, lagerte eine schwere Wolke sich über ihre Stirn. Der Sylph war tot. Er war geistlich geworden, in einen strengen Orden getreten, um zu büßen."

„Was zu büßen?"

„Seine einzige Schuld. Unwillkürlich begangen und doch so qualvoll bereut: den Haß gegen seinen Vater, den er bekämpft hatte, so lange er sich von ihm Rechenschaft gab, und der nicht einmal am Grabe des Toten erlöschen wollte. Im Kloster fand seine Seele endlich ihren Frieden, aber der zarte Körper des jungen Mönchs erlag den schweren Kasteiungen, die er sich selbst auferlegte ..."

„So hat," sprach der Doktor in plötzlich verändertem Tone, „der alte Pan sich doch einen nachgezogen."

„Danken Sie Gott. Dieser Märtyrer ist im Himmel und betet dort für die Sünder."

„Und das ist gut für die Sünder, meinen Sie?"

„O, Herr Doktor — ja!"

„Sie glauben an die Erlösung der einen durch die Gebete der anderen?..."

Es war nach Mitternacht, der Zug fuhr in einen großen Bahnhof ein. Die Passagiere verließen die Waggons und drängten sich in die Restauration, um ein provisorisches Frühstück einzunehmen. Nach der Rückkehr, wieder behaglich in seiner Ecke eingerichtet, freute sich der Doktor auf die Fortsetzung des unterbrochenen Gesprächs. Der Slawe mit seiner Frömmigkeit

und mit seinen lichten Momenten hatte es ihm angetan. Zu seinem Erstaunen waren die Effekten des Mitreisenden aus dem Netze entfernt, und als er den eintretenden Schaffner fragte, ob der junge Mann, sein früherer Nachbar im Coupé, auf der Station zurückgeblieben sei, erhielt er die Antwort:

„Nein, er fährt mit, aber in einem andern Wagen."

Die Spitzin

Zigeuner waren gekommen und hatten ihr Lager beim Kirchhof außerhalb des Dorfes aufgeschlagen. Die Weiber und Kinder trieben sich bettelnd in der Umgebung herum, die Männer verrichteten allerlei Flickarbeit an Ketten und Kesseln und bekamen die Erlaubnis, so lange da zu bleiben, als sie Beschäftigung finden konnten und einen kleinen Verdienst.

Diese Frist war noch nicht um, eines Sommermorgens aber fand man die Stätte, an der die Zigeuner gehaust hatten, leer. Sie waren fortgezogen in ihren mit zerfetzten Plachen überdeckten, von jämmerlichen Mähren geschleppten Leiterwagen. Von dem Aufbruch der Leute hatte niemand etwas gehört noch gesehen; er mußte des Nachts in aller Stille stattgefunden haben.

Die Bäuerinnen zählten ihr Geflügel, die Bauern hielten Umschau in den Scheunen und den Ställen. Jeder meinte, die Landstreicher hätten sich etwas von seinem Gute angeeignet und dann die Flucht ergriffen. Bald aber zeigte sich, daß die Verdächtigen nicht nur nichts entwendet, sondern sogar etwas dagelassen hatten. Im hohen Grase neben der Kirchhofmauer lag ein splitternacktes Knäblein und schlief. Es konnte kaum zwei Jahre alt sein und hatte eine sehr weiße Haut und spärliche hellblonde Haare. Die Witwe Wagner, die es entdeckte, als sie auf ihren Rübenacker ging, sagte gleich, das sei ein Kind, das die Zigeuner, Gott weiß wann, Gott weiß wo, gestohlen und jetzt weggelegt hatten, weil es elend und erbärmlich war und ihnen niemals nützlich werden konnte.

Sie hob das Bübchen vom Boden auf, drehte und wendete es und erklärte, es müsse gewiß irgendwo ein Merkmal haben, an dem seine Eltern, die ohne Zweifel in Qual und Herzensangst nach ihm suchten, es erkennen würden, „wenn man das Merkmal in die Zeitung setze." Doch ließ sich kein besonderes Merkmal entdecken und auch später, trotz aller Nachforschungen, Anzeigen und Kundmachungen weder von den Zigeunern noch von der Herkunft des Kindes eine Spur finden.

Die alte Wagnerin hatte es zu sich genommen und ihre Armut mit ihm geteilt, nicht nur aus Gutmütigkeit, sondern auch in der stillen Hoffnung, daß seine Eltern einmal kommen würden in Glanz und Herrlichkeit, es abzuholen und ihr hundertfach zu ersetzen, was sie für das Kindlein getan hatte. Aber sie starb nach mehreren Jahren, ohne den erwarteten Lohn eingeheimst zu haben und jetzt wußte niemand, wohin mit ihrer Hinterlassenschaft — dem Findling. Ein Armenhaus gab es im Dorfe nicht und die Barmherzigkeit war dort auch nicht zu Hause. Wen um Gottes willen ging das halbverhungerte Geschöpf etwas an, von dem man nicht einmal wußte, ob es getauft war? „Einen christlichen Namen darf man ihm durchaus nicht geben," hatte der Küster von Anfang an unter allgemeiner Zustimmung erklärt; aber auf die Frage der Wagnerin: „Was denn für einen?" keine Antwort gewußt. „Geben's ihm halt einen provisorischen," war die Entscheidung gewesen, die endlich der Herr Lehrer getroffen und die halb taube Alte hatte nur die zwei ersten Silben verstanden und den Jungen Provi und nach seinem Fundorte: Kirchhof genannt. Nach ihrem Tode waren alle darüber einig, daß dem Provi Kirchhof nichts besseres zu wünschen sei, als eine recht baldige Erlösung von seinem jämmerlichen Dasein. Der Armselige lebte vom Abhub, kleidete sich in Fetzen — abgelegtes Zeug, ob von kleinen Jungen, ob von kleinen Mädchen, galt gleich — ging barhäuptig und barfüßig, wurde geprügelt, beschimpft, verachtet und gehaßt, und prügelte, be-

schimpfte, verachtete und haßte wieder. Als für ihn die Zeit kam, die Schule zu besuchen, erhielt er dort zu den zwei schönen Namen, die er schon hatte, einen dritten: „der Abschaum," und tat, was in seinen Kräften lag, um ihn zu rechtfertigen.

Da war im Orte die brave Schoberwirtin. Im vergangenen Herbst hatte Provi in einem Winkel ihrer Scheuer eine Todeskrankheit durchgemacht ohne Arzt und ohne Pflege. Nur die Schoberin war täglich nachsehen gekommen, ob es nicht schon vorbei sei mit ihm und hatte ihm jeden Morgen ein Krüglein voll Milch hingestellt. Die Gewohnheit, ihm ein Frühstück zu spenden, behielt sie bei, auch nachdem er gesund geworden war. Pünktlich um fünf fand er sich ein, blieb auf der Schwelle der Wirtsstube stehen und rief: „Mei Müalch!" Er bekam das Verlangte und ging seiner Wege. Einmal aber ereignete sich etwas ganz Ungewöhnliches. Der Wirt, der sonst seinen Abendrausch regelmäßig im Bette ausschlief, hatte ihn diese Nacht auf der Bank in der Wirtsstube ausgeschlafen und erwachte im Augenblick, in dem Provi auf die Schwelle trat und rief: „Mei Müalch!"

Was sagte der Lackel? Was wollte er? Schober dehnte und reckte sich. Ein verflucht kantiges Lager hatte er gehabt, seine Glieder schmerzten ihn und seine Laune war schlecht. Der grobe Klotz Provi fand heute an ihm einen harten Keil. „Nicht zu verlangen, zu bitten hast, du Lump! Kannst nicht bitten?"

Der Junge riß die farblosen Augen auf, sein schmales Gesicht wurde noch länger als sonst, der große, blasse Mund verzog sich und sprach: „Na!"

Die Früchte, die ihm dieses Wort eintragen sollte, reiften sogleich. Schober sprang auf ihn zu, verabreichte ihm sein Frühstück in Gestalt einer tüchtigen Tracht Prügel und warf ihn zur Tür hinaus. Solche kleine Zwischenfälle machten aber keinen Eindruck auf den Jungen. Wie alltäglich fand er sich am nächsten Morgen wieder ein und forderte in gewohnter Weise „seine" Milch. Die Wirtin gab sie ihm, aber eine gute Lehre dazu:

„Du mußt bitten lernen, Bub, weißt? — bitten. Bist schon alt genug, bist g'wiß — ja, wenn man bei dir nur was g'wiß wüßt! — g'wiß schon vierzehn. Also merk dir, von morgen an: Wenn's kein Bitten gibt, gibt's keine Milch." Sie blieb dabei, ob es ihr auch schwer wurde. Wie schwer, sah Provi wohl und es war ihm ein Genuß, eine Befriedigung seiner Lumpeneitelkeit. Ihm, dem Ausgestoßenen, dem Namenlosen, war Macht gegeben, der reichsten Frau im ganzen Orte Stunden zu trüben und die Laune zu verderben. Sie blickte ihm mit Bekümmernis nach, wenn er ohne Gruß an ihrer Tür vorüberging, zur Arbeit in den Steinbruch.

Dort taglöhnerte er jetzt beim Wegemacher, der ihn in Kost genommen und ihm ein Obdach im Ziegenstall gegeben hatte. Der Wegemacher brauchte nicht, wie die andern Leute, den Umgang mit Provi für seine Kinder zu fürchten. Die fünf Wegemacherbuben konnte der Auswürfling nichts Böses lehren, sie wußten ohnehin schon alles und waren besonders Meister in der Tierquälerei. Die Ziegen, Kaninchen, die Hühner, die ihnen untertan waren, und der Haushund, die unglückliche Spitzin, gaben Zeugnis davon, ihre Narben erzählten davon und ihre beschädigten Beine und ihre gebrochenen Flügel. Provi fand sein Ergötzen an dem Anblick der Roheit, den er jetzt stündlich genießen konnte. Er fing für die kleineren der Buben Vögel ein und gab sie ihnen „zum spielen" und diese Opfer konnten von Glück sagen, wenn sie kein allzu zähes Leben hatten.

Das ärmste von den armen Tieren der Wegemacherfamilie war aber die alte Spitzin. Sie lief nur noch auf drei Beinen und hatte nur noch ein Auge. Ein Fußtritt des erstgeborenen unter ihren Peinigern hatte sie krumm, ein Steinwurf sie halb blind gemacht. Trotz dieser Defekte trug sie ihr impertinentes Näschen hoch und ihr Schwänzchen aufrecht, bellte jeden fremden Hund, der sich blicken ließ, wütend an und ihre Beschimpfungen gellten ihm auf seinem Rückzuge nach. Die Söhne des Wege-

machers fürchtete, ihn selbst haßte sie, weil er ihr ihre kaum geborenen Jungen immer wegnahm und, bis auf ein einziges, in den See warf.

Zur Zeit, in der Provi beim Wegemacher Steine klopfte und Sand siebte, bekam die Spitzin noch im Greisenalter abermals Junge, ihrer vier, von denen drei gleich ins Wasser mußten. Sie konnte kaum eines mehr ernähren, sie war zu alt und zu schwach und es sah ganz danach aus, als ob sie nicht mehr lang leben sollte. Das Geschäft des Ersäufens übertrug der Vater an jenem Tage seinem Ältesten, dem Anton, und dem machte etwas, das einem anderen Geschöpfe wehtat, dieses Mal kein Vergnügen. Die Spitzin war bissig wie ein Wolf, wenn sie Junge hatte.

„Der Vater fürcht si vor ihr," sagte Anton zu Provi, „drum schickt er mi. Komm mit, halt sie, wenn ich ihr die Jungen nimm, halt ihr's Maul zu, daß' mi nit beißen kann."

Im Holzverschlag neben dem Ziegenstalle auf einer Handvoll Stroh lag zusammengeringelt die schwarze Spitzin und unter ihr und um sie herum krabbelten ihre Kleinen und winselten und suchten mit blinden Augen und tasteten mit weichen hilflosen Pfötchen.

Die Spitzin hob den Kopf, als die Knaben sich ihr näherten, ließ ein feindseliges Knurren vernehmen, fletschte die Zähne.

„Dummes Viech, grausliches!" schrie Anton und streckte halb zornig, halb ängstlich die Hand nach einem der Hündchen aus. „Halt sie! halt sie! daß' mi nit beißt!"

Schon recht, wenn's di beißt, dachte Provi. Es fiel ihm nicht ein, sich um Antons willen in einen gefährlichen Kampf mit der Hündin einzulassen, nur um die eigene Sicherheit war ihm zu tun und so nahm er seine Zuflucht zu einer Kriegslist, kauerte auf den Boden nieder und hob mit kläglicher Stimme an: „O die orme Spitzin, no jo, no jo! Ruhig, orme Spitzin, so, so ... ma tut ihr jo nix, ma nimmt ihr jo nur ihre Jungen, no jo, no jo!"

Die Spitzin zauderte, knurrte noch ein wenig, doch mehr behaglich jetzt als bösartig. Die Worte, die Provi zu ihr sprach, verstand sie nicht, aber ihren sanften, beschwichtigenden Ton verstand sie und dem glaubte sie. Was wußte die Spitzin von Argliſt und Heuchelei? Ein Mensch sprach einmal gütig zu ihr, so war auch seine Meinung gütig. Sie legte sich wieder hin, ließ sich streicheln, schloß bei der ungewohnt wohltuenden Berührung wie zu wonnigem Schlafe ihr Auge. Die Schnauze steckte sie in Provis hohle Hand und leckte sie ihm dankbar und zärtlich.

„No — also no!" rief der den Kameraden an: „Pack 's z'amm. Mach g'schwind!"

Anton griff zu und im nächsten Augenblicke sprang er auch schon mit drei Hündchen in den Armen aus dem Verschlag, in großen, fröhlichen Sätzen über die Straße, die Uferböschung zum See hinab. Provi folgte ihm eiligst nach; den Hauptspaß mit anzusehen, wie die Hündchen ertränkt wurden, konnte er sich nicht entgehen lassen.

Es war merkwürdig, daß von nun an die Nachbarschaft der Spitzin dem Provi völlig widerwärtig zu werden begann. Nur schlecht gefügte Bretter trennten seine Schlafstätte von der ihren und jede Nacht störte sie ihn mit ihrem Gewinsel. Im Kopfe der Alten war ein „Nadel laufet" worden, sonst hätte sie doch nach einiger Zeit begriffen: Die Jungen sind fort und nie, nie mehr zu finden und man muß endlich aufhören, nach ihnen zu suchen. Dieses Mal hörte sie nicht auf. Sie mußte von einem Tag zum andern immer wieder vergessen, daß sie gestern schon alle Winkel umsonst durchsucht hatte. Sie schnüffelte, sie kratzte an der Tür, scharrte ihr bißchen Stroh auseinander und wieder zusammen, kroch hinter den Holzstoß, drängte sich in die Ecke, in der die Werkzeuge lehnten, warf einmal ein paar Schaufeln um und flüchtete voll Entsetzen. Eine Zeitlang war Ruhe, dann trippelte sie wieder herum und suchte und suchte! Und ihr

Trippeln weckte ihn, an dem früher die brüllenden Rinderherden vorüber gezogen waren, ohne ihn im Schlafe zu stören. Wenn er schlief, schlief er, verschlief Hunger und Müdigkeit; dazu vor allem brauchte er den bombenfesten Schlaf, um den er plötzlich gekommen war, denn jetzt schrak er auf beim Herumgehen und Schnüffeln der Alten. Und kalte Schweißtropfen liefen ihm über die Stirn in der „Baracken," der den ganzen Tag die Sonne aufs Dach schien und in der es so heiß war, daß es in der Hölle nicht heißer sein kann... Ob das auch mit rechten Dingen zuging, ob nicht etwas Übernatürliches dahinter steckte? Freilich, der Anton sagt, es gibt nix Übernatürliches. Aber der Allergescheiteste ist der Anton am Ende doch nicht und dem Provi ist manchmal sogar vorgekommen, daß er ein großer Esel ist; was man allerdings nicht sagen darf, ohne furchtbar gedroschen zu werden von ihm und von seinem Vater, Provi weiß das aus Erfahrung.

An den Wegmacherleuten hatte er seine Meister gefunden, die bändigten ihn mit Schlägen und mit Hunger. „Sticht dich der Hafer?" hieß es bei der geringsten Widersetzlichkeit, und von der elenden und ungenügenden Ration zog ihm sein Herr die Hälfte ab.

Jeder andre wär schon draufgegangen, sagte er sich selbst; er jedoch wollte nicht draufgehen, er wollte noch viel Zeit haben, um den Menschen alles Böse, das sie ihm getan hatten, mit Bösem zu vergelten. Daß es auch einige gab, die ihm Gutes getan hatten, war längst vergessen; und was die Schoberwirtin betraf, die alte Hex, gegen die hegte er einen unversöhnlichen Groll. Warum schenkte sie ihm nichts mehr, sie, die so viel Geld hatte und so viele Sachen? Sie wußte gewiß nicht, wohin mit ihrem Reichtum und gab doch nichts umsonst, wollte gebeten werden, um ein paar armselige Tropfen Milch. Wie sie ihn ansah, wenn er vorüberging... Förmlich herausfordernd: So bitt doch! — Die Krot, die! die konnte warten. Einmal

hatte sie ihn gar angesprochen: „Du schaust aus! Wie der leibhaftige Hunger schaust aus! Hast noch nicht bitten g'lernt?" Er rief ihr ein freches Schimpfwort zu und schritt weiter.

Eine Woche verging. Immer noch hatte die Spitzin sich nicht ganz beruhigt, suchte und schnüffelte immer noch, besonders bei Nacht in ihrem Verschlage herum. So geschah es, daß sie den Provi einst zu besonders unglücklicher Stunde weckte. Er hatte sich so spät erst auf seiner Lagerstätte aus Hobelspänen und schmutzigem Heu hinstrecken können, weil er noch, nach beendetem Arbeitstage, die Ziegen, die der Wegemacher ins nächste Dorf verkauft, dorthin hatte treiben müssen. Und auch jetzt kein Ende der verfluchten Plackerei, nicht wenigstens ein paar Stunden ungestörten Schlafes? Die Spitzin scharrte und suchte und suchte und Provi drohte, und polterte mit den Füßen gegen die Bretterwand. Sie gab nach, ein Stück von ihr fiel krachend hinüber ins Bereich der Spitzin. Sie stieß ein erschrockenes Gebell hervor, das Kleine winselte, dann war alles still. „Teixel überanander, wirst jetzt an Fried geben, Rabenviech?" murmelte Provi und legte sich zurecht und zog die Knie bis zum Kinn herauf, denn so „schlief es sich am besten." Aber just jetzt wollte es mit dem Einschlafen nicht gehen, trotz der Stille und trotz seiner Erschöpfung und trotz seiner Schlaftrunkenheit! Allerlei Gedanken kamen einher geschlichen, ganz neue Gedanken, nie von ihm gedachte. Ja, die Spitzin war ein Rabenviech mit ihrer Sucherei, wenn aber seine Mutter auch so gewesen wäre wie sie und so rastlos nach ihm gesucht hätte, sie hätte ihn gewiß gefunden; er hatte ja in der Zeitung gestanden, er war angeschlagen gewesen auf dem Bezirksamt. Am End hat sie sich's gar nicht verlangt, ihn zu finden. Die Zigeuner haben ihn am End gar nicht gestohlen, seine Mutter — „die Miserabliche!" hat ihn ihnen am End geschenkt, noch drauf gezahlt vielleicht, daß sie ihn nehmen ... No jo! vielleicht wird sie sich seiner geschämt haben, war vielleicht was Hohes, eine Bauerstochter oder eine Wirts-

tochter ... Verfluchter Kuckuck! wenn sie so eine Wirtstochter gewesen wäre und ihn behalten hätte ... Alle Sonntag würde er sich seinen Rausch angetrunken haben und den Montag hätte er immer blau gemacht und im Wirtshaus und auf der Kegelbahn geraucht, getrunken, gerauft. Ein Götterleben malte er sich aus, als — verfluchtes Rabenviech! die Spitzin nebenan wieder anfing zu stöhnen und zu kratzen und ihn aus seinen Träumen riß, die so wonnig gewesen waren. Voll Zorn richtete er sich auf, nahm ein Scheit Holz, trat über die niedergeworfenen Bretter in den Verschlag des Hundes und führte knirschend wuchtige Schläge gegen den Boden, auf dem die Spitzin im Dunkeln ängstlich umherschoß. Er sah nicht, wohin er traf, er drosch zu nach rechts und nach links, vorwärts und rückwärts und endlich — da hatte er sie erwischt, da zuckte etwas Weiches, Lebendiges unter seinem wütend geführten Hieb. Ein kurzes, klägliches — ein anklagendes Geheul ertönte, gellte grell und förmlich schmerzhaft an Provis Ohr. Es überrieselte ihn. Was für ein seltsames Geheul das gewesen war ... „No jo" — das „Rabenviech" hat jetzt genug, wird Ruh geben, eine Weile wenigstens.

Er kehrte zu seiner Lagerstätte zurück, kauerte sich zusammen und schlief gleich ein.

Nach ein paar Stunden erwachte er plötzlich. Die aufgehende Sonne sandte einen feurigen Strahl aus, der ihm durch eine Luke in der Tür des Verschlages und durch die Bresche in der Wand leuchtend rot ins Gesicht blitzte. Er öffnete die Augen und stand auf. Die Spitzin kam ihm plötzlich und recht unbehaglich ins Gedächtnis. Wenn er sie „so" totgeschlagen haben sollte heute nachts, würde der Wegemacher, der keinen Eingriff in sein Eigentum duldete, schwerlich versäumen, ihn selbst halbtot zu schlagen. „No jo!" dachte er und fuhr mit den zehn Fingern durch seine staubigen Haare, um die Heustengel zu entfernen, die sich in ihnen verfangen hatten.

Da rührte sich etwas zwischen den Brettern, da kroch es langsam heran. Die Spitzin kroch heran und schleppte ihr Junges im Maul herbei. Sie hatte es an der Nackenhaut gefaßt und benetzte es mit ihrem Blute, denn es floß Blut aus ihrem Maule, ein dünner Faden die Brust entlang. Zu Provi schleppte sie ihr Junges, legte es vor ihn nieder, drückte es mit ihrer Schnauze an seine nackten Füße und sah zu ihm hinauf.

Und ihr Auge hatte eine Sprache, beredter als jede Sprache, die die schönsten Worte bilden kann. Sie äußerte ein grenzenloses Vertrauen, eine flehentliche Bitte und man mußte sie verstehen. Wie das Sonnenlicht durch die geschlossenen Lider Provis gedrungen war, so drang der Ausdruck dieses Auges durch den Panzer, der bisher jede gute Regung von der Seele des Buben ferngehalten hatte,

— „Jo! jo!" stahl es sich von seinen Lippen. Er antwortete ihr, die nun hinfiel, zuckte, sich streckte ... die er erschlagen hatte und die gekommen war, ihm sterbend ihr Kleines anzuvertrauen.

Provi zitterte. Eine fremde, unwiderstehliche Macht ergriff ihn, umwirbelte ihn wie ein Sturm. Sie warf ihn nieder, sie zwang ihn, sein Gesicht auf das Gesicht des toten Hundes zu pressen und ihn zu küssen und zu liebkosen. Sie war's, die aus ihm schrie: „Jo du! Jo du! — du bist a Muatta g'west!" Sein Herz wollte ihm zerspringen, ein Strom von wildem Leid, von quälender Pein durchtobte es und erschütterte es bis auf den Grund. Ein vom himmlischen Schmerze des Mitleids erfülltes Kind wand sich schluchzend auf dem Boden und weinte um die alte Spitzin und weinte über ihr Kleines, das sich an seine Mutter drängte und sie anwinselte und Nahrung suchte an dem früher schon so spärlich fließenden und jetzt gänzlich versiegten Quell.

„'s is aus, da kriegst nix mehr," sagte Provi, nahm das Hündchen in seine Hände, legte es an seine Wange und hauchte es an; es zitterte und winselte gar so kläglich. „Hunger hast,

Hunger hast, no jo! no jo!" — Was anfangen mit dem anvertrauten Gut? „Verfluchter Kuckuck," wenn doch noch die Ziegen da wären! Er würde eine melken, er tät's, trotz der schrecklichen Strafe, die drauf steht. Aber die Ziegen sind fort und bis ihm jemand im Wegemacherhaus einen Tropfen Milch für einen Hund schenkt, da kann er lang warten. „Ins Wasser dermit!" wird's heißen, sobald sie hören, daß die Spitzin tot ist.

„Ins Wasser kummst," sagte er zum Hündchen, das etwas von dem guten Glauben der Mutter an ihn geerbt haben mußte, es schmiegte sich an seinen Hals, saugte an seinem Ohrläppchen und klagte ihm seinen Hunger mit Stöhnen und Wimmern.

„No jo! —" er wußte schon, nur wie zu helfen wäre, wußte er nicht. Was soll er ihm zu essen geben? Um zu vertragen, was er hinunterschlingt, dazu gehört ein anderer Magen, als so ein Kleines hat ... Aber — verfluchte Krot! — jetzt kam ihm eine Eingebung, jetzt wußte er auf einmal doch, wie zu helfen wäre. Aber — verfluchte Krot! Dieses Mittel konnte er nicht ergreifen — lieber verhungern. Der Entschluß saß eisenfest in seinem oberösterreichischen Dickschädel ... Freilich dämmerte ihm eine Erkenntnis auf, von der er gestern keine Ahnung gehabt hatte — verhungern lassen ist noch etwas ganz anderes, als verhungern. Das Kleine gab das Saugen am Ohrläppchen auf; davon wurde es ja doch nicht satt. In stiller Verzweiflung schlossen sich seine kaum dem Lichte geöffneten Augen, und Provi fühlte es nur noch ganz leise zittern.

Gequält und scheu blickte er zur toten Spitzin nieder. Ja, wenn das Junge leben soll, darf man ihm die Mutter nicht erschlagen.

„No, so kumm!" stieß er plötzlich hervor und sprang aus dem Stall in den Verschlag und schritt resolut vorwärts und dem Dorfe zu, biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, sah nicht rechts noch links und ging unaufhaltsam weiter.

Noch rührte sich nichts auf den Feldern, erst in der Nähe der

Häuser fing es an, ein wenig lebendig zu werden. Ein schlaftrunkener Bäckerjunge schritt über die Straße zum Brunnen, der Knecht des Lohbauers spannte einen dicken Rotschimmel vor den Streifwagen. Aus dem Tor des Wirtshauses kam die alte Magd, von jeher Provis erklärte Feindin. Voll Mißtrauen beobachtete sie sein Herannahen, erhob die Faust und befahl ihm, sich zu packen. Ihn störte das nicht, er ging an ihr vorbei wie einer, der mit dem Kopf durch die Wand will. Finster und entschlossen, das Kinn auf die Brust gepreßt, trat er durch die offene Küchentür. Die Wirtin, die am Herde stand, wandte sich ... „Grad zum fürchten" sah der Bub aus, und seine Stimme klang so rauh und hatte etwas so schmerzhaftes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepreßt wurde:

„Schoberwirtin, Frau Schoberwirtin, i bitt um a Müalch."

Das war die Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschenschicksal.

In letzter Stunde

„Heiraten — ein junges Mädchen ... Konrad, du hättest den Mut?" sprach Matisen und starrte den Freund voll Besorgnis an. Auf seinem faltenreichen, verwitterten Gesichte malte sich eine so kindliche Verwunderung, daß Konrad Staufen lachen mußte. „Ich habe den Mut," sagte er, „und ich glaube, ich darf ihn haben."

Es war eine alte Geschichte, daß zwischen den beiden die größte Übereinstimmung herrschte. Sobald Konrad Staufen eine Meinung abgab, wußte man: es ist die Meinung zweier Universitätsprofessoren, seine eigene und die Stephan Matisens. Heute verwandelte dieser Gefügige sich in den verkörperten Widerspruch. Eine peinigende Angst hatte ihn ergriffen und besiegte die ihm angeborene Schüchternheit. Und wenn er aus seiner durch ausbündige Rücksichten scharf umhegten Bahn brach, konnte er Dinge sagen, die ein Schonungsloser nicht leicht über die Lippen bringt.

„Du hast grundlegende Werke geschrieben, du bist ein großer Gelehrter, eine Leuchte der Wissenschaft," sprach er, „und das macht dich zum Gegenstand der Hochschätzung der ganzen gebildeten Welt, aber nie und nimmer zum wünschenswerten Freier in den Augen eines jungen Mädchens. Das junge Mädchen lacht über den Fünfziger, der aus der Rolle des väterlichen Freundes plötzlich in die des Liebhabers fällt."

„Irrtum! Ein Liebhaber bin ich nicht und will ich nicht werden."

„Was denn also? Gatte, gleich Gatte? Statt wie bisher Wohltäter, Beschützer, Vormund, auf einmal Gatte ... O, daß du die Frauen so gar nicht kennst! Die Pflanzen so gut und die Frauen so schlecht!"

„Sollten wir einander viel vorzuwerfen haben in dem Punkte?" fragte Staufen.

Um Matisens großen Mund zuckte es kummervoll und schmerzlich. „Nun — ich habe einmal ein Verhältnis gehabt. Befand mich, als es angesponnen wurde — oder sich vielmehr von selbst anspann ... man wohnt doch irgendwo, es ist doch ein Wesen da, das einem die Wäsche besorgt und das Frühstück bereitet, dieses Wesen ist leider meist ein weibliches ... von selbst anspann," wiederholte er. „Befand mich damals auch schon in vorgerückten Jahren, obwohl nicht in so weit vorgerückten, wie du dich jetzt befindest. Auf das Ende, das die Sache genommen hat, zurück zu kommen, vermeide ich sonst. Nun aber möchte ich es dir ins Gedächtnis rufen — zur Warnung, als abschreckendes Beispiel ..."

Konrad Staufen legte begütigend die Hand auf den Arm seines aufgeregten Freundes, der vor ihm stand, klein und hager und zu ihm herabpredigte, indes er gelassen auf dem Lehnsessel an seinem Schreibtisch sitzen blieb: „Sei ruhig, Stephan; Erfahrungen, wie du in deinem Verhältnis gemacht hast, werde ich in meiner Ehe nicht machen."

„Die Qualität der Frau ist eine andere. Gewiß. Von einer plumpen Untreue spreche ich nicht. Ich spreche von dem unausbleiblichen Gefühl: Ich bin alt und sie ist jung. Zwischen uns klafft ein Riß, den nichts überbrückt — da sitzt es! da sitzt das Unheil ... Kommt dieses Bewußtsein über dich, und es kommt, so sicher wie der Tod — wird es dich elend machen." Er schwieg einen Augenblick, schien intensiv nachzudenken, strich plötzlich mit den zehn Fingern durch seine spärlichen und steifen Haare, die ein mißfarbiges Blond konserviert hatten und rief: „Was

ich alles kommen sehe ... Ihr Götter Griechenlands! Was ich alles kommen sehe! Bezwing dich, sag ich dir, wenn du noch so verliebt bist — denn das wirst du trotz deines Leugnens wahrscheinlich doch sein — bezwing dich. Heirate nicht, tu's nicht!" „Weil ich nicht verliebt bin," fiel der Professor ihm ins Wort, „tu ich's. Ich täte es nicht, wenn ich verliebt wäre. Den Launen, den Eifersüchteleien eines verliebten Alten würde ich meine Mathilde nicht aussetzen. Ich bin kein Verliebter, ich bin ein innig Liebender und innig Wiedergeliebter ... Weißt du noch, wie sie einst als Kind hier an dieser selben Stelle, zu mir trat, ihre Ärmchen um mich schlang und mit so voller Überzeugung, aus der Tiefe ihres kleinen Herzens heraus, sagte: ‚Ich hab dich gut lieb.' Es ist heute wie damals; wir haben einander gut lieb mit braver, dauerhafter Liebe, die uns beide glücklich machen wird; verlaß dich darauf."

Stephan Matisen stieß einen tiefen Seufzer aus. „Wie soll ich mich auf etwas verlassen, das mir erst bewiesen werden müßte? ... Alter Mann, junge Frau — es bleibt ein Unding ... Die Schiefheit schon von Anfang an: Weil du nicht verliebt bist, heiratest du. Wer aber steht dir gut dafür, daß du dich nicht in deine junge schöne Frau verlieben wirst? Dann steckst du bis über den Kopf in der Gefahr, der du entrinnen wolltest. Die junge, schöne Frau schätzt und bewundert dich über alles und schöpft daraus eine unbedingte Sicherheit, läßt sich unbefangen huldigen, am unbefangensten von deinen Schülern, unter denen es verflucht nette Leute gibt. Die schwärmen alle für die Frau Professorin und, trotz der Begeisterung für den verehrten Lehrer — die Hand auszustrecken nach dessen höchstem Gut, seiner Gattin, wagt doch jeder dieser Frechlinge ... Und einmal erweckt einer von ihnen ein lebhafteres Interesse bei der Altersgenossin ... Und dann — nun, mein armer Konrad ... Sie wird dich gewiß auch dann noch gut lieb haben, den anderen aber sündhaft lieb und das wird dem miserablen Burschen gerade recht sein. So

kommt es!... Das ist es, was ich kommen sehe, und ich sage dir ..."

„Sage nichts mehr, prophezeie nicht," sprach Staufen. „Du bist bei mir mit Prophezeiungen nicht glücklich. Erinnere dich, was alles du vorher gesagt hast, als ich mich entschloß, die Verlassenschaft unseres armen Kollegen, der sich in aller Stille aus dem Leben geschlichen hatte, sein verwaistes Kind, anzunehmen. Da konntest du nicht genug warnen! ‚Tu es nicht! es wäre keineswegs, wie du dir einbildest, eine edle Handlung, es wäre gewissenlos. Gewissenlos gegen dich selbst, denn es stört deine Kreise, gewissenlos gegen das Kind, denn du hast keine Ahnung von der Behandlung und Pflege, die es braucht, und von dem Unterricht, der ihm zuteil werden soll. Diese unerläßlichen Kenntnisse jedoch lassen sich nur erwerben durch das Studium der weiblichen Hygiene und durch Absolvieren eines Lehrerinnen- und Erzieherinnenkurses.'"

Matisen stutzte. „Habe ich das gesagt?"

„Etwas dergleichen doch, und jedenfalls sahst du und sahen die Götter Griechenlands, die du anriefst, schweres Unheil hereinbrechen, wenn ich deine Bedingungen zu erfüllen unterließe. Wo ist das Unheil geblieben, Matisen? Weißt du etwas, das du anders wünschtest an ihr, die mein Kind war und bald mein Weib sein wird? Ist ihre Erziehung mißraten?"

„Die ist geraten. Dank der Mithilfe und dem Einfluß deiner vortrefflichen Schwester."

„Dank der Mithilfe und dem Einfluß meiner vortrefflichen Schwester," bestätigte Staufen, „auf die ich von Anfang an gerechnet hatte."

Die Männer schwiegen. Konrad war aufgestanden, und Matisen sah jetzt zu dem viel größeren Freund empor und gab sich einmal wieder Rechenschaft von seiner Liebe für diesen Unvergleichlichen. Staufen hatte alles, was ihm fehlte: Wohlstand, Schönheit, Ruhm, und weil Staufen diese schätzenswerten

Güter besaß, fühlte Matisen sich mit versehen. Er lebte in dem Freunde und ahnte nicht, bis zu welchem Grade der Selbstentäußerung er es mit der Zeit gebracht hatte. Auch die ganze Macht seiner Zuneigung kam ihm nur, aber regelmäßig und bald nach den seltenen Fällen zum Bewußtsein, in denen er sich zu einer verletzenden Äußerung gegen den vielverehrten hatte hinreißen lassen und bittere Reue ihn überfiel.

Eben jetzt wand er sich in ihren Krallen. Daß er den Freund an seine vorgerückten Jahre gemahnt hatte, war grausam gewesen und, wie jede Grausamkeit — töricht. Wenn jemand ein Recht hatte, sich im Alter noch für jung zu halten, dann war es Konrad Staufen. Was hatte denn das Alter ihm getan? Seine feinen, reichen Haare gebleicht, sonst nichts. Es hatte seine Gesundheit, seine Arbeitskraft, die erquickende Heiterkeit und Gleichmäßigkeit seiner Laune unberührt gelassen, es hatte seine hohe und schlanke Gestalt nicht gebeugt, ihr nichts genommen von der männlichen Anmut ihrer Bewegungen. Gegeben aber hatte es ihm. Es hatte seinen schönen Zügen den Abglanz des reinsten, ein langes Leben hindurch bewahrten Seelenadels verliehen, ihnen die edlen Spuren rastloser geistiger Tätigkeit eingeprägt.

Matisen betrachtete ihn mit inniger, wenn auch charaktervoll beherrschter Rührung und dachte: Wenn du das Ungewöhnliche wagst, du Ungewöhnlicher, vielleicht geschieht es ungestraft.

Die Ehe des Professors wurde eine wundervolle. Die etwas scheue Ehrfurcht, die Mathilde für ihren Vormund empfunden hatte, verwandelte sich dem Gatten gegenüber in eine zärtliche, anbetende Liebe, die Staufen nicht wie etwas, das ihm gebührte, hinnahm, sondern wie ein köstliches Gnadengeschenk, wofür er zu danken hatte alle Stunden seines Lebens.

Eine schwere Trübung ihres Glückes erfuhren die beiden durch den Tod des Söhnchens, das Mathilde ihrem Manne ge-

boren und das drei Jahre lang die Freude und den Stolz des Hauses ausgemacht hatte. Mit entsetzlicher Raschheit wurde das blühende Kind hinweggerafft. Seine Eltern hatten es verloren, bevor sie noch den Gedanken an eine drohende Gefahr zu fassen vermochten. Es war der größte Schmerz, den Staufen je erfahren hatte und maßlos heftig wurde er von ihm ergriffen und völlig niedergerungen. Und in dieser Leidenszeit erwies die Frau sich als die Stärkere. Den Mann, zu dem sie wie zu einem Unüberwindlichen emporgeschaut hatte, in hilfloser Trauer versunken zu sehen, erweckte in ihr ein heroisches Mitgefühl, das ihr eigenes Leid tief zurückdrängte in ihre Seele und es sorgsam verborgen hielt. Ihr war, als sei sie verantwortlich für den dunklen Schatten, der in sein bis jetzt immer sonniges Leben gefallen war. Als hätte sie ihm etwas abzubitten, er ihr etwas zu verzeihen, umgab sie ihn mit einer noch zärtlicheren Sorgsamkeit als bisher, mit allen Aufmerksamkeiten einer Zuneigung, die sich nie aufdrängt und immer da ist, nichts erbittet, als geben zu dürfen und so demütig darbringt, als ob annehmen Großmut wäre.

Nichts von allem, was sie für ihn tat, ging verloren, nicht das kleinste, stillste Zeichen ihrer grenzenlosen Hingebung. Seine Liebe für seine junge Lebensgefährtin wurde durch ein starkes und schönes Dankgefühl noch erhöht. Als die Wunde, die ihnen geschlagen worden war, allmählich verharschte, fanden die Gatten sich noch inniger verbunden, als vor dem Tode ihres Kindes.

Zum siebenten Male jährte sich ihr Hochzeitstag; da erschien Matisen als Gratulant mit einem Blumenstrauß. Jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, sagte er, in dem ein Glückwunsch zur Vermählungsfeier wohl angebracht und nicht nur ins Blaue gesprochen sei. Er klagte sich auch eines Irrtums an, den er vor sieben Jahren begangen hätte und von dem sein Freund wisse, die Frau Professor aber nie — wenn sie noch so sehr darauf brenne — etwas erfahren solle.

Die Professorin brannte aber gar nicht darauf: „Habt eure Geheimnisse," erklärte sie. „Wir tun am besten, uns mit der Portion Vertrauen zu begnügen, die unsere Männer uns schenken wollen. Erpressungen in diesem Punkte fallen immer schlecht aus. Siehe Delila, Kriemhilde und gewiß viele andere vorher, nachher und dazwischen, von denen eure Gelehrsamkeit erzählen könnte."

„Du hast leicht reden," meinte der Professor, „du, die ihren Mann durch und durch schaut. Aber nicht besser, als er dich," setzte er hinzu und glitt sanft mit seiner Rechten über ihren blonden Scheitel: „Matisen, wenn einer der Götter Griechenlands in diesem Haupt einen Gedanken entdeckt, den ich nicht kenne, will ich dem Olympier einen Altar errichten."

Mathilde sah ihn liebreich in die Augen: „Das ist aber auch eine Kunst für einen Mann wie du, meine armen Gedanken zu kennen."

Seelenvergnügt ging Matisen heim. Das Verhältnis dieser zwei Menschen zueinander entsprach ganz und gar seinem Ideal der Ehe. Es war so schön, zu sehen, wie Mathilde sich im Glanz ihres Gatten sonnte. Wie helle Freudigkeit sie durchströmte, wenn man sie in Gesellschaft vorstellte: „Frau Professor Staufen," und wenn beim Klang dieses Namens die Steifsten geschmeidig und die Hochfahrendsten liebenswürdig wurden. Und wenn im Vorübergehen die Studenten sie ehrerbietig grüßten, fiel es ihr nicht ein, daß die Huldigung nicht bloß der Frau des gefeierten Lehrers, sondern auch ihr persönlich, ihrer Jugend und Schönheit gelten könne.

Ja, sie hatte ihn ‚gut' lieb, und am Ende ist diese Liebe auch wirklich die mächtigste, wie sie die schönste ist.

Wieder verfloß ein Jahr.

An der Universität lehrte seit kurzem als Dozent ein ehemaliger Schüler und besonderer Liebling Staufens, Doktor Johannes Philippi. Aus einer niedrigen Lebenssphäre war er

heraufgestiegen und hatte den Kampf ums Dasein und um die Macht des Wissens mit Feuer und Kraft und eiserner Ausdauer geführt. Jetzt stand er am Beginn einer Laufbahn, die reich an Erfolgen zu werden versprach. Seine erste Veröffentlichung berechtigte zu großen Erwartungen. Es wurde als ausgemachte Sache angesehen, daß der junge Dozent bestimmt war, Staufens Nachfolger zu werden. Mit dem Glücke fanden die Neider sich ein. Die vielfache Zustimmung, die er erfuhr, weckte vielfachen Widerspruch. Gegnerschaften wuchsen ihm aus dem Boden, und er hielt ihren Angriffen mit wonniger Streitbarkeit und unerschütterlicher Siegeszuversicht stand.

Vom ersten Tage an hatte ihn Staufen zu Gast geladen für jede freie Abendstunde, die er erübrigen könne, und: „mein Vaterhaus" — er hatte nie ein anderes gekannt — nannte Johannes sehr bald das Haus des Professors. Freudestrahlend kam er, wenn er über neu ausgebrochene Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Gegnern zu berichten hatte und rief mit ehrlicher Begeisterung: „Gesegnet meine Feinde! Sie zu lieben, kostet mich keine Selbstüberwindung, ist mir Vergnügen und Genuß."

„Deshalb tust da auch alles, um sie dir zu erhalten," sagte der Professor.

„Mit Bewußtsein nicht. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, aber ich habe sie und nenne sie freudig mein. Wie viel verdanke ich ihnen. Es lebe ihr Haß! Sein Scharfsinn entdeckt jede Lücke in meinem Wissen, bringt jede meiner Schwächen und Untugenden ans Licht und nun offenbaren sie sich auch mir, und ich erkläre ihnen einen frischen, fröhlichen Krieg, einen Ausrottungskrieg! Ist das nicht herrlich?"

Da seine Feder- und Wortgefechte fast immer mit einer Niederlage seiner Widersacher endeten, war es ihm leicht, ein großmütiger Sieger zu sein. Aber für seine Großmut wußte man ihm keinen Dank, fühlte nur die Beschämung, sie erfahren zu müssen. So hatte er wenig Freunde, besonders unter den Kollegen

und auch unter seinen Hörern nur einen kleinen Anhang, der freilich aus der Blüte der akademischen Jugend bestand. Seine eigene Fähigkeit, zu bewundern und zu verehren, übte er in allerreichstem Maße an Konrad Staufen aus. Für den begeisterte er sich, den liebte er mit der Liebe eines guten und dankbaren Sohnes.

„Ist es nicht," sagte der Professor einmal zu Matisen, „als ob mein kleiner Junge mir in seiner frühen Kindheit nur weggenommen worden wäre, um mir plötzlich als Mann — und wahrhaftig als ein ganzer! — zurückgegeben zu werden?"

Mathilde hatte anfangs allerlei an Philippi auszusetzen. Sie fand ihn gar zu geradeaus, sein Äußeres‚ein urgermanisches Knochengerüst mit einer Zigeunerhaut überzogen', gar zu disharmonisch. Sie lachte über seine breiten Schultern, von denen eine immer Mittel fand, beim Eintreten entweder rechts oder links an den Türpfosten anzurempeln. Einmal entschuldigte sie sich im Namen des Türpfostens, und der reckenhafte Philippi, der dem Überfall einer Hünenschar kaltblütig Trotz geboten hätte, geriet in Bestürzung, und die Schlagfertigkeit, mit der er sonst jeden unerwarteten Angriff abwehrte, versagte völlig.

Von Stunde an unterließ er es nie, scharf zu zielen, bevor er ins Zimmer trat, um jeden Kontakt mit den hölzernen Feinden zur Rechten und zur Linken zu vermeiden.

Die Professorin machte ihm kein Hehl daraus, daß sie geglaubt hätte, so riesige Hände wie die seinen kämen nur in den Fabeln, bei Waldmenschen und Ogern vor. Nachdem er aber eines Abends eine ungemein zarte Pflanze in ihre Bestandteile zerlegt hatte, um ihren Bau, ihre Eigentümlichkeiten und intimsten Eigenschaften zu erklären, versprach Mathilde, ihn nie mehr mit der räumlichen Ausdehnung seiner Hände zu necken; soviel Geschicklichkeit, wie in ihnen stecke, lasse sich auf ein kleines Gebiet nicht beschränken.

Sehr mißfallen hatte ihr auch, als sie ihn kennen lernte,

seine Breitspurigkeit, sein nachlässiges und ungeschicktes Sichgehenlassen. Sie verlor nie ein Wort darüber, er aber fühlte, er erriet das Unbehagen, das er ihr verursachte und bemühte sich, die Umgangsformen der Menschen anzunehmen, mit denen sie verkehrte. Es wurde ihm freilich unglaublich schwer, aber schon die Bemühung war dankenswert, und sie blieb nicht völlig erfolglos. Viele bemerkten das und es schmeichelte der Frau Professor, daß man ihr die günstige Veränderung zuschrieb, die mit Philippi vorging. Es hieß: „Ja — der Einfluß einer feinen, schönen Frau auf solch einen Bärenhäuter, der gewiß zum erstenmal einem Wesen ihrer Art begegnet, ist groß!"

Sie nahm arglos Glückwünsche zu ihren Erziehungsresultaten entgegen; ihr fiel nicht auf, daß sich in Bekanntenkreisen das Gespräch, wenn sie erschien, sehr bald auf Philippi lenkte oder, wenn eben von ihm die Rede gewesen war, plötzlich abbrach.

Einmal verteidigte sie ihn eifrig gegen einen Ankläger. Der Wortwechsel zwischen diesem und ihr war ziemlich lebhaft geworden. Die Herrin des Hauses, die eine Weile schweigend zugehört hatte, wünschte ein Ende zu machen und wandte sich in täppischer Gutmütigkeit an Mathilde: „Sie haben gewiß recht, liebe Freundin! Sie kennen Doktor Philippi besser als wir alle. Bei uns läßt er sich kaum sehen, bei Ihnen verkehrt er, wie man behauptet, täglich."

Tiefe Stille folgte diesen Worten. Die Hausfrau wurde über und über rot und senkte, wie plötzlich zum Bewußtsein einer begangenen Ungeschicklichkeit gekommen, ganz bestürzt die Augen. Ein anwesendes Ehepaar, bekannt durch seine gegenseitige Liebe und seine Bosheit gegen die Mitmenschen, wechselte über den Tisch einen verständnisvollen, vor Schadenfreude glänzenden Blick.

Mathilde hatte einen unangenehmen Eindruck empfangen, von dem sie sich aber keine Rechenschaft gab, der sie wie im Fluge berührte und den sie bald wieder vergaß.

Professor Matisen befand sich seit einiger Zeit in einem beklagenswerten Zustand. Ungewöhnlich oft kam er daher im Sonnenbrand oder noch vor sinkender Nacht aus seiner fernen Vorstadt, trat in das Zimmer des Freundes, sah durch die Brille ängstlich mit irrenden Augen umher, als ob er sich erst zurecht finden müsse und fragte regelmäßig statt anderer Begrüßung: „Wie geht's deiner Frau? Wo ist deine Frau?"

Dann wartete er eine Weile und wenn sie kam und in ihrer gewohnten lieben und freundlichen Weise mit ihm sprach, wich die quälende Unruhe von ihm. Er war bald wieder der Alte und konnte wahre Schätze tiefen Wissens und verborgener Weisheit auskramen und war stolz, wenn Mathilde ausrief: „Sie sind ein reicher Born, Matisen, wie schade, daß Sie so selten sprudeln!"

Ließ sie sich nicht sehen, beharrte Matisen in seiner träumerischen Zerstreutheit, wollte etwas sagen, fand den rechten Ausdruck nicht und unterbrach sich mitten im Satze. Eine Weile blieb er dann noch stumm auf seinem gewohnten Platze, dem Diwan zwischen den zwei mächtigen Bücherschränken, Staufens Schreibtisch gegenüber, in Gedanken versunken. Endlich zog er die Uhr, erschrak — und empfahl sich.

Dem Professor wurde bang um ihn und als er eines Tages wieder so gar verloren dasaß, den Blick unverwandt auf die Tür des kleinen Salons Frau Mathildens gerichtet, erhob sich Staufen, ging auf den Freund zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und sprach sanft und traurig: „Sag es heraus, Matisen, ich sehe deinen Kampf. Alter Freund — müssen wir unseren Verkehr einschränken oder vielleicht gar — abbrechen, Stephan?"

Matisen verstand ihn nicht. „Wieso? Warum...?"

„Nun — ich meine nur... Wenn dieser Verkehr — er bringt dich öfter in die Nähe einer jungen, hübschen Frau, als möglicher Weise gut ist für deinen Herzensfrieden..."

Jetzt hatte Matisen begriffen und war sehr betroffen, aber

doch noch mehr geschmeichelt. „Du meinst, daß ich in deine Frau verliebt bin? Ihr Götter — ich!... nein, nein, meine das nicht. Ich verliebe mich nicht mehr, mit dieser menschlichen Torheit habe ich abgeschlossen."

Bald darauf traf er Staufen eines Abends allein zu Hause und stellte die gewohnte Frage: „Wo ist deine Frau?"

„Im Theater, in der Loge meiner Schwester."

„Wer hat sie hingeführt?"

„Philippi."

„Philippi — Johannes Philippi... Das also — das," und jetzt kam es heraus in überstürzter Rede: „das gehört sich nicht. Es fällt auf. Die Leute finden, daß es auffällt, und ich finde es auch. Er ist jung und sie ist jung — und es fällt auf."

„Was fällt auf? was findet man? — Ich verstehe kein Wort," sagte Staufen.

Matisen machte eine abwehrende Bewegung, als ob er nicht unterbrochen werden wollte. „Er ist täglich bei euch, man sieht euch nur noch in seiner Gesellschaft. Es heißt, daß er euch auf die Ferienreise begleiten wird, man fragt: Wie kommt dieser Fremde zu der Auszeichnung? Hat der Herr Professor eine so große Vorliebe für ihn, oder ist die Vorliebe mehr auf seiten der Frau Professorin?"

Bei diesen Worten zuckte Staufen leicht zusammen. „O, Matisen," sprach er, „wie bedaure ich dich! Wie bald wirst du es blutig bereuen, dich zum Sprachrohr einer so niederen Denkweise gemacht zu haben."

Matisen war betroffen und blieb eine Weile sprachlos, bevor er sich zu der Erwiderung ermannte: „Du hast davon erfahren müssen, ich habe es dir nicht ersparen können. Lang genug verfolgen sie mich mit Andeutungen, daß es meine Pflicht sei, dich aufmerksam zu machen..." Er stockte und Staufen fragte gelassen: „Worauf?"

„Auf das Gerede, das am Ende doch den guten Ruf deiner Frau schaden könnte."

„Ihrem guten Ruf? Und das meinst auch du?"

„Verzeihe, Konrad, verzeihe! Diese Frage ist die eines Kindes. Götter Griechenlands! um was handelt es sich denn als um den Ruf deiner Frau?"

„Keine Sorge um den!" rief der Professor voll schöner Zuversicht. „Es ist eine große Sache, der Ruf eines edlen Menschen. Das Geschwätz einzelner Toren und Verleumder hat nicht die Macht, seinen reinen Schimmer zu trüben."

Nun aber schrie Matisen auf: „Ihr Götter! Ihr Götter!... Ja, das bist du! Das ist deine stupende Unerfahrenheit. Das ist die Folge des vom Leben abgewandten Lebens, das du führst, und auch des Glückes, das du immer gehabt hast."

„Den Göttern sei Dank!" flocht Staufen lächelnd ein.

„Dafür nicht! Durchaus nicht immer Dank. Das Glück ist blind und macht blind. Du ahnst nichts von dem Unheil, das die Gemeinheit dem Höchsten und Heiligsten zufügen kann. Du hast keinen Begriff..."

Staufen fiel ihm ins Wort: „Da irrst du sehr. Was ich selbst nicht erfuhr, sah ich andere erfahren, oft so heiß mitfühlend, daß es wie eigenes Erlebnis war. Der Meinung aber bin ich geblieben: Keine Konzession dem Gewürm, das sich an Makellose heranschleicht, um sie zu begeifern... Nein, nein, sprich jetzt nicht!... Höre! Wenn ich mich dazu herbeiließe, was wäre damit erreicht? — Daß es hieße: Früher trieben sie es offen, jetzt treiben sie's geheim... Sprich nicht!" kam er wieder dem Einwand zuvor, den Matisen machen wollte. „Um den Preis soll ich einem Menschen, den ich liebe wie einen Sohn, der mich ehrt wie einen Vater, die Tür weisen? Welchen Grund dafür gebe ich meiner Frau an? Soll ich Ausflüchte machen? Wie lange reicht das hin und wie unwürdig ihrer und meiner scheint es mir... Soll ich ihr sagen: Du wirst beschuldigt... Unmöglich,

Matisen!" brach er aus und wider seinen Willen verriet sich im Ton seiner Stimme die tiefe Erregung, die ihn erfaßt hatte. „Unmöglich!... Ich raube ihr ihre goldige Unbefangenheit nicht. Ich zerre sie nicht zum Abgrund menschlicher Niedertracht und sage ihr: Blicke da hinein!"

Matisen staunte ihn an. So gesteigerte Ausdrücke zu gebrauchen war sonst nicht des Freundes Sache.

„Wachen wir über sie," sagte Staufen nach einer Weile ruhiger. „Verhüten wir, daß der Hauch eines giftigen Atems sie berühre. Die Ferienzeit ist nahe. Es handelt sich nur noch um Tage. Dann reisen wir und — wer weiß? Vielleicht stürzt sich die Verleumdung inzwischen auf andere Opfer und wir finden bei unserer Rückkehr die läppischen Gerüchte verstummt."

„Wenn Philippi euch begleitet, dann nicht. Soll er euch wirklich begleiten? Bleibt es dabei?"

„Es ist längst ausgemacht und bleibt dabei," erwiderte Staufen.

Seit Jahren verließ Stephan Matisen, ein geschworener Feind des Reisens, die Stadt nicht mehr. Die Botschaften des fernen Freundes trafen ihn in seiner kahlen Junggesellenstube und — das mußte er zugeben — erfüllten sie mit köstlichen Landschaftsbildern, mit Duft und Sonnenschein und strömten die Geister eines erhöhten Lebens aus. Tag für Tag, vom Rhein und vom Bodensee, von jedem schönen Aussichtspunkt der Schweiz, die sie besucht, nach jeder kühnen Bergtour, die sie unternommen hatten, ließen die Wanderer dem einsam Zurückgebliebenen Briefe und Karten zufliegen. In Prosa und in Versen wurde er angeredet und angesungen, und eine Heiterkeit, ein kindlicher Frohsinn herrschte in dieser Literatur, die ihm die Seele erhellten und nach und nach seine Skrupel verscheuchten. Am Ende behielt Staufen wieder recht. Die braven Männer und die liebliche Frau konnten vielleicht nichts Klügeres tun als ihren edlen und beglücken-

den Bund bestehen lassen, wie er bestand, nicht klein beigeben, nicht zurückweichen vor der Niedertracht, die ihn verunglimpfte — sie verachten. Es ist ja wahr: Wenn wir vermögen, uns so hoch zu erheben, daß die Verleumdung nicht bis zu uns hinaufreicht, hat sie ihr Gift umsonst ausgespritzt.

Die Berichte, die Matisen erhielt, spiegelten noch hellere Freudigkeit wider, nachdem die Reisenden italienischen Boden betreten hatten. Einen langen Brief Mathildens, einem Hymnus auf Florenz, hatte Staufen die Worte hinzugefügt: „Schade, daß du ihre Begeisterung nicht sehen kannst. Es ist ein schöner Anblick. Es verjüngt mich und versetzt unseren Johannes, den Porphyrmenschen, in ein weichmütiges Entzücken, das ihm gar drollig steht."

Eine Weile noch ging es in dem frohlockenden Tone fort, dann stellte eine kleine Reaktion sich ein. Mathilde hatte einen Fieberanfall gehabt. Sie behauptete zwar, wieder hergestellt zu sein und wünschte die Reise fortzusetzen. Staufen fand es aber geraten, mit ihr heimzukehren. Philippi blieb zurück und gedachte den Rest der Ferienzeit zum Besuch einiger Städte Oberitaliens zu benutzen.

Auf dem Bahnhofe wurde das Ehepaar von Matisen erwartet. Er erschrak über das Aussehen der Frau Professor, war sehr gerührt und sehr widerwärtig und erging sich in Ausfällen gegen die moderne Reisewut.

Mathilde gab ihm gute Worte; sie versicherte ihn, daß sie sich jetzt schon wohler fühle und versprach ihm, in drei Tagen ganz gesund zu sein.

Es war das einzige Versprechen ihres Lebens, das sie gegeben hatte und nicht hielt.

Statt einer Besserung trat bald eine beängstigende Verschlimmerung ein. Fast jede Stunde, die verging, bedeutete einen Fortschritt des unerbittlichen Leidens. Hoffnung auf Hoffnung, an die man sich noch geklammert hatte, schwand.

Der furchtbare Morgen brach an, dem für die Kranke kein Abend mehr folgen sollte. — Gestern noch hatte sie nach ihrem geistlichen Berater verlangt und als der alte Mann aus dem Sterbezimmer getreten, war er auf Staufen zugegangen, Tränen in den Augen, und hatte zu ihm gesagt: „Eine engelreine Seele geht hinüber. Sie verlieren viel."

Und die beiden Männer, der Gläubige und der Freidenker, so verschieden in ihren Anschauungen, Überzeugungen, in ihrem Bildungsgrade, hatten einander die Hände gedrückt in einem brüderlich einigenden Gefühl.

Seit vierundzwanzig Stunden lag die Kranke in Bewußtlosigkeit. Staufen schickte die Wärterinnen fort und Matisen zog sich in die Studierstube zurück, um den Freund dort zu erwarten, wenn er kommen werde vom Totenbette seiner Frau ...

Ein Wort des Trostes hatte er gefunden und Staufen hatte zustimmend dazu genickt: „Du besaßest doch einmal, was so köstlich ist."

Wohl! er hatte es besessen und war sich seines Reichtums immer bewußt gewesen. — Ein Dankgefühl vermochte ihm noch jetzt in seinem unnennbaren Schmerze die Seele zu durchlichten. Nun blieb er allein, wollte allein die letzten Atemzüge seines Weibes bewachen, allein Zeuge der letzten Regungen dieses Lebens sein, das so völlig in dem seinen aufgegangen war. Er wollte auch vor aller Augen die Ausbrüche seines Schmerzes verbergen. Er schämte sich, daß er, sonst nicht gewöhnt, Rechenschaft zu fordern von den Mächten, die Glück oder Unglück über uns verhängen, die törichte Frage nicht unterdrücken konnte: Warum? ... Warum wurde sie mir geschenkt, da sie mir doch genommen werden sollte? Mir geschenkt, klein und hilflos, als ein Kind, das ich hegte, pflegte und erzog ohne Ahnung, daß es für mich geschah? Warum mußte das holde Wunder sich vollziehen und sich mir zuneigen und mein werden und mir ange-

hören mit jedem Pulsschlag, jedem Gedanken, um nun zu scheiden ohne Gruß und Wort, fremder als fremd?

Sie atmete beklommen, ihre Hände glitten unruhig über die Decke. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und sprach leise und beschwörend ihren geliebten Namen. Vergeblich, sie hörte ihn nicht. Noch war sie da, lebte noch, und es gab für ihn keine Brücke mehr zu ihrem Verständnis. Noch war sie da, die Seine — und nicht mehr sein, und er, der sie durch das Leben geführt hatte, konnte ihr mit all seiner Liebe nicht die geringste Labe bieten auf ihrem letzten Weg.

Die Tür ins Nebenzimmer stand offen. Langsame, ungleiche Schritte, wie die eines Wankenden, wurden hörbar. Staufen erhob sich, wandte sich. Johannes Philippi erschien auf der Schwelle — verstört, die Züge schmerzdurchwühlt.

„Jetzt — in diesem Augenblicke erfahre ich es," stammelte er. Der starke Mensch zitterte. Völlig verloren und fassungslos ging er an dem Professor vorbei zum Sterbelager hin. Ein furchtbares Stöhnen entrang sich ihm und er fiel auf den Sessel am Bett nieder. Staufen war an dessen Fußende getreten und sah die Schultern seines Jüngers zucken und beben; er schluchzte, schluchzte! beugte sich und berührte zagend eine der feinen, suchenden Hände auf der Decke. Ungewollt, unbewußt schmiegte sie sich in seine große Rechte. Mathilde öffnete die Augen nicht aber ihre Lippen flüsterten: „Johannes — Lieber."

Und er, überwältigt, vergaß alles, was nicht er war und was nicht sie war und aus seiner Brust brach es hervor unbezwinglich, unwiderstehlich: „Vielgeliebte!"

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß ein unartikulierter Laut des Entsetzens dicht neben ihm ausgestoßen wurde, daß das Bett plötzlich wie unter einem heftigen Anprall schütterte. Ein tiefes Schweigen, eine lastende Stille — dann sprach die Kranke mit einer armen Stimme, aus der der Klang schon weggestorben war: „Ich habe mich gesehnt und mir war bang."

„Wovor, Mathilde? ... Wovor, teuerste Frau?"

„Vor den Träumen — ich träume — und träumen ist so schwer."

„Nicht träumen also, wach sein."

Sie seufzte tief auf: „Ich geh ins andere Leben, wo es schön ist, Johannes ..." und in der Versicherung verbarg sich ein Zweifel, der innigst nach Erlösung rang.

„Wo es schön ist," wiederholte Johannes dumpf.

„Und wo mein Kind auf mich wartet, mein vorangegangenes ... und wohin mir folgen wird, der mich am meisten geliebt hat ..." Ihre Rede wurde kaum vernehmbar, schwach und hastig flogen die Laute ineinander, dann kamen verständliche Worte: „Er glaubt nicht daran, er hat es mir nie gesagt, aber das errät man ... Glauben Sie daran? ... O, Johannes!" setzte sie mit ergreifendem Flehen hinzu, „ich bitte Sie: Glauben Sie daran!"

„Ich glaube daran ..."

„Sie glauben daran ... und wie wird es sein in dem anderen Leben? ... das sagen Sie mir ... Wie, glauben Sie, wird es sein? ... Sagen Sie mir, sagen Sie mir, Johannes ..."

Nun raffte er alle Seelenstärke zusammen und redete zu der Sterbenden, wie es ihr wohl tat. Wie zu einem scheuen Kinde redete er zu ihr, ermutigend und verheißend: „Himmlisch wird es sein. Es wird das Böse nicht geben und nicht das Häßliche ..."

„Nicht das Häßliche," sagte sie ihm nach.

„Aus allen Augen wird Güte leuchten und ein stiller, seliger Frieden."

„Seliger Frieden." Der Schatten eines Lächelns glitt um ihren Mund, es war, als ob ein verdüsternder Schleier ihr vom Angesicht gezogen wurde. „Wie gut ist der Frieden! ... Sprechen Sie, Johannes."

„Von der Welt voll Schönheit und Frieden," sagte er, mühsam nach Worten suchend. „Wir Armen haben keinen Ausdruck,

ihre Herrlichkeit zu schildern. Wir können diese Welt nicht beschreiben und nicht den Duft und Schimmer ihrer Täler und die Farbenpracht ihrer Gärten und ..."

„Nicht beschreiben."

„Nur mit Entzücken fühlen: du bist schön. Mir schwillt das Herz bei deinem Anblick. Ich trinke das Licht, das über dir leuchtet, die ätherreine Luft, die dich durchweht ..."

„Ja, ja. Erzählen Sie, Johannes."

„Von dem Wunderlande. — An seinem schimmernden Horizont gleiten in sanften Linien die Berge wie hinschmelzende Melodien. Hehre Pinien wiegen ihre lebendigen Kuppeln wohlig und leise. In holder Majestät breitet sich der gesegnete Boden, wellen ewig grünende Hügel. Und Türme — steingewordene Künstlerträume — ragen dunkle Burgen und weiße Paläste, von Unsterblichen für Unsterbliche gebaut."

„Fiesole," sprach sie mit einer müden Freudigkeit, die ihn außer Fassung brachte.

„Fiesole — wissen Sie noch? Welke Blätter raschelten zu unseren Füßen, und drüben lag San Miniato wie in Frühlingssonnenschein ..."

„Ja —" Es war nur gehaucht und ihr Ton nur ein Lispeln. „Der Himmel glühte ... da legte Ihnen die Sonne einen roten Kuß auf die Stirn ... da habe ich Ihre Gedanken gesehen ..."

„Auch gesehen," brach er aus, „daß Sie der Inbegriff aller meiner Gedanken waren? ... Ja, Mathilde? Auch das gesehen? geahnt?"

Sie öffnete die Augen. Ihr Blick war erloschen, aber er antwortete ihm noch. Ohne Todeskampf ging sie hinüber.

Er schrie auf. Er wollte sich über die Leiche stürzen. Da schlug ein Zuruf an sein Ohr, der ihn erschütterte in allen Pfeilern seiner Kraft. Eben war ihm gewesen, als könne es für ihn nichts Furchtbares mehr geben — nun überkam es ihn: das Furcht-

barste erlebst du jetzt. Er trat zurück, er stand vor dem, der fragen durfte: Welches Recht hast du auf diesen Schmerz?

Johannes stürzte auf seine Kniee, er rang die Hände. „Herr Professor," keuchte er, „da bin ich ... zertreten Sie mich!"

Staufen war bleich und starr. Ein alternder Zug furchte sein Angesicht, aber auf diesem Angesicht leuchtete etwas über alles menschliche Leiden, über alle menschliche Leidenschaft Erhabenes. „Steh auf," sprach er zu dem Jünger zu seinen Füßen, ohne den Blick von der Lieblichen zu wenden, die so sanft entschlafen war. „Steh auf! Ich beneide dich, du hast der Vielgeliebten das Sterben süß gemacht."

Johannes stöhnte. Er schleppte sich näher und umfing seines Meisters Kniee. Und zitternd legte Staufens kalte Hand sich auf seinen Scheitel.

Ein Original

Wenn mit Recht behauptet wird, daß es keine Originale mehr gibt, dann können alle, die Herrn Gabriel Teufenberg begegnet sind, sich rühmen, etwas gesehen zu haben, das es nicht gibt.

Seine äußere Erscheinung flößt weder Interesse noch Abneigung ein. Er ist zwei Meter hoch, entsprechend breit, hat den Teint eines rosigen, wohlgenährten Kindes und ein großes Gesicht mit kleinen Zügen, feiner, schlanker Nase, schön geschnittenem Mund, über dem ein dünner, fast weißer Schnurrbart wie Seide schimmert. Auch seine Brauen und Wimpern sind fast weiß, die Augen rund und blau und drücken gar nichts aus.

Ach, was für kalte stumme Augen hat mein Sohn, dachte seine Mutter, so oft sie ihn ansah, noch kältere als sein verstorbener Vater!

Sie selbst hatte warme, braune und war trotz ihrer sechsundvierzig Jahre noch immer eine hübsche, anmutige Frau. Sie hatte in ihrer Ehe mit einem schwerlebigen und ihr geistig nicht ebenbürtigen Mann kein Glück gefunden, war viel umworben und gefeiert worden und dennoch von jeder üblen Nachrede verschont geblieben. Die Leitung seines Gutes, die Verwaltung seines Vermögens hatte ihr indolenter Gatte ihr überlassen und ihr Sohn folgte diesem Beispiel. Er hätte nichts Klügeres tun können; seine Mutter regierte gern und erfolgreich und übte nebenbei in der Stadt und auf dem Lande die liebenswürdigste Gastfreundschaft aus. Eine Zierde ihres Hauses bildeten ihre drei jungen, verwaisten Nichten, von denen ihr jede als Schwieger-

tochter willkommen gewesen wäre. Aber Gabriel schenkte seinen Cousinen nicht mehr Aufmerksamkeit, als ihm Wachspuppen abgewonnen hätten, das heißt unbewegliche, denn bewegliche würden sofort sein lebhaftes Interesse erweckt haben. Er hatte eine Liebhaberei für alles Mechanische, für kleine und große Maschinen. Als Kind verfertigte er Pumpen, Mühlen und Paternosterwerke aus Zuckerpapier und Zinn, und sie rührten sich wirklich, wenn man an einem Fädchen zog oder eine Kurbel drehte. Später hatte er weniger Glück; die großen landwirtschaftlichen Maschinen, an denen er allerlei Verbesserungen anbrachte, rührten sich nicht.

Sein Leben floß ruhig dahin. Er ging früh schlafen und stand spät auf, brauchte zwei Stunden zu seiner Toilette, aß viel und langsam und ohne das geringste kulinarische Verständnis. Wenn man ihn gefragt hätte: ‚Was hast du lieber, Kartoffeln oder Périgord-Trüffeln?‘ würde er geantwortet haben: ‚Das ist mir gleich.‘ Während des Winteraufenthalts in der Stadt brachte er seine Abende im Theater zu oder im Klub bei einer Partie Whist, und was sie im Theater aufführten und ob er im Spiele gewann oder verlor, war ihm gleich. Auf dem Lande verlebte er fast den ganzen Tag in der Werkstätte, die er sich im Schlosse eingerichtet hatte. ‚Die Vulkanei‘ wurde sie von den Damen genannt. Dort mußten sie ihn abholen zu jedem Ausfluge ins Freie, den sie in seiner Gesellschaft unternehmen wollten; und auf dem schönsten Spaziergang oder Spazierritt, umgeben von drei holden, lebensfrohen Mädchen, dachte er über Maschinen nach.

„Schau, Gabriel,“ sagte einmal seine Mutter zu ihm, „du solltest eine deiner Cousinen heiraten.“

„Recht gern,“ antwortete er.

Da freute sie sich. „Darf ich das einer von ihnen sagen?“

„O ja.“

„Und welcher?“

„Das ist mir gleich."

Nun war es wieder vorbei mit ihrer Freude.

Eine der hübschen Cousinen nach der andern heiratete aus dem Hause fort, und bald nachdem Teufenberg die letzte als Brautführer zum Altar geleitet hatte, verlor er seine Mutter.

Sie hatte Kranke gepflegt während einer Epidemie, die im Dorfe herrschte, war selbst von dem Übel ergriffen worden und ihm in wenigen Tagen erlegen. Gabriel weinte nicht, klagte nicht, niemand konnte ihm die geringste Traurigkeit anmerken und doch suchte jeder den einsam Zurückgebliebenen zu trösten, ihm Mut zuzusprechen. Daß er jetzt heiraten müsse, darüber waren alle seine Bekannten einig, und er sah das ein, und wenn sie sagten, es handle sich nur darum, die richtige Wahl zu treffen, erwiderte er: ‚Freilich.' Das Ende war, daß er nicht wählte, sondern gewählt wurde von einer allerliebsten jungen Witwe, einer bildschönen Frau mit schwarzen Augen, schwarzen Haaren, so feingliederig und schlank, wie er kräftig gezimmert und wuchtig war. Sie verliebte sich nicht in ihn, aber sie war ihm gut, schätzte seine Friedfertigkeit, sein feines, würdevolles Benehmen und seine moralische Lauterkeit, sie behauptete steif und fest, daß er durchaus nicht der gleichgültige und phlegmatische Mensch sei, für den er galt. Ein warmes Gefühl schlummere in ihm, das nur noch nicht geweckt worden sei.

Ihre Freundinnen lachten sie aus: „Meinst du die Weckerin zu sein? Vorläufig merkt man noch nichts. Er scheint der selbe, der er immer war."

Sie ließ sich nicht irre machen. „Wartet," sagte sie, „es wird schon kommen."

Cäcilie Teufenberg sah der Geburt ihres ersten Kindes entgegen und erhoffte sehnsüchtig einen Sohn. „Du doch auch, Gabriel, sei aufrichtig," sprach sie zu ihrem Manne. „Einen Sohn oder eine Tochter, was wünschest du dir?"

„Es ist mir gleich," antwortete er, und sie glaubte ihm nicht, sie erwiderte:

„Du Guter, das sagst du aus Zartgefühl, damit ich mich nicht kränke, wenn ich dir nur eine Tochter bringe."

Sie brachte ihm einen Sohn, und übers Jahr einen zweiten, und diese Kinder wuchsen herrlich heran. Sie hatten das brave Herz, den hellen Verstand, die schönen Augen und Züge ihrer Mutter und die Prachtgestalt des Vaters. Der ältere war zehn, der jüngere neun Jahre alt, als in der Familie Teufenberg abermals ein freudiges Ereignis eintrat. Der Hausvater war seit einigen Wochen abwesend. Ein Geschäftsmann in England, der Besitzer einer großen Maschinenfabrik, hatte ihn eingeladen, eine neu konstruierte Alliancemaschine an Ort und Stelle in Wirksamkeit zu sehen, und er war der Einladung mit Vergnügen gefolgt. Ein Telegramm, das die Nachricht brachte, ihm sei eine Tochter geboren, und Mutter und Kind befänden sich wohl, traf ihn vor dem Modell eines Laufkrahns, das seine hohe Bewunderung erregte. Er konnte sich von dem fesselnden Anblick nicht gleich losreißen und ersuchte seinen Gastfreund, der Wöchnerin zu telegraphieren, daß ihr Gatte sie beglückwünsche.

Einen Monat blieb er noch in England und kehrte dann zurück, gefolgt von einer Wagenladung von Geschenken für die Seinen: Bisycles, Tandems, Telephons und Graphophone, Schreib- und Nähmaschinen und einem köstlichen Naphthaschiff. Die für ihn wichtigste Erwerbung aber war ein Transformator. Wohlverwahrt, mit Beobachtung jeder erdenklichen Vorsichtsmaßregel, wurde dieser neue, gefährliche Hausgenosse in der Werkstatt aufgestellt, wo er, durch das Getriebe einer unfern gelegenen Mühle gespeist, die Kraftquelle sämtlicher Maschinen werden sollte.

Gabriel hatte daheim alles in bester Ordnung gefunden, seine Frau und seine Söhne in blühender Gesundheit. Nach dem neuen Ankömmling, der Tochter, fragte er nicht, und Frau

Cäcilie führte ihren Vorsatz aus, keine Erwähnung von der Kleinen zu tun, so lange ihr Vater sie ignorierte. Die zwei Knaben hielten aber das Schweigen über ihre Schwester nicht aus. Nach Tische nahm jeder einen Arm des Papa, und sie geleiteten ihn ins Kinderzimmer. Frau Teufenberg folgte. Sie traten in das geräumige, hohe, helle Gemach, an dessen Tür eine stattliche Wartefrau und eine noch stattlichere Amme sie empfingen. Im Halbdunkel des tiefen Alkoven erblickte man eine rosige Wolke, die auf einem vergoldeten Gestelle zu schweben schien. Bei näherer Betrachtung erwies sich die Wolke als eine geschmackvolle Zusammenstellung von Schleiern, Schleifen, duftigen Stoffen. Mitten drin lag etwas Winziges, ein Miniatur-Menschengebilde mit kugelrundem Gesichtchen, großen, blauen Augen, die einen merkwürdig fest und ruhig ansahen, und mit einem feinen Näschen und einem halbgeöffneten Mund, dem Munde eines Cherubs, der eben anfangen will, zu singen. Und ein Paar zarte Hände erhoben sich und fochten ganz unvernünftig und sinnlos in der Luft herum.

Teufenberg betrachtete das kleine Ding so aufmerksam, daß er die komplizierteste Maschine nicht aufmerksamer hätte betrachten können, und legte langsam und vorsichtig den Zeigefinger in eines der Händchen, das sich sogleich an ihn anklammerte. Und in diesem Moment ging eine Veränderung mit Gabriel Teufenberg vor. Seine Stimme klang weich, wie sie nie geklungen hatte, als er jetzt plötzlich sagte:

„Ein Mädchen, sieh da, ein Mädchen."

„Deine Tochter Gabriele," sprach seine Frau, ganz erstaunt über den Eindruck, den der Anblick des Kindes auf ihn machte.

Von dem Händchen, das sich noch immer an den Finger des Vaters klammerte, ging ein Fluidum aus, eine Kraft, etwas Belebendes, Erweckendes, und durchströmte den ganzen großen, breiten Menschen vom Wirbel bis zur Sohle. Wie wenn eine Flamme sich in seinem Innern entzündet hätte und allmählich

eine milde Wärme durch seine Adern triebe, so war es. Er beugte sich, küßte die Hände und das Gesicht des Kindleins und wandte sich dann zu seiner Frau.

„Ich danke dir, daß du mir eine so liebe Tochter geschenkt hast," sagte er. Sein Blick fiel auf seine Söhne und blieb lange mit freudigem Stolz auf ihnen haften: „Und zwei so liebe Jungen," setzte er hinzu. Er richtete auch freundliche Worte an die Wartefrau und an die Amme, kehrte wieder um und vertiefte sich von neuem in die Betrachtung seiner Tochter, die jetzt eingeschlafen war.

Nun kamen Tage, an denen er seine Werkstätte nicht betrat. Die Freude an der Entwicklung des kleinen Lebens, das neben ihm emporsproßte, erfüllte ihn, schmolz alles Starre aus seinem Wesen hinweg und machte seine stumpfen Augen sehend für den Reichtum an Glück, den er längst besaß, ohne von ihm zu wissen.

Ein guter und bequemer Mann war er immer, jetzt wird er gar noch aufmerksam und zärtlich, dachte seine Frau und begann wirklich zu fürchten, daß sie sich in ihn noch verlieben könnte nach zwölfjähriger Ehe. Außer dieser Sorge hatte sie eine zweite und schlimmere. Es schien, daß die günstige Wandlung im Hause Teufenberg durch ihre Urheberin selbst in Frage gestellt werden sollte. Dieses Persönchen offenbarte zu einer Zeit, in der andere Kinder gegen alles, was lernen und ernstlich nachdenken heißt, einen großen Abscheu verspüren, einen erstaunlichen Wissensdrang und einen entschiedenen Forschergeist. Vor allem auf dem Gebiete der Mechanik. Früh schon gab sie Proben einer seltenen Geschicklichkeit, verfertigte, wie einst ihr Vater, kleine Pumpen, Mühlen und Paternosterwerke. Aber viel feiner und zierlicher waren sie ausgeführt und funktionierten viel präziser. Sie höhlte die hölzernen Tiere ihrer Arche aus und die Familie des Noah und brachte in dem leeren Raume Rädchen an und primitive Uhrwerke, und sie mußten sich selbständig bewegen.

Die Werkstätte, das war ihr der schönste und liebste Aufenthalt. Aus dem Walde, aus dem Garten verlangte sie in die Werkstatt zu den Maschinen und spielte statt mit Puppen mit Modellen von Lokomobilen, Pumpwerken und Göpeln und erlangte eine bewunderungswürdige Fertigkeit, mit ihnen umzugehen. Versagte einmal das eine oder das andere den Dienst und bemühte Teufenberg sich die längste Zeit vergeblich, den Fehler zu finden, sie entdeckte ihn gleich und ruhte nicht, bevor ihm abgeholfen war. Eine Fülle von Ideen drängte sich in ihrem erfindungsreichen Kopfe, und einige wurden von Fachleuten genial gefunden und sogar ausgeführt.

Ihr Vater ging einher im Purpur des Stolzes auf sein Wunderkind, ihre Mutter kränkte sich über die Erfolge eines Talents, das für ein Mädchen doch gänzlich ungehörig war.

„Meine Tochter — der Maschinist," sagte sie ganz betrübt, wenn Gabriele aus der Werkstatt kam mit schauderhaft zugerichteten Händen, Rußstreifen im lieblichen, vor Eifer glühenden Gesicht, das Kleid von oben bis unten mit Öl betropft.

„Wart! Du bekommst kein neues Kleid mehr, nur noch ein Schurzfell!" drohte sie. „Wart du ... und wenn du mir den Papa zurückführst in die Krallen des Maschinenteufels, dann sollst du was erleben!" und sie putzte an ihr und kleidete sie um und herzte und küßte sie und dachte: Daß du nur da bist, daß ich dich nur habe, Glückspenderin, Kind, das seinem Vater das Leben gebracht hat.

Es hatte auch keinen Anschein, daß er es wieder verlieren sollte. Er war nun einmal ein warmer, lieber Mensch und guter Hausvater geworden, und geheilt von seiner eigenen hoffnungslosen Leidenschaft fürs Maschinenwesen durch die Freude an den Erfolgen seines Töchterleins. Sie herrschte wie eine Königin in dem Reiche, in dem er es nie auf eine höhere Stufe bringen konnte. Sein ganzer Ehrgeiz war darauf gestellt, ihr als Handlanger zu dienen bei der Ausführung ihrer kunstvollen Werke,

von denen jedes neue sich immer erstaunlicher, immer glänzender bewährte.

Der Ruf der jungen Erfinderin fing an, die Grenzen ihres Vaterlandes zu überschreiten. Sie wurde eingeladen, das Modell eines elektromagnetischen Motors, das in England Aufmerksamkeit erregt hatte, zu einer Gewerbe-Ausstellung nach London zu schicken. Am nächsten Tage sollte es verpackt werden. Gabriele schmeichelte ihren Eltern das Versprechen ab, noch in diesem Frühling mit ihr nach dem gelobten Lande der Maschinen zu reisen. Vor dem Schlafengehen lachte, scherzte und tollte sie dann wie ein Kind, das sie trotz ihrer Klugheit und ihrer fünfzehn Jahre geblieben war.

Beim Morgengrauen erwachte sie plötzlich mit klopfendem Herzen, in Schweiß gebadet. Ein böser Traum hatte ihr ihren Motor gezeigt, unbeweglich, jedem Versuch, ihn in Tätigkeit zu bringen, trotzend. Er schien mit eigenem Willen begabt, spottete ihres angstvoll beklommenen Bemühens, stierte sie an wie mit Augen ...

Schauder durchrieselten sie, eine Bangigkeit, die nicht weichen wollte, hielt sie in ihrem Banne. Unwiderstehlich ergriff sie der Wunsch, sich zu überzeugen, daß ihre Arbeit, ihr Gedanke lebte!

Sie stand auf, schlüpfte in ihre weichen Pantoffel, hüllte sich in ihren Bademantel und schlich sachte, um ihre Eltern nicht zu wecken, aus dem Zimmer. Unhörbar glitt sie über den teppichbelegten Gang, lief die Treppe hinunter, zur dritten Tür links, und trat in die Werkstätte ein.

Die Fenster waren verhangen, unheimliches Halbdunkel herrschte. Das junge Mädchen, sonst die Gelassenheit und Vorsicht selbst, wurde vom Fieber hastiger Aufregung geschüttelt. Sie möchte nicht entdeckt werden bei ihrem Tun, sich nicht den Vorwurf der Eltern zuziehen. Rasch nur noch den Strom einschalten, ihr Werk sich regen sehen, den Atem seiner Kraft vernehmen und das sammetweiche Gleiten seiner eisernen Räder.

Mit ausgestrecktem Arm kommt sie heran zu dem Spender der Kraft ... und sie, deren Finger Augen zu haben schienen, die kaum je eine geringe Übereilung begangen hat, vergreift sich, berührt die falsche, tötende Leitung ...

Frau Teufenberg war eine Frühaufsteherin, und ging zeitlich Tag für Tag ins anstoßende Zimmer zu ihrer Tochter, setzte sich an ihr Bett, sah sie an und wartete auf ihr Erwachen. Wenn Gabriele die Augen aufschlug, begegnete ihr erster Blick dem der Mutter, und das erste Wort, das sie an jedem Morgen sprach und hörte, war ein Wort der Liebe.

Als Cäcilie heute eintrat, fand sie das Bett leer und rief ins Schlafzimmer zurück: „Jesus, schon fort; denke nur, Gabriel, sie ist schon aufgestanden!"

„Sie ist gewiß schon in der Werkstatt. Ich will gleich nach," erwiderte er, kleidete sich an und eilte fort.

Es war ein trüber Märzmorgen. Als Teufenberg auf den Treppenabsatz trat, sah er unten auf dem Gange die Dienstleute wie Schatten hin und her huschen mit allen Zeichen des Entsetzens, schluchzend und händeringend durch die offene Tür der Werkstätte ein und aus gehen. „Der Herr! Der Herr!" flüsterten sie, als sie ihn erblickten.

Ein Schauder ergriff ihn, eine tödliche Angst. — Was ist denen? Was sehen sie dort Gräßliches? Eines Blitzes Dauer steht er, stürmt dann über die Stufen herunter, dem Eingange der Werkstatt zu.

„Nicht hinein, um Gottes willen!" rufen sie und stellen sich ihm entgegen.

Er schiebt sie fort, tritt ein, die Leute folgen in schüchterner Entfernung.

In dem großen Raume mit den rauchgeschwärzten Wänden ist alles regungslos und still, was sonst pustet und wirbelt und

sich dreht und schwingt auf Geheiß der kleinen Meisterin. Sie selbst ist auch regungslos und still, sie liegt tot zu Füßen ihres Werkes.

Teufenberg starrt in ratlosem Entsetzen zu der weißen, leblosen Gestalt nieder. Plötzlich, mit einem Schrei der Verzweiflung gellt es von seinen Lippen: „Gabriele!... Kind!..."

Aber das Kind antwortet ihm nicht.

Niemand durfte sie berühren. Er trug sie hinauf, er bettete sie auf ihr Lager und zwei Tage später in den Sarg, und wich nicht von ihm, bis er gehoben wurde, und verwandte keinen Blick von ihm beim feierlichen Begräbnis. Er führte seine Frau am Arme und hatte kein Bewußtsein ihrer Nähe und keines von der seiner Söhne, die ihr Beruf dem Hause ferne hielt und die herbeigeeilt waren, um ihre Schwester zur letzten Ruhestätte zu geleiten.

Der Segen des Priesters war gesprochen, die Trauerchöre verhallten, von Weihrauchwolken umwallt, senkte der Sarg sich in die Tiefe. Teufenberg sah ihm nach, immer wie gebannt. Man reichte ihm die Schaufel mit den ersten Schollen, die dem Erdenkind in die Grube folgen sollten, und sachte ließ er sie hinuntergleiten, und seine Frau dachte: Du Armer, da rollt dein Leben mit.

Sie hatte sich tapfer gehalten die ganze Zeit hindurch; bei der Rückkehr ins Haus, dessen Seele entwichen war, überwältigte sie der Schmerz, und sie sprach, einen Schatten von Vorwurf im Tone: „Gabriel, ich habe auch mein Kind verloren," und ging auf ihn zu und wollte ihm die Hand reichen. Er wich aus. Ihre Söhne nahmen sie in ihre Arme, und der ältere der beiden fragte: „Darf ich bei dir bleiben? Ich bleibe gern. Soll ich gehen oder bleiben, Vater?"

Teufenberg zuckte die Achseln. Seine Augen hatten wieder ihren alten kalten Glanz.

„Was soll ich tun, Vater," fragte der Sohn noch einmal, „gehen oder bleiben?"

„Das ist mir gleich."

Er blüht in Gesundheit, er ißt und trinkt und kleidet sich sorgfältig, er liest Zeitungen und manchmal auch ein Buch, er geht mit seiner Frau spazieren, oder ins Theater, oder in ein Konzert, aber einen Eindruck empfängt er nicht. Teilnahme flößt ihm nichts ein. Die Flamme, die sein Inneres erwärmte und erhellte, ist erloschen.

Ihm ist wieder alles gleich.

Die Visite

Frau Cäsarine Denker befand sich in gemischter Stimmung. Sie hatte eben zwei Rezensionen über ihren letzten Roman gelesen.

In der ersten verwahrte sich der Kritiker gegen die Zumutung, ein Beschützer ‚weiblicher Federn' zu sein. Wenn aber auch noch keine Frau in der Literatur etwas Hervorragendes geleistet habe, die Denker bilde jene Ausnahme, die zur Bestätigung der Regel durchaus notwendig erschiene. Ihr Buch sei, abgesehen von der ergötzlich naiven Rolle, die der Zufall darin spiele und von mehreren Unmöglichkeiten, beinahe so gut, wie wenn ein Mann es geschrieben hätte. Übrigens rügte der Beurteiler die Wahl des heiklen Stoffes und den Mangel an Ernst und Fleiß, der sich in der ziemlich saloppen Ausführung des an Erfindung beinahe zu reichen Romanes unangenehm fühlbar mache.

In der Einleitung zur zweiten Rezension wurde ungefähr derselbe Gedankengang verfolgt, wie in der Einleitung zur ersten. Sodann begründete ihr Verfasser seine Anteilnahme an dem ‚Denkerschen Buche' durch den netten Stil, der es auszeichnete. Die Erfindungsgabe der Frauen ist bekanntlich keine Potenz, mit der man zu rechnen braucht, doch besitzen sie fast durchwegs Talent zu minutiösem Fleiße, und hat sich dasselbe von alters her in der Anfertigung von feinen Stickereien, Klöppeleien usw. bekundet. Das jüngste ‚Denkersche Buch' sei eine solche recht sauber ausgeführte weibliche Handarbeit, und verdiene wohl der in ihr herrschenden sittlichen Strenge wegen, der ‚höheren Tochter' zur Ferienlektüre empfohlen zu werden.

Cäsarine las diese Rezensionen zum zweiten Male mit gleicher Frische der Empfindung wie das erste Mal durch.

Ich könnte mich kränken, dachte sie, wenn ich aus dem Urteile zweier Kenner nur den Tadel, und mich freuen, wenn ich nur das Lob herausſuchte. Kränkung oder Freude, ich habe die Wahl.

Bei ihrem angeborenen Optimismus wäre es ihr nicht schwer geworden, sich zu entscheiden, aber sie wurde in ihren Betrachtungen unterbrochen. Im Nebenzimmer hatten sich Schritte vernehmen lassen, und Mathäus, der Bediente, trat ein. Ein gut erhaltener Sechziger, der einst Dragonerkorporal gewesen, im Laufe der Jahre jedoch alles Militärische abgestreift hatte. Er besaß die Hochschätzung seiner Gebieterin, war aber zu nobel, um sich mehr darauf zugute zu tun, als recht ist. So würde er zum Beispiel um keinen Preis vor seiner gnädigen Frau anders als glatt rasiert und in blendend weißer, korrekt geknüpfter Krawatte erschienen sein. Hingegen fand er es zulässig, nach Tische den Servierfrack mit einem drapfarbigen „Bonjourl" zu vertauschen, das nicht nur in schreiendem Gegensatz zur Tageszeit stand, sondern auch einen jockeimäßigen und verletzend leichtfertigen Charakter an sich trug.

„Da ist," sagte Mathäus, seiner Herrin einen Brief überreichend und tippte mit dem Zeigefinger auf das Kuvert, das Frau Denker bereits in der Hand hielt. „Da ist ein Brief gekommen worden — (diese Satzstellung gehörte zu den Unerklärlichkeiten seiner Redeweise) — ja. Aus dem Imperi — — al," und um die letzte Silbe auszusprechen, die er übermäßig dehnte, öffnete er den Mund wie ein Hecht. „Der Kommissio — — när soll Antwort bringen. Hm, hm."

Er hatte die Gewohnheit, sich zu räuspern, wenn er einen Auftrag bestellte, was die gnädige Frau mit einem strafenden Blick zu rügen pflegte, worauf das reuige ‚Hm, hm!' erfolgte, mit dem Mathäus auch diese Meldung geschlossen hatte.

Die Dame aber las, und ihre Wangen färbten sich, ihre Augen begannen zu leuchten. Der Inhalt des Schreibens wirkte auf die alte Frau, wie ein köstlich berauschender Trank:

Große Meisterin!

Auf der Rückreise aus Italien begriffen, überschlage ich in Ihrem gemütlichen Wien einen Zug, einzig und allein um den Versuch zu wagen, des heiß- und langersehnten Glückes teilhaftig zu werden, Ihnen in das begeisterte Antlitz blicken zu dürfen. Gewähren Sie, edelste Frau, die Gnade einer Audienz derjenigen, die sich mit Ehrfurcht nennt Ihre Dienerin, Verehrerin und Kollegin

Charlotte Henriette Göthekleist.

„Göthekleist," stammelte Cäsarine, „die berühmte Göthekleist — der weibliche deutsche Walter Scott, wie sie erst neulich in einer tonangebenden Zeitschrift genannt worden ... Die schreibt mir — die?" ...

Frau Denker mußte einen tüchtigen Aufwand an Selbstbeherrschung machen, bevor es ihr gelang, den Freudensturm in ihrem Innern so weit zu bändigen, daß sie ziemlich ruhigen Tones sprechen konnte: „Mathäus, ich spendiere meinen Leuten drei Flaschen Vöslauer zum Souper, Ihr könnt auch die Hausmeisterin einladen. Mathäus, Mathäus, ich bin selig!"

„Das ist gescheit, daß Euer Gnaden selig sind," erwiderte Mathäus mit aufrichtiger Teilnahme.

„Expedieren Sie den Kommissionär," rief Cäsarine, nachdem sie hastig einige Worte auf eine Karte gekritzelt hatte, „geben Sie ihm das, und geben Sie ihm auch ein Trinkgeld."

Mathäus ging den Auftrag auszuführen, und Cäsarine trat an ihren Schreibtisch und zog die Lade heraus, die ihre Autographensammlung enthielt. Bevor sie ihr den Brief Frau Göthekleists einreihte, bewunderte sie noch ein Weilchen die schwungvollen Züge der herrlich ausgearbeiteten Schrift. — Da durch-

zuckte es sie... Himmel! ewige Gerechtigkeit!... Dieser Brief, diese ehrenvolle Kundgebung eines reichen Herzens war zugleich das einzige Göthekleistische Werk, das Cäsarine je gelesen. In ihrer Oberflächlichkeit hatte sie sich damit begnügt, günstige Beurteilungen einiger Romane der hochbegabten Frau zur Kenntnis zu nehmen. Sie wußte von dem Ruhme Charlotte Henriettens, von den Schöpfungen, die ihn begründet hatten, wußte sie sozusagen — nichts.

Eine peinliche Beschämung bemächtigte sich ihrer. Die Entdeckung der klaffenden Lücke in ihrer Bildung veranlaßte sie zu der selbstquälerischen Frage, ob diese Bildung überhaupt etwas anderes sei als eine Lücke. Wäre es noch Zeit gewesen, Cäsarine würde sich um eine Glückseligkeit gebracht und den Besuch Frau Göthekleists ehrfurchtsvoll abgelehnt haben. Doch war's zu spät, und nichts blieb übrig, als ein reuiges pater peccavi vor der Dichterin abzulegen, überdies — und zwar sogleich — eine Bestellung ihrer sämtlichen Werke beim Buchhändler zu machen. Nachdem Cäsarine dieser kollegialen Pflicht Genüge getan hatte, wurde ihr leichter ums Herz, und sie begab sich in die Küche, um Anordnungen zum Tee für den verehrten Gast zu treffen. Alles Dargebotene sollte exquisit sein und verraten, daß die Hausfrau gar zu gern den Olymp gestürmt hätte, um der teuren Dichterin zu einem ihr gebührenden Bissen Ambrosia zu verhelfen.

Mit der Überzeugung, das völligste Verständnis ihrer Absichten bei ihrer vielgetreuen Köchin gefunden zu haben, begab sich Cäsarine in das Vorzimmer. Sie hatte einige Bitten an Mathäus in bezug auf dessen taktvolles Verhalten zu richten. Unter anderem, daß er seinen Frack anziehen, und daß er die fremde Dame nicht gleich an der Haustür in ein Gespräch verwickeln möge. Er hielt das nämlich für eine Pflicht der Höflichkeit, weil er die Besuche, die zu seiner gnädigen Frau kamen, als zur Hälfte ihm abgestattet ansah. Beim Nahen der Gebieterin erhob er sich von dem Sessel, auf dem er eben eingenickt

war, und blickte traumselig zu ihr nieder, (denn er war groß und sie war klein) indes sie begann:

„Mein lieber Mathäus, ich bitte Sie, seien Sie so gut ..."

Ein energisches Schellen an der Glocke unterbrach ihre Rede und ging ihr durch Mark und Bein ... Wenn sie es wäre ... O sie ist es! rief eine Stimme in ihrem Innersten: „Öffnen, Mathäus, die Dame sogleich zu mir führen, Frack anziehen!" befahl sie mit ungewöhnlicher Kürze und eilte in das Speisezimmer und durch dieses in den Salon.

Und nun geschah's — Charlotte Henriette stand auf der Schwelle.

Die Frauen musterten einander mit gespannter Aufmerksamkeit. Kaum vermochte Cäsarine einen Ausruf der Überraschung zu unterdrücken. Sie hatte ihre Phantasie spielen lassen und sich den weiblichen Walter Scott hochragend und gewaltig, beinahe wie einen schottischen Laird vorgestellt. Statt dessen erschien vor ihr eine auffallend kleine Dame, noch kleiner als sie selbst und bedeutend magerer. Auf ihrem schmalen Gesichte mit der Adlernase und dem energischen Kinn zeigte sich keine einzige Falte, und dennoch war auch der letzte Widerschein der letzten Jugend daraus verschwunden. Unzählige, etwas zerzauste Ringellöckchen von matter, schwarzer Farbe bedeckten die Stirn und die Brauen, unter denen aus leicht gerötеten Lidern ein Paar dunkler Augen geist- und gedankenvoll hervorleuchteten. Die Besucherin trug ein enganliegendes, elegantes Reisekleid. Der Hut auf ihrem Haupte war ein Wunder und nicht mit einem Blicke zu übersehen. Die Krempe, an der vorderen Front des luftigen Gebäudes aufgestülpt, bildete einen Spitzbogengiebel, unter dessen Schutze zwei Kolibris auf Blumenranken saßen, inmitten eines Waldes von Bändern, Maschen und Schleifen.

Charlotte Henriette breitete mit einer schönen Gebärde die Arme aus: „Cäsarine Denker!" rief sie.

„Frau von Göthekleist!" erwiderte diese, und die Schrift-

stellerinnen hielten einander umschlungen. Die Fremde faßte ihre Kollegin zärtlich an der Schulter, schob sie ein wenig von sich und blickte ihr liebreich und forschend ins Gesicht. Das ihre glänzte vor Wohlgefallen, und das Gefieder der beiden Kolibris im Hutgiebel glänzte mit.

„So also," sprach die Gütige, „so also sehen Sie aus. — Welcher Jubel daheim, wenn ich zu meinen Kinderchen sagen werde: So sieht sie aus, die Krone des Geschlechts. — Evangelien — keine Ablehnung, ich bitte — Evangelien sind uns Ihre Werke ... Jedes Wort eine Perle, jeder Satz eine Perlenschnur, das Ganze — Nibelungenhort!"

Frau Denker beugte sich tief unter solcher Lobeslast und versuchte sie auf ihre Verehrerin zurückzuwälzen. Mit wie unsicherer Hand! Der Ausruf: ‚Jedes Wort,' hatte ihre qualvolle Beschämung vor solcher Gründlichkeit erweckt.

Man setzte sich und Cäsarine, aufs äußerste bemüht, ein Gespräch über Literatur nicht aufkommen zu lassen, versicherte hastig, Italien sei das Land ihrer Träume, worauf Charlotte Henriette entgegnete, jetzt, im Juni leide man dort von der Hitze.

„Wahrhaftig?!" rief die Hausfrau mit einem Erstaunen, vor dem sie selbst erschrak, denn es war doch gar zu unmotiviert. In ihrer Bestürzung begann sie eine krankhafte Beredsamkeit zu entfalten. Dabei schwebte über dem hinfließenden Strom ihrer Worte der kritische Geist und zeigte ihr, daß sie hohles Zeug schwatze. Ihre Verlegenheit wurde peinlich, und durch einen äußeren Umstand aufs höchste gesteigert. Aus dem Vorzimmer drangen nämlich lange Mißtöne herein, die sich gleich nach dem Erscheinen der Schriftstellerin erhoben hatten, und denen sie mit einer gewissen Ängstlichkeit lauschte.

„Entschuldigen Sie," brach Cäsarine endlich aus. „Es ist ein Unglück — mir scheint, mein Diener rückt im Vorzimmer die Schränke. — Warum eben jetzt — begreife ich nicht" ...

Charlotte lächelte: „Nein, nein, was sich da vernehmen läßt, ist die Stimme eines kleinen Freundes, den ich auf der Durchreise in Venedig erwarb. Er weilt draußen im Vorgemach. Ich nahm mir die Freiheit, ihn mit zu bringen, wollte ihn nicht fremder Obhut im Gasthof überlassen. Mit Ihrer huldvollen Erlaubnis soll er Ihnen sogleich vorgestellt werden."

Schon war sie aus dem Zimmer geeilt und kam in der nächsten Minute wieder, einen kleinen Käfig vor sich hertragend, in dem eine Meerkatze hockte.

„Ah!... Oh!... ein Afferl..." sagte Cäsarine. „Ein Äffchen," sagte Frau Göthekleist, „eine Diana, Nummer fünfzig in meiner Erziehungsanstalt, oder, wenn Sie wollen, in meinem Staate. Affen sind meine Leidenschaft. Ich besitze deren mit dieser neuen Akquisition genau ein halbes Hundert," frohlockte Frau Göthekleist und stellte mit Hilfe Cäsarinens den Käfig auf den Tisch, wobei der Affe einen Wutanfall hatte. Er sprang auf die Hand Cäsarinens los, zerkratzte sie mit seinen blitzschnell durch die Gitterstäbe gestreckten Händchen, fletschte ihr die Zähne entgegen und überschüttete sie mit allen Beschimpfungen, die es in der Dianasprache gibt.

Nun erschien Mathäus mit dem Teebrett und blieb ratlos und zürnend stehen und wußte nicht, wohin mit seiner Aufwartung, weil der Käfig einen Teil des Tisches einnahm.

Herrin und Diener wechselten einen Blick. Der ihre sagte: Ärgern Sie sich nicht, der seine sagte: Auf den Tisch gehört der Tee und nicht der Affe!

„Wir genieren," sprach Charlotte, „machen wir Platz," und sie stellte den Käfig auf einen Fauteuil. Das Äffchen jedoch hatte beim Anblick des alten Mathäus alle Zeichen einer plötzlichen Bezauberung gegeben, deren Grund niemals aufgeklärt worden ist. Er lachte ihn an, strebte ihm zu und machte ihm zärtliche Augen.

Charlotte war entzückt: „O, sehen Sie nur, wie rührend!... Vielleicht eine Erinnerung aus früheren Existenzen"...

„Es ist serviert," fiel der Diener ein und wies auf die kleine Mahlzeit, die er mit Liebe und Sorgfalt zurecht gestellt hatte.

Charlotte warf einen raschen Blick auf die gefüllten Tassen: „Brühe?"

„Tee," entgegnete die Hausfrau.

„Tee? — nie, Beste, niemals." Sie dankte auch für Eis und Konfekt, gestand aber, daß sie ein Wiener Schnitzel und ein Glas Lagerbier gern annehmen wolle.

Mathäus wurde ausgesandt, diese Spezialitäten zu holen, und die Meerkatze gebärdete sich wie verzweifelt, als er das Zimmer verließ. Frau Göthekleist gab nun eine anmutige Schilderung des Affenhofstaates, mit dem sie sich umgeben hatte, zum besten: „Mein Mann, meine Kinderchen teilen meine Vorliebe für unsere zurückgesetzten Geschwister. Josephine, meine Älteste — eben zehn Jahr geworden — rief einmal aus: ‚O, wie liebe ich Salomo!' — Warum mein Kind? — ‚Nun, weil er Affen aus Ophir kommen ließ.'" —

„Köstlich!" rief Cäsarine und war wieder voll Behagen. Die Gefahr, daß Charlotte, die, jetzt auf ihre Uhr blickend, gestand, daß sie an Eisenbahnfieber leide, noch anfangen werde von ihren Werken zu sprechen, schien vorüber. Es war ein Viertel nach sieben, um acht Uhr ging der Zug ab, der die Gefeierte entführte. Sie ließ sich die Mahlzeit, die Mathäus ihr serviert hatte, vortrefflich schmecken, aß und trank und erzählte abwechselnd.

„Wir wohnen der lieben Nebentiere wegen Winter und Sommer in unserem Landhause in der Nähe der Stadt. Portiersdienste versieht jetzt Entschocko, ein liebenswürdiger Bursche, ein Schimpanse."

„Was, was, ein Schimpanse?"

„Ach, daß Sie uns besuchten! Entschocko würde Ihnen den Arm reichen und Sie in den Garten führen. Dort träfen Sie

eine Abalandfamilie, die wir die Gärtner nennen, weil sie gar zu gern dilettieren in der Kunst Lenôtres."

„Was, was!" wiederholte Frau Denker, die einen neuen Ausdruck für ihr neues Staunen nicht gleich fand.

Charlotte wurde so beredt, als ob sie unterbrochen zu werden fürchte. Sie entwickelte eifrig und ausführlich die Grundsätze, von denen sie sich bei der Erziehung, namentlich der Cercopithecus, leiten ließ. „Bei den unbändigsten," sagte sie, „wende ich mit Glück die Hypnose an. Dieses Meerkätzchen zum Beispiel, das so wild und scheu tut, wird in fünf Minuten sanft sein wie ein Täubchen."

Sie öffnete die Tür des Käfigs, hielt dem Affen einen geschliffenen Kristall entgegen, den sie am Armbande trug, und apostrophierte zuerst ihn, dann Cäsarine. „Sieh mal das .. Sehen Sie, er fixiert es schon ... Nur ein wenig Geduld, in fünf Minuten ..." Aber das Experiment konnte aus Mangel an Zeit nicht beendet werden. Der Affe nahm seinen Vorteil wahr und schlüpfte unter der Hand Charlottens aus dem Gefängnis. Im Nu hatte er den malerisch drapierten Vorhang des nächsten Fensters erreicht, kletterte blitzschnell an ihm empor, und, auf der Corniche plaziert, verhöhnte er die Damen und richtete viel Unheil an. Seine Herrin war wohl etwas erschrocken, verlor aber die Geistesgegenwart nicht.

„Sehen Sie nur hin," sagte sie, „nur Geduld, ich hypnotisiere ihn von hier aus, dann gehorcht er meinem Augenwink. Ich blinzele, komm! — und er ist da."

Sehr kurzsichtig, wie es schien, bemerkte sie nicht, daß der Flüchtling ihr eben den Rücken zuwandte, und hielt ihm den Kristall entgegen.

„Wäre es nicht noch besser," bemerkte Cäsarine, „wenn ich meinen Diener riefe, damit er eine Leiter hole oder vielleicht einen Kehrbesen?"

„Nein, o Liebe! es wirkt ja schon ... Sehen Sie seine Augen, das ist echt hypnotische Verglasung."

Das sprach offenbar ihre poetische Phantasie, denn Frau Denker bemühte sich vergeblich, dieser seltsamen Erscheinung inne zu werden, alles, was sie sah, war, daß der Affe eine Franse in Stücke riß, die ihn an der Nase gekitzelt hatte.

Da ließ sich ein Räuspern vernehmen und verkündete Mathäus Nähe. Er sprach: „Just ist ein Lohndiener gekommen, der Anton, ich kenn ihn, o je, den kenn ich gut! — Er hat den Wagen unten für die gnädige Frau, weil es schon Zeit ist zur Eisenbahn ... Aber — o je! o je! was will denn das Viecherl?" — —

Die letzten Worte waren ihm durch eine Überraschung entlockt worden. Das Äffchen, das ihn mit einem Freudenschrei begrüßt, hatte in zierlichen Sprüngen seinen Rückweg über einen Schrank und einige Sessel angetreten und saß plötzlich auf der Schulter des alten Mathäus und liebkoste ihn.

„Da ist er," frohlockte Charlotte, „im Moment, in dem ich ihm zublinzelte: komm! trat er seinen Abstieg an."

Unter ihrer Anleitung brachte Mathäus das Äffchen in den Käfig zurück und trug ihn in das Vorzimmer. Die Damen folgten, Abschiedskomplimente tauschend. Cäsarine nahm dem wartenden Lohndiener den Mantel der Reisenden vom Arme und hüllte sie hinein. Es war dies eine symbolische Handlung, die von ihr mit den Worten begleitet wurde.

„Also hüllt Sie meine Seele in Freundschaft und Dankbarkeit."

„Nein, nein," deprezierte Charlotte, der schon die ersten Eisenbahnfieberfröste über die Haut liefen. „Ich habe dankbar zu sein. Gestatten Sie mir, Teure, Ihnen ein Zeichen dieser Erkenntnis zu senden — einen meiner Romane, mit einer Widmung. Welcher darf es sein? o sprechen Sie, welchem unter meinen Büchern geben Sie den Vorzug?"

Fatum, Fatum unerbittliches! Das noch zwischen Tür

und Angel ... ‚Welchem?‘ und Cäsarine tat, als ob sie sich besänne, scheiterte jedoch bei ihrem Versuch in der Heuchelei. Sie blickte in Charlottens Augen, die treuherzig auf sie gerichtet waren und sprach mit einem trockenen Schluchzen: „Verachten Sie mich — ich habe noch nichts von Ihnen gelesen — erst heute alles bestellt — alles — — die sämtlichen Werke ...“ Sie stockte, ihr war als rollten Glutwellen über ihre Wangen.

„Nichts von mir gelesen? — wirklich nichts?“ — Charlotte brach in unaufhaltsames, gutmütiges Lachen aus: — „O seligster Zusammenklang, alle Begriffe übersteigende Sympathie! Ihr Fall ist auch der meine, auch ich kenne noch keines Ihrer Prachtbücher ... nur durch meine Bekannten, denen ich versprechen mußte, Sie aufzusuchen, weiß ich von Ihrer Größe.“

„Durch Ihre Bekannten?“ — und auch Cäsarine lachte; aber nicht so unbefangen wie der weibliche Walter Scott.

Sie reichten einander die Hände, und die Hausfrau geleitete ihren Gast bis zur Treppe. Dann ging sie in ihr Gemach zurück, beugte sich aus dem Fenster, blickte dem Wagen, der die berühmte Kollegin entführte, lange nach und dachte:

Es war doch eine schöne Stunde, und — wie lehrreich!

Genrebilder

Erzählungen

Ob spät, ob früh

Und spät wie dir, du Feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob spät, ob früh, es ist das selbe
Entzücken und der selbe Schmerz.
Hermann v. Gilm,
„Die Georgine".

„Ganz hergestellt, verlassen Sie sich drauf! Noch etwas zu tun ist absolut nicht notwendig. Wenn Sie aber durchaus wollen, daß auch das Überflüssige geschehe, dann schicken Sie ihn nach Reichenhall."

„Schicken?" fragte die Baronin mit einem leisen Vorwurf in ihrem Tone.

„Führen also, wenn er nicht allein gehen darf."

„Sagen wir: geleiten. Etwas mütterliche Aufsicht darf sich ein Sechzehnjähriger, der kürzlich eine Lungenentzündung überstanden hat, gefallen lassen."

„Kürzlich eben nicht. Indessen bei Ihnen sind wir ja gewöhnt, nicht nur das Gute, sondern immer mehr als das Gute tun zu sehen. Geleiten Sie also den Sohn, und wenn das Geleiten auch ein Leiten sein soll, dann bitte ich: mit flottanten Zügeln. Luft geben, gnädigste Baronin! Bedenken, daß ein Mann aus ihm werden soll und nicht ein Mönnchen."

„Ein Mann, ein Mann — im doktorlichen Sinne ... das hat Zeit. Vorläufig steht er, so entwickelt er geistig und so groß er ist, der Männlichkeit viel ferner als der Kindlichkeit."

„Wer weiß — wer weiß? Sie nicht, ich nicht, er selbst am wenigsten. Aber sich gefaßt machen auf das, was kommen muß und kommen soll. Nur vor Überraschungen hüte man sich, die sind unangenehm. Jede Mutter soll vorbereitet sein auf den Tag, an dem sie ihr Kind verloren hat, weil ein Jüngling aus ihm geworden ist."

„Gewiß, Herr Doktor, lieber Freund. Jetzt aber glaube ich mein Kind noch zu haben," sagte sie bewegter als sie wollte, und eine hohe Röte überflog die zarten Wangen der schönen, blonden Frau.

Der Doktor griff nach ihrem Pulse und versicherte ihr halb scherzend, eine Kur in Reichenhall sei für sie mindestens ebenso angezeigt wie für ihren Sohn. Die Wahl des Badearztes, an den die sogenannten Patienten sich wenden sollten, wurde getroffen, der Tag der Abreise bestimmt. Die Baronin stellte die Hausordnung fest, die während ihrer Abwesenheit zu beobachten war. Zuletzt suchte sie dann einen geeigneten Augenblick, um dem Gatten Kenntnis von ihren Beschlüssen zu geben. Das mußte in möglichster Schnelligkeit geschehen, sonst würde er sie gar zu früh mit seinem: „Im voraus einverstanden, liebes Käthchen," unterbrochen haben, was doch schon manches Unbehagliche für ihn zur Folge gehabt hatte. Und das wollte sie ihm ersparen wie überhaupt alles Störende und Widerwärtige.

Vor achtzehn Jahren hatte er um sie geworben als ein damals schon hochgestellter Staatsbeamter, und freudestrahlend hatten ihre Eltern ihr das Ereignis mitgeteilt. Ihre Freundinnen — o wie war deren Zahl gewachsen! Ihr Bekanntenkreis, o wie hatte er sich erweitert! Alle priesen ihr Glück und überboten sich im Lobe ihres Bräutigams. Ein Elitemensch! Ein allverehrter Mann! Der Gedanke an ihn war untrennbar von dem Gedanken an einen Glanz. Seine äußere Erscheinung — glänzend, die Laufbahn, die er schon zurückgelegt hatte — glänzend, die Zukunft, die ihm entgegen lachte — glänzend.

Die von ihm Erwählte, das kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen aus verarmtem Adelsgeschlechte, war völlig geblendet und staunte über die andern, über sich, über ihn, über die Wichtigkeit, zu der sie plötzlich gelangt war. Sie staunte, wie

das geschehen konnte ohne ihr Zutun; es war über sie verfügt worden, ehe sie sich's versah.

Aber als er, ein zweiter Graf Wetter vom Strahl, gefragt: „Fräulein Käthchen, wollen Sie mich?" den wohlgerundeten Arm um sie gelegt und den Bräutigamskuß auf ihren Mund gedrückt hatte, kam sie sich vor wie ihm angetraut.

Und dann nach ihrer Verheiratung sah sie ein, und es bereitete ihr nicht einmal eine Enttäuschung, daß sie in seinem Dasein nur eine Nebenrolle spielen könne. Seine Interessen lagen außerhalb der Familieninteressen. Im Amte blieb sein Herz, sein Geist, das Genie, von dem er gestreift war, zurück. Nach Hause kam ein feierlicher, schweigsamer Herr, der sich verwunderte, wenn seine Frau ihm Rechenschaft geben wollte von irgend einer Anordnung, die sie getroffen hatte. Er billigte alles, was seine ruhige, umsichtige Käthe beschloß; er war leichtlebig zum Äußersten vor lauter Gleichgültigkeit. Als das Kind eintraf, sagte er nicht einmal wie Buddha: „Ein Sohn ist mir geboren, eine Kette ist mir geschmiedet." Er empfand die Kette nicht. Sein Knabe wuchs prächtig unter der Obhut der Mutter heran; der vielbeschäftigte Vater bemerkte nicht, daß sein Junge ihn nie ansprach, immer erst ermahnt werden mußte, ihm „Guten Morgen" oder „Gute Nacht" zu sagen, von seinem Ein- und Ausgehen nicht mehr Notiz nahm, als wenn ein Schatten hin und her geglitten wäre. Für den Knaben bestand sein Elternpaar aus einer zärtlichen, allgütigen, immer anwesenden Mutter und einem großen, breitschultrigen Herrn, dem er Respekt zu bezeigen hatte. Wenn die Leute mit ihm von seiner Mutter sprachen, sagten sie immer „die Mama". Beim Vater wechselte von Zeit zu Zeit die Titulatur. Er wurde, so weit Harald zurückdachte, „der Herr Ministerialrat", später „der Herr Sektionschef" und seit einigen Jahren „der Herr Baron" genannt.

Diese letzte Wandlung machte Eindruck auf seinen Sohn. Der Titel eines Mannes, der nach der alten deutschen Reichs-

verfassung unmittelbar unter dem Kaiser stand, gefiel ihm sehr, und die Wichtigkeit des Vaters, der ihn tragen durfte, schien ihm erhöht. Er begann ein Verständnis für das stolze Nicken zu haben, mit dem der Baron jedes über Harald geäußerte Lob hinnahm. Selbstverständlich — „du bist ja mein Sohn," bedeutete die schweigende Zustimmung.

Käthe jedoch jubelte im stillen. Die Triumphe ihres Einzigen waren zugleich Triumphe ihres Erziehungssystems, das im Fernhalten aller schädlichen Einflüsse von ihrem Kinde gipfelte. Sie erlaubte ihm weder den Besuch der Schule noch den Umgang mit minder gut behüteten jungen Leuten. Aber dafür hatte sie gesorgt, daß ihm seine Abgeschiedenheit nie empfindlich wurde. Sie verstand tausend Interessen in ihm zu wecken, ernste und auch spielerische. Seine große, helle Stube war angefüllt mit Sammlungen, und in freien Stunden ordnete, ergänzte, katalogisierte er seine Mineralien, Pflanzen, Münzen, Kupferstiche, trieb Musik mit vielem Talent, machte seinem Fecht- und seinem Reitlehrer Ehre. Heiter und freundlich, wie er in die Welt blickte, blickte die Welt ihm entgegen und enthielt für seine unbefangenen Jünglingsaugen nur Licht und Schönheit und Erfüllung noch unbestimmter Hoffnungen und nicht ausgeträumter Träume. Nie hatte seine Mutter ihn anders als vergnügt und zufrieden gesehen, nie war er ihr anders als mit größter Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit begegnet, hatte ihr immer ein grenzenloses Vertrauen gezeigt; und nun mußte sie doch ein Wort hören, das wie eine Ermahnung klang: „Leiten Sie ihn, aber mit flottanten Zügeln." Hatte sie denn je die Zügel fest angezogen? Sie glaubte es nie getan zu haben, glaubte auch an ihrem Kind eine Überraschung nicht erleben zu können.

An einem regnerischen Junimorgen fuhren Mutter und Sohn mit dem Schnellzuge von Wien ab. Der Vater hatte die Seinen

reichlich mit Geld versehen, ein Coupé erster Klasse für sie bestellt, ihre Dienerschaft in einem anstoßenden Waggon unterbringen lassen. Auf dem Bahnhof wurde freundlich Abschied genommen, und der Würdenträger kehrte, nachdem er der Pflicht Genüge getan, zu seiner Liebe — seinem Amte — zurück.

Als er über den Perron hingeschritten, pfeilgerade aufgerichtet, mit einer lässigen Berührung der Zylinderkrempe die Bücklinge des Bahngewaltigen und seiner Untergebenen erwidernd, hatte sich in dem Jüngling, der ihm nachblickte, ein nicht geringer Stolz auf seinen so hochgeehrten Vater geregt.

Die Baronin war, erschöpft durch die Mühen der Vorbereitungen zur Reise, schon in Purkersdorf eingeschlafen und erwachte erst in Pöchlarn. Sie saß mit dem Rücken gegen die Lokomotive in einer Ecke des Waggons, der Sohn in einer Ecke ihr schräg gegenüber. Er hatte ein Bein über das andre geschlagen und auf das erhobene Knie ein Buch gelegt, das er festhielt in der linken Hand; die Knöchel der geballten Rechten bohrten sich in die Wange. Seine Reisemütze war ihm ins Genick zurückgeglitten, blonde, kurze Wellen der natürlich gelockten Haare schmiegten sich an seine weiße Stirn, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, von Zeit zu Zeit bebten die Flügel der schmalen Nase, die halb geöffneten Lippen schienen durstig etwas Unsichtbares, Köstliches einzuziehen.

Er regte sich nicht, als der Zug anhielt; er überhörte die Frage, die seine Mutter an ihn richtete; er hätte vermutlich das Notsignal überhört.

Die Baronin betrachtete ihn mit unendlicher Liebe. Er sah klug und überlegen aus in seiner weltentrückten Versunkenheit; er war ein so hübscher Bursche! Schon fingen die Weiber an, ihn merken zu lassen, daß er ihnen gefiel ... Sie sind so miserabel, die Weiber! Ihnen ist nichts heilig, nicht die Unschuld eines Jünglings, nicht die Verzweiflung einer Mutter ... Entsetz-

liche Vorstellungen stürmten auf sie ein, und sie rief unwillkürlich laut und angstvoll seinen Namen.

Er sah auf: „Was willst du, Mama?"

„Nichts — eigentlich nichts ... Wo sind wir denn? Haben wir Pöchlarn schon passiert?"

„Ich weiß wirklich nicht — ich habe gelesen."

„Sehr aufmerksam. Ist es hübsch, dein Buch?"

„Nein, Mama, es ist hinreißend, es ist göttlich! ... Es ist das Leben und auch die Poesie ... es ist eine Offenbarung, Mama, leuchtet tief ins Innerste hinein, schmeichelt, droht, liebkost und schneidet ins Herz ... es weckt auf ... Mutter, ich glaube, ich habe bis jetzt geschlafen!"

Er war aufgesprungen, hob das Buch in die Höhe, schüttelte es, wie man die Hand eines Freundes schüttelt, und hielt das Titelblatt seiner Mutter vor die Augen. Sie las: „Erzählungen von Iwan Turgenjew."

„Kennst du sie?" fragte er.

„Ich kenne viele Erzählungen von Turgenjew."

„Auch die? ... Auch die herrlichste?" Er schlug das Buch wieder auf und bezeichnete mit dem Finger den Titel der Erzählung: „Die erste Liebe."

„Die eben nicht. Erzähle sie mir."

„Ja, wenn ich das könnte! Wer kann so etwas erzählen?"

„Sage nur den Inhalt, ganz kurz. Um was handelt sich's? Was für Menschen kommen vor?"

„Ein junges Mädchen, Sinaïde. Ihre Mutter ist eine Fürstin — sehr arm und so gemein! Sie schnupft und führt immer Prozesse. Sie hat sich mit ihrer Tochter in ein baufälliges, enges und niedriges Nebengebäude auf der Besitzung des Vaters von Woldemar eingemietet."

„Wer ist Woldemar?"

„Der Sohn des Gutsbesitzers, ein Bub ..."

„Wie alt?"

„Ach Gott, sechzehn!" Er verzog geringschätzig die Lippen, er stand ja am Morgen seines achtzehnten Jahres. — „Der verliebt sich in die Sinaïde, alle verlieben sich in sie, ein Husarenoffizier, ein Doktor, ein Graf, ein Poet, jeder möchte sie heiraten."

„Heiraten — wirklich?" fragte die Mutter übereilt, und unbefangen antwortete der Jüngling:

„Jeder. Und sie macht sich über alle lustig, und keiner nimmt ihr etwas übel. Wenn sie nur kommen dürfen, sind sie glücklich. Den Woldemar hat sie gleich gefragt: ‚Gefalle ich Ihnen?' Und sie weiß doch, der arme Kleine möchte auf den Knien vor ihr herumrutschen; denn sie ist eine Königin, obwohl arm und schlecht angezogen — ein dunkles Wollkleid hat sie an, und denk dir, eine Schürze ... Ist eine Fürstin und trägt eine Schürze ... Aber sie ist klug und lieblich und hat goldig schimmernde Haare und eine Stimme mit Silberklang ..."

Mein guter Bub, dachte die Baronin, du bist selbst in sie verliebt und wirst von nun an jedes hübsche Mädchen, das dir begegnet, für eine Sinaïde halten. „Und wie endet die Geschichte?" fragte sie.

„O, traurig! Woldemar, so kindisch er ist, fühlt doch, daß sie mit ihm spielt wie die Katze mit der Maus, aber losmachen kann er sich nicht. Er schleicht um ihr Haus herum, wenn er nicht bei ihr sein darf, oder klettert auf die hohe Mauer eines halbverfallenen Treibhauses am Ende des Gartens und bleibt stundenlang dort oben ganz müßig. Er sieht kein Buch mehr an, studiert nicht mehr, geht nicht mehr spazieren, reitet nicht mehr aus. Einmal kommt sie —"

„Wer — sie?"

„Nun, Sinaïde, an der Mauer vorbei und sagt: ‚Sie behaupten, daß Sie mich lieben. Springen Sie doch herunter auf den Weg, wenn Sie mich wirklich lieben.' Und er, natürlich, springt herunter."

„Natürlich findest du das?"

„Aber Mama, man müßte sich doch schämen."

„Und bricht den Hals, das arme Kind?"

„Nein, er verliert nur ein bißchen die Besinnung ... Und da —"

„Nun, was geschieht?"

„— Da küßt sie ihn."

„So lange er nicht bei Besinnung ist."

„Auch ein bißchen nachher," sprach er, über und über errötend.

„Und damit endet die schöne Geschichte?"

„Gott behüt's, Mama, was denkst du? ... Sinaïde hat einmal gesagt: ‚Ich kann niemand lieben, auf den ich herab sehen muß; ich brauche einen Mann, der mich selbst zahm machen könnte.' Und — denke! denke! — der kommt — und den liebt sie, und der ist — der Vater des Woldemar —"

„Den Vater des Woldemar liebt das junge Mädchen? Ach geh!"

„Du mußt nicht glauben, daß er alt ist, o nein! Nicht alt, schön und stolz, aber nicht gut — nicht einmal gegen sie ... Er schlägt sie sogar — und Woldemar sieht das mit an."

„Sieht es mit an — wieso — zufällig?"

„Ja."

„Belauscht der Sohn den Vater?"

„Nein, nein, Woldemar ist kein Lauscher — ganz ohne Absicht kommt er dazu, hört und sieht. Der Vater lehnt am Fenster eines kleinen Hauses — das ist nicht mehr auf dem Gut — das ist in Moskau — und am Fenster sitzt Sinaïde und hat den Arm auf die Brüstung gelegt. Der Vater verlangt etwas von ihr, das sie nicht tun will — ich glaube, er will, daß sie sich von ihrer Mutter trenne — sie gibt nicht nach, da — heftig, wie er ist, hebt er die Reitgerte, und ein harter Schlag trifft ihren entblößten Arm. Sie fährt zusammen, sieht ihn an, sagt nichts, hebt den Arm — und küßt die rote Schramme ..."

Stoßweise brachte er das hervor; seine Stimme wollte ihm nicht recht gehorchen, und eine leichte Bläſſe überflog wie feiner, durchſichtiger Reif ſeine roſigen Wangen.

Der beſorgte Blick der Mutter ſtreifte ihn. Daß es ihn ſo bewegte! Daß er mitempfand, was der kleine Woldemar empfunden haben mochte, als er die Vielgeliebte die Schramme küſſen ſah ...

„Gepeiſcht werden und ſeine Striemen küſſen," ſprach ſie in ungewohnt herbem Tone, „das iſt niedrig."

„So, meinſt du, Mama; Woldemar denkt: das iſt Hingebung, Leidenſchaft, das iſt Liebe!"

„In dem Fall iſt dir alſo dieſer kleine Junge eine Autorität ... Aber ſag einmal, wer hat dir das Buch Turgenjews empfohlen? Woher haſt du's?"

„Ich habe es gekauft, zugleich mit einigen Sachen von Gorki, der jetzt ſo gelobt wird in den Zeitungen. Es iſt wahr, er packt gewaltig." Der Jüngling nahm eine gewichtige Richtermiene an. „Sein erſtes Buch hat mich entzückt, das zweite auch noch; beim dritten war mir, als ob ich Erde eſſen müßt ... Und denk nur, er wagt es, die Werke Turgenjews Milchſuppen zu nennen."

Gorki! — Ihr Sohn ſprach von Gorki wie von einem ihm wohlbekannten Autor. Er las Bücher, die weder ſeine Mutter noch — darauf hätte ſie ſchwören mögen — einer ſeiner Lehrer für ihn ausgewählt hatte. Nun, dachte ſie, die unangenehme Überraſchung iſt ſchon da, und fragte ſanft und traurig:

„Harald, mein Kind, du gehſt ganz einfach in die Buchhandlung und kaufſt Bücher?"

„Was ſoll ich dort anders kaufen, Mama?"

„Und du gehſt allein in die Buchhandlung?"

„Ach nein! Einer meiner Raben, Hugin und Munin, der gute, liebe Pater Renner geht mit oder Doktor Weber."

„Und die ſind einverſtanden mit der Wahl, die du triffſt?"

„Das weiß ich nicht, danach frage ich nicht, Mama — und

sie finden es ganz natürlich, daß ich nicht um Erlaubnis bitte wegen jeder Kleinigkeit."

Es kam ein wenig ungeduldig heraus. Nicht der Schatten einer Entschuldigung, daß er etwas tat, worauf seine Mutter doch nicht ganz vorbereitet sein konnte. Im Gegenteil, es sprach eher vorwurfsvoll aus seinen Augen.

Was blieb ihr übrig, als den Freundesrat zu befolgen und nicht auf dem Schein einer Herrschaft zu bestehen, deren Wesen ihr schon entwunden war. Eine schmerzliche Wehmut ergriff sie, sie hätte weinen mögen.

Sollte es wirklich geschehen sein, war ihr Sohn nicht mehr ihr Kind? Würde sie ihm nicht mehr bei jedem seiner Schritte folgen dürfen, nicht mehr völlig vertraut sein mit seiner Gedankenwelt, nur noch zufällig, wie eben jetzt, einen Einblick in sie gewinnen? Vor eine sonnig durchhellte Zeit sank es herab wie ein eisernes Gitter, dessen dunkle Stäbe einen Rückblick, aber keine Rückkehr mehr gewährten. Was hinter ihnen lag, war klar und licht und voll Frieden; was vor ihnen lag, war voll banger Fragen, quälender Zweifel, scheuer Hoffnungen.

Harald hatte sich wieder in seine Ecke begeben, sein Buch aber nicht mehr aufgeschlagen; er verwandte keinen Blick von der Aussicht aus seinem Fenster und rief: „Wundervoll, Mutter! Wundervoll!"

„Schade, daß es so neblig ist."

„O nein, nicht schade! O Berge, o grüne, weiße, graue Bergketten, o Schönheit, die erraten, geahnt, im Geiste geschaut sein will, bevor sie sich dem körperlichen Auge enthüllt!... Sei viel hingerissener, liebe Mutter; schau, der dort weit drüben so gespenstisch aufragt, das ist der Watzmann, gewiß, er muß es sein. Meine Ehrfurcht, Majestät! Du nimmst dich da ganz anders aus als in der Geographie!"

Als sie sich dem lieblichen Reichenhall näherten, der Untersberg erschien, alle seine Märchen lebendig wurden und den jungen

Reisenden umflogen in zahllosen holden und ehrwürdigen Gestalten, wurde er von einem Rausch der Wonne und der Zärtlichkeit ergriffen. Er stürzte auf seine Mutter zu, küßte stürmisch ihre Hände, eine um die andre, und versicherte ihr: „Du bist meine geliebte, gute, schöne Mutter!"

Und jetzt hatte er wieder seine sanften, liebreichen Kinderaugen, und jetzt kam ihr vor, als könne die Zeit, in der er ihr ganz gehörte, nicht vergangen sein.

Sie fanden am selben Tage noch eine gute Unterkunft im Hochparterre einer hübschen, etwas sezessionistisch angehauchten Villa unweit vom Kurparke. Die Wohnungen der Baronin mit ihrer Zofe und Haralds mit seinem Diener waren durch den allen Gästen des Hauses gemeinschaftlichen Speisesaal getrennt.

Von ihrem Besuche beim Badearzt, dem der Hofrat sie empfohlen hatte, kam die Baronin am folgenden Morgen in gedrückter Stimmung zurück. Ihr Sohn war gesund erklärt und ihm nur eine kleine Molken- und Badekur verordnet worden; sie aber, die auf vorübergehende Störungen ihres Wohlbefindens nie geachtet hatte, sollte nun doch etwas für sich tun. Der Arzt verordnete ihr unter anderm einen täglich zweistündigen Aufenthalt in der pneumatischen Kammer.

Eine Präventivmaßregel. Geboten? — Nein. Wünschenswert? — Ja. Und — wenn man schon da ist ... Es wäre doch unklug, die gute Gelegenheit nicht zu benützen. Der Arzt sprach zu, der Sohn beschwor, und die Baronin fügte sich. Aber schwer wurde es ihr. Wenn sie allen ärztlichen Weisungen gewissenhaft nachkam, war sie tagsüber getrennt von ihrem Sohne und sah ihn fast nur bei den Mahlzeiten, in Gesellschaft aller übrigen Hausgenossen. Eine Stunde des Alleinseins mit ihm behielt sie sich aber vor; frühstücken sollten sie zusammen um acht Uhr

im Salon der Baronin oder auf der Veranda mit der Aussicht auf den Stauffen.

„Sei morgen pünktlich!" rief sie ihm nach, als er ihr „Gute Nacht" gesagt hatte und sich in sein Zimmer begab.

Er war in aller Gottesfrüh auf den Beinen und rannte, im trunkenen Entzücken eines Neulings in den Bergen, ziellos umher, bevor er sich beim Kiosk einfand, wo er seine Trinkkur beginnen sollte. Einige Gäste waren eben aus dem gegenüberliegenden Kurpark getreten, um ihre zweiten Rationen in Empfang zu nehmen, schlürften ihre Molke oder ihr Mineralwasser, bekrittelten die orakelhaft dunkle Wetterprognose, die am Eingange des Parkes angeschlagen war.

Die servierende Frau streifte den Zettel mit der ärztlichen Verordnung, den Harald vor sie hinlegte, kundigen Blickes:

„Halb Molke, halb Trinksole."

„Auch mir meinen Göttertrank, seien Sie so gut," fiel eine tiefe weiche, wohllautende Frauenstimme ein, und Harald wandte sich. Da stand eine junge, stattliche, sehr einfach und sehr vornehm gekleidete Dame.

Eine österreichische Aristokratin — der Typus ist unverkennbar, besonders in einer kosmopolitischen Umgebung. Und es war ein auserlesenes Exemplar, das ihn hier vertrat. Schön und fein, noble, sorglose Anspruchslosigkeit der Ausdruck des ganzen Wesens: Ich bin wie ich bin und will nicht mehr scheinen.

Harald erkannte die Heimatsgenossin auf den ersten Blick, und der ihre begegnete dem seinen. Sie sah ihm aufmerksam und mit unverhohlen freudiger Überraschung ins Gesicht. Er, plötzlich furchtbar verlegen, beugte seinen Kopf über den Becher, der ihm inzwischen gereicht worden. Eine trübe, grünlichgraue Flüssigkeit befand sich darin, die er mit Widerwillen betrachtete.

„Und das trinkt man?" murmelte er.

Die Heimatsgenossin lachte leise und mitleidig, nahm ihren Becher und ging über die Straße in den Park.

Sie hatte ihn ausgelacht — natürlich; die Frage, die seine Verlegenheit ihm erpreßte, war doch gar zu albern gewesen ... Und nun folgte etwas zum mindesten ebenso Albernes. Ihm fiel ein, daß Sinaïde den armen Woldemar bei ihrer ersten Begegnung auch ausgelacht hatte ... Wie konnte ihm das jetzt einfallen? Was für ein Zusammenhang bestand da? Nicht in der selben Stunde zu denken, nicht in der selben Stunde zu nennen, eine russische Abenteurerin und diese von allen Geistern der Reinheit und Hoheit umschwebte Frau!

Seine Mutter ahnte nicht, wie gut er schon bemerkt hatte, daß er gar oft der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit von Mädchen und Frauen war. Der geschmeichelten Eitelkeit, die sich bei solchen Gelegenheiten bei ihm meldete, folgte aber regelmäßig ein Gefühl der Abneigung und Geringschätzung. Was lag ihm daran, ob er „diesen Gänsen" gefiel oder nicht!

Diesmal war's anders. Das Wohlgefallen, mit dem die Unbekannte — nicht Fremde! — ihn angesehen hatte, war aber auch etwas andres, und selbst ihr Lachen so unsagbar lieb. Freilich, daß sie über ihn gelacht hatte, war beschämend. Wie ein dummer Junge mußte er ihr vorgekommen sein in seiner Verlegenheit und mit seiner stupiden Frage. Er konnte dieses quälende Bewußtsein nicht los werden und zog seine Mutter ins Geheimnis seiner stillen Leiden. Sie interessierte sich vor allem für die Dame.

„Vornehm, meinst du, und gewiß kein Fräulein, eine Frau, und noch sehr jung?"

Darüber war er im Zweifel. Nicht sehr jung, hatte er beim ersten Anblick gedacht, aber als sie ihn anlachte, war sie ihm ganz jung, ganz jung vorgekommen. Auf das eine kam er immer wieder zurück:

„Glaubst du, daß sie sich sehr lustig über mich macht?"

Die Mutter lächelte kaum merklich und streichelte seine feinen,

blonden Haare: „Ich glaube, Harald, daß sie nicht mehr daran denkt."

Am nächsten Morgen geschah das Unerwartete: sie redete ihn an. „Nun, haben Sie Ihren Abscheu überwunden, haben Sie Ihre Molke getrunken?"

Wieder lachte es ihm so jung, so strahlend heiter aus ihren Augen entgegen; er senkte die seinen wie geblendet und murmelte eine unverständliche Antwort. Sie blieb einen Augenblick, die Fortsetzung erwartend, stehen; da keine kam, nickte sie ihm freundlich zu und ging, wie gestern, in den Kurpark.

Als sie fort war, brauchte er einige Zeit, um sich von seiner Gemütsbewegung erholen und nachdenken zu können ... Was für ein rätselhafter Vorgang war das gewesen? — Eine unbeschreibliche Sehnsucht, sie wiederzusehen, hatte ihn erfüllt; einmal von ihr angeredet zu werden, war ihm als der Inbegriff des Glückes erschienen. Er hatte sich genau ausgemalt, wie er sich dabei benehmen, auch das Gespräch, das folgen würde, Punkt für Punkt festgestellt. Daß sie gescheit war und Interesse für ernste Dinge hatte, daran zweifelte er nicht; er hatte es ihr angesehen trotz ihrer heiteren Freundlichkeit, und obwohl sie die Leute auslachen konnte. Er nahm sich vor, sie zu überraschen durch die Kühnheit der Gedanken, die er darlegen wollte. Gedanken, von denen weder sein bester Freund, Pater Renner, noch seine Mutter eine Ahnung hatten. Ihr sollten sie anvertraut werden. Sie würde überrascht sein, vielleicht erschrocken, aber sich doch sagen: mit einem unbedeutenden Menschen habe ich da nicht gesprochen ...

Nun war der Anfang seines Traumes zum Erlebnis geworden; sie *hatte* das Wort an ihn gerichtet — und er? ... Glühend stieg es ihm zu Kopf, wenn er sich seines Benehmens entsann ...

Er hatte die Frage der feinen schönen Frau mit einem „Ja", beantwortet, das einhergepoltert kam wie ein Bauer ohne jeg-

liches Gefolge ... Sie hatte ihn gegrüßt, und er hatte nicht gedankt, hatte nicht einmal den Hut abgenommen!... Was mußte sie von ihm denken, für wen ihn halten? Für den Sohn eines Packträgers wahrscheinlich. Er litt Qualen. Obwohl es in Strömen goß, rannte er durch den Nonner Wald und hinauf bis zur Restauration und kam zu spät zum Frühstück.

Seine Mutter dachte an die flottanten Zügel und ersparte ihm jeden Vorwurf. Ein wenig klagen mußte sie aber doch, und klagte denn über die elende Existenz in der pneumatischen Kammer. Eingesperrt, hinter Schloß und Riegel mit fünf andern Zellengenossen, zwei geschlagene Stunden lang in imposanter Nachbarschaft.

„Denke nur, den Platz neben mir hat der Kapellmeister Kolberg."

„Der berühmte, der die ‚Drei Sonaten' komponiert hat, die so herrlich sind?"

Sie bejahte, und Harald war einen Augenblick abgelenkt von seiner Seelenpein.

„Hast du ihm gesagt, wie du ihn bewunderst?"

„Was dir einfällt! Das ist kein Mensch, an den man sich mit Lobeserhebungen heranwagt."

„Du sprichst nicht mit ihm?"

„Nein. Er grüßt in einer Art, die mehr fernhält als anzieht, und ich erwidere mit einem Gruß, der zu verstehen gibt: seien Sie ruhig, ich bin nicht zudringlich."

„Und sag, Mama, wie sieht er aus? So bärbeißig wie auf seinen Bildern?"

„Beinahe."

„Ist er klein oder groß?"

„Untersetzt, nicht schön, sein Gesicht hat einen slawischen Typus, scheint mir."

„Scheint dir? Du hast ihn nicht genau angesehen?"

„Eigentlich nein. Berühmten Leuten ist das Angestarrt-

werden eine Qual, und dann —" ihr war der Aufenthalt in der pneumatischen Kammer so widerwärtig! Sie hatte, wenn sie eintrat, nur den Wunsch: Wäre ich wieder draußen!

„Das ist ja schrecklich, Mama; aber — muß es denn sein?"

„Es scheint wohl, wenn der Arzt es verordnet."

„Fehlt dir denn wirklich etwas?" fragte er besorgt. „Du hast dich doch früher nie krank gefühlt."

„Auch jetzt fühle ich mich ganz wohl."

„Siehst du, und machst dich nur krank durch diese Kur." Er hob den gesenkten Kopf und sprach mit plötzlich gefaßtem Entschluß: „Weißt du was, Mama? — Reisen wir ab!"

Sie war erstaunt. „Abreisen? Wir sind ja kaum angekommen."

„Wenn auch. Es gefällt uns hier nicht, dir nicht und mir nicht; Reichenhall ist ein widerwärtiges Nest, ungesund für dich, und ich glaube auch — für mich."

Seine Mutter suchte ihm zu verbergen, wie sehr diese letzten Worte sie beunruhigten, und sagte nur: „Du bist aufgeregt; das macht die Gebirgsluft, das wird sich geben. Jedenfalls sprechen wir mit dem Doktor."

„Dem Doktor?" Er brach in Lachen aus, in ein Lachen, so scharf und grell, daß es hinreichte, nicht bloß den einen Doktor, sondern die ganze Fakultät mit Hohn zu überschütten.

Es half ihm nichts, er mußte am Nachmittag seine Mutter zum Arzte begleiten und wurde von ihm mit den Worten begrüßt: „Sie sind bei mir verklagt worden, Herr Baron" — der elegante Mann lachte ziemlich boshaft. „Was höre ich? Sie verderben unsern schätzbarsten Patienten den Geschmack an unsrer unschätzbaren Molke, zweifeln an ihrer Trinkbarkeit?"

Harald errötete: „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Eine schöne Dame. Ist siebenundzwanzig Jahre alt und sieht aus, als wäre sie neunzehn ... Eine große Dame, Pairsgattin, Exzellenz. Die Gräfin" — er nannte einen Namen,

der ruhmvoll auf den stolzesten Blättern der Geschichte Alt-Österreichs steht.

Die ärztliche Behandlung nahm wenig Zeit in Anspruch. Unter den bestimmtesten Versicherungen, daß sie sich mit dem Aufenthalt in Reichenhall sehr bald befreunden dürften, wurden die Patienten entlassen. Wie bald bei einem der beiden seine Prophezeiung eintreffen sollte, konnte der Doktor nicht ahnen.

Sie hatte sich seiner erinnert, von ihm gesprochen, harmlos, wie es schien. Hatte nur gesagt, daß sie einen jungen Mann gesehen, der an der Trinkbarkeit der Molke zweifelte, nicht gesagt: Ich habe einen jungen Mann gesehen, der ein Lümmel war.

Auf dem Heimwege sprach seine Mutter: „Also, die war's! Nun, von einer so schönen Frau ein bißchen ausgelacht zu werden, kann man sich gefallen lassen."

„Du kennst sie?" rief er aus.

„Gesehen habe ich sie, man hat sie mir gezeigt, gestern, in der Nähe des Deutschen Hauses, wo sie wohnt. Sie war in Gesellschaft andrer Kurgäste, sehr heiter, und scherzte mit einem alten Herrn, der ihr eifrig widersprach. Die andern hörten zu und schienen sich königlich zu unterhalten. Sie ist gewiß eine geistreiche Frau und hat einen ganz eigenen charme. Reizend die dunkeln, klugen Augen und der liebliche Mund."

Harald nickte zustimmend und sprach nach kurzem Schweigen: „Ich bitt dich, Mama, schick ihr Blumen."

„Welcher Einfall, wie käme ich dazu? Sie müßte mich für verrückt halten."

„So schick sie ihr anonym."

„Nein, nein. Es ist ihr vielleicht unangenehm, Blumen anonym zugeschickt zu bekommen."

„Was denkst du nur? Sehr angenehm wird es ihr sein. Ganz gewiß. Tu's, tu's gleich, liebe, liebe Mutter!... In der Ludwigstraße gibt es so schöne Blumen. Rosen, groß wie ein Dessertteller, und Nelken, weiße und feuerrote mit gekräuselten,

dichten, duftenden Blättern; die kaufe, und viele, viele! Komm, liebe Mutter!"

„Aber Kind, es regnet und ich bin müd."

„Ich trage dir den Schirm, ich führe dich ..."

Sie widerstand noch eine Weile, aber schwach und schwächer. Eines von ihnen mußte nachgeben — er würde es gewiß nicht sein. Ich finde es einen Unsinn, dachte sie, teile aber das Schicksal so vieler Eltern und — begehe ihn. Unser Wille hält dem Ansturm des kräftigeren jugendlichen Willens nicht stand. Ist es ein Zeichen der Zeit, daß die bessere Einsicht die schwächere geworden?

So begaben sie sich denn in die Ludwigstraße. Bis zum Blumenladen begleitete er sie aber nicht; er sah nur von weitem zu, wie sie gütig und großmütig seinen Wunsch erfüllte. Eine Welle des Glückes schlug an sein Herz, so oft die Verkäuferin ein schöne Blume aus einem der Kelche in der Auslage nahm und sie dem Strauße einfügte, der sich unter ihren geschickten Fingern zu einem kleinen Kunstwerk gestaltete. Nun war's vollendet. Nun prangte es in heiterer Schönheit wie die Frau, für die es bestimmt war. Harald fand es auch sehr weise, daß seine Mutter die Adresse der Gräfin nicht selbst aufschrieb, sondern, um jede Wahrscheinlichkeit einer Entdeckung zu vermeiden, durch die Verkäuferin aufschreiben ließ.

Die Blumensendung hatte eine wunderbar stählende Wirkung. Harald gab den Gedanken an die Flucht aus Reichenhall auf und sehnte sich nur nach einer Gelegenheit, der Frau, für die er eine so plötzliche, so heiße Bewunderung gefaßt hatte, zu beweisen, daß die Ungeschliffenheit bei ihm nur etwas Gelegentliches, nicht etwas Permanentes sei. Am nächsten Morgen befand er sich schon um sechs Uhr auf dem Gartenwege, der zwischen dem Luisenbade und den gegenüberliegenden Villen zum Kiosk führt, und spähte nach ihr aus. Als sie kam und ihren Becher verlangte, fing es eben wieder zu regnen an. Sie

spannte den Schirm auf; ihr junger Verehrer näherte sich, blieb zögernd in der Entfernung von einigen Schritten stehen, den Hut in der Hand, den Kopf ehrerbietig gesenkt. So erwartete er den Augenblick, in dem sie an ihm vorübergehen werde. Wenn sie ihn grüßt, wird er beschämt und — beglückt sein. Grüßt sie ihn nicht, wird er es hinnehmen als schwere, aber verdiente Strafe und seine Mutter bewegen, heute noch mit ihm abzureisen.

Aber sie ging nicht vorüber, sie blieb stehen und sagte: „Guten Morgen, junger Herr. Warum lassen Sie sich anregnen? Haben Sie keinen Schirm?"

Er sah ratlos auf seine leeren Hände nieder und sagte: „Ich glaube nein."

„So gehen Sie doch nach Hause und holen ihn; sonst verklage ich Sie wieder bei unserm gemeinschaftlichen Doktor . . ."

Damit wandte sie sich dem Kurparke zu, und Harald, wie gezogen von hundert und hunderttausend Fäden, unwillkürlich, fast ohne eigenes Wissen, folgte ihr. Sie ging durch die Allee zum Gradierwerke und stieg die kleine Holztreppe hinauf, die zur Galerie führt. Ein häßliches Ding, so ein Gradierwerk. Unter seinem, alle Häuser der Umgegend überragenden Dache sind dürre, schwarzbraune Reisigbündel aufgeschichtet und bilden Wände, an denen trübes Salzwasser in schweren Tropfen niederrieselt.

Harald hatte eilig einen Bogen umschritten und konnte ganz unbemerkt die Gräfin von weitem erblicken. Sie lehnte an der Brüstung der Galerie und sprach mit einem ältlichen Ehepaare, das unten auf dem Wege stehen geblieben war.

Vornehme Leute, ganz gewiß, die große, schlanke Dame im hellen Regenmantel, der hagere Herr im englischen Paletot. Das ist vielleicht der selbe alte Herr, mit dem sie neulich ein Wortgefecht geführt hat. Jedenfalls ein guter Bekannter. Ob sie es auch recht fühlen, diese Menschen, welch ein Glück es ist,

zu denen zu gehören, die ihren Umgang bilden, in ihrer Gesellschaftssphäre leben... Die Beneidenswerten! Sie haben ja überhaupt, was kein persönlicher Vorzug, kein noch so großes persönliches Verdienst verleihen kann: das Gefühl eines angeborenen Anrechts auf alle weltlichen Ehren... O die klugen Japaner mit ihrem Vorelternkultus! Sie wissen, was das heißt, sagen zu können: Aus dem Stamm bin ich herausgewachsen...

In seiner Eifersucht auf das Ehepaar, das so einfach aussah, so ohne Umstände mit der Standesgenossin plauderte und dazwischen den Gruß einiger Vorübergehender mit schlichter Höflichkeit erwiderte, dachte er aber nicht nur an die Japaner, er dachte auch — an seinen Vater. An die huldvolle Berührung der Hutkrempe zum Dank für die Bücklinge der Eisenbahnbeamten... Er entsann sich seiner eigenen stolzen Gefühle über die Verleihung des Freiherrntitels; und was ihm vor kurzem sehr nobel vorgekommen war, kam ihm plötzlich nur aufgeblasen vor, und armselig der Adel, dessen Geschichte nicht zugleich Geschichte des Vaterlandes ist.

Ganz klein und unglücklich bis ins Mark lief er aus dem Parke, an hübschen Villen vorbei durch den triefenden Wald, über Wiesen und Anhöhen, und erinnerte sich erst um neun Uhr, daß er um acht zum Frühstück bei seiner Mutter sein solle.

Sie hatte auf ihn gewartet, machte ihm keinen Vorwurf über seine Unpünktlichkeit; sie sprach von einer Ausfahrt, die sie unternehmen könnten, wenn das Wetter besser würde. Er sagte sehr gleichgültig zu allem ja, aber plötzlich kam ihm ein Einfall, und er begann mit seinem üblichen:

„Weißt du was, Mama?"

Sie lächelte ihn an: „Noch nicht."

„Du solltest die Gräfin kennen lernen."

„Sollte ich? — Mein armer Bub, das liegt nicht in meinem Belieben."

„Warum denn? Warum denn nicht?"

„Damen ihres Kreises und Frauen des meinen ..."

Er unterbrach sie: „Damen, Frauen ... als ob du keine Dame wärst ... du bist eine, du bist viel mehr als der Papa und ich ... Der Großvater sagt immer: Mein Adel ist älter als der von so manchem Fürsten."

„Das macht es nicht aus. Die Koterie, in der man lebt, macht es aus. Die Gräfin wird von der ihren gewiß eng umschlossen, und mich da einzudrängen, fällt mir nicht ein."

Sie hatte sanft und ruhig gesprochen, aber in der bestimmten Weise, gegen die — er wußte das wohl — jede Einwendung vergeblich war.

Am Nachmittag sandte er wieder einen Strauß schöner Blumen anonym ins Deutsche Haus. Diesmal wurden sie durch seinen Diener und in einem andren Laden als die früheren besorgt. Und von neuem brachten sie ihm Glück. Die Gräfin grüßte ihn freundlich, als er sie am nächsten Morgen, wie gestern chapeau bas, beim Kiosk erwartete, und lud ihn ein, sie auf ihrem Morgenspaziergang zu begleiten.

Sie gingen in die Riedelallee und freuten sich, daß es endlich aufgehört hatte zu regnen. Es war mild und sonnenlos. Maria-Theresientage nennt man in Österreich diese sanften, stillen, an denen der Himmel in einem einförmigen Silbergrau erschimmert, kein Lüftchen sich regt, kein greller Ton den leisen Farbenwohllaut unterbricht und in den Herzen der Menschen die Ahnung künftigen Friedens erwacht.

Das Gespräch bewegte sich anfangs in ausgefahrenen Gleisen, dann fragte die Gräfin:

„Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß ich sehr überrascht war, als ich Sie zum erstenmal gesehen habe? Der Grund davon ist, daß Sie meinem ältesten Sohn merkwürdig ähnlich sehen. Sie haben seine Art, in die Welt zu gucken, seine Gesichtsform, seinen mädchenhaften Teint ... Nur," fügte sie hinzu und blickte ihn

heiter an, „errötet er nicht so oft wie Sie; er ist noch nicht in dem Alter, in dem man ohne Ursache errötet."

Diese Worte erweckten in ihm ein seltsam unangenehmes Gefühl. Sie hatte einen ältesten Sohn, hatte also mehrere Söhne, hatte ein reich ausgefülltes Dasein.

Ihr Willy, sagte sie, der gar zu gern schon groß sein möchte, werde sehr stolz sein zu hören, daß sie einen jungen Herrn kennen gelernt habe, der lebhaft an ihn erinnerte und gewiß schon sechzehn Jahre alt sei.

Das war arg ... Erst peinlich berührt, dann beleidigt. Essig in eine Wunde. „Exzellenz! ich bin siebzehn."

„Wirklich? ... Seit wann?"

Er murmelte etwas Undeutliches; er schämte sich zu gestehen: „Seit vorgestern."

Sie schritten rasch aus, begegneten nur wenigen Spaziergängern auf dem breiten, mit jungen, großblätterigen Linden bepflanzten Weg. Die Aussicht entfaltete sich immer reicher vor ihnen. Links die phantastischen Zacken und Spitzen des Lattengebirges, das schlank emporsteigende, dunkle Müllnerhorn, vor ihnen der Stauffen und seine grünen Vor- und Nachläufer, rechts, weithin, gegen Salzburg sich breitend, das offene, fruchtgesegnete Land. Im Hintergrund der Gaisberg, wie ein Traum von einem Berge, wie hingemalt mit heller Wasserfarbe auf hellem Grund, mehr geahnt als gesehen.

Die Gräfin bemerkte, daß ihr Begleiter schönheitblind und verstimmt neben ihr herging, und sagte: „Ich habe Sie für jünger gehalten, als Sie sind, und Sie nehmen mir das übel. Warten Sie nur — die Zeit kommt furchtbar rasch, in der wir es den Leuten übelnehmen, wenn sie uns mehr Jahre geben, als wir annehmen wollen."

Sie hatte durch den Doktor erfahren, wer er sei, und teilte ihm mit, daß ihr Mann seinen Vater kenne und ihn sehr hochschätze: „Sie werden in seine Fußstapfen treten; Sie sind gewiß

ein ausgezeichneter Student... Nicht widersprechen! Lassen Sie mir meine gute Meinung. Sie sind es von allem Anfang an gewesen — schon vor der Aufnahmeprüfung ins Gymnasium."

„Ach wegen der!" sprach Harald wegwerfend.

„Ja, ja, wegen der. Ich höre, daß gerade sie von manchem der Herren Professoren den armen Buben recht schwer gemacht wird."

Ihr bangt um ihren Willy, dachte Harald und lächelte mitleidig: „Es kommt auch vor, daß die Herren Buben es den armen Professoren schwer machen. Im ganzen sind die Professoren gut und froh, wenn sie einen durchbringen können."

„Wenn das nur nicht so schwer wäre! In zwei Jahren kommt mein Willy dran!..."

Er zuckte überlegen mit den Achseln und begann ein wenig zu flunkern. Ihm hatten die Studien keine Schwierigkeiten gemacht. Er hatte immer noch Zeit gehabt, sich nebenbei mit Zeichnen und Malen und Musizieren zu beschäftigen. Auch mit seinen Sammlungen, Münzen, Briefmarken — und so weiter.

„Sie überraschen mich; nein, wirklich, Sie imponieren mir!" sagte sie und gab sich Mühe, ihn mit ernster Miene anzusehen. Es gelang nicht ganz. Um den noch so jungen Mund spielte etwas, tief drin in den sprechenden Augen leuchtete etwas, das sehr heiter war. Nicht spöttisch, nur heiter; sie hatte aber vom Imponieren gesprochen, und damit stimmte der Ausdruck nicht vollkommen überein.

Abermals errötete er bis an die Haarwurzeln und brachte dann unvermittelt hervor: „Die ersten Klassen sind aber wirklich ganz leicht."

„Ein großer Trost für mich, denn mein Bub ist ein miserabler Student."

Sehr geschmeichelt durch das Vertrauen, mit dem sie ihn

in eine so beschämende Familienangelegenheit einweihte, sprach Harald leichthin: „Er kann nichts dafür; es wird Atavismus sein."

„Was meinen Sie?"

„Nun — Atavismus. Seine Ahnen sind Turnierhelden, Kreuzfahrer, Feldherren gewesen; die Wissenschaften waren ihnen schnuppe. Davon haben nun ihre Nachkommen die nicht trainierten Gehirne, sagt mein Freund, Pater Renner."

„So, Pater Renner sagt das?"

„Exzellenz kennen ihn?"

„Er bugsiert ein paar Neffen von mir durch das Gymnasium; zwei solche Raubritternachkommen mit nicht trainierten Gehirnen."

„Es kann sich machen mit der Zeit," versetzte er tröstend.

„In Generationen vielleicht. Wer weiß, was für Gelehrte meine Ururenkel noch werden!"

Der scherzende Ton kränkte ihn. Was hatte er nicht alles von einer Unterredung mit ihr erwartet; wie reich an Gedanken und Eindrücken sollte sie sich gestalten! und nun — statt tief zu werden, verflachte das Gespräch immer mehr ...

Er führte es wieder auf das Gymnasium zurück, das er aber sehr von oben herab behandelte. Die Fragen, die er an die Wissenschaft stellte, konnten dort nicht beantwortrt werden. Als die Gräfin ihr Erstaunen ausdrückte, steigerte er sich immer mehr. Mit abgewendetem Gesicht und unter fortwährendem Erröten brachte er stoßweise Anschauungen hervor, über deren Verwegenheit er selbst erschrak. Sie betrafen in erster Linie die Religion. Bei seinen Erörterungen bediente er sich vieler Fremdwörter und gelangte zu dem Schlusse, der Zweifel stände höher als der Glaube, und die kühne Negation höher als der Zweifel.

„Sagen Sie mir, junger Freund," fragte die Gräfin, „pflegen Sie auch Ihre Mutter einzuweihen in die Schlüsse, zu denen Ihr Nachdenken Sie geführt hat?"

Nein. Mit seiner Mutter sprach er von solchen Dingen nicht. Sie war eine fromme Frau und glücklich in ihrem blinden Glauben. Um keinen Preis würde er ihn erschüttern wollen; der Glaube seiner Mutter sei ihm heilig.

„Und der meine ist es Ihnen nicht?" Wieder flog das sonnige Lächeln über ihr Gesicht, das ihn entzückte und ihm weh tat.

Vorwurfsvoll sah er ihr in die braunen, leuchtenden Augen. „Das ist etwas anderes! Auf meine Mutter könnten meine Anschauungen Einfluß nehmen... vielleicht Einfluß nehmen..." verbesserte er sich. „Auf Sie, Exzellenz" — und nun ergriff ihn eine unerklärliche Verwirrung, und seine Stimme war umflort — „gewiß nicht."

„Das meine ich selbst. Also nur kühn vorwärts mit den Bekenntnissen! Heraus mit der Sprache über alles, was Sie auf dem Herzen haben und was Sie bedrückt und Sie, wenn es verschwiegen bliebe, in eine falsche Richtung treiben könnte. Gradaus allerwege! ist meine Devise. Nun aber hören Sie: ich bin eigentlich hierher gekommen, um eine Schweigkur durchzumachen; gehen wir jetzt schön still nach Hause. Reden auch Sie nicht mehr; zwingen Sie mich nicht, Ihnen meine Bedenken auszusprechen oder — meine Bewunderung."

Sie traten den Rückweg an und befanden sich eine Viertelstunde später an der von Harald und seiner Mutter bewohnten Villa. Auf diese schritten vom andern Ende der geraden Straße eine Dame zu und ein Herr, bei dessen Anblick die Gräfin ausrief:

„Hans Kolberg — wenn die Entfernung mich nicht täuscht. Nein, wirklich, es ist der große Unnahbare!" Sie erzählte, daß sie ihn in Bayreuth kennen gelernt habe und in ihm die unliebenswürdigste Berühmtheit, die es geben könne; besonders abwehrend gegen Frauen, und ganz besonders gegen solche, die ihm huldigend nahen. Was mag die Dame, mit der er spaziert, für ein Zaubermittel angewendet haben, um diesen Löwen zu

zähmen? So lebhaft und angeregt sah man ihn in Gesellschaft nie!

Die Dame, der Kolberg die Ehre erwiesen hatte, sie zu geleiten, blieb vor dem Eingang zum Vorgarten ihrer Villa stehen. Sie wechselte mit ihm noch einige Worte; dann küßte er ihr die Hand und empfahl sich mit tiefer Verbeugung.

„Ein Handkuß!" sagte die Gräfin, „ein Handkuß von Hans Kolberg! Ich weiß keine noch so hohe Frau, die nicht jetzt an der Stelle der Dame dort hätte sein mögen. Wer sie nur ist?"

„Ich kann es Ihnen sagen, Exzellenz!" erwiderte Harald, und aus seiner Stimme klang ein nur mühsam unterdrücktes, stolzes Jauchzen: „Es ist meine Mutter!"

Einige Tage vergingen gleichförmig, „still und bewegt" würden die Romantiker sagen. So oft das Wetter es erlaubte, machten Mutter und Sohn Ausflüge in die Umgebung. Er hatte ihr triumphierend erzählt, wie hoch die Ehre angeschlagen werde, mit Kolberg verkehren zu dürfen. Immer wieder brachte er die Rede auf ihn und sagte einmal:

„Warum verabschiedest du ihn vor dem Hause? Lade ihn doch ein, uns zu besuchen."

„Wozu denn? Ich weiß ja, daß er ablehnen würde. Er hütet sich vor jeder Gelegenheit, mit fremden Leuten zusammen zu kommen, gebraucht seine Kur und bringt den Rest des Tages auf Wanderungen in den Bergen zu."

„Immer allein, wie ein rechter Menschenfeind."

„Ich glaube nicht, daß er ein Menschenfeind ist." Damit wollte sie abbrechen, aber Harald fuhr in gereiztem Tone fort:

„Nicht immer gleich aufhören, Mama, wenn von Kolberg die Rede ist. Mit mir darfst du doch von ihm sprechen, wenn auch mit niemand anderm." Er sah ihr in die Augen und setzte hinzu: „Ich weiß den Grund."

— „So?"

„Er schenkt dir sein Vertrauen — gib es zu."

„Das tu ich, Kind, nur dessen rühmen mag ich mich nicht."

„Ach Mama, wer denkt daran! Aber daß du so geizig bist mit dem Vertrauen, so übergeizig! Daß du dich fürchtest, es zu mißbrauchen, wenn du Dinge berührst, die alle Welt weiß."

„Zum Beispiel?"

„Daß er verheiratet war mit der berühmten Tragödin Helmstädt, daß sie ihn sehr unglücklich gemacht, und daß er sich von ihr getrennt hat."

„Freilich, das wissen alle; und wenn es alle wissen, wozu davon erzählen?"

„Mein Gott, Mama, es interessiert einen doch! Neulich erst stand in den Zeitungen, daß seine Frau jetzt in Paris ist, und daß er mit ihr einen Prozeß führt um seine kleine Tochter. Er soll da schonungslos vorgehen. Du mußt es ja auch gelesen haben."

„Du kennst meinen Abscheu vor dem Zeitungsklatsch; die Hälfte nicht lesen, die Hälfte nicht glauben. So halte ich's. Kolbergs Kompositionen entzücken mich. Aus ihnen schöpfe ich die Kenntnis von dem Menschen, die mir wertvoll ist, und verzichte gern auf jede andere."

„Ja, ja, das bist du; das große Publikum verlangt mehr."

„Ein Mehr, das um so viel weniger ist! Wenn man aber von ihm nur weiß, was in den Zeitungen steht, muß man doch begreifen, daß er jetzt nicht gestimmt ist, Gesellschaften zu besuchen und Komplimente einzuheimsen."

„Jetzt, sagst du? Er soll von jeher nicht nur Komplimente, sondern auch jedes Zeichen von Bewunderung und Liebe mit Füßen von sich gestoßen haben."

„Welche Übertreibung!" rief die Baronin mit einer Ungeduld, die ihren Sohn befremdete. „Kein Künstler wird Bewunderung und Liebe, wenn sie echt und nicht zudringlich sind, von sich stoßen."

„Von ihm sagt man's."

„Man sagt es. Ist das ein Grund?"

Er war an die Strenge nicht gewöhnt, die aus diesen Worten klang. Verletzt sprang er auf mit dem Ausruf: „Mama!"

Sie blickte betroffen zu ihm empor, und in ihrer Frage: „Nun Harald?" lag eine Bitte.

„Nichts," antwortete er. „Nichts, Mama."

„Du wolltest mir etwas sagen; sag es doch." Ihre Stimme liebkoste ihn wieder mit voller, weicher, mütterlicher Zärtlichkeit.

„Später, vielleicht später einmal."

Und nun war er es, der dem Gespräch eine andere Wendung gab.

Am folgenden Morgen erfuhr Harald eine bittere Enttäuschung. Er sah die Gräfin beim Molkenhäuschen stehen, aber nicht allein, sonden von einer kleinen Gesellschaft umringt. Wieder das dünne Ehepaar mit den langen Gesichtern und den schmalen Nasen, dann zwei junge Mädchen, die so laut lachten und sprachen, daß alle Vorübergehenden sich nach ihnen umsahen, was sie aber gar nicht zu kümmern schien. Auch ein junger Mann befand sich da, der ein fahles, glattrasiertes Gesicht und langgeschlitzte, schläfrige Augen hatte. Bei den Scherzen der Damen lächelte er, was sich aber nur wie ein Seitwärtsschieben der Lippen ausnahm.

Harald war des Weges zwischen schattigen Gärten gekommen und bemerkte die fremden Leute zu spät, um noch umkehren und — was er so gern getan hätte — entfliehen zu können. Auch hatte die Gräfin ihn schon gesehen und nickte ihm freundlich zu. Er hob den Hut, eilte vorbei und hörte noch eine der jungen Damen fragen: „Qui est-ce?" Eine Naivität vornehmer Wienerinnen, die glauben, „Qui est-ce?" sei für eine geringere Sorte der Menschheit weniger verständlich als: „Wer ist's?"

Er hörte auch noch: „Joli garçon“ sagen. Dann war ihm, als ob hinter ihm gekichert würde.

Er nahm den kürzesten Weg ins Freie, rannte ziellos einem Tag entgegen, der für ihn ein verlorener war. Er wollte allein sein mit seiner Erbitterung, sie auskosten, sich ihr ganz hingeben.

In den Nonner Auen, am Fuße des Stauffen, in die er geriet, herrschte noch tiefe Einsamkeit, göttliche, vor dem Geräusch der störenden Menge, der „vielen, allzuvielen“ gesicherte Ruhe. Einer regnerischen Nacht war ein Morgen gefolgt, der für lang erlittenes Wetterungemach entschädigt. Die Nebelschleier hatten sich von den Gebirgszacken und Höhen losgeknüpft und glitten als kleine Rauchwölkchen über die Wiesen im Tale dahin. Es gab kein Gräschen ohne Tau, keine dürstende Blume; alles war erquickt, belebt, beseelt. Die Blätter der Bäume glänzten wie kleine Spiegel, in die ein Schein des großen Lichtes am Himmel fällt, und in ihren Zweigen regte sich's, schoß umher, zwitscherte und sang.

Und in dieser heiteren und lieblichen Welt schritt Harald dahin und hatte keinen Blick, kein Ohr für die tausend Stimmen des Seins und Werdens um ihn her, keinen Dank für das wohltuende Arom der balsamischen Frühlingsluft. Was kümmerte der friedliche Frühling da draußen in der Natur ihn, der einen brausenden, stürmenden Frühling in der eigenen Brust trug? Er fühlte nur sich, nur die eigene ungestüme Lebenskraft, die ihrer selbst noch unbewußte Lebenssehnsucht.

Sein kräftiges Ausschreiten, ja, das tat ihm wohl! Und als in der Nähe des Waldes der Pfad zu steigen begann, reizte es ihn, die Anhöhe im Laufe zu nehmen. Bald jedoch machte der Weg eine jähe Biegung, und mitten auf ihm sah Harald in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten eine wuchtige Männergestalt sich langsam vorwärts bewegen. Es war der Kapellmeister, der, den Bergstock in der Hand, den Rucksack

auf dem Rücken, eine seiner einsamen Wanderungen antrat. Er trug eine weite Lodenjoppe, stramm über die starken Beine gespannte Strümpfe und genagelte Schuhe. Unter der Krempe des Jägerhutes sahen dichte, graue Haare hervor. Harald blieb stehen, unschlüssig, ob er an ihm vorbeieilen oder warten solle, bis Kolberg außer Sicht war. Aber auch der war stehen geblieben, hatte sich umgewandet und sah ihn an. Harald grüßte und ging zögernd auf den Musiker zu, und ihm war, als hätte noch nie ein so abwehrender und durchdringender Blick ihn getroffen wie der, den diese Augen, blau wie im Feuer erhitzter Stahl, auf ihn richteten. Von einem peinlichen Unbehagen ergriffen, entschuldigte er sich:

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, verzeihen Sie."

„Was verzeihen?" fragte Kolberg, und seine Stimme war überraschend frei von Härte und Ungeduld.

„Ich habe Sie gestört."

„Gestört?"

„Sie waren gewiß in Gedanken."

„So — ja so! Ein Musiker ist immer in Gedanken, meinen Sie." Er faßte ihn wieder scharf ins Auge. „Wohin rennen Sie denn eigentlich?"

„Nirgends hin, Herr Direktor, und wenn ich Sie nicht störe und wenn Sie es mir erlauben ... Dürfte ich ein bißchen mit Ihnen gehen?"

Die Antwort war ein Gemurmel, das man mit etwas gutem Willen für eine Zustimmung nehmen konnte, und Kolberg setzte seine Wanderung fort.

Harald wagte nicht zu sprechen; verstohlen nur blickte er den Meister von der Seite an. Er bewunderte sein männliches Profil, die vom Hut nur halb verdeckte, breite, gleichsam gedankenschwere Stirn, die leicht gebogene Nase und die schön geschwungene Linie ihres Flügels, den Mund, der unbedeckt blieb vom feinen, stellenweise wie Silber schimmernden Vollbart.

Um die fest geschlossenen Lippen spielte ein eigentümlich anziehender, milder, beinahe freundlicher Ausdruck.

Plötzlich wendete sich der Meister dem Jüngling zu und sprach: „Sie heißen Harald. Ihre Mutter hat Sie mir neulich gezeigt, von weitem; Sie sehen ihr ähnlich."

„Ja," sagte Harald, und ganz unvermittelt folgten dieser Zustimmung die Worte: „Meine Mutter ist eine gute Musikerin, Herr Direktor. Meine Mutter hat mir im Winter beinahe jeden Abend eine Ihrer ‚Drei Sonaten' vorgespielt... O Herr Direktor! Der Anfang der ersten und der Schluß der zweiten, da brennt man, da wird einem eiskalt, da wünscht man nur eins!..."

„Nur eins?... Doch eins!.. "

„Ja. Den, der es gemacht hat, da zu haben —"

„Wozu?"

„Um ihn anzubeten." Er hatte es bloß geflüstert und senkte die Augen.

„Was sind Sie jung. Einen anbeten, dem ein Stückwerk gelang."

„Ein Stückwerk, Herr Direktor?"

„Da ein Anfang, dort ein Ende — was ist's mit dem Ganzen?... Das Ganze eine Glorie, das wäre schön! Ist aber nicht unsre Sache; darauf wird die Welt noch lange warten... Das vollkommene Kunstwerk schafft nur der vollkommene Mensch. In unabsehbarer Ferne liegt die Zeit. Aber sie kommt... Wohl jedem, der vermag auf sie zu hoffen; wohl jedem, der Augenblicke kennt, in denen er, über sein kleines Ich hinausgewachsen, ihr Erscheinen geahnt hat — zu ahnen glaubte."

Sie waren an eine Stelle gekommen, von der aus man einen freien Ausblick auf den Untersberg hat. Kolberg stand lange still und vertiefte sich in die Betrachtung des herrlichen Bildes.

„Da," sagte er endlich. „Wenn Sie das Bedürfnis haben,

anzubeten, den, der das gemacht hat, beten Sie an. Da ist sie, nach der wir ewig ringen, obwohl wir wissen, daß sie uns unerreichbar ist — Vollkommenheit."

„Die haben Sie oftmals erreicht, Herr Direktor."

Kolberg überhörte die Worte, wiederholte: „Da ist sie," und streckte die Arme aus. „Mein alter Liebling, mein Berg; sehen Sie, wie er prangt in seiner stillen Majestät, in leisen, grauen Tinten, in lauter Farbenpracht. Die Allmutter Sonne, die warme, gütige, küßt sein ehrwürdiges Greisenangesicht; eine schimmernde Wolke liegt an seinem Herzen wie ein schönes Weib in schneeweißem Mantel. Genien der Sage umschweben ihn, kindliche Träume fliegen durch eines Weisen Haupt." Seine Augen blieben lange mit ernstem Entzücken, unersättlich im Schauen, auf die Landschaft gerichtet. „Anbetungswürdig!" sagte er plötzlich. „Vor dem Urheber dieses Werkes auf die Knie! Warum sehen Sie mich so verwundert an? Ist es Ihnen merkwürdig, daß ein Schaffender an den Schöpfer glaubt?"

„Nein — ach nein!"

„Und ebensowenig kann es Ihnen merkwürdig sein, daß einer, den der Anblick des Vollkommenen in seliges, unaussprechliches Entzücken versetzt, die Überzeugung hat: Nicht der Furcht, wie eure Klugen behaupten, entsprang das Gebet ... Das erste Gebet, das zum Himmel stieg, hat jubelvolle Dankbarkeit gesprochen, und spricht ein Musikus es heut, dann wird's ein Lied oder," er lächelte, „irgendein Satz von irgendeiner Sonate."

„Etwas Herrliches gewiß! Aber, Herr Direktor ..." Es zuckte um Haralds weiche Kinderlippen, als sie sich zu dem Einwand öffneten: „Wenn nur nicht auch so viel Häßliches in der Welt wäre, und Grausames, und so viel" — sein gepreßtes Herz tat ihm weh — „und so viel Leiden."

„Je nun — nur nicht ertragen, sich nicht unterwerfen, nur kämpfen gegen sie! Im Kampfe stählt sich die Kraft ... Nur kämpfen! kämpfen wollen." Er senkte die Stimme; ihr Ton

wurde allmählich so leise, daß Harald das scheue Gefühl hatte, der unberufene Zeuge eines Selbstgesprächs zu sein. „Wollen können, immer felsenfest, unerschütterlich, ist alles... Nur wollen können! nur den Glauben an den Willen nicht verlieren, weil er uns schon so oft betrog."

Seine Rede wurde ganz unverständlich; er starrte vor sich nieder; seine kräftige Gestalt beugte sich wie unter dem Druck eines schweren Schicksals. Aufseufzend hob er nach einer Weile das Haupt mit jähem Entschluß. „Aber — ich muß ja fort. Adieu. Ihrer Mutter meine Verehrung, meine tiefste Verehrung."

Rüstig schritt er die Anhöhe empor, indes Harald unbeweglich stehen blieb und ihm nachblickte.

Dem Jüngling war zumute wie einem, der tausend angesponnene und plötzlich abgerissene Fäden eines seltsam dunkelhellen Gewebes in seinen Händen hält.

Ein paar Wochen vergingen, in denen Harald die Gräfin täglich sah; aber freilich immer nur in Gesellschaft anderer. Das war für ihn mehr Qual als Freude. Es kam nicht mehr zu einem längeren Gespräche, und er hätte ihr so viel zu sagen gehabt. Er dachte ja nichts, was er nicht mit ihr in Verbindung brachte, worüber er nicht ihre Meinung hören, womit er nicht ihr Interesse erwecken wollte. Aber sie war unzertrennlich von den zwei Komtessen, die für einige Zeit in ihrer Obhut standen, und gar oft schloß sich ihnen der junge Herr mit dem schiefen Lächeln an. Den haßte er; und einmal, als die Gräfin über einen seiner Scherze herzlich lachte, da haßte Harald einen Augenblick auch die Heißverehrte. Und als sie, seine Verstimmung sogleich bemerkend, fragte:

„Was gibt's, Harald? Wer hat Ihnen etwas getan?" — da hätte er sein Leben darum gegeben, ihr antworten zu dürfen:

„Sie! Sie! Sie! — mit Ihrem Lachen über die blöden Scherze eines Laffen!"

Zu Hause nahm er oft Turgenjews Novelle zur Hand. Sie hatte etwas von ihrem ursprünglichen Reiz für ihn eingebüßt. Der „Knabe" Woldemar flößte ihm Geringschätzung ein; daß etwas Neid dabei war, ahnte er nicht. Was wußte er überhaupt von sich selbst? Wußte er, ob er noch einen freien Willen habe? „Wollen können ist alles," hatte der Meister gesagt; und konnte Harald noch wollen? Da stand er am Morgen mit dem Vorsatz auf: Heute weiche ich ihr aus, und befand sich trotzdem plötzlich in ihrer Nähe; und dann — was kümmerte ihn das Geschwätz der andern? — sie sprach mit ihm, wenigstens eine kleine Weile, und immer von ernsten Dingen. Freilich in ihrer munteren Art.

„Was ist in Ihnen vorgegangen seit gestern?" fragte sie, „Sie sollen mir Ihre Gedanken sagen."

Ihr ahnte nicht, daß er da mehr zu verschweigen als zu sagen hatte.

Es kam aber auch vor, daß er mit fest auf den Boden gehefteten Augen an ihr vorbeirannte, weil er sich eben gefragt hatte, was er in ihrer Gesellschaft zu suchen habe? Er, der Beamtensohn, gehörte nicht zu ihr. Seine Mutter selbst, die so gern ausglich, alles so gern im mildesten Lichte sah, jeden Mißklang so gern in Harmonie auflöste, hatte ihn gewarnt: „Wir gehören nicht in diese Kreise: ihre Lebensanschauungen und besonders die Bemessung des Wertes oder Unwertes der Dinge sind zu verschieden."

„Du kannst das doch nicht empfunden haben," hatte er ihr einmal erwidert. „Du stehst ihnen der Geburt nach ganz gleich."

„Ja, aber ich bin eine Beamtenfrau."

„Sind denn nicht viele von ihnen und viele ihrer Söhne auch Beamte?"

„Ein großer Unterschied! In ihren Augen gibt der Mann dem Amte den Rang, bei uns das Amt dem Manne."

Eines trüben Nachmittags, an dem die meisten Kurgäste sich im Parke hielten, sah Harald die Gräfin mit dem eleganten jungen Herrn — ihrem Vetter, wie er jetzt wußte — und den zwei Komtessen vor der Kolonnade auf und ab gehen.

Längst schon drohte ein Regenguß, und mit sogar im Gebirge ungewöhnlicher Heftigkeit wurde die Drohung erfüllt. Die Schleusen des Himmels öffneten sich, und alles flüchtete in die Halle. Auch Harald war der Treppe, die zu ihr führt, schon nahe, als sich dicht vor ihm lautes Kindergeschrei erhob. Ein etwa zweijähriges, höchst elegant gekleidetes Mädchen stand mitten in einer Wasserlache, streckte die Ärmchen aus und schrie: „Viens! Viens!“, und auf der obersten Treppenstufe, unter dem schützenden Dache, stand eine junge Dame, fabelhaft schön und kostbar angetan in Spitzen und Gaze, das kleine Haupt bekrönt von einem Bänder- und Federnbaldachin, streckte ebenfalls die Arme aus und rief ebenfalls: „Viens! Viens! Viens, ma chérie!“

Aber „chérie“ wollte durchaus abgeholt werden. Sie heulte wie ein verlassenes Jagdhündlein; der große Hut war ihr in den Nacken gerutscht; der Regen, in den sich auch schon Hagelkörner mischten, prasselte nieder auf ihr blondes Haupt. Plötzlich, mit einem lauten Gekreische des Zornes, warf sie sich zu Boden, wälzte sich und strampelte in der Nässe herum. Nun raffte ihre Mutter die Schleppe zusammen und schickte sich an, auf die Kleine zuzueilen; zwei Herren in Regenmänteln wollten ihr zuvorkommen ... Aber schon hatte Harald das Kind vom Boden aufgehoben, um es der Maman, nach der es zeterte, zu bringen. Es schrie und wehrte sich und schlug mit Händen und Füßen nach ihm; er hatte alle Mühe, es festzuhalten, verlor unterwegs seinen Regenschirm, wurde böse und brummte einmal ums andere zwischen den Zähnen: „Kröte! Kröte! boshafte Kröte!“ Nun sprang er die Stufen zur Kolonnade hinauf und wollte seine ungebärdige Last ihrer Eigentümerin übergeben.

Aber die Französin streckte beim Anblick des beschmutzten, triefenden Kindes die Hände mit einem entsetzten: „Oh mon Dieu!“ abwehrend aus. Harald stand ratlos da und war in der größten Versuchung, seine zappelnde Bürde ihrer „Maman“ vor die Füße zu werfen.

Die laute Szene hatte viele Zuschauer, darunter die Gräfin, die Komtessen, den Vetter, und der grinste. Einige lachten; zartfühlende Damen meinten, es handle sich um Kindermißhandlung und begannen den armen Harald sehr unzart zu beschimpfen. Er, mit dem wütenden Kind in den Armen, spielte eine lächerliche Figur — Schicksalstücke — vor ihr! vor ihr! Aber die Qual hatte nur kurze Dauer. Einer der hilfreichen Herren im Regenmantel übernahm das Kind, der andere lief, einen Wagen herbeizuholen, die Dame nickte: „Merci, Monsieur!“ und fort waren sie.

„Das war eine schwierige Lebensrettung!“ sprach die Gräfin zu Harald, der sein Taschentuch gezogen hatte und die Spuren der nassen Kinderfüßchen von seinem lichten Sommerrocke abzuwischen suchte.

Ihm war das Weinen nah: „Zu dumm,“ murmelte er, „so ein boshafter Fratz!“

„Aber temperamentvoll, die kleine Französin, und bildhübsch! Nehmen Sie sich in acht — was wir da sahen, war vielleicht ein Vorspiel ... So fangen manchmal die interessantesten Romane an.“

„Wenigstens,“ erwiderte Harald noch sehr mißmutig, „habe ich Zeit, mir die Sache zu überlegen.“

„Baron, Baron!“ sprach eine helle Stimme, und neben ihm stand die jüngere der Komtessen und reichte ihm, herzig salutierend, seinen Regenschirm. „Da ist er. Sie haben ihn verloren, und ich wollte auch etwas retten.“

Er war äußerst überrascht und geschmeichelt. „O! — O! nein — das ist wirklich, das ist zu gnädig, wirklich ...“

„Bravo, Kitty! ich sage es ja, an dir ist ein preux chevalier verdorben," sprach die Gräfin, „und nun kommt, meine vier Kinder, wir wollen Tee trinken beim Zuckerbäcker. Sie nehmen meine Einladung doch an, Harald?"

Wie gern! wie von ganzer Seele gern! rief es in ihm. Und — was geschah? Welch ein Wunder begab sich? Warum verneinte sein Mund, da sein Herz bejahte? Was für ein böser Dämon legte ihm ein ablehnendes „Danke, danke vielmals" auf die Zunge?

„Danke — nein?" fragte die Gräfin.

„Dan—ke."

„Aber Harald." Es lag ein leiser, gütiger Vorwurf in den zwei Worten.

Wirklich, es ist unsinnig, davonzulaufen vor ihr, vor dem Komteßchen, das so nett für ihn gewesen ist. Schon zögerte er, war schon im Begriffe, sein „Danke" in ein „Wenn Sie also erlauben" zu verwandeln, als die faden Augen des jungen Herrn ihn spöttisch anzwinkerten: Willst du gebeten werden? Ist es üblich bei euch? sollte das wohl heißen. Nun gab es kein Überlegen mehr: „Exzellenz, meine Mutter erwartet mich."

Er verbeugte sich tief und ging und fühlte, daß man ihm nachschaute, und hatte davon ein höchst unangenehmes Prickeln im Rücken.

„Es ist schon der ganze Hofrat," sagte der junge Herr. „Steif und zimperlich und macht sich rar."

„Der?" rief die Gräfin, „die Unbefangenheit und Natürlichkeit selbst. Wie er daher kam im Kampf mit dem kleinen Rangen, das Herz voll Empörung und in den Augen eine so herzige Schüchternheit und Angst, ausgelacht zu werden, mußte ich an ein junges Reh denken, das plötzlich aus dem Wald in diese Kolonnade geraten wäre."

„Und du gerätst ins Poetische," erwiderte der Vetter, ärger-

lich über den Widerspruch. Das kommt davon, daß er dich anschwärmt."

„Er soll nur. Ganz gut, wenn ein junger Mensch schwärmen kann. Wer von euch trifft das heutzutage noch? Wer vermag sich auf eigene Kosten ein Idealbild, das dem Urbild sehr wenig ähnlich sieht, in die blaue Luft hinzumalen und es wunschlos anzubeten?"

„Wunschlos, Cousine? Du bist wirklich naiv." Er zog sein allerschiefstes Gesicht. „Wunschlose Schwärmer gibt's nicht, auch nicht unter den Miniatur-Hofräten."

Harald teilte seiner Mutter sein neuestes Erlebnis mit und fand so viel Trost, als er zu empfinden fähig war. Nach einer Weile kam dann die schon mehrmals wiederholte Frage:

„Sag Kind, solltest du nicht an deinen Vater schreiben?"

Freilich sollte er, es war seit vierzehn Tagen nicht geschehen, und Herald wußte, daß sein Vater in den Briefen an die Mutter kein Wort darüber verlieren würde. Bei der Rückkehr aber bekäme der säumige Briefschreiber eine Bemerkung zu hören, die nicht so leicht zu verschmerzen war. Er ging auf sein Zimmer, legte einen Bogen Briefpapier vor sich hin, und das Datum und die Ansprache flossen ihm leicht aus der Feder, auch die erste Seite bedeckte bald ein umständlicher Wetterbericht; mit der zweiten ging's schon etwas langsamer; die Nachrichten über den Gebrauch der Kur mußten vorsichtig gebracht werden; die Gefahr, in früheren Briefen schon Gesagtes zu wiederholen, war groß. Nun schien aber diese Klippe umschifft, und die fast unüberwindliche Aufgabe stellte sich erst ein, als die dritte Seite an die Reihe kam worüber schreiben? Worüber schreibt man an jemand, mit dem man noch nie ein vertrauliches Wort gewechselt hat? Harald mußte an den armen kleinen Woldemar

denken, der, genau wie er selbst, von seinem Vater nie etwas anderes erfahren hatte als freundliche Gleichgültigkeit.

„Bist du fertig, Harald, und kommst mit mir?" Seine Mutter stand auf der Schwelle, zum Ausgehen angekleidet. „Es hat aufgehört zu regnen; ich will ein bißchen an die Luft."

„Ach Mama! Ach Mama!" Er stieß einen tiefen Seufzer aus, streckte die Arme empor und rang die Hände: „Es ist so schwer!"

„Schwer — was denn?"

„Den Brief zu schreiben, den Brief an den Vater."

„Das ist nicht dein Ernst."

„Ich kann mir nicht helfen — ja! Mein Gott, was mich interessiert, interessiert ihn nicht... Sag nicht nein! Sag nicht nein! Wenn du's noch so sehr leugnest, ich fühl es doch."

„Es wäre sehr traurig, Harald."

„Mich hat es nie traurig gemacht... Aber warte, setz dich — ich weiß jetzt einen Schluß. Und er schrieb sorgfältig mit schönen, großen Buchstaben:

„Eben kommt Mama, um mich zu einem Spaziergang abzuholen. Wir müssen uns beeilen, denn es hat kaum zu regnen aufgehört und dürfte bald wieder anfangen. Lebe wohl, lieber Vater! Ich hoffe, daß diese Zeilen Dich in bestem Wohlsein finden, küsse Deine Hand und bin Dein dankbarer Sohn Harald."

Und nun ging's an das Hinmalen einer titelreichen Adresse. Seine Mutter trat zu ihm und beugte sich über seine Schulter.

„Ich besorge, daß die Adresse das Ausführlichste an deinem ganzen Briefe ist."

„Ach geh!... Übrigens — weißt du was? Mama? — der Vater... wenn ich ihm ausführlich schriebe, er würde es nicht lesen, er hat ja keine Zeit. Das denkt man und schreibt dann auch nicht gern." Er nahm ihre Hand in seine beiden Hände, wandte den Kopf und sah zu ihr empor. „Ganz anders wär's, wenn ich dir schreiben würde oder zum Beispiel einem...

Errate, — wem? Ich habe ihn, weißt du, neulich getroffen im Nonner Wald."

„Und an den zu schreiben, wäre dir leicht?"

„Ja; ich weiß jetzt, daß er ganz anders ist, als ich ihn mir vorgestellt habe. So gar nicht hochmütig, so gar nicht stolz auf seine großartige Kunst. Stückwerk, sagt er. Was für Ziele müssen ihm vorschweben, wenn er die gering findet, die er erreicht hat!"

Seine Mutter drückte ihre Wange an seinen Scheitel: „Nicht wahr? Und das ist alles ehrlich empfunden, und man hat auch nie nur den leisesten Zweifel wie bei andern Künstlern: Du meinst es gar nicht so, erwartest nur einen Widerspruch."

„O nein, dazu ist er zu groß. Je mehr ich über ihn nachdenke, je besser begreife ich ihn. Er geht den Leuten aus dem Wege, weil er sich nicht verstellen kann ..." Er brach plötzlich ab und fuhr dann mit einem raschen Blick auf seine Mutter fort: „Was mir einfällt, Mama! Er hat da eine kleine, kleine, ganz entfernte Ähnlichkeit mit dir ... Auch du weichst gern den Leuten aus, und bei dem Ausweichen seid ihr einander begegnet, und jetzt schenkt er dir sein Vertrauen, und du weißt alles von ihm." Er sprang auf und stand nun vor ihr und rief: „und solltest mir auch alles sagen!"

„So?" sie lächelte ihn an. „Was er mir sagt, sind keine Geheimnisse; wenn es aber Geheimnisse wären, würde ich sie nicht verraten."

„Verraten ist ein garstiges Wort."

„Über anvertrautes Gut eigenmächtig verfügen, ist auch nicht schön."

„Ich würde doch keinen Mißbrauch treiben ... Ich bin dein Sohn."

„Du darfst trotzdem nicht verlangen, daß ich dir anvertrautes Geld ausliefere, wenn auch, um damit Wohltaten zu erweisen. Steht es anders mit anvertrauten Geheimnissen?"

So ganz einleuchten wollte ihm dieses Argument nicht: „Es wäre aber doch besser, die Wahrheit zu wissen, als nur den Klatsch der Leute und der Zeitungen. Was die zusammenschreiben! Gestern erst habe ich gelesen, die Frau Kolbergs hätte einem Interviewer erzählt, daß sie und ihr Mann sich gegenseitig unglücklich machen, aber nicht ohne einander leben können. Das ist doch lächerlich."

„Es wäre lächerlich, wenn es Hänsel und Gretel beträfe; da es einen großen Künstler und eine große Künstlerin betrifft, ist es tragisch."

„Ich begreif's nicht, ich begreif's nicht! Sie hat sich doch gegen ihn viel zuschulden kommen lassen —"

„Sagt man."

„Und er, der so gut versteht, sich die Menschen vom Halse zu schaffen, kann sie nicht los werden? Das ist doch merkwürdig; und du mußt zugeben ..."

„Nichts gebe ich zu. Wer weiß; vielleicht verdankt er den Qualen, die er durch diese Frau leidet, seine erschütterndsten Inspirationen."

„Und wenn es so ist — trotzdem. Er sollte ein Ende machen. Daß er's nicht kann ..."

„— Oder nicht will!"

„Oder nicht will — gefällt dir das?"

„Danach frage ich nicht, ich klügle nicht an ihm herum, denke nicht: Du solltest so tun, so oder anders sein. Ich denke: So tust du, so bist du und damit fertig."

„Das ist Respekt, Mama, das ist Bewunderung ... Er ist dir sehr lieb."

„Ja," bestätigte sie einfach und freimütig. „Die Menschen, die wir zugleich bewundern und bedauern, werden uns sehr lieb."

Er blickte sie aufmerksam, er — staunte sie an. Waren ihm denn erst jetzt die Augen aufgegangen über seine Mutter, oder hatte sie sich verändert? — Daß sie noch jung aussähe und

schön sei mit ihrer feinen Gestalt, ihren goldblonden Haaren, ihrem durchsichtigen Teint, hatte er oft gehört und als ausgemachte Sache betrachtet. Gewiß, sie sah so jung und schön aus, wie die Mutter eines erwachsenen Sohnes nur irgend aussehen kann. Nun aber — was ihm da entgegenschimmerte aus ihren Augen, aus ihrem ganzen harmonischen Wesen, war ein rätselhafter Schein von etwas — nicht jung Erhaltenem, nein, jung Gebliebenem, jung Seiendem — etwas Mädchenhaftes.

Ein Sonnenstrahl hatte das Gewölk durchbrochen und drang durchs Fenster, gerade an die Stelle, an der sie stand.

„Mama!" rief Harald, „wie schön du bist! Schau nur, die Sonne findet's auch. Sie schickt dir einen Liebesboten, er küßt deine Haare, dein Gesicht, und — schau nur, schau, Mama, er legt sich dir zu Füßen."

„Laß das gut sein. Die Sonne hat uns zum besten. Tun wir, als ob wir's nicht merkten. Komm."

Die Komtessen und der Vetter waren abgereist, und die Welt war wieder schön. Ob sonnig, ob regnerisch, jeder Tag ein Festtag; denn jeder brachte eine Stunde, in der Harald die Gräfin auf einem Spaziergang begleiten oder mit ihr in der Kolonnade umherwandeln durfte. War diese Stunde vorbei, dann war es auch der Tag, den er durchlebt hatte, und der Tag, den er durchträumte, begann. Da stiegen die großen Taten, die er einst vollbringen wollte, vor ihm auf. In kühnen, kräftigen Zügen, ohne auf Einzelheiten einzugehen, entwarf er das Bild einer erfolg- und ruhmreichen Zukunft — der seinen. Er sah die Zeit kommen, in der sein Name von Tausenden mit Ehrfurcht genannt und er der Stolz seines Vaterlandes sein würde, und auch ihr Stolz. Das erleben und dann eines Heldentodes sterben, womöglich für sie oder wenigstens unter ihren Augen, wäre die schönste Erfüllung des allerschönsten Traumes.

Eines warmen Sommermorgens waren sie auf dem Wege nach St. Zeno; die Gräfin wollte die Kirche besuchen und den Friedhof, der neben ihr liegt und eine der lieblichsten Ruhestätten ist, die Lebende ihren Toten bereitet haben. Freundlich der Blick ins offene Land gegen die Salzburger Berge hin, erquickend die schützende Nähe der dunkeln Anhöhe des Kirchholzes und der Luftwellen, die mit Harzdüften getränkt über die kleine Totenstadt gleiten.

Harald befand sich in einer seiner hellsten Stimmungen. Die Gegenwart so wonnig! Die Zukunft eine noch geschlossene Riesenblüte, die nur auf die rechte Stunde wartete, um sich prangend zu entfalten. Sein Herz floß über von unendlicher Dankbarkeit, und in dem Augenblick verstand er die Worte des Musikers: Das erste Gebet hat jubelvoller Dank gesprochen.

Sie wohnten dem Gottesdienste bei und gingen dann auf den Friedhof.

„Jetzt müssen Sie Geduld haben," sagte die Gräfin, „von einem Friedhof bringt man mich so bald nicht fort."

Das nahm ihn wunder. „Denken Sie denn gern an den Tod?"

„Nein, weil ich nicht gern an einen Schmerz der Meinen denke; ein Grauen vor dem Tode habe ich nie gekannt. Was mich auf einem Gottesacker — wie merkwürdig tief ist dieses Wort! — so sehr ergreift, ist der Gedanke an die Trauer der Zurückgebliebenen."

„Es werden aber nicht alle Verstorbenen betrauert."

„Und wenn es auch nur die wenigsten wären! Der da liegt, könnte es sein, sage ich mir, und bringe denen, die sich leidvoll nach ihm sehnen, mein Scherflein Mitgefühl dar, von dem sie freilich nichts wissen."

Sie ging von einem Grabhügel zum andern, las die Inschriften auf den Kreuzen, war gerührt von der Sorgfalt, mit der die Wohnung der unter ihnen ruhenden geschmückt und betreut wurde.

„Es ist doch Kultus des Staubes," sagte Harald.

„Nein, nein! An den Staub, in den allmählich, was da ruht, zerfällt, denkt man nicht, man denkt an ein geliebtes, körperlos gewordenes Wesen, das von uns weiß, dem unsre Sehnsucht einen Weg zu uns bahnt, und dessen Nähe wir dann fühlen. Das ist, scheint mir, bewußt oder unbewußt, der Anlaß zu unserm Gräberdienst."

„Frau Gräfin! Sie glauben, daß ein Verkehr besteht zwischen den Lebenden und den Verstorbenen?"

„Jawohl, das glaube ich."

„Da will ich morgen sterben, damit ich immer bei Ihnen sein kann!" rief er aus, und sein Erröten über die unbedachten Worte war unaussprechlich tief, und sein Ärger darüber trieb ihm neue Blutwellen ins Gesicht.

Die Gräfin legte sanft ihre Hand auf seinen Arm: „Sie sind ein Kind, ein sehr liebes, sehr junges Kind."

Sie kamen am großen Kruzifix bei der Kirchenmauer vorüber. Dort kniete ein greises Weiblein, dürr wie ein welker Zweig, und man hörte sie im inbrünstigen Gebet flüstern: „Erlös ihn! Erlös die arme Seele!"

Sie hatte die Fremden kommen gehört und sich umgesehen. Blitzschnell wich der fromme Ausdruck aus ihren Zügen, ein böses Wort trat auf ihre Lippen, und wenn sie es auch nicht aussprach, man verstand: „Was habt ihr hier zu suchen, Neugierige? Haltet euch fern von unsern heiligen Stätten."

Beim kleinen Friedhof der Klosterschwestern hinter der Kirche machte die Gräfin wieder Halt. Da lagen sie in Reihen gebettet unter schmalen, schmucklosen Hügeln. Alle gleich. Die Namen bildeten die einzige Verschiedenheit in der Gemeinschaft dieser stillen Schar. Im Leben vom selben Schicksal getroffen, wie ungleichmäßig mochten sie es empfunden haben!

„Afra," las die Gräfin, „die Schwester Ökonomin, ich habe sie gekannt." Es gab Leute, die wissen wollten, daß sie aus sehr

vornehmem Hause stamme. Zu gebieten verstand sie, das ist wahr. Klein und verwachsen, flog sie durch die Gärten, die Wirtschaftsräume und Ställe, wie eine aufgeregte Biene; ihr langer Schleier fegte hinter ihr her. Sie ordnete an, tadelte, lobte, energisch, klug und weise. Die Knechte und Mägde lachten und gehorchten ... Da neben ihr: „Therese", ihr Widerspiel; groß und breit, ein Bild der Kraft, sehr laut in den Äußerungen ihres Mißfallens und so gar nicht gefürchtet! — Abgott und Marterholz der kleinen Klosterzöglinge. „Brave Therese!"

Der Nachruf weckte einen Widerhall. „War mei Tant. Gott hab's selig." Die Gräfin wurde freundlich gegrüßt; freundlich von einer Trauernden. Eine Bäuerin in schwarzem Gewande war auf dem Wege von der Totenkapelle herübergekommen. Ungefähr so mochte die brave Therese in ihrer Jugend ausgesehen haben, nur weniger fein als diese Frau mit ihrer blühenden Gestalt, ihrem zarten Gesicht und ihren zutraulichen, blauen Augen. Die waren aber ganz verweint, und die weißen Zähne blinkten zwischen schmerzverzogenen Lippen hervor. Neben dem schönen Weibe ging ein etwa fünfjähriges Büblein in Bauerntracht ernst, fast würdevoll, einher und hielt den grünen Jägerhut mit beiden Händen an die Brust gedrückt.

Die Gräfin betrachtete das Paar teilnahmsvoll, deutete auf den Traueranzug der Frau und fragte: „— Ein Witwenkleid?" — „Jo — jo" — war die Antwort. „Arme Frau — armer, kleiner Bub. Ihr Einziger?" — „Jo," erwiderte sie mit einer Mischung von Stolz, Schmerz und Liebe. „Dos ist jetzt der Bauer."

Die Gräfin streichelte seine steifen, strohgelben Haare und wiederholte: „Armer Bub, armer kleiner Bub!" und ihr traten Tränen in die Augen.

Sie denkt, daß ihre Söhne dasselbe Unglück erfahren können; das ergreift sie, sagte sich Harald, und eine unerklärliche Bitterkeit stieg in ihm auf.

Sie verließen den Friedhof und waren bald auf dem Heimwege. Die Gräfin schlug ein rascheres Tempo an. Sie hatte noch viel zu tun — Briefe zu schreiben, Abschiedsbesuche zu machen; denn: „Meine Kur ist beendet, und morgen, lieber Harald, morgen reise ich ab."

Das traf ihn wie ein Schuß in die Brust. Er hatte kühne Unternehmungen geplant, sich als großen Mann gesehen, allerlei Möglichkeiten erwogen, nur die eine nicht — daß ihre Badekur ein Ende nehmen und daß sie abreisen konnte.

Er blieb stumm, und sie ahnte nicht, was sie ihm getan hatte. Sie sprach von ihrer Abreise, wie wenn das etwas ganz Einfaches und Natürliches wäre, sprach auch von ihren Kindern, ihrer Lebensweise auf dem Lande. O Gott, ja! Sie hatte ein reich ausgefülltes Dasein; Bekannte, Freunde, ein großer Kreis bewegte sich um sie ... Das Interesse, das sie ihm geschenkt hatte, verdankte er der Ähnlichkeit mit ihrem Sohne ... Was war er ihr? — — —

Vor dem Deutschen Hause verabschiedete sie ihn und betraute ihn mit einer Botschaft. „Es ist längst meine Absicht gewesen, Ihre Mutter zu besuchen. Ich bin nur leider bis jetzt nicht dazu gekommen. Heute nachmittag finde ich mich aber ein. Bitte, fragen Sie, ob die Baronin mich empfangen will. Keine Antwort heißt: Ja."

Er traf seine Mutter in der Villa nicht mehr an. Sie hatte lange auf ihn gewartet und war dann ausgegangen. Der Diener brachte ihm das Frühstück auf sein Zimmer; er setzte sich davor hin, vergaß aber zu essen, legte die verschränkten Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme und preßte seinen Mund auf die Stelle, wo die Hand der teuren Frau geruht hatte.

So fand ihn seine Mutter bei ihrer Rückkehr. Er war aufgefahren, als sie eintrat, und hatte sie fremd und bestürzt angesehen, wie mit einer stummen Bitte: „Frag nicht, frag nicht,

was mir ist!" Stumm wie seine Bitte war ihre Antwort: „Sei ohne Sorge! Ich verstehe und schweige; ich weiß alles von dir; du hast nichts erlebt, was ich nicht mit dir erlebt hätte."

Er kündigte ihr den Besuch der Gräfin für den Nachmittag an. Ob am frühen oder am späten, hatte sie nicht gesagt. So streifte er denn schon bald nach dem Mittagessen in der Umgebung der Villa herum, und sein Herz begrüßte jeden Wagen, der sich näherte, mit freudigem Klopfen. Eine Stunde war schon vergangen, die zweite neigte sich dem Ende zu, er hatte die Hoffnung auf ihr Kommen fast verloren, als die sehnlichst Erwartete endlich herangefahren kam. Leicht und rasch stieg sie aus dem Wagen und ließ sich von Harald durch die hübschen Gartenanlegen zur Terrasse geleiten, von der aus man in den Salon trat.

Ein entscheidender Augenblick war nah. Sie würden einander kennen lernen, seine Mutter und sie, und mußten, mußten ja einander gefallen ... und lag dann nicht der Gedanke an ein Wiedersehen nahe — und war dann doch nicht alles aus, wie er geglaubt hatte, und gab es doch noch etwas wie Glück im Leben!

Er öffnete die Tür vor der Gräfin und unterdrückte kaum einen Ausruf der Überraschung. Ein Besuch, zu jeder andern Zeit hochwillkommen, in diesem Augenblick störend, hatte sich eingefunden — Hans Kolberg.

Beim Eintreten des Gastes erhob sich die Hausfrau von ihrer Sofaecke und er sich von dem Fauteuil, auf dem er gesessen hatte. Die beiden Damen begrüßten einander, und Harald rang mit stiller Verzweiflung, während er sich tief vor dem Kapellmeister verneigte. Die Gräfin erinnerte Kolberg an ihre Begegnung mit ihm in Bayreuth, und es gelang ihr auch bald, ein allgemeines Gespräch in Gang zu bringen, das aber nur scheinbar mit Vergnügen geführt wurde. Harald litt Qualen. Die einzig schöne Stunde, in der zwei Wesen, die ihm die liebsten und

teuersten waren, einander hätten nahe treten und kennen lernen sollen, da verfloß sie — unwiederbringlich und war nicht ausgenützt worden. Das Band, das sich nicht jetzt, nicht hier zwischen den zwei Frauen anknüpfte, würde nie angeknüpft werden — dafür kannte er seine Mutter und ihr Vorurteil gegen ein Eindringen in die Gesellschaft der „Dynasten".

Die Gräfin hatte schon einige Male verstohlen nach der Pendeluhr an der Wand hingesehen. Nun sprach sie ihr Bedauern aus, daß ihr erster Besuch ihr letzter und auch so sehr kurz sein müsse, aber sie habe ein Telegramm von ihrem Manne bekommen, das ihn ankündigte. Er kam, sie abzuholen, und sie fuhr nun direkt auf den Bahnhof, um ihn zu erwarten.

Sie erhob sich, alle standen auf. — Ihr Mann kam, um sie abzuholen, und jetzt fuhr sie ihm entgegen! Harald rang nach Atem; ihm war, als bräche ringsum Finsternis ein und als schwanke der Boden. Er preßte die geballte Faust auf den Tisch und sprach sich zu: „Feigling! Feigling! Was soll's? Was soll das heißen? Nimm dich zusammen, Feigling!"

Die Willenskraft siegte; er behielt die Herrschaft über sich. Abermals öffnete er die Tür vor der Gräfin, abermals begleitete er sie. Auf die guten Worte, die sie zum Abschied an ihn richtete, konnte er nichts erwidern... Nur verneigen konnte er sich und kerzengerade dastehen, nachdem sie in den Wagen gestiegen war. Er konnte auch mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft die Tränen zurückhalten, die ihm wie Funken in die Augen sprangen, als sie sich vorbeugte, ihm still und lieb ins Gesicht sah und ihm mit der weich behandschuhten Rechten schmeichelnd über die Wange glitt... Er zuckte zusammen, und sie zog die Hand zurück, erschrocken über den schwermütigen und leidenschaftlichen Blick, der zu ihr emporflammte... Wär's möglich?... Hatte ihr Vetter mit dem Gerede, das ihr so lächerlich vorgekommen war, nicht ganz unrecht gehabt? Sein: „Du bist wirklich naiv, Cousine!" fuhr ihr durch den Sinn, ein peinigender Zweifel

ergriff sie und ein Selbstvorwurf, in den sich aber auch ein Gefühl des Ärgers mischte.

Sie gab das Zeichen zur Abfahrt, und statt, wie sie gewollt hatte, zu sagen: „Auf Wiedersehen!" sagte sie: „Adieu, Harald!" und setzte in Gedanken hinzu: „Dummer Bub! verdirbt sich und mir und meinem Willy eine rechte Freude. Dummer Bub! — Lieber, armer Bub!"

Die Mutter Haralds war ans Fenster getreten und hatte die Gräfin in den Wagen steigen und wegfahren gesehen.

„Sie ist fort. Mein armer Junge erfährt jetzt den ersten großen Schmerz seines Lebens," sagte sie.

„Mög er ihn tief und nachhaltig empfinden!" rief Kolberg aus. „Es ist ein schöner, beneidenswert schöner Schmerz und voll Heilkraft für die Zukunft."

„In dem Augenblick fühlt er aber nur das Leiden, und es ist vielleicht zu mächtig für seine junge Kraft. Ich kann mir nicht helfen — auch wenn Sie's töricht finden — ich klage Turgenjews schwüle Novelle an. Sie hat dem Kinde, das Harald bis jetzt gewesen, eine Welt von Empfindungen erschlossen, die besser noch eine Weile unentdeckt geblieben wäre."

Sie hatten ihre früheren Plätze wieder eingenommen; der Musiker schien ungeduldig und wenig geneigt, auf ein Gespräch über den Liebesgram eines Knaben einzugehen.

„Nein, nein," sprach er abschließend, „danken Sie Gott und dem großen Dichter, dessen Schöpfung etwas beitrug zum Erwachen dieser Jünglingsliebe in dieser Zeit und für diese Frau. Es ist etwas Schönes um eine erste heiße Sehnsucht, die als Opferflamme vor einem Unerreichbaren brennt. Wohl jedem, der sich in der Blüte seines Daseins nicht ans Erreichbare, viel zu leicht Erreichbare, weggeworfen hat. Das Versinken im Sumpfe ist so nah. Und wenn der Ekel kommt, und wenn der tolle Jubel der Lust in einen Verzweiflungsschrei nach den höchsten

Lebensgütern ausklingt, dann gibt es einen furchtbaren Kampf ... Der Mensch, den Sie kennen gelernt haben, liebe Freundin, hat ihn gekämpft und sähe ihn gern Ihrem Sohn erspart."

Er griff nach ihrer Hand, und sie blieb in der seinen ruhen.

„Ich meine," fuhr er fort, „etwas von dem Waten im Sumpf bleibt haften, zieht immer wieder zurück. Davor rettet nur eins, und das hat es gegeben: ein Auffliegen zur Heiligkeit ... Aber dazu langt der Stoff, aus dem ich gemacht bin, nicht. Ich bin kein Sieger im Streite. Jedesmal noch hat das Weib, das mein Schicksal geworden ist, mich zu sich zurückgeführt, über kurz, über lang, für kurze, für lange Zeit. Und — da liegt der Zwiespalt — nicht bloß durch ihre Reue, ihre wilde Liebe — auch durch die dämonische Gewalt ihrer Kunst ... Nun bin ich wieder auf dem Wege zu ihr, will mein kleines Mädchen vor ihr retten ... Die Pflicht soll mir die Kraft geben, nach der ich lechze und ringe. Die Pflicht und die Erinnerung an Sie, an jede Stunde, die ich mit Ihnen verlebte, an die guten, weisen Worte, die Sie zu mir sprachen, an den Frieden, der sich in Ihrer Nähe über meine sturmgepeitschte Seele senkte ... Ich habe Ihnen für so viel zu danken ... Sie ahnen nicht, für wie viel ..."

Er blickte sie an mit Bewunderung und Ehrfurcht. Sie erhob die Augen nicht; eine feine Röte bedeckte ihre Wangen: „Das gilt von mir," sprach sie. „Ich hatte Ihnen ja schon so viel zu danken, bevor wir einander kennen lernten, persönlich, meine ich; denn gekannt habe ich Sie und, wie ich glaube und hoffe, auch verstanden — längst vorher aus Ihren Werken."

Er senkte den Kopf und heftete seine Lippen auf ihre Hand und fühlte, daß die Pulse dieser zarten, schlanken Hand, die regungslos in der seinen ruhte, fieberhaft pochten. Sein Herz wogte vor innigster Rührung, vor unaussprechlichem, über jede Erwartung befriedigtem Stolz.

„Ja!" sagte er mit tiefer Durchdrungenheit — „wenn das

Schicksal es gut mit mir gemeint hätte, Sie wären mir früher begegnet."

Er hatte sich erhoben und auch sie war aufgestanden, und von neuem ergriff er ihre Hand, die den Druck der seinen erwiderte und auch nicht zurückgezogen wurde, als die Tür sich öffnete und Harald eintrat.

Der Jüngling stutzte beim Anblick Kolbergs, und seine Miene verriet deutlich die Frage: „Noch da?"

Nun ein paar Abschiedsworte:

„Leben Sie wohl, gnädige Frau."

„Gott behüte Sie, Kolberg."

Er ging, und Harald beantwortete die Aufforderung seiner Mutter, den Direktor zu begleiten, verneinend:

„Ich bleibe bei dir ... Tut's dir weh, daß er abreist?"

„Es tut mir leid. Ich sehe ihn wohl nie wieder; und er ist mir doch sehr lieb geworden."

Diese ruhigen Worte und der bewegte Ton, in dem sie gesprochen wurden, paßten nicht zusammen.

Sie hatte sich in einem Fauteuil am Fenster niedergelassen. Harald stand neben ihr an die Wand gelehnt, die Arme gekreuzt, gequält und grollend.

Ihm war, als sei ein Reichtum angetastet worden, der sein ausschließendes Eigentum gewesen, seit er atmete. Für unberührbar hatte er ihn gehalten; für unerschöpflich und unberührbar. Das war so natürlich und so selbstverständlich, daß man nicht einmal dafür dankte. Es war eben, weil es sein mußte.

Und jetzt, in dem Augenblick, bekam er zu fühlen: Ein Einbruch kann stattfinden in das Heiligtum meines angeborenen Rechtes.

Beide schwiegen lange; die Mutter nach Fassung ringend, der Sohn aus Trotz. Endlich sprach sie:

„Harald, du mißgönnst einem Menschen, den du bewunderst

und von dem du weißt, daß er unglücklich ist, meine Teilnahme. Sehr ungroßmütig, Harald."

„Ach Mama, ich bitte dich! ich bitte dich!" Er streckte die Hände abwehrend aus — „unglücklich, dieser Beneidenswerte! So berühmt, so gefeiert, so verwöhnt — und hat seine große Kunst ... Was braucht er noch? Was braucht er noch!... Mir soll er nichts nehmen, ich gebe nichts her von dem Lichte deiner Liebe, nicht einen Schein!"

Mit großen Schritten begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Er hätte gern sein übervolles Herz vor ihr ausgeschüttet bis auf den letzten Tropfen; aber in ihm kämpfte und stürmte es, und dem allzu heftigen Empfinden versagte sich das Wort.

„Komm," sprach seine Mutter, „setze dich zu mir, wir wollen vernünftig miteinander reden."

„Das kann ich nicht — vernünftig!" Er schüttelte sich, trat auf sie zu, preßte mit beiden Händen ihren Kopf an seine Brust und küßte ihre Haare und streichelte sie und sagte: „Jedes einzelne ist mein. Du gehörst mir — weißt du?"

„Ich weiß."

„Gut also."

Er verließ das Zimmer, und sie — atmete auf.

Voll Unwillen gegen sich selbst, voll Zweifel an sich selbst, fragte sie: Bin ich's denn noch? Sie hatte aufgeatmet, als die Tür hinter ihrem einzig geliebten Kinde ins Schloß fiel. Aber — es war Zeit gewesen. Sollte er Zeuge ihrer Schwäche sein? Ihre Selbstbeherrschung würde kaum länger vorgehalten haben, der Tränenstrom, in den sie nun ausbrach, hätte sich nicht länger zurückdämmen lassen.

Der Rest des Tages spann sich ab, langsam, einförmig, unter dem Druck einer schweren, heißen Luft. Sie blieb auch des Nachts schwül und unbewegt. Wie in einem Brennspiegel hatte die Sonne vom frühen Morgen an ins Tal hereingeglüht; nun atmete die Erde Feuerströme, mit denen sie sich vollgesogen,

aus. Harald glaubte in der Stube ersticken zu müssen und rettete sich ins Freie. Aber er fand keine Erquickung. Er wanderte über die Straßen, durch die Gartenwege, er kam immer wieder am Deutschen Haus vorbei. Als er müde zur Villa zurückkehrte, schlug eine Kirchturmuhr die erste Stunde nach Mitternacht. Wachend erwartete er den Morgen, an dem das liebliche Reichenhall für ihn verödet werden sollte, leer und verödet die schöne Welt.

Sein Diener war gewöhnt, von ihm geweckt zu werden und liebte nicht, daß es sehr früh geschah. Solange als möglich überwand Harald die Unruhe, die ihn quälte, warf sich sogar aufs Bett und blieb, damit es nicht unberührt aussähe, eine Weile liegen. Dann verlangte er sein Bad und kleidete sich sorgfältig an und wußte nicht, warum er das tat... Er wollte sie ja nicht mehr sehen, er fürchtete ihr zu begegnen, was leicht hätte geschehen können; ihr Zug ging erst in einigen Stunden ab. Um keinen Preis würde er sich eingestanden haben, daß tief, tief in dem dunkelsten Grund der Seele, wo unsre unausgesprochenen Wünsche lauern, sich etwas verbarg, das mehr einem leisen Hoffen als der Furcht glich.

Er hatte seine Mutter bitten lassen, ihn nicht zum Frühstück zu erwarten, und war durch die noch ziemlich menschenleeren Straßen ins Freie geeilt. Den waldigen Auen ging's entgegen; er befand sich bald auf dem Wege, auf dem er Kolberg getroffen hatte. Alles still um ihn her; nun aber glaubte er das Geräusch nahender Schritte zu hören, sprang ins Dickicht und verbarg sich dort. Nur jetzt niemand sehen müssen, niemand sprechen, niemand grüßen! — Unter einem Baume streckte er sich aus. Der weiche Boden, von Moosen und würzigen Kräutern überwuchert, hauchte kräftig belebenden Duft aus. Als hießen sie den Tag willkommen, neigten und wiegten sich die schlanken Wipfel der Baumkronen, und durchsichtige Schatten glitten

spielend über den Grund. Unzählige kleine Flieger summten, Vogelstimmen erhoben sich, zwitscherten schüchtern oder keck, fragten, antworteten, führten Gespräche in melodischer Sprache. Die gefiederten Waldbewohner fühlten sich recht als Herren in ihrem grünen Reich.

Harald schloß die Augen und lag eine Weile in leisem Schlafe, aus dem er nur erwachte, um sich dem Zustand halber Bewußtlosigkeit zu überlassen, den ein Weiser den seligsten nennt, den es gibt. Dem Traumbefangenen war, als ob er eine schwere Verwundung erlitten hätte, den Schmerz aber sehr gedämpft und mit Wollust fühle. Eine unsichtbare, wohltätige Hand breitete feine, weiche Schleier über ihn, ihn zu schützen vor dem Eindringen des grellen Lichtes der Wirklichkeit.

Nicht Heilung, aber Erquickung bot die kurze Rast nach einer schweren Seelenpein; mit frischeren, teilnehmenderen Augen sah Harald sich um in dem kleinen Waldwinkel, der ihm eine sanfte Lagerstätte geboten hatte. In seiner nächsten Nähe regte sich's, piepste, wippte mit kleinen, ungeschickten Flügeln.

Drei Rotkehlchen, offenbar Geschwister, hüpften im Gras herum, waren kugelrund, dick gefüttert von einer sorgsamen Mutter. Arglos umhüpften sie das große Ding, das da vor ihnen lag wie ein Berg, und Harald hielt den Atem an, wagte nicht mit einer Wimper zu zucken, um sie nicht zu erschrecken und zu verjagen. Aber die Mutter wachte. Unruhig bewegte sie sich auf einem langen Zweige, drehte den Kopf, spähte nach allen Seiten aus und ließ plötzlich einen Warnungsruf ertönen. Die Kleinen horchten auf — der Warnungsruf wiederholte sich laut und gebieterisch und an Gehorsam mahnend. Nun schwangen die Kleinen sich empor, mehr oder weniger ungeschickt, kamen aber glücklich ans Ziel. Harald hatte kein Glied gerührt; die Besorgnis der treuen Hüterin wurde durch andere erregt. Auf dem Wege nebenan kamen zwei Menschen einher. Welcher Vogel kann wissen, ob es nicht Feinde sind?

Aber die zwei, die sich da näherten, waren keinem Lebendigen feind; es waren ein Mann und eine Frau, Kurgäste, die vielleicht zu dem Aussichtspunkt gingen, auf dem Hans Kolberg neulich stehen blieb und den Untersberg bewunderte. Die zwei plauderten miteinander und Harald hätte die Stimme der Frau erkannt, wenn sie von noch so weither zu ihm gedrungen wäre. Er richtete sich auf, bog vorsichtig einige Zweige zur Seite und gewann einen Ausblick auf den Weg.

Sie war's, in ihrer Lieblichkeit, mit dem Kinderblick in ihren dunkeln Augen, der so zutraulich war und plötzlich so hell aufblitzen konnte, als flöge ein heiterer Einfall ihr durch den Kopf. Ihr Begleiter war ein ungewöhnlich großer Mann von vornehmem und sympathischem Äußern. Eine angenehm auffallende Erscheinung, an der man nicht vorbei ging, ohne zu fragen: Wer magst du sein? Die Gesichtszüge waren kräftig ausgeprägt, und aus ihnen sprach die sichere Ruhe einer starken, zur vollkommenen Einigkeit mit sich selbst gelangten Seele. Es bedurfte nicht eines durch leidenschaftlich gespannte Aufmerksamkeit geschärften Blickes, um zu erkennen, daß Offenheit, Wahrheitsliebe, Wohlwollen das Wesen dieses Mannes bildeten.

Ja — ja! so mußte der sein, zu dem diese Frau emporsah, wie sie es tat, jetzt — und gewiß immer — mit einem Blick, der ihn umhüllte mit dem Purpurmantel der Liebe. Stolz und dankbar empfand er das! Ja, ja, ja! die zwei, die da langsam des Weges kamen, paßten zueinander. Sie sprachen, und sogar ihre Stimmen bildeten einen harmonischen Zusammenklang.

Harald verstand nun völlig die Wehmut, die sie ergriffen hatte beim Anblick des verwaisten Knäbleins auf dem Friedhofe. Er verstand noch mehr: der unerklärliche Schmerz, den ihre wehmütige Teilnahme ihm bereitet hatte, war Eifersucht gewesen; ein Vorbote der Eifersucht, die ihm jetzt ihre Krallen ins Herz drückte. Er liebte und hatte sich über seine Empfindung nur getäuscht, weil sie keine Ähnlichkeit besaß mit dem von einem großen

Dichter entworfenen Bilde einer Jugendliebe. In Flammenzügen blieb es ihm eingeprägt, und so, glaubte er, im Sturme, berückend, berauschend, müsse die Liebe kommen. Ihm aber war sie in reinem Glanz, in milder Erhabenheit erschienen; er hatte sie für Verehrung, für Anbetung gehalten, sie mit den schönsten Namen genannt, nur mit dem, der ihr gebührte — nicht.

Und nun war es ihm klar geworden: er liebte leidenschaftlich, grenzenlos, liebte wie je — mehr als je ein Menschenkind geliebt.

Mit wonniger Scheu überlief es ihn. Andacht, Ehrfurcht vor dem Wunder erfüllten ihn. In ihm war ein Quell himmlischen Reichtums emporgeschäumt, er fühlte sich gereift, geweiht — wenn auch zum Martyrium.

Vom Waldesschatten geborgen, blickte er mit brennenden, weit geöffneten Augen auf den sonnigen Weg, auf dem die zwei langsam einherschritten. Sie kamen näher, — ganz nahe schon, sie gingen vorbei.

Er hatte den Anblick der geliebten Frau in sich aufgenommen wie eine Vision, die sich nie wiederholen, ihm nie entschwinden, die ihm voranleuchten sollte durchs ganze Leben in ewiger Schönheit, ewiger Qual.

Sechs Wochen nach ihrer Ankunft in Reichenhall traten die Baronin und Harald die Rückreise an.

Sie fanden in Salzburg wieder ein reserviertes Coupé, in dem sie wieder einander gegenüber Platz nahmen. Sie obenan in der linken Ecke, er untenan in der Ecke rechts. Er war blaß und abgemagert und blickte unverwandt aus dem Fenster nach den Bergen, die sich immer dichter in Dunst hüllten, die ihm entschwanden ...

Seine Mutter sah von Zeit zu Zeit zu ihm hinüber. Sie hatte den Rat ihres alten Arztes befolgt; sie war nicht tyrannisch und nicht anspruchsvoll gewesen; sie hatte dem Kinde, das sich in

einen Sohn verwandelt, nicht gezeigt, wie ihr dabei zumute gewesen. Wozu auch? Was kommen mußte war früher gekommen, als sie erwartet hatte; das ist kein Grund zur Klage. Nein, nein, keine Klage, nicht über ihn, nicht um ihn.

Er hat die Zukunft, dachte sie, er wird geliebt werden und glücklich lieben, aber auch im höchsten Glück sich seiner jungen Leiden mit dem Gefühl entsinnen: Ich möchte nicht leben, ohne sie gekannt zu haben. Darin hat er recht, der große russische Erzähler. Sie blätterte in dem Buche, das auf ihrem Schoße lag, und in dem sie Turgenjews Novelle: „Die erste Liebe" aufgeschlagen hatte.

Im Zauberbann

Fräulein Maria, die Vorleserin, schlug das Buch zu und legte es auf den Tisch: „Aus!"

Tiefe Stille.

Sie war kaum eingetreten, als Onkel Erich erwachte. „Scharmant!" sagte er und blickte um sich, erfrischt von seinem Nachmittagsschläfchen. „Ganz scharmant!"

Die Stiftsdame, sehr stark, sehr fest geschnürt, etwas kurzatmig, faßte ihr Urteil in drei Worte zusammen: „Ein infames Buch!"

„Ein Buch von Satans Gnaden, und der Satan ist ein sehr großer Herr," sprach Baron Trautenburg. Seine kleinen klugen Augen wanderten von einer der drei Damen zur andern und blieben auf den zarten und intelligenten Zügen der Hausfrau haften. „Was sagen Sie, Gräfin?"

„Ich habe es schon vor Jahren gelesen und den Eindruck gehabt: ein Kunstwerk, so weit es warm ist... das heißt — warm sollte man nicht sagen, denn das ist es nirgends. Aber, wie gesagt, ein Kunstwerk, und ein solches sollte man, glaube ich, nie..."

Sie hielt inne, und er ergänzte: „Nie ‚infam' nennen."

„Aber für gefährlich hielt ich's und versteckte es, damit mir kein junges Wesen im Hause darüberkomme."

„Wie heißt es denn?" fragte der Onkel, der im Begriff war, sich einem kleinen Rückfall in seinen früheren Zustand zu überlassen.

„Es heißt ‚Dorian Grays Bildnis' und ist von Oskar Wilde," sagte Trautenburg, „und den Roman, den die verehrte Gräfin vor einigen Jahren den Blicken der Jugend so sorgfältig entzog, liest heute jeder Backfisch."

„Ich glaube, sogar ohne Schaden zu nehmen," sagte Fräulein Maria, die selbst die bei weitem jüngste in der Gesellschaft war. „Der Roman ist stellenweise langweilig."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, wenn der Stöpsel der Giftphiole, Lord Henry, sich lüftet und Mißgerüche ihr entsteigen, die oft sehr ins Breite gehen. Und sind sämtlich nach einem Rezept angefertigt: Räume mit allem auf, was für anständig und recht gegolten hat, denn das ist Trödel. Je kultivierter du sein willst, desto rücksichtsloser mußt du deinen Trieben gehorchen. Nur Esel halten Wort. Schulden bezahlen ist gemein. Treue ist eine hündische Anempfindung. Gewissenhaftigkeit verrät Knechtssinn. Kind Dorian, wenn ich dich meines Umgangs würdig halten soll, dann lege dir neue Laster bei, die alten haben etwas gebräuchliches und werden muffig wie die Tugenden. Und dieser Lord ist kein Prediger in der Wüste, sondern ein Prediger im Menschengewühl, und zwar da, wo es am dichtesten ist. Die giftigen Lehren, die er ausstreut, fallen in den empfänglichsten Boden."

Der Baron schüttelte unwillig den Kopf: „Ja! aber etwas muß ich zugunsten Wildes vorbringen. Seine großen Sünder leiden; Verbrecher sind Unglückliche in seinen Augen. Das ist die Moral seines der Moral so abholden Buches."

„Ach Gott!" sprach die Stiftsdame, „wer wird die Geschichte ernst nehmen? Dem Autor selbst scheint es nicht darum zu tun; er hätte uns doch sonst kein Märchen erzählt. Die Idee mit dem Bilde ist einfach lächerlich."

„Man darf sie auch wundervoll nennen," sprach der Baron. „Es kann etwas Eigenes um ein Bild sein — einem Bilde können Zauberkräfte innewohnen. Um so manches Gemälde, das der

Meister unter Einflüssen schuf, die ihn befähigten, bei seiner Arbeit hoch über sich selbst hinauszuwachsen, haben sich ganze Sagenkreise gebildet ... Es kann da mehr geben, als der Verstand des Verständigen zugestehen will ... Ich selbst, wie Sie mich da sehen, habe zu einer Zeit, in der noch keins von uns im Banne von Wildes Phantasie stand, etwas miterlebt, das dieses Gebiet des Rätselhaften wenigstens streift."

Er nahm, während er die letzten Worte sprach, die geheimnisvolle Miene an, die ihm, wenn er Geistergeschichten erzählte, in den Augen seiner Zuhörerinnen etwas so sehr Unheimliches gab.

„Erzählen Sie uns dieses Miterlebte!" rief die Gräfin, und die Stiftsdame warnte: „Vorausgesetzt, daß es nichts Schauerliches ist und mich nicht um den Schlaf bringt."

„Im Gegenteil, es wird ihn befördern wie den des guten Onkels."

„Den meinen? Du wirst doch nicht behaupten ..."

„Nie, lieber Onkel! Ich und behaupten ... Ich deute immer nur an und lasse die Gedanken meiner Zuhörer ihre Wege gehen."

„Wir sind bereit, die unsern in Bewegung zu setzen. Erzählen Sie!"

„Gern, gnädigste Gräfin, und um so lieber, als die handelnden Personen meiner Geschichte tot sind. Verhältnismäßig jung gestorben. Erinnern sie sich noch meines Freundes Arnold Buchheim, den ich Ihnen einmal bei unsern Nachbarn Landsberg vorstellte?"

„Dunkel; es ist lange her. Er hinkte und hatte eine bildschöne Frau. Ist's richtig?"

„Ganz richtig."

„Und die schöne Frau schien den lahmen Gatten anzubeten."

„Das tat sie und war ihm dennoch untreu."

„Trotz der Anbetung?"

„Mitten drin."

„Glaube ich Ihnen nicht."

„Und ich," erklärte die Stiftsdame, „sage Ihnen: wenn Sie mit einer Ehebruchsgeschichte kommen, gehe ich. Wir haben heute gerade genug skandalöses Zeug gehört."

Der Ton, in dem sie zu ihm sprach, war sehr aggressiv. Sie fand, daß er ihr beständig widersprochen hatte, und das nagte an ihr, denn sie liebte ihn.

Er verstand und lächelte sie versöhnlich an. „Seien Sie überzeugt, daß ich nicht mit Wildes Perversität und noch viel weniger mit seiner Darstellungsgabe rivalisiere. Auch ließe sich von meinem Freunde Arnold, den unsre verehrte Hausfrau nur als Halbinvaliden kannte, nichts erzählen, was Sie erröten machen könnte.

„Wir dienten zusammen vor ungefähr vierzig Jahren als Leutnants im selben Dragonerregiment. Er war einer der hübschesten Menschen, die mir je vorgekommen sind, und ein lieber Mensch. Nobel vom Wirbel seiner rabenschwarzen Haare bis zur schmalen, elastischen Sohle. Das Schönste an seinem schönen Gesicht waren die Augen. Große schwarze Augen mit unglaublich langen Wimpern und so ausdrucksvoll! Sie konnten Heiterkeitsfunken sprühen, wenn er übermütig war; und wenn er einen vorwurfsvoll ansah, kam man sich vor wie ein schlechter Kerl. Dann wieder hatte er eine ruhige und überlegene Art, vor sich hinzuschauen, die war merkwürdig. Weiß Gott, was für große Dinge ihm jetzt durch den Kopf fliegen, dachte man. Ihm flogen aber nie große Dinge durch den Kopf, und in ihm brannte kein großes Licht, sondern eine freundliche wärmende Flamme. Er war ein tüchtiger Offizier, ein treuer Kamerad und der beste Reiter im Regiment. Hatte freilich auch die besten Pferde und reichliche Mittel, sie anzuschaffen. Teils aus uneingestandenem Neid, teils in aller Harmlosigkeit machte man sich etwas lustig über ihn — nicht mehr als gut ist zur Erhöhung der Freund-

schaft. Er war kein Übelnehmer, lachte mit, heiter oder melancholisch, je nachdem. Es hing davon ab, ob er eben glücklich oder unglücklich verliebt war; eins von beiden war er immer. Meistens aber glücklich, wenn seine Wünsche sich nicht gar zu hoch verstiegen, was bei ihm auch vorkam. Aus jungen Mädchen machte er sich nicht viel; gefährlich waren ihm junge hübsche Frauen, und jedesmal, wenn eine neue Leidenschaft ihn ergriff, dann war diese Liebe die erste wirkliche. Jede frühere ließ er nur als gelegentliches Abenteuer gelten. Wie oft hat er zum erstenmal geliebt, dieser Mensch mit dem stets entbrannten Herzen und dem stets erlöschenden Gedächtnis!

„Er war kein Jüngling mehr, hatte aber immer noch etwas Jünglinghaftes an sich, als das Schicksal, das ihm bisher nur Gunstbezeigungen erwiesen hatte, plötzlich einen schweren Schlag gegen ihn führte.

„In einem Duell, zu dem er sich begab, als ob es zum Stelldichein mit der Geliebten ginge, schoß ihn der Gegner — nebenbei gesagt, ein elender Pistolenschütze — zum Krüppel. Die Kugel zerschmetterte ihm den Schenkelhals. Nun war er fertig.

„Der beste Reiter sollte nie mehr ein Pferd besteigen: der beste Tänzer nie mehr, nie mehr, eine schöne Frau im Arme, leichtfüßig wie eine Sylphe durch den Ballsaal fliegen. Er war nicht mehr der siegreiche, blühende Mann, er war ein elender Krüppel.

„Drei Monate lag er im Sanatorium, und keiner von uns bekam ihn zu sehen. Er ließ seine besten Freunde fortweisen, und die Ärzte ersuchten dringend, ihn mit unsern häufigen Botschaften und Erkundigungen nach seinem Befinden nicht aufzuregen.

„Im Mai, nachdem er auch noch einen Typhus überstanden hatte, transportierten sie ihn aus dem Sanatorium in seine Wohnung am Ring, dem Stadtpark gegenüber.

„Da ging ich eines Tages vorbei. Alle Fenster standen offen;

der Frühling strömte hinein und meldete sich mit milden wehenden Lüften und mit zartem Fliederduft: Ich bin da. Wo bleibst denn du, mein Freund, mein Kind?

„Armer Teufel! Wenn ihn die verdammte Menschenscheu doch nicht ergriffen hätte, wenn man zu ihm dürfte! Man würde ihn zerstreuen, ihn manchmal wenigstens von den Gedanken an sein Elend ablenken.

„Ich widerstand recht schwer der Versuchung, den Eintritt bei ihm zu erzwingen, kam verstimmt nach Hause und fand ein Telegramm von meinem Bruder aus Estland. Dort lebte er seit seiner Verheiratung mit einer reichen, aber trotzdem liebenswürdigen Russin und verwaltete ihre Güter wirtschaftlich und kulturell ganz ausgezeichnet. Nun war er erkrankt und rief mich zu sich, und seine Frau hatte dem Telegramm noch die Worte angefügt: Komm gewiß, komm gleich!

„Ich bat um einen Urlaub, erhielt ihn, machte mich zur Abfahrt bereit, wollte aber vorher Arnold durchaus noch sehen. Ging zu ihm, schrieb auf einen Zettel: Ich reise ab, vermutlich für lange, möchte Abschied nehmen. Der Diener war nicht zu bewegen, meinen Zettel zu überbringen, blieb allen Verführungskünsten unzugänglich. Ich glaubte schon, fort zu müssen, ohne dem Freunde Lebewohl gesagt zu haben, als die Tür, die zu den Wohnräumen führte, sich öffnete und eine Klosterfrau heraustrat. Eine Frau von imposanter Schönheit. Sie erinnerte in ihrer Erscheinung an die fürstlichen Äbtissinnen, wie wir sie auf alten Gemälden abgebildet sehen. Und war doch nur eine Pflegeschwester, die die Nacht am Bette des Kranken zugebracht hatte und sich nun anschickte, in ihr Kloster zurückzukehren.

„Ich trat auf sie zu und brachte ihr meine Bitte vor. Sie hörte mich an, ohne den sanften und ernsten Blick ihrer hellbraunen Augen von mir zu wenden, aber auch ohne ein Wort der Erwiderung. Nur ganz leicht nickte sie und ging denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Nach wenigen Minuten stand sie

wieder da und bedeutete mir mit einer Handbewegung nach der offen gebliebenen Tür, daß ich eintreten dürfe. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über ihr Gesicht, als ich mit einer tiefen Verbeugung an ihr vorbeischritt.

„Ich ging durch ein paar schön eingerichtete Räume, die aber traurig verlassen aussahen, in das Krankenzimmer. Es war licht- und luftdurchtränkt und so freundlich mit seinem hellgrün lackierten und goldbeschnittenen Getäfel! In der niedrigen und breiten Bettstelle aus blankem Messing lag er auf weißen Kissen unter einer leichten Wolldecke — er! — ja, weil ich es wußte. Ich hätte sonst den schönen lebenslustigen Menschen in der Jammergestalt da vor mir nicht wiedererkannt.

„Meine Bestürzung über seinen Anblick mußte sich doch, trotz aller Mühe, die ich mir gab, sie zu verbergen, irgendwie verraten haben. Er hatte mich forschend angesehen.

„‚Nicht wahr?‘ sagte er traurig, und ich kann nur sagen, ganz beschämt und plötzlich, wie aus dem Boden ein verborgener Quell entspringt, so sprangen ihm Tränen aus den Augen. Eine Flut!

„Ich sah weg, sah mich im Zimmer um. In einer Ecke standen ein Paar Krücken. Ganz neu. So hatte er es noch nicht einmal bis zu dieser Art sich fortzubewegen gebracht.

„Sein Blick folgte der Richtung der meinen. ‚Verheißungsvolle Zukunft!‘ schluchzte er auf.

„Ich tat, was man in solchen Fällen tut und, während man's tut, sich fragt: Wie kannst du nur? Redete von seiner bevorstehenden Genesung — zuversichtlich, als ob ich sie besiegelt und verbrieft in der Tasche hätte.

„Er nahm einen Handspiegel, der neben ihm auf dem Tische lag, und hielt ihn vor sich hin. ‚Zum erstenmal seit langer Zeit,‘ sprach er in abgebrochenen Sätzen, ‚die Schwester leidet's nicht. Aber jetzt, bevor du kamst, mußte ich doch wissen, wie ich aussehe. Wer so aussieht, wird nicht mehr gesund ... Meine Haare sind mir alle ausgegangen, siehst du — und sogar die Wimpern.‘

„Das war richtig und trug wohl zu dem veränderten Ausdruck seiner Augen bei, der mir gleich aufgefallen war. Sie hatten ihre sanft verschleierte Melancholie verloren, und dafür zeigte sich in ihnen eine Unruhe und herbe Pein, die weh tat. Er litt Schmerzen, er litt durch die Last des schweren Gewichts, das, an seinem kranken Bein befestigt, über den unteren Bettrand hing. Aber schlimmer als alle körperliche war seine Seelenqual.

„‚Nie mehr gesund!‘ rief er wieder aus. ‚Was das heißt für einen wie ich ... Habe alles verloren mit meiner Gesundheit ... Dieser Mensch, dieser Mörder! ... Wie darf einer wagen, der nicht schießen kann, eine Forderung auf Pistolen anzunehmen ... Hätte er getroffen, hätte er mich ins Herz getroffen ... In mein Herz, das gerade damals eine erste, wirklich wahre Liebe ...‘ Er konnte nicht weiter, die Stimme versagte ihm; mich aber hatte diese ‚erste‘ Liebe lächeln gemacht, und das war gut. Mein Lächeln ärgerte ihn — die elegische Stimmung war verschwunden. Nun besann er sich, daß ich gekommen sei, um Abschied zu nehmen, fragte angelegentlich nach dem Ziel und dem Zweck meiner Reise und bedauerte auf einmal, mich so lange ferngehalten zu haben, ich war ja doch sein bester Freund. Ich versprach; ihn gleich nach meiner Rückkehr zu besuchen, drückte ihm die Hand und wollte gehen. Er hielt mich zurück.

„‚Du hast sie gesehen,‘ sagte er.

„‚Wen?‘

„‚Die Schwester. Meine Krankenwärterin. Eine Heilige. Weißt du, da beugt man seine Knie. Sie kann von mir erlangen, was sie will.‘

„‚Auch Zudringliche zu empfangen.‘

„Er drückte meine Hand: ‚Auch das; und jetzt bin ich dir dankbar, alter Thomi. Stell dir vor, ich wollte eine Klosterfrau als Pflegerin durchaus nicht haben. Mein großer Chirurg nötigte sie mir auf, weil er so viel Vertrauen zu ihr hat. Als sie kam, sagte ich gleich, sie möge ja nicht versuchen, mich fromm zu

machen. Ich sei ein guter Christ, aber klerikal — nein! Sie lächelte, sie hat nie einen Versuch gemacht, mich zur Frömmigkeit zu bekehren. Aber sie pflegt mich, als ob unser Herrgott selbst mich ihrer Hut übergeben hätte... Und welche Pflichttreue, welche Selbstbeherrschung, welche Selbstverleugnung! Wann immer ich erwache in der Nacht und verstohlen zu ihr hinsehe, sitzt sie gerade und regungslos da, die Hände, die gesegneten hilfreichen Hände gefaltet, und beobachtet mich... Ich weiß, daß ich mich nur zu regen brauche, und sie ist bei mir und ordnet die Kissen, erneuert den feuchten Umschlag auf meiner Stirn... Geht dann zurück an ihren Platz — den hölzernen Stuhl dort in der Fensterecke. Ich lasse jeden Abend einen Fauteuil hinstellen, sie benutzt ihn nie. Es wird auch immer ein Nachtessen für sie bereitet, sie nimmt eine Tasse Milch, einige Tropfen Kaffee... Einmal sagte ich ihr: ‚Verachten Sie mich sehr, Schwester, weil ich nicht bete?' Da beugte sie sich über mich: ‚Armes Kind, Ihre Leiden beten...' So ist sie! Ich habe nicht gewußt, daß es solche Frauen gibt... Und sie ist schön, Thomi, wie die Mutter Gottes auf einem Bild von Raffael. Aber ganz wunderbar — ihre Haltung, weißt du, voll Demut und voll Majestät. Und das feine Gesicht, wie Marmor so unbeweglich, das sich ganz leise belebt, wenn schwankende Lichter der Kerze in der Nachtlampe darübergleiten...'

„Er wurde poetisch, mein armer Freund, und ich dachte: Gottlob, daß sie nicht mehr jung ist, die brave Klosterfrau, sonst würde am Ende noch sie seine erste Liebe.

„Beim Abschied versprach er, mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, hielt aber nicht Wort. Durch ehemalige Kameraden erfuhr ich, daß er im Sommer auf seinen schönen Landsitz in Niederösterreich gebracht worden sei und viele Besuche aus der Nachbarschaft empfing. Sie erwidern konnte er nicht, fuhr im Rollstuhl, schlich mühsam im Hause und in dessen nächster Umgebung herum.

„Was mich betraf: ich hatte meinen Bruder in schlimmer Verfassung gefunden und durfte nicht daran denken, ihn zu verlassen. Die Ärzte versprachen Heilung — aber nicht vor einigen Jahren. Da quittierte ich den Dienst, blieb bei ihm und überwachte, so gut ich konnte, das Gebaren seiner Leute und Beamten und die Befolgung der Anordnungen, die er getroffen hatte. Er war im Anfang mit allem zufrieden; als er den ersten Tadel aussprach, jubelte ich; sein Interesse war erwacht, und bald darauf sehnte er sich danach, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen.

„Nach fast dreijähriger Abwesenheit kam ich in die Heimat zurück und hatte bei den Meinen gelernt, so viel Freude am Landleben zu haben, daß mir der Aufenthalt auf meinem kleinen Gute in Istrien, das ich bis jetzt immer nur flüchtig besucht hatte, sehr lieb wurde. Ausflüge zur See gönnte ich mir, wollte auch Venedig wiedersehen und einige Wochen als Badegast auf dem Lido zubringen. Da ging ich denn einmal am Strande spazieren unter lauter Leuten, die mich nicht interessierten, und die ich nicht interessierte, als mir ein Paar entgegenkam, das sofort meine große Aufmerksamkeit erregte. Eine stattliche, junge, schöne Frau, die aussah wie das blühende Leben, und an ihrer Seite ein Mann, der kläglich hinkte. Er stützte seinen rechten Arm schwer auf ihren Arm und seine linke Hand ebenso schwer auf einen Krückstock. Mir war der Anblick ärgerlich. Konnte sich der Krüppel nicht eine minder schöne Frau aussuchen, um sich von ihr durchs Leben schleppen zu lassen? Denn auf die Dauer schien die Sache eingerichtet; die beiden machten den Eindruck von Eheleuten. Der Mann hatte etwas so Besitzergreifendes in seiner Art, und die Frau schien eitel selbstverständlich gewordene Hingebung. Übrigens kam er rasch vorwärts und sah munter und vergnügt aus, war auch sehr elegant gekleidet, trug einen allermodernsten Anzug und einen nach der neuesten Manier aufgekrempten weichen Hut. Als ich an ihm vorbei gehen wollte, ihm einen

gehässigen Blick zuwarf und am liebsten gesagt hätte: Laß sie los! was hängst du dein Elend an diese herrliche Kraft? — da flog mich's an: Den kenn' ich ja, den Menschen! Und im selben Augenblick schrie er auf: ‚Thomi!'

„Richtig also, er war's — Arnold. An der Seite eines göttlichen Menschenkindes, das der Glückspilz in seinem Elend noch errungen hatte. Ihre Eltern, benachbarte Schloßbewohner, erzählte er mit Stolz, hatten sie ihm lange verweigert, aber endlich doch nachgegeben. ‚Sie wollten mein Unglück nicht.'

„‚Vor allem nicht das meine,' sprach sie liebreich und liebreizend. Und der weiche und tiefe Klang ihrer Stimme und ihre Art zu reden übten auf mich einen unbeschreiblichen Zauber aus.

„Ich schloß mich ihrer Wanderung am Strande an, und im Laufe des Gesprächs sagte sie dann noch, sie sei ein schrecklich verwöhntes Kind gewesen, und ihre Eltern hätten gefürchtet, ihr Mann würde sie das fühlen lassen und mit Strenge nachholen wollen, was an ihrer Erziehung versäumt worden — ‚deshalb ...'

„Da unterbrach er sie: ‚Ach nein, Cäcilie! du weißt recht gut —' Und nun hatte er wieder die traurig beschämte Miene, die mich rührte bei meinem Besuch an seinem Krankenlager. ‚Nein, nein, Cäcilie, nicht deshalb ...'

„Sie legte ihre Hand auf die seine und ließ sie da ruhen: ‚Glauben Sie mir, nicht ihm; ich kenne meine Eltern besser als er. Sie sehen jetzt, daß er ihr Werk nicht nur fortsetzt, sondern bedeutend verschlimmert, und sind mit ihrem Schwiegersohn ganz zufrieden.'

„Dieser ersten Begegnung folgte eine zweite und eine dritte; ich besuchte das Ehepaar auch im Hotel, und dann reiste ich fort. Früher, als ich geplant hatte. Aber ausweichen konnte ich ihnen nicht, und der Umgang mit ihnen war mir ungesund. Die gemeinste aller Empfindungen begann sich in mir zu regen — der Neid. Ich gönnte dem Freunde sein Glück nicht; ich dachte

immer, daß er wirklich eine bescheidenere Wahl hätte treffen können. Das Allerbeste, das es gibt, für einen allerdings nicht mehr ganzen, aber doch halben Krüppel — gehörte sich das?

„Freilich, sie liebte ihn. Herrgott, wie sie ihn liebte! Wie eine Geliebte, wie eine Schwester, wie eine Mutter ... Ob sie ihn wohl mehr, ob sie ihn besser hätte lieben können, wenn er ihr begegnet wäre in seiner Jugendschöne? Denn zwischen dem Arnold von einst und dem Arnold von heute, da war kein Vergleich zu machen. Ich habe nie, auch nicht nach der schwersten Krankheit, eine solche Veränderung mit einem Menschen sich vollziehen gesehen. Er hatte faktisch ein andres Gesicht bekommen. Die Haare waren nur ziemlich spärlich wiedergewachsen, die Stirn sah viel höher aus, edler und ‚bedeutend', wie unbedeutende Leute so gern sagen. Er trug jetzt einen Vollbart, der, in die Spitze zugeschnitten, ihm etwas Spanisches, so etwas von einem Grande aus der Zeit des Velasquez gab. Die Augen hatten nichts Verschleiertes mehr, denn in ihrer früheren Schönheit waren die Wimpern nicht wieder erschienen; das Gesicht war schmaler geworden, aber nobel und sympathisch geblieben, und die Spur überstandener Leiden in diesen Zügen mochte wohl einen ganz besonderen Zauber auf weibliche Herzen üben ... Ja, ja, anders, aber noch schön, das Gesicht nämlich. Die Gestalt hingegen gar sehr verändert; die frühere Elastizität, die Sicherheit und Leichtigkeit des Ganges dahin. Zur Erhöhung des traurigen Eindrucks die Energie, die der arme Mensch aufbot, um fest und rasch auszuschreiten und den stützenden Arm der Gattin nicht allzu schwer zu belasten ... Ein rührendes, ein vergebliches Bemühen, gegen das sie protestierte: ‚Ich fühle deinen Arm wieder nicht, Arnold, komme mir ganz überflüssig vor.'

„Ich war schon lange nach Hause zurückgekehrt, pflegte meinen Park und meine Weingärten, und immer noch verdroß mich die Erinnerung an den zärtlichen Klang der Stimme, mit der die

schöne, schöne Frau gesprochen hatte. ‚Ich fühle deinen Arm nicht mehr, Arnold.‘ Es langweilte mich sehr, daß er mir Brief auf Brief schrieb, voll Mahnungen an mein Versprechen, ihn zu besuchen.

„Nun, nach Neujahr trat ich die Reise an und fand das Ehepaar behaglich eingerichtet in seinem schönen Heim. Ein großes Schloß aus der Biedermeierzeit in weitläufigen, jetzt mit fußhohem Schnee bedeckten Anlagen. Hohe geräumige Gelasse, belebt mit Erinnerungen an solide Vorfahren, geschmückt mit kostbaren Überbleibseln aus Urväter Hausrat. Zahlreiche Dienerschaft, höchst aufmerksam, nie aufdringlich, ein musterhaft geführtes Haus, in dem man sich willkommen und vortrefflich aufgehoben fühlte.

„Alles so, wie ich es erwartet hatte, nur das Wichtigste bedeutend verändert — das Verhältnis zwischen den Gatten. Allerdings nicht in einer Weise, die einem Fremden hätte auffallen können. Arnold war verliebt wie je, seine Frau wie zuvor lauter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Mir schien sogar, daß sie sich darin noch überbot. Aber ihre erquickende Ruhe war fort, ihre wohltuende Sicherheit entschwunden, ihr ganzes Benehmen verriet Hast und Ängstlichkeit, als ob sie in beständiger Furcht lebe, etwas zu versäumen, noch lange nicht genug zu tun. Und er nahm ihre Bemühungen um sein Wohl und Behagen mit einer elegischen Ungeduld hin, die mir komisch vorkam, oder verhielt sich in einer Weise würdevoll ablehnend, die mich empörte. Ohne jede Frage — eine Trübung des Verhältnisses war eingetreten, und diese beklagenswerte Tatsache erweckte Gefühle in mir — Gefühle, auf die ich nicht näher eingehen will...

„Der Freund hatte mich nur so dringend zu sich berufen, weil er darauf brannte, mir sein Herz auszuschütten. Es geschah denn schon am Tage nach meiner Ankunft bis auf den letzten Tropfen.

„Also das Neuste — sie liebt ihn nicht mehr. Sie erfüllt

aber eben deshalb — weil sie ja ein Engel ist — ihre Pflichten gegen ihn mit verzehnfachter Gewissenhaftigkeit.

„‚Pflichten! Gewissenhaftigkeit!... Thomi, merkst du den Unterschied? — ja, den Gegensatz?‘

„Und von dem ‚sie liebt ihn nicht mehr‘ sogleich der Sprung: folglich liebt sie einen andern.

„‚Einen andern...?‘ Ich lachte, ich erklärte ihn für verrückt.

„‚O, wär ich's, wär ich's!‘ Er griff mit beiden Händen an den Kopf, er preßte seine ohnehin eingefallenen Schläfen mit solcher Kraft, daß ich es nicht mit ansehen konnte und ihm zurief, aufzuhören. Er war außer sich, jammerte: ‚Und das jetzt, das jetzt!,‘ sprach allerlei verworrenes Zeug von einem großen, lang vergeblich ersehnten Glück, das endlich eingetreten und jetzt, gerade jetzt — ein Unglück sei. Ich verstand kein Wort. Dann kam er wieder auf das Rätselwesen, den ‚andern‘, zurück. Wer in aller Welt konnte es sein?

„In der Nachbarschaft war weit und breit niemand, den das Auge der Eifersucht, in dem bekanntlich ein Mikroskop und ein Teleskop nebeneinander aufgestellt sind, verdächtigen könnte. In Venedig lebten sie als Zweisiedler, hatten gar keinen Verkehr, und doch! dort hatte das Unheil sich vollzogen.

„‚In Venedig, meinst du?... O!‘ und mir, weiß Gott, mir verging der Atem. Es flog durch meinen Kopf: du Esel, sei kein Narr... Aber dann doch auch: wenn gewiß nicht schön, daß ich nicht abschreckend bin, davon erhielt ich so manchen Beweis, und mein Umgang... langweilig hat meinen Umgang noch niemand gefunden... ‚Und dort‘ — mich würgte es im Hals bei der Frage — ‚ist euch kein Mensch begegnet, der imstande gewesen wäre — ich meine nur — imstande...?‘

„‚Sie mir abwendig zu machen? Nein,‘ erwiderte er mit der größten Bestimmtheit.

„So war's also gut — oder schlimm — wie man's nimmt.

„Unser Gespräch endete damit, daß er mich beschwor: ‚Suche hinter ihr Geheimnis zu kommen, Thomi. Sei klüger als ich; komm hinter ihr Geheimnis!‘

„Ich versuchte ihm auszureden, daß ein Geheimnis vorhanden sei; natürlich mißlang's. Die Frau machte sichtlich schwere Seelenkämpfe durch, konnte es nicht verbergen, trotz ihrer tapfern Selbstbeherrschung.

„So beschloß ich, daß ich ihr helfen wolle und auch mir. Denn, wie gesagt oder eigentlich nicht gesagt, die Gefühle, die ich nicht näher bezeichnen mag, und die Veränderung, die mit der schönen Frau vorgegangen war seit dem Aufenthalt in Venedig — es kam da einiges zusammen, worüber vor allem andern Klarheit geschafft werden mußte. So pfuschte ich denn zum erstenmal in meinem Leben der Diplomatie ins Handwerk. Mit großer Kunst, so geschickt, daß meine Absicht nie bemerkt wurde, warb ich um das Vertrauen der edlen Hausgebieterin. Lang, sehr lang. Und als ich schon die Hoffnung aufgeben wollte, es zu erringen, schenkte sie es mir plötzlich. Ich erfuhr die ganze lächerliche Geschichte. Lächerlich? — Wer kann darüber lachen? Vielleicht auch zu lächerlich und von der Art, über die gescheite Leute höchstens mit den Achseln zucken. Übrigens so mancher dürfte sagen: sie ist unwahrscheinlich genug, um wirklich wahr zu sein.

„Auf meinem Totenbette noch wird es mich freuen, daß ich der einzige bin, der gehört hat, wie die liebe schöne Frau sie erzählte. Stammelnd, errötend, Tränen in den Augen, auf den Lippen die Bitte: ‚Helfen Sie mir!‘ ... Das Haupt gesenkt wie ein schuldbewußtes Kind ... Im nächsten Augenblick stolz aufgerichtet. O, es war ... Wo bin ich geblieben? Also ja —

„In Venedig, in einem Antiquitätengeschäft, hatte Arnold eine emaillierte Dose von den Brüdern Huaut gesehen, die ihn entzückte. Aber der Händler forderte einen unvernünftig hohen Preis, und der Kauf kam nicht zustande. Arnold verließ den

Laden, ärgerlich über den Kaufmann und über sich selbst. Er bereute, etwas Unschätzbares zu teuer gefunden zu haben, wäre gar gern umgekehrt und hätte das kleine Kunstwerk erworben. Doch trat die Eitelkeit ins Spiel; der Antiquar hatte sich sehr präpotent benommen, und ihm gegenüber ein pater peccavi anstimmen, das ging Arnold wider den Strich.

„Seine Frau bestärkte ihn darin. Sie hatte ihren Plan gefaßt. Nein, er durfte nicht klein beigeben; es blieb ausgemacht — auf die Dose wird verzichtet.

„Am nächsten Morgen schützte sie irgend eine Besorgung vor und verließ seelenvergnügt das Haus. Im Besitz des Gegenstandes von Arnolds schwer unterdrückter Sehnsucht gedachte sie zurückzukehren und ihn damit aufs schönste zu überraschen.

„Nun, sie sollte die erhoffte Freude nicht haben. Der Antiquar bedauerte, ihr die Dose nicht mehr zur Verfügung stellen zu können. Der Narr, der man, wie der Herr Gemahl meinte, sein müsse, um eine Arbeit der Brüder Huaut annähernd nach ihrem Wert zu bezahlen, hatte sich gefunden — sie war verkauft.

„‚Verkauft — so rasch?‘ Es kam ihr unglaublich vor. Aber freilich, welchen Grund hätte der Händler, sie zu täuschen? Er wies auf den leeren Platz in der Vitrine, den gestern noch das Döschen eingenommen hatte, und erneuerte die Versicherung seines Bedauerns. Indessen müsse sich ja unter seinen reichen Vorräten ein Ersatz finden lassen, meinte er und brachte allerlei reizende Dinge herbei, in Cloisonné, in Email, in Goldelfenbein. Allerliebste Sächelchen — ja, aber doch nichts, was dem Geschmack ihres Mannes so entsprochen hätte wie das zarte Kunstwerk des berühmten Brüderpaares. Schon wollte sie, recht mißmutig, den Kaufladen verlassen, als ihr eine kleine Truhe auffiel, die geöffnet auf einem Tisch stand und ganz angefüllt war mit den Resten der verschiedensten tauschierten, getriebenen, gravierten Bronze- und Silberarbeiten; viel geringes Zeug, manches Köstliche, gewiß um den Metallwert verschleudert.

Cäcilie begann unter den Sachen zu kramen, als ein Herr eintrat, der Käufer einer wertvollen Statue, die in einem Nebenraum eben verpackt wurde. Er begab sich dahin, und der Antiquar folgte ihm, nachdem er Cäcilie gebeten hatte, ein paar Minuten auf ihn zu warten.

„Ein Menschenkenner, dachte sie, wie die meisten seiner italienischen Berufsgenossen, läßt mich da sorglos allein mit seinen Schätzen. Sie wollte ihn belohnen für sein Vertrauen und suchte in der Truhe nach einer Kleinigkeit, die sich allenfalls erwerben ließe. Doch fand sich nichts, und die Zeit begann ihr lang und der Aufenthalt in dem halbdunklen Gewölbe und seiner faden, muffigen Luft unheimlich zu werden. Sie war umgeben von mehr oder weniger gut erhaltenen Zeugen einer prunkvollen Vergangenheit, Schränken und Schränkchen, Truhen und Thronsessel, Rüstungen, Kirchengeräten, nachgedunkelten Bildern, aus denen blasse Gesichter gespenstisch hervorsahen. Wenn sie kämen, alle, die zu diesen Bildern gesessen, in diesen Rüstungen einhergerasselt, sich an den Besitz dieser jetzt mit Staub und Schimmel bedeckten Kostbarkeiten gefreut — wenn sie kämen, ihr Eigentum zurückzufordern ... Sie lächelte über den Gedanken, und doch überrieselte es sie, und sie fuhr zusammen, als eine magere Katze lautlos heranschlich, ihr Kleid streifte und sich an sie drängte, als ob sie sich wärmen wollte. Angewidert stieß Cäcilie sie fort und ließ im Schrecken den Sockel einer Bronzevase, den sie in Händen hielt, in die Truhe zurückfallen. Dem Sturz des schweren Gegenstandes folgte eine Verschiebung des kleinen Trümmerhaufens, den sie barg, und plötzlich schoß es ihr wie ein Blitz ins Auge. Etwas Leuchtendes war sichtbar geworden; unter dem Wust des Toten lag ein Lebendiges. Das Leuchten ging von einem Bilde, einem beseelten, atmenden Bilde aus. Es sprach mit schönen, schönen, liebewerbenden Augen; es flehte mit berückendem Munde: Nimm mich! nimm mich! ich bin dein!...

„Nun möchte ich versuchen, mit ihren eignen Worten zu erzählen, so gut ich eben kann. Es wird nicht gut sein, weiß ich, aber vielleicht doch besser, als immer nur so in der dritten Person zu parlieren, was den Eindruck, den ich damals empfing, gar zu sehr abschwächt. Sie erzählte denn ungefähr — äußerst ungefähr so:

„‚Ich hielt das Bild in der Hand und überließ mich seinem Zauberbann ... Mein Herz klopfte, ich fühlte mich in eine Märchenwelt versetzt, das heißt — wie mir in dem Augenblick vorkam — aus der wirklichen in die wahre entrückt ...'"

„‚Sagen Sie, lieber Thomi,' — sie nannte mich damals schon ‚lieber Thomi' — ‚bin ich Ihnen überspannt oder krankhaft aufgeregt vorgekommen? Meine Freundinnen nannten mich die Vernunftpille, weil ich von jeher alle sogenannten übernatürlichen Dinge, Ahnungen, Vorzeichen und dergleichen weggeleugnet habe, und nun stand ich plötzlich mitten im Übernatürlichen und Wunderbaren. Was ich zu dem Händler sagte, als er endlich erschien, um welchen Preis ich das Bild erwarb, ist mir wie ein Traum, dessen man sich vergeblich zu entsinnen sucht.

„‚Ich verließ den Laden, ging erst langsam, dann immer rascher durch schmale Gassen dem Markusplatze zu. Ich hatte die furchtbare Empfindung, einen Raub begangen zu haben und verfolgt zu werden ... und hielt mein Kleinod in der hohlen Hand, vorsichtig, wie ich ein gefangenes Vögelchen gehalten hätte, das atmete, sich regte ... Und kam nach Haus und versteckte das Bild ... Versteckte es vor meinem Manne ... Ich! Ich! die alle Unredlichkeit verabscheut ... Ich, deren Hausgöttinnen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind ... ich hatte ein Geheimnis vor ihm, der sonst jeden meiner Gedanken kannte, jedes Gefühl schon im Entstehen ... Im steten quälenden Bewußtsein meines Unrechts habe ich alle Sicherheit ihm gegenüber verloren, benehme mich wie jemand, der ein schlechtes Gewissen

hat. Er bemerkt das wohl, ist voll Mißtrauen, leidet, und ich kann's nicht ändern, ja — und das ist das Entsetzlichste — will's nicht einmal, will es ebensowenig, wie ich's kann... spiele frevelhaft mit der Vorstellung: Wenn das Urbild dieses Bildchens da lebendig vor dich hinträte und sagte: Komm! — ich würde ihm folgen... Ich bin in Gedanken eine Ehebrecherin — ich! ich!... Meine Träume sind erfüllt von ihm — ich erwache mit Entsetzen und höre das ruhige Atmen des Mannes, der neben mir schläft ohne Ahnung, daß seine Frau ihn eben verraten hat, ihn, einen Mann, dem sie alles ist ... Gegenstand einer — man darf wohl sagen — beispiellosen Liebe, in seinem ganzen Leben die einzige!... Welche Frau darf sich eines solchen Besitzes rühmen?... Gerechter Gott, es wird einer Unwürdigen zuteil!'

„Sie verbreitete sich über den ‚kostbaren Besitz' — was das heißt, die Einzige und Eine eines Mannes zu sein, der — sie wußte es — angeschwärmt und angebetet worden wie Arnold... Was waren ihm die andern gewesen? Was war das flüchtige Interesse, das die oder jene ihm eingeflößt? Zu dem jetzigen großen Gefühl höchstens eine —

„‚Vorbereitung,' sagte ich unwillkürlich.

„‚Wissen Sie das auch?' Sie sah mich an und wurde feuerrot.

„Ich geriet in Verlegenheit, werde mir wohl damit herausgeholfen haben, daß ich ihn schon lange kenne, und sie fing wieder an, sein Lob zu singen und in ihre Selbstanklage auszubrechen: ‚Und ich! Und ich!'

„In mir kochte der Zorn über diesen gemalten Liebhaber, der so viel Elend anrichtete. Und wenn ich dachte, daß ein Strich mit einem nassen Schwamm genügen würde, um seine ganze Herrlichkeit von der Erde wegzuputzen...

„‚Gnädigste Frau,' rief ich aus, ‚zeigen Sie mir das Bild!'

„Sie wehrte ab, wie wenn ich verlangt hätte, daß sie sich

mir mit Leib und Seele ergeben möge. Sie weigerte sich, wie vermutlich Eva getan hätte, wenn der Engel Gabriel zurechtgekommen wäre, um ihr den Apfel abzufordern. Aber endlich, endlich gab sie nach, die arme liebe Frau ... Ging mit zögernden Schritten vom Eckſofa, auf dem sie gesessen hatte, zum Schreibtisch am Fenster hin; ich folgte ihr. Sie öffnete die Lade, entnahm ihr ein Kuvert und diesem ein Bild. Und sah es an, immer wieder an und verwandelte sich vor meinen Augen aus einem kummervollen in ein völlig verzücktes Wesen, das aufgeht in Bewunderung und Zärtlichkeit. Sie glitt schmeichelnd mit der Hand über das Glas der verteufelten Malerei, preßte es an ihre Lippen und hatte, ja hatte — ich schwöre darauf! — die Empfindung, daß ihr Kuß erwidert wurde.

„Das Bewußtsein meiner Anwesenheit war ihr ganz und gar verloren gegangen.

„Da fand ich's angezeigt, mich in Erinnerung zu bringen, und rief barsch und mißbilligend: ‚Gnädige Frau!'

„Sie fuhr zusammen, tödlich erschrocken, wie ein auf der Tat ertappter Verbrecher, wurde schneeweiß, zitterte am ganzen Leibe und ließ sich, plötzlich willenlos, das Bild aus der Hand nehmen. Ich aber werfe einen Blick darauf, traue meinen Augen nicht, betrachte es, vertiefe, entsinne mich und bin — für das, was ich in dem Moment gewesen bin, gibt es nur einen Ausdruck — perplex! ...

„Eine längst vergessene Geschichte fiel mir plötzlich ein. Von einer Malerin, die sich in den jungen Mann, den sie für seine Geliebte malte, verliebt hatte über alle Maßen — sterblich. Sie war nicht mehr jung, stand auf der Höhe ihrer Kunst, und hier erreichte sie, was die größten Künstler mit jedem neuen Werke anstreben und so selten erreichen — sie übertraf sich selbst. Was — sich! Ruhmgekrönte Meister übertraf sie. Sie schuf eine Verbindung von Wahrheit und Dichtung, in eins verschmolzen, von solchem Reiz ... Wer das schildern will, der fühlt: die

Sprache hat enge Grenzen. Die liebende Malerin hatte ihrem Modell eine zweite Seele eingehaucht, eine höhere als seine eigene; sie schwebte auf den Lippen, nach deren Kuß sie schmachtete, glühte und leuchtete aus den Augen, deren Blick ihr die Geheimnisse irdischer Seligkeit erschloß. Jeder Pinselstrich war schmeichelnd aufgetragen wie eine Liebkosung, man fühlte das heraus, und alle Zärtlichkeit, alle Sehnsucht, alle unterdrückte Leidenschaft, die da drin steckte, in diesen Linien, diesen Farben, löste sich gleichsam heraus und griff nach dem Herzen des Beschauers mit unheimlicher und doch entzückender Macht.

„Arme Claude Roger! Als das Meisterwerk beendet war, hatte sie auf der Welt nichts mehr zu tun, ging ins Wasser, ertränkte sich. Dann erst erfuhr er, wie es um sie gestanden. Er hatte nichts gesehen, nichts bemerkt. Sie war nicht schön, nicht jung, und er war in eine andre verliebt. Wir unreifen und grausamen Jungen hatten über die Geschichte gelacht und ihren Helden geneckt ... Vielleicht hätten wir es nicht getan, wenn wir das Bild gesehen hätten. Aber er zeigte es uns nicht. Profane Blicke sollten es nicht entweihen dürfen. Es war einzig für die Geliebte da.

„Ich sah es jetzt zum erstenmal. Es hatte ungefähr die Form eines mitten durchgeschnittenen großen Eies. Aus seiner früheren Umfassung, wahrscheinlich einem Portefeuille, war es gelöst; an der sorgfältigen Verkittung des Bildes mit dem vergoldeten Reif und dem Glase hatte man sich aber nicht versündigt. Das Pergamentblatt auf der Rückseite war auch noch unversehrt und ganz bedeckt mit feinen, den Druck nachahmenden Schriftzügen. Ein Gedicht in Prosa — ich hätte ungefähr seinen Inhalt mitteilen können. Wenn mir Zweifel angekommen wären, ein Blick auf diese heißen Liebesschwüre hätte sie vernichtet.

„Abermals lange, lange Pause, dann hauchte sie mehr als sie sprach: ‚Nun?‘

„‚Meine gnädigste Frau,‘ sagte ich, ‚Sie sind gerettet.‘

„‚So?‘ Das Wort war von dem fast feindseligen Blick begleitet, den Patienten, die sich noch schwer krank fühlen, auf den Arzt werfen, wenn er ihnen sagt: Sie können spazieren gehen! Ich ließ mich nicht einschüchtern. Eine innere Stimme sagte mir: Nur zu! Die Protestation ist im Grunde nicht so heftig, wie sie zutage kommt. Und fuhr denn fort, auf das Bild deutend, das ich ihr zurückgegeben hatte: ‚Ist es Ihnen wirklich so ganz verschlossen, das Geheimnis der Anziehung, den dieser Mund, diese Augen auf Sie ausüben? Entdecken Sie denn gar keine Ähnlichkeit —?‘

„Sie unterbrach mich: ‚Ich weiß, was Sie zu entdecken glauben, und auch ich habe versucht, mir vorzutäuschen...‘ Sie überließ sich wieder dem Eindruck des süßen, geheimnisvollen Anblicks... sie lispelte, lispelte gerade nur: ‚So könnte in seiner Jugend...‘ Doch nun wandte sie das Bild, las einige Zeilen des Hymnus, der auf dessen Rückseite in lautloser Beredsamkeit prangte — er tat seine Wirkung. Sie schüttelte den Kopf und sagte tief aufseufzend: ‚Nein, nein — unmöglich!‘

„Ich bat mir das Bild für eine Stunde aus, und es setzte noch einen harten Kampf. Ich wurde ungeduldig, ich wurde rücksichtslos. ‚Sie sind krank!‘ ließ ich sie an. ‚Wollen Sie nicht genesen?‘ Daß sie endlich nachgab, bereitete mir wohl den größten Sieg, den ich an diesem denkwürdigen Tage errang.

„Mit dem Unheilstifter in der Tasche ging ich zu Arnold, und fand ihn, wie es jetzt oft bei ihm vorkam, in zwiespältiger Stimmung: grimmig elegisch. Es stand fest — sie liebte ihn nicht mehr, er trat zurück, resignierte. Ihrem Glück wollte er nicht im Wege stehen. Das Gnadengeschenk ihres Besitzes durfte er annehmen, so lange sie ihn liebte, länger nicht. Nicht einen Tag, nicht eine Stunde! Sie liebt einen andern — sie gehe zu ihm. Er gibt sie frei... Heute nacht hat sie sich verraten, hat im Traum Liebesworte geflüstert, ist erwacht und, als er sich über sie beugte,

entsetzt zurückgefahren. War das nicht Beweis genug? — brauchte es noch mehr?

„Ich hatte umsonst versucht, ihn zu unterbrechen; mir blieb nichts übrig, als ihn zu überschreien. ‚Du schickst sie fort; weißt du auch, wohin? Du verschenkst sie; weißt du auch, an wen?‘

„‚Ihre Sache!‘

„‚Und wenn sie selbst nicht im klaren darüber ist?‘

„‚Wieso?‘

„‚Wenn sie ihn nicht kennt?‘

„‚Unsinn.‘

„‚Wenn ich ihn besser kenne als sie?‘

„‚Du kennst ihn, du?‘ Der Resignierte schäumte und packte mich beim Arm. ‚Her mit ihm! Ich schieß ihn nieder wie einen Hund!‘

„Nun bin ich ein Tierfreund und hasse diese Redensart. ‚Hunde sind nicht da, um von dir erschossen zu werden,‘ rief ich, ‚hörst du, mein Lieber?‘

„‚Du sagst, daß du ihn kennst!‘

„‚Leider. Sie kennt nur sein Bild, und in sein Bild hat sie sich vernarrt, in sein unerlaubt, in sein unvernünftig idealisiertes Bild.‘

„‚Bild — was? Sein Bild?‘

„Ich reichte es ihm; er warf einen Blick darauf und sank aufstöhnend in seinen Lehnstuhl zurück: ‚Claude Roger! Arme Claude!‘

„Es hatte ihn tüchtig erschüttert; er blieb lange stumm. Daß die widersprechendsten Gefühle in ihm einen Hexentanz aufführten, läßt sich begreifen.

„Endlich begann er einzelne Sätze hervorzustoßen. ‚So, so! So, also!... Dieses Bild — wie kommt sie dazu?... Und in den Menschen hat sie sich verliebt?... In den da —? Und das bin ja doch ich!‘

„‚So sehr, daß deine eigene Frau dich nicht erkennt. Das

warst du, gesehen mit den Augen einer abgöttischen Liebe. Etwas von ihr steckt da drin, im Elfenbein, in den Farben, in jedem Strich und Ton, in — was weiß ich? — strömt heraus wie ein Duft und berauscht.'

„Er hörte gar nicht, was ich sagte, er hing seinen eignen Gedanken nach. Und seine Stirn wurde immer wolkenfreier: ‚Meine Frau ist mir also mit mir untreu geworden, Thomi, was? Könnte sich darüber, sag einmal, nicht auch der eifersüchtigste Mann trösten?'

„‚Kommt auf ihn an.'

„Kurios! Der Mensch ist doch wirklich ein kurioses Wesen. Ich hatte mein mögliches getan, um seine Auffassung der Sache ins Versöhnliche zu leiten, und nun verdroß es mich, daß der gewünschte Erfolg so rasch eintrat.

„‚Soll denn gar keine Ähnlichkeit mehr da sein?' rief er plötzlich aus. ‚Etwas Ähnlichkeit muß doch noch da sein, zum Teufel!' Er schnellte empor, griff nach seinem Stocke und hastete zum Spiegel hin. Sah abwechselnd sich und das Bild an. Verglich! Verglich! Jammerte: ‚Verflucht wenig Ähnlichkeit! Verflucht wenig!' Und wie ein Kind im Handumdrehen vom Jammer zum Zorn übergeht, schleuderte er voll Wut das Bild zu Boden.

„Zum Glück fiel's auf den Teppich und nahm keinen Schaden. Ich hob es auf und steckte es zu mir.

„Er blieb vor mir stehen, nachdem er einige Male auf und ab gehumpelt war, und fragte in ratloser Verzweiflung: ‚Wie können wir sie überzeugen, daß ich es bin, in den sie sich verliebt hat?'

„‚Das ist nicht leicht, mein Lieber; aber wer weiß, vielleicht geht's doch. Was nicht geht, ist etwas anderes. Einen Zug trägt dein Porträt, in dem du dir mehr als ähnlich, in dem du dir gleichgeblieben bist.'

„Er fing sofort an geschmeichelt auszusehen; ich verwies ihm

das. ‚Es handelt sich um deine lächerliche Gewohnheit, jede neue Liebe als Offenbarung zu preisen, die über dich, unschuldiger Jüngling, kam. Frauen glauben an so etwas, und jetzt hat sich auch deine Frau weismachen lassen, daß sie deine erste Liebe ist.‘

„Nun fuhr er wild auf: ‚Weismachen lassen! Sie ist es! ... Weismachen ... Sie ist es, so wahr mir Gott ...‘

„Ich schlug an meine Brusttasche — das Bild einer neuen Gefahr aussetzen wollte ich nicht: ‚Und was war es denn mit der da? Wenn wir deine Frau auch dahin bringen, an das Porträt zu glauben, wie soll sie an die erste Liebe glauben, da dich eine andre zu dem Hymnus begeisterte, den du auf das Bild hingepinselt hast mit Bienenfleiß?‘

„‚Man könnte ihn ja wegradieren,‘ schlug er kleinlaut vor.

„‚Zu spät. Sie wird ihn schon hundertmal gelesen haben. Mit Eifersuchtsqualen sicherlich.‘

„Jetzt war er wieder geschmeichelt. ‚Mit Eifersucht — du glaubst?‘

„Die Glocke, die zum Nachtmahl rief, begann zu läuten. Ich riet ihm, sich zusammenzunehmen und seiner Gemütsbewegung Herr zu werden, ins Speisezimmer zu gehen und uns dort zu erwarten. Kam mir vor wie ein Pendel, begab mich wieder zurück zur Herrin des Hauses, brachte ihr das Bild. ‚Ich hab's studiert,‘ sagte ich. ‚Kein Archäolog kann eine antike Statue gründlicher studieren ... Und — gnädige Frau, gnädige Frau! — ich bleibe bei dem, was ich Ihnen vorhin angedeutet habe.‘

„‚Dabei bleiben Sie?‘

„‚Ja! Das Bild könnte — könnte, sage ich! —, sehr idealisiert, ein Jugendbild Arnolds sein.‘

„Sie betrachtete mich mit Spannung und auch mit Mißtrauen: ‚Wenn ich für möglich hielte, daß Sie mich zum besten haben wollen ...‘

„‚Täten Sie sehr unrecht. Aber bitte‘ — ich bot ihr meinen Arm —, ‚kommen Sie zu Tische.‘

„Nun wurde es interessant. Die Eheleute saßen einander gegenüber an der länglichen Tafel, sie oben-, er untenan, ich an der Seite zwischen den beiden. Schüchtern stahlen, ja stahlen sich ihre Blicke an mir vorbei. Er hatte seine beschämte Miene, die mich wieder rührte wie damals, als ich an seinem Leidensbette stand. Es liegt ein Bedauern darin, eine inständige Bitte: Verzeiht, daß ich nicht mehr den schönen Anblick biete von einst.

„Das alles zusammen gab ihm einen so gewiß jungen Ausdruck — einen sanften, guten — wie bestellt gerade für den Augenblick. Weiß Gott, man konnte, wenn man nur wollte, ihn wiederfinden in seinem verklärenden Bilde, den Arnold von einst.

„Und ja! und ja! in ihr erwachte es, noch ganz schwach, noch von Zweifeln umhüllt und verdüstert — kam zutage als ein flackerndes Aufleuchten, tief, in der tiefsten Tiefe ihrer Augen. Ich wußte wohl, von sich selbst, allein muß sie darauf kommen, spielte mich auf den Unbefangenen, freute mich jetzt redlich, daß mein klug eingeleitetes Werk gedieh. Gönnte mir aber doch das Vergnügen, den Freund zu ängstigen. Fragte die Hausfrau, ob es ihr möglich schiene, daß ein Mann bei jeder neuen Liebe die Erinnerung an jede frühere gänzlich verlöre? Die gegenwärtige immer für die erste, wahre und alle seine vorhergegangenen Zuneigungen, so viele ihrer waren, für Spiel, gleichsam für Vorbereitungen zum jetzigen Ernst erklärt hätte?

„Sie wiederholte sehr nachdenklich: ‚So viele ihrer waren? Sollte ein rechter Mann sich über die Natur seiner Zuneigungen, wie Sie sagen, täuschen können und an die ewige Dauer einer Liebschaft glauben?‘

„‚Er unterliegt eben einer Selbsttäuschung.‘

„‚Trotz seiner zahlreichen Erfahrungen in dem Punkte?‘ Und nun traf den Gatten ein strenger Blick.

„‚Trotzdem!‘ rief ich. ‚Der, den ich meine, war ein sehr ehr-

licher Bursche. Immer vertrauensselig, stürzte sich bona fide in jede neue Leidenschaft hinein.'

„‚Arnold,' sprach sie nun, ‚du hörst. Hältst du so etwas für möglich? Wärst du imstande gewesen, eine Liebschaft für wahre Liebe zu halten?'

„Bestürzt, gequält antwortete er ausweichend: ‚Liebste, auch ich war einmal dumm und jung.'

„Sie wandte sich zu mir: ‚Sie wissen darum: wie oft war er dumm und jung?'

„Ich überließ es ihm, gelegentlich seine ganze Beichte abzulegen, und antwortete ohne weiteres: ‚Zweimal.'

„Sie nahm's nicht gut auf. Hatte mir eben anvertraut, daß sie ihn einmal ums andre in Gedanken betrogen hatte, und nahm's nicht gut auf... So sind die Frauen. Na, seien wir gerecht, so sind wir alle.

„‚Da lerne ich meinen Mann von einer ganz neuen Seite kennen,' hub sie wieder an. ‚Und sag, Arnold, tut er dir nicht unrecht, dein Freund? Hast du wirklich schon zweimal eine erste Liebe gehabt? Ich kann es nicht glauben.'

„‚Liebste,' sprach er, ‚es war doch so.'

„Seine Gemütsbewegung, der Wechsel der Farben auf seinem Gesicht, das Weiche, Sentimentale, das sein Schuldbewußtsein ihm gab, verjüngten ihn. Was doch die Einbildung macht! Mir schien, daß jetzt eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen seinem Jugendbild und ihm vorhanden war.

„‚Erzählen Sie — von der ersten Täuschung,' sagte sie zu mir. ‚Er sitzt dabei, so ist es kein Verrat.'

„‚Darf ich, Arnold?'

„‚Sprich.'

„Das erstemal war's eine Mathilde. Er ließ sich für sie malen.'

„‚Und' — Cäcilie sprach's — ‚sie hat das Bild verkauft — einem Trödler.'

„‚Einem Antiquar — und weiß Gott, ob sie‘ — bemerkte er entschuldigend — ‚weiß Gott, ob ... Es kann ihr auch gestohlen worden sein.‘

„‚Du nimmst ihre Partei. Sehr ritterlich. Hast du lang nichts mehr von ihr gehört?‘

„‚Verzeih. Vor kurzem.‘

„‚Ah!‘

„‚Durch Zufall. Sie hat, wie ich hörte, einen reichen Weinhändler im Küstenland geheiratet. Auf unserer Rückreise von Venedig traf ich im Rauchcoupé einen Herrn, der kam von dort. Er hat als Taufpate ihres fünften Kindes fungiert.‘

„Eine Pause. Sie sah ihn fortwährend an mit einer nachdenklichen Aufmerksamkeit, die allmählich in eine milde, gerührte überging. Und plötzlich senkte sie den Blick und fuhr rasch mit dem Taschentuch über die Augen. Ihre Lider hatten sich gerötet, ihre Lippen zitterten leise, führten eine lautlose, aber gar verständliche Sprache, sagten zärtlich, wehmütig: ‚Du Armer! Du Lieber!‘

„Nicht, als ob ihr an der Antwort das Geringste läge, nur obenhin fragte sie: ‚Und die zweite Liebe?‘

„‚Die kam über ihn, als er auf dem Siechbette lag, nicht im Sturme wie die frühere, nein, mit weichen, sanften Schwingen, dunklen — sehr dunklen. Sie ging aus von einer schönen Pflegeschwester ...‘

„‚Thomi — miserabler Kerl!‘ rief Arnold. ‚Du, da hört der Spaß auf, hörst du!‘

„‚Na, mein Lieber, ich spaße nicht. Ich erinnere mich sehr gut. Die Tonart, in der du von ihr sprachst, war die des hohen Liedes. Glauben Sie mir, gnädigste Frau! Wenn die brave Schwester nicht über fünfzig Jahre alt gewesen wäre, er hätte sich für sie malen lassen in Miniatur und auf den Rücken des Bildes in mikroskopischer Schrift hingetüpfelt: Einzige! Erste und Letzte! Mein Alpha! mein Omega!‘

„Dieser Scherz machte Glück, und beide lachten, sie aber mit hellen, nicht mehr verstohlen fließenden Tränen, streckte ihm die Hand entgegen: ‚Verzeih!‘

„Er beugte sich über diese ihm wie zu neuem Bunde dargereichte teure Hand, drückte seinen Mund darauf, und als er den Kopf wieder hob, lag der Sonnenschein des Glücks auf seinen Zügen, und der — ich kann's nicht leugnen — stand ihm gut.

„‚Arnold,‘ sagte sie, ‚denk nur, du hast eine Frau, die war eine Zeitlang blind. Ich weiß dir viel davon zu erzählen.‘

„Die Handküsse wiederholten sich, und vom Tische fort ging das Ehepaar Arm in Arm.

„Der schwarze Kaffee war in Arnolds Schreibzimmer aufgetragen, aber sie dachten weder daran, ihn zu trinken, noch mir eine Tasse anzubieten.

„Sie plazierten sich auf ein kleines Kanapee im Erker und flüsterten miteinander wie zwei Verliebte.

„Ich indessen schrieb an meinen Bruder eine Karte, die noch mit der Abendpost fort sollte.

„Das Gespräch im Erker wurde allmählich weniger leise geführt. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hören.

„‚Es wird über seinem Bettchen hängen,‘ sagte der Mann.

„‚Oder — über dem ihren,‘ sagte die Frau.

„‚Von klein auf soll er wissen . . .‘

„‚Oder — sie.‘

„‚Das ist der Papa!‘

„Nun fiel mir etwas auf, das ich bis dahin nicht bemerkt hatte.

„Am nächsten Morgen reiste ich ab.“

„Hm!“ sagte der Onkel, und mit bewegter Stimme wiederholte die Stiftsdame: „Sie reisten ab. Das Klügste, was Sie

tun konnten, Sie waren ja auf dem besten Wege, sich in die schöne Cäcilie zu verlieben."

„Der Weg war bereits zurückgelegt, scheint mir," meinte die Gräfin, und der Baron gestand: „Weit vom Ziele war ich wenigstens nicht. Ich mache ja auch kein Geheimnis daraus."

Fräulein Marie mischte sich ins Gespräch: „Jedenfalls hat der Herr Baron ein außerordentliches Verständnis für jede Seelenregung der Dame im Zauberbann an den Tag gelegt. Ein Verständnis, zu dem man nur durch Liebe gelangt und, wie ich glaube, in dem Falle die Liebe des Schöpfers zu seiner Schöpfung."

„Das heißt, daß Sie mein Erlebnis zu einer Fabel degradieren wollen ..."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, aber sehr wahrscheinlich ist Ihre Geschichte nicht."

„Wahrscheinlich! Haben Sie nachgedacht über das Wort, das Sie da aussprechen? Wahr — schein — lich! Weiter als bis zu einem Schein scheint die Wahrheit es auf Erden nicht bringen zu können. Der Glaube vermag mehr ... Ich bitte um Glauben, meine Herrschaften."

„Das tun Sie auch, wenn Sie Ihre schauerlichen Geistergeschichten vorbringen," bemerkte die Hausfrau und fand die Zustimmung des Onkels.

Der Baron wehrte sich: „Wer von Ihnen hat meine Gespenster persönlich gekannt? Arnold und seine Frau sind Ihnen in Fleisch und Blut begegnet und hätten Ihnen die Porträtepisode aus ihrem Leben selbst erzählt, wenn Sie es gewünscht und — woran kein Zweifel herrschen kann — ihr Vertrauen gewonnen hätten, denn sonst — Sie begreifen, besonders gern sprachen sie von der Sache nicht."

„Natürlich, man erinnert sich nicht gern an Vorfälle im Leben, bei denen man in Widerspruch mit sich selbst geraten ist."

Der Baron brachte noch einige Argumente zugunsten der

Glaubwürdigkeit seines Erlebnisses vor, und die Zuhörer gaben nach und nach klein bei; nur die Stiftsdame blieb unerschütterlich in ihrer Ablehnung.

Wozu solche Sachen erzählen? Wozu? Sie fand das sogenannte Erlebnis peinlich, uninteressant, und die ganze Geschichte nicht einmal bis zu einem gewissen Grade moralisch, summa summarum: ein Nichts.

Fritzens Ball

Da fährt sie hin, die geliebte Frau, und er steht am Fenster und sieht dem Wagen nach. Sie lenkt selbst — wie sicher! wie ruhig! — ihren Viererzug, der ihr morgen in die Stadt nachgeschickt werden soll. Dürften dort Aufsehen machen, die braunen Vollblut. Sind famos, absolut gleich in der Aktion, der Farbe, der Figur, feurig wie die Teufel und fromm wie die Lämmer ...

Vom Phaeton herab hat sie ihm noch die Hand gereicht, und er hat die Spitzen ihres Pelzhandschuhes geküßt.

„Raffen Sie sich einmal auf, Aurel. Kommen Sie zu uns nach Wien. Für acht Tage nur. Nein? Für drei also. Emil holt Sie ab und bringt Sie wieder nach Hause."

„Geht nicht." Er schüttelte den Kopf, er verstand sie zu gut. Was sie da gesagt hatte, das hieß: Reisen Sie, es kostet nichts. Das Kollo wird auf der Tour- und Retourfahrt freigemacht. Aber solche Geschenke nahm er nicht an; es blieb beim Nein.

Die geliebte Frau gab das Zureden endlich auf. „Wenn es also sein muß, eigensinniger Mensch," sprach sie, „dann leben Sie wohl, und auf Wiedersehen im Mai."

„Im Mai!" wiederholten jubelnd die beiden Kinder, die neben ihr saßen, in eine Wagendecke gehüllt bis an die schönen, vor Reiselust strahlenden Gesichter, „im Mai, lieber Aurel, lieber Onkel Aurel! Adieu! Adieu!"

Der Kutscher und der Diener auf dem Rücksitz grüßten mit etwas mitleidiger Ehrfurcht, die Kinder winkten noch lange: „Adieu! Adieu!"

Nun waren sie fort. In dreißig Minuten werden sie die Bahnstation erreicht haben, in vierzig abgereist sein.

Ein herbes Gefühl der Vereinsamung ergriff den alten Mann. Er wird sie sehr vermissen, die lauten, lustigen Kinder, die liebe Frau, deren Nähe ihm ist, was der Tau der Heide, was dem Wanderer in der Nacht das Mondenlicht. Sie geht, wohin ihr Herz sie zieht, zu ihm, dem sie angehört, und den sie immer noch liebt, während er, der Staatsmann, der Weltmann, der Weiberfreund, die abwesende Gattin bequemer findet als die anwesende. Allerdings ist er zu ritterlich, um sie das fühlen zu lassen, und sie kann ignorieren, was sie nicht wissen will, sie kann neben ihm einhergehen, scheinbar glücklich, in großartiger Anspruchslosigkeit.

Immer die selbe Geschichte ... Wie oft hat Aurel in der oder jener Form ihre Wiederholung erlebt! ... Gibt es irgendwo ein köstliches Gut, es wird dem zuteil, der es nicht zu schätzen weiß.

Er öffnete das Fenster und lehnte sich so weit hinaus, als das ausgebauchte Gitter es zuließ. Der Himmel war eisgrau; unbarmherzig hauste ein scharfer Nordost im Gezweig der alten Bäume, die den Schloßhof umstanden; er bog die schlanke Wassersäule des Springbrunnens tief herab, ließ sie wieder emporschnellen und zerstäubte sie, und die welken Blätter jagte er im tollen Wirbeltanz umher. Sie drehten sich lustig, die steifen, die alten, sie schwebten dahin im Taubenflug, raschelten über den Kies, gönnten sich ein Spielchen auf der Wiese, bis ein boshafter Windstoß daher gepfiffen kam und sie in den Teich trieb. Trüb gestimmt, wie der Mann, der da am Fenster stand, in dem Augenblick war, sagte er sich, daß sein Leben im Grunde ein ebenso armseliger Tanz gewesen. Auch mit ihm hatten beherrschende Mächte ihre Kurzweil getrieben, auch er würde verweht werden und die Welt dabei nicht mehr verlieren als an einem dieser Blätter. Seine Bedeutung für sie war keine größere;

er hatte nichts getan, um sich ihrem Gedächtnisse einzuprägen, hohe Ziele nie angestrebt, sich die gute Laune nicht verderben lassen durch qualenbereitenden Ehrgeiz. Der seine hatte nie mehr angestrebt als allenfalls einen Sieg auf dem Rennplatz oder die Eroberung eines Frauenherzens, das für unnahbar galt. Dieser Ehrgeiz war ihm auch fast ausnahmslos befriedigt worden, und er durfte seine Jugend eine glückliche nennen.

Dennoch gedachte er ihrer nicht mit ganz ungetrübtem Nachgenuß. Vorzuwerfen hatte er ihr, daß sie ihm gar so verdammt schnell entflohen war. Jetzt sah er es ein: Als er sich zum erstenmal gesagt hatte, „ich bin noch jung", war er es nicht mehr. Und als er zum erstenmal gerechnet und als Resultat seiner Rechnung herausgebracht hatte: ich bin noch reich, stand er vor dem Ruin. Dann waren die Ratgeber erschienen und hatten ihm schwarz auf weiß bewiesen, daß der Rest seines Vermögens sich spielend leicht verzehn-, verhundertfachen ließe, und er hatte ihnen geglaubt und war in die Falle eingezogen, als zöge er durch eine Triumphpforte ... Glorreich nicht, die Erinnerung an diese Katastrophe, bei der sein guter Verstand, den er nebenbei für einen eminent praktischen hielt, ihn im Stich gelassen hatte; aber beschämend doch auch nicht, denn zu Schaden war bei seinem Zusammenbruch niemand gekommen. Nur einige Erfahrungen hatte er gemacht, die ihn nicht gerade schmerzlich überrascht, aber seine Eitelkeit etwas verwundet hatten. Sie wurden ihm durch die Klugheit der Frauen bereitet, zu denen er in seinen vorgerückten Jahren noch in nahen Beziehungen stand. Eine nach der anderen verlor sich aus seinem Gesichtskreise, da er nichts mehr zu bieten hatte als sein im Alter jung gebliebenes Herz. Und die, die sich nicht verloren, veränderten den Ton; die Begünstigten verwandelten sich in Begünstigende, und das widerstrebte ihm. Bisher immer mit Jubel begrüßt, gefiel er sich nicht in der Rolle eines Geduldeten, und der dem Weibervolk so viel geschenkt hatte, schenkte ihm zuletzt auch den Dank.

Seit drei Jahren machte er nun Gebrauch von der Gastfreiheit seines Freundes Emil Wendheim, aber nicht, ohne sich ihm dafür nützlich zu erweisen. Er verwendete seine Kenntnisse im Pferdefach zugunsten des Hauses, das ihm eine Heimstätte bot; er führte die Oberaufsicht über das Gestüt und über die Stallungen, stellte die Equipagen zusammen, legte die letzte vollendende Hand an die Erziehung eines Damenpferdes, brachte einen verrissenen Gaul wieder in die Reihe. Auf alles, was den edelsten Vierfüßer betrifft, verstand er sich aus dem Grunde, auf sehr vieles andere und nicht weniger Wissenswürdige aber nur oberflächlich, und machte kein Hehl daraus. Er war zu unmodern, um großen Wert auf die Kenntnis gelehrter Dinge zu legen, aber zu modern, um mit deren Unkenntnis zu prahlen; die einzige Gelegenheit zu kleinen Konflikten zwischen ihm und der geliebten Frau wurde durch die Wahl der Bücher herbeigeführt, die er ihr vorlesen sollte. Sie hatte eine Vorliebe für Memoiren, wünschte aber auch manchmal einen soliden Roman kennen zu lernen, und dazu wollte Aurel seine Hilfe nicht bieten. Ein Roman! — das ist ihm wie wenn er in Baumwolle beißen müßte. Hieß es hingegen während einer Lektüre oder eines Gespräches: „Wer war das? Wann hat sich das begeben? Sehen Sie doch nach im Brockhaus," da stürzte er nur und holte mit Entzücken den betreffenden Band herbei. Das Konversationslexikon war ihm das Buch der Bücher, ein Quell der Belehrung und der Anregung, das alle Romane der Welt aus dem Felde schlug. Kleine, harmlose Scherze erlaubte Aurel sich hie und da über die häufigen Andachtsübungen der Schloßherrin. Täglich am frühen Morgen schon in die Messe, täglich gegen Abend eine Wallfahrt zur Muttergotteskapelle im Garten. „Hat denn die Heilige ein so schlechtes Gedächtnis? Hat sie heute schon vergessen, was Sie ihr gestern ans Herz gelegt haben?" fragte er und erhielt keine Antwort; denn ein Lächeln voll sanfter, himmlischer Überlegenheit kann man doch nicht als Antwort gelten

lassen. Lieblich aber war dieses Lächeln, hinreißend lieblich, und in solchen Augenblicken glich sie ganz und gar der Madonna auf Raffaels Bild „Die heilige Familie". In ihrem alten Freunde regten sich Gefühle stürmischer und leidenschaftlicher Bewunderung für sie und Gefühle des Grolls gegen ihren Gatten. Er schrak nicht im mindesten davor zurück, sich seinem Freunde unangenehm zu machen durch die Vorwürfe, mit denen er ihn überhäufte. Wie konnte es für den Mann dieser Frau noch andere Frauen geben auf der Welt? ... Er begriff es nicht, er, der diese Frau so innig, so grenzenlos ...

Er gestand es nicht bloß sich selbst, der Freund sollte es nur auch wissen: „Du empörst mich mit deiner Gleichgültigkeit gegen jeden vernünftigen Vorwurf!" hatte er ihm schon mehr als einmal zugerufen. „Ich leide mit der Frau, die du vernachlässigst; ich leide, weil ich sie liebe, ja liebe, liebe!"

„Liebe sie, du hast recht, sie verdient es," pflegte dann Emil freundlich und zerstreut zu erwidern.

O, diese ehemännische Gelassenheit! Natürlich oder gespielt, unter allen Umständen abscheulich. Wenn man sie personifizieren könnte, Aurel gäbe ihr einen Fußtritt ... Da es aber kein leibhaftiger sein konnte, sollte es wenigstens ein moralischer sein.

„Du verstehst mich nicht, total falsch verstehst du mich," knirschte er, „lieben, lieben! Ich liebe sie nicht nur, ich bin in sie verliebt, verliebt! ... Verstehst du jetzt?"

Der Mensch, den er so gern hatte, und dem er so bitterbös sein konnte, blieb stehen und sah zu dem kleineren, zornsprühenden Freunde aus schöner, kühler Gletscherhöhe ungemein heiter herab. „Bilde dir nichts ein," warf er eines Tages nachlässig hin, „verliebt bist du freilich, aber nicht in meine Frau, sondern in die braune Hexe, die Klenke."

Aurel stieß ein geringschätziges Lächeln hervor. „Ich, in die Klenke, ich?"

„Du in sie, und vielleicht gar sie in dich. Leugne du nur! Ich habe da neulich beim Diner einen Blick aufgefangen, den sie dir zuwarf . . ."

„Blick?" unterbrach ihn Aurel, „sie soll mir einen Blick . . ." Er stockte, er kam nicht vom Fleck mit dem Lügen.

Verdammt! So merkten es jetzt auch andere schon, daß sie ihm Blicke zuwarf! Was wollte sie mit ihren Blicken? Ihn zum besten haben? Ihren eifersüchtigen Mann noch eifersüchtiger machen?

Irma von Klenke war die Frau des einflußreichen, feierlichen Herrn Generalinspektors der Wendheimschen Güter, einer im ganzen Lande hochangesehenen Persönlichkeit. Ohne Herrn Viktor von Klenke keine wichtige landwirtschaftliche Transaktion, kein namhafter Gutskauf, keine Neuerung im Forstwesen. Er übte eine nie angezweifelte Autorität in seinem weiten Fache aus. Sein Äußeres trug viel zu der Wucht bei, die seine Kenntnisse, sein sicherer Blick, seine reichen Erfahrungen ihm verliehen. Fast ebenso hochgewachsen wie „sein Graf", aber noch einmal so breit, trat er auf wie ein wandelnder Fels. Er hatte einen großen, mit schon angegrauten Haaren dicht bewachsenen Kopf, tiefliegende, kluge Augen, ein schönes, regelmäßiges und stolzes Gesicht. Seinen dichten Schnurrbart trug er an den Enden niedergekämmt, und den ebenfalls sehr dichten Bart, der ihm die kräftigen Wangen und das Kinn umgab, kurz zugeschnitten. Seine Rede war langsam und durchaus nicht wortreich, er faßte, was er zu sagen hatte, in kernigen, kurzen Sätzen zusammen. Einwände hörte er immer an, vertrug den Widerspruch, erwog eine der seinen entgegengesetzte Meinung und ließ sie, wenn sie danach war, ob gern oder ungern, gelten. Seine Geduld verließ ihn schwer, hatte sie sich aber einmal empfohlen, dann brach plötzlich ein Sturm los, vor dem sich sogar die Keckſten sehr eilig in einen Schlupfwinkel der Unterwürfigkeit verkrochen.

Dieser Starke hatte eine Schwäche, nur eine, dafür aber eine tüchtige, denn sie beherrschte ihn. Er schämte sich ihrer, suchte sie zu verbergen, bekämpfte sie — umsonst, immer kam sie wieder zum Vorschein; sie war unüberwindlich und hieß Eifersucht auf seine junge Frau. Er stand schon in vorgerückten Jahren, als er sie heimführte; sie war damals achtzehn Jahre alt und bildhübsch gewesen, jetzt war sie vierundzwanzig und bildschön geworden. Die Erlösung aus den peinlich beschämenden Familienverhältnissen, in denen sie aufgewachsen war, aus der drückenden Armut, unter der das ungarische Edelfräulein von Kind auf gelitten hatte, machte sie kühn und stolz. Ihr einst demütig gesenktes Köpfchen hob sich immer höher. Sie entsann sich nur noch ihrer ruhmgekrönten Ahnen; von den moralischen und gesellschaftlichen Niederungen, in die die letzten Generationen ihrer Familie geraten waren, wußte sie nichts mehr. Dafür, daß ihr Mann immer rettend eingriff, wenn einer der verkommenen Ihrigen am Untergange stand, hatte sie ihm im Anfang ihrer Ehe nicht Dankbarkeit genug bezeigen können; nach und nach nahm sie es als einfache Pflichterfüllung hin. Sie war früher auch sehr schüchtern gewesen, sie hatte kaum gewagt, die Augen aufzuschlagen, wenn ein junger Mann sie ansprach, und die Antwort auf eine Schmeichelei, die ihr gesagt wurde, kaum hörbar gestammelt. Allmählich, mit dem Bewußtsein ihrer Macht über den Gatten, wuchs ihr Mut, und je sicherer sie ihrer selbst war, desto verführerischer wurde sie. Eine Atmosphäre des Reizes umgab die feine, braune Frau, die in der selben Stunde trotzig sein konnte wie ein wilder Junge und weich wie eine sanfte Dulderin. Eines wie das andere stand ihr gut. Sie hatte gar so sprechende schwarze, langbewimperte Augen, die hervorleuchteten aus dem Schatten eines sie umgebenden bisterfarbigen Tons. Und diese schönen jungen Augen warfen dem alten Aurel — sich selbst konnte er es nicht leugnen, wie er es dem Freunde geleugnet hatte — seltsam herausfordernde

Blicke zu. Es ärgerte ihn. Er wußte doch, wie er aussah! Recht wie ein Nachkomme des Ritters von der traurigen Figur. Glaubt sie, mir weismachen zu können, daß ich ihr gefalle?... Aber in geheimster Seele, dort, wo das Uneingestandene sitzt, dort, wohin auch der schärfste Blick der Selbsterkenntnis nur in begnadeten Stunden dringt, dort verbarg sich doch eine kleine geschmeichelte Eitelkeit.

Einmal im Laufe des vergangenen Winters, als er des Nachmittags mit ihr allein geblieben war, hatte sie ihn mit Liebenswürdigkeiten und besonders mit ihren verwünschten Blicken so außer Fassung gebracht, daß er aufgestanden, auf sie zugegangen und im Begriff gewesen war, ihre Hände zu fassen und ihr zu sagen: „Wort halten, schöne Frau! Wort halten! Man verspricht nicht so viel mit den Augen, wenn man nichts gewähren will." — Aber er hatte sich noch pariert, er war dicht vor ihr stehen geblieben und hatte über ihren Kopf hinweg durchs Fenster auf die beschneite Landschaft geschaut. Alles weiß, eintönig weiß, nicht Höhe, nicht Tiefe zu unterscheiden, nicht Weg, noch Steg, alles begraben wie unter einem ungeheuren Sargdeckel. Kein Horizont; der mattweiße Himmel, die mattweiße Erde verschmolzen in einem langen Todeskuß. Und die Stille sprach ohne Laut: Es ist Winter, alter Mann; wehe der Frühlingsregung, die sich jetzt melden wollte!

Frau von Klenke lehnte in einem niedrigen Fauteuil vor ihrem Arbeitstischchen. „Was gibt es draußen Merkwürdiges zu sehen, Herr Baron?" fragte sie, „warum schauen Sie so ernst? Ich wüßte gern, woran Sie jetzt denken?"

Plötzlich klang ihre Stimme ihm unangenehm und ihre Redeweise albern gespreizt. O, wenn ihm doch etwas Famoses eingefallen wäre! Ein witziges und geistreiches Wort, das die Situation schlagend dargelegt und zukünftige Angriffe abgewehrt hätte: Bin nicht disponibel, meine Gnädige. Sie plagen sich umsonst!

Aber er war nicht geistreich, ihm fiel nichts ein, und als sie wiederholte: „Ich wüßte gern, woran Sie denken?" antwortete er: „An die Jahreszeiten," und empfahl sich.

Vom Tage der Abreise seiner Freundin an trat eine Veränderung in Aurels Lebensweise ein. Statt im Schlosse, das außer von ihm jetzt nur noch von dem Schloßverwalter mit seiner Familie und von einem Diener bewohnt wurde, aß der Baron nun regelmäßig bei Klenke zu Mittag, im sogenannten Schlößchen. Das war eine gemauerte Bonbonniere im Rokokostil. Die Großmutter des Grafen hatte sie errichtet, ganz in der Nähe des Schlosses. Sie floh dessen zugige Räume, wollte ihre Rheumatismen schonen, aber auch den Verkehr mit ihren Kindern und Enkeln so lebhaft wie je erhalten. Ihr Haus lag zwar mit seiner Front der Straße zu, die ins Dorf führte, hatte aber einen Eingang durch den Garten. Er befand sich unter einer Veranda, von der aus die alte Frau ihre kleinen Enkelkinder oft begrüßt hatte, wenn sie auf eigenen, noch wackligen Beinen des Weges zur Großmutter daherkamen.

Nach ihrem Tode war das Haus durch lange Zeit leer geblieben und erst vor einigen Jahren dem Ehepaar Klenke zur Verfügung gestellt worden. Die Frau Generalinspektor gebärdete sich in der neuen reizvollen Umgebung, als ob sie aus dem Hottentottenlande zu ihrer Heimat Hütten zurückgekehrt wäre. Fremden Leuten deutete sie an, wie wohl es ihr tat, wieder so „etabliert" zu sein, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen. Wenn sie aber allein war, machte sie vor jedem graziös geschnitzten Sessel in ihrem Salon einen Knicks, bevor sie sich niedersetzte. Zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählte sie in der warmen Jahreszeit die Veranda, und ganz unfehlbar führte der Zufall sie dahin, wenn die Herrschaften mit ihren Gästen im Garten spazieren gingen. Sie konnten ihren Anblick genießen,

konnten sie sitzen sehen zwischen den mit Rankrosen umsponnenen Säulchen der Loggia, in ein Buch oder in eine Arbeit vertieft oder kindisch spielend mit ihrem kleinen Hunde. Das war die Gelegenheit, bei der Aurel entrüstet die Augen abwandte und der Gräfin zuflüsterte: „Sehen Sie weg, machen Sie ihr nicht das Vergnügen, ihre Zierlichkeiten zu bemerken." Und wenn auch Herr von Klenke auf die Veranda trat und seine Gattin die Wange an seinen Arm schmiegte und mit zärtlicher Begeisterung zu ihm hinaufsah, da sprach Aurel grimmig: „Deplorable Manieren!" Seine Freundin lachte, wie auf der ganzen Welt nur sie es konnte, goldig, sonnig, und in dieser Heiterkeit lag schon die Bitte: Verzeih, daß ich lache! Gütevoll, ja liebreich sagte sie: „Armer Aurel!"

Trotzdem fühlte er sich verletzt und erwiderte: „Sie sollten wissen, meine Gräfin, daß kein Grund da ist, mich zu bedauern — unter allen Umständen aber, daß ich nicht vertrage, bedauert zu werden. Dagegen bin ich empfindlich." So wetterfest seine äußere runzlige Haut auch war, seine Seelenhaut, wie er sich ausdrückte, gab an Zartheit der Haut eines neugeborenen Kindes nichts nach.

„Ihr einziger Fehler!" sagte sie mehr tröstend als anklagend, „und mindestens ebensosehr ein Leiden wie ein Fehler."

Schade nur, daß er zu denen gehört, die zunehmen mit der Zeit, und daß sie nach jedem Wiedersehen denken mußte: er ist empfindlicher geworden — um ein Jahr.

Heute, nach der Trennung von ihr, die sein höchstes Wesen war und alles Edelsten Inbegriff, in wehmütiger Stimmung und zur Selbstquälerei sehr aufgelegt, machte er sich Vorwürfe. Ja, ja, er sah es ein, er war der angebeteten Frau gar oft ein recht beschwerlicher Hausgenosse gewesen. Die Bitternis der Reue verschlimmerte noch seine Laune, und als der Schloßverwalter Donatzi eintrat und einen „Guten Morgen" wünschte, wurde er übel empfangen. Einen „Guten Morgen" zu wünschen,

war gar nicht der Zweck seines Besuches, er hatte eine Meldung zu bestellen, und Aurel wußte, welche, und wußte auch, daß sie ihn ärgern werde.

„Herr und Frau Generalinspektor lassen dem Herrn Baron sagen, daß sie auf sein Erscheinen zum Diner hoffen."

„Das weiß ich ja schon seit gestern. Habe ja mein ‚Erscheinen' schon zugesagt. Soll ich vielleicht zweimal ‚erscheinen' ... und was reden Sie da von einem Diner?" Er verschränkte die Finger und rang die erhobenen Hände mit einer Gebärde der Empörung.

Donatzi war in seiner gelassenen Ruhe dem aufgeregten Baron einmal wieder sehr überlegen. „Diner — das ist nur so ihre gespreizte Redensart. Es wird niemand da sein als der Volontär, und auch der ja nur noch vierzehn Tage. Dann hat er ausstudiert, weiß genug von der Ökonomie und kann nach Hause fahren, gerad so gescheit, wie er gekommen ist. Glückliche Reise! Nachtrauern wird ihm niemand, außer ... Na, wissen ohnehin, wen ich meine." Bei diesen Worten hatte sein Gesicht den mutwilligen Ausdruck angenommen, der es um zehn Jahre verjüngte; der kleine, schwarze Schnurrbart zog sich in die Breite, die dunklen Augen sprühten vor Lustigkeit.

Aurel betrachtete ihn scharf und sagte sich: Nun ist dieser Mann um einige Jahre älter als ich und sieht so viel jünger aus. Daß er fett ist, feine Züge hat und keine Glatze, das macht's, und dann macht es auch sein guter Humor. „Weiter, Donatzi!" sprach er. „Weiter! Machen Sie sich Luft. Wer wird dem Volontär nachtrauern?"

Donatzi sah ihn mit gespielter Verwunderung an: „Das wollen Herr Baron nicht wissen?"

„Ihr hübsches Fräulein Tochter vielleicht?"

„Kein Fräulein, die Betreffende, aber hübsch — o ja!"

„Was meinen Sie? Was wissen Sie?"

„Ich weiß gar nichts, ich mache nur so meine Beobachtungen."

Er lachte munter. „Auf jeden Fall ist's gut, daß er bald fortkommt."

Einem Diener, auch einem hochgeachteten gegenüber, Neugier zu verraten, war nicht Aurels Sache, aber einen Kampf hatte es ihn gekostet, den alten, klugen Menschenkenner zu entlassen, ohne etwas Bestimmtes über das Resultat seiner Beobachtungen erfahren zu haben. Wen machte er zu ihrem Gegenstand? Eine hübsche Frau? — Nun, fast alle Frauen der jüngeren Beamten auf dem Gute waren hübsch, aber nie hatte Aurel bemerkt, daß der Volontär, dieser „Monsieur Fritze", einer von ihnen die kleinste Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Anders stand es mit Frau Irma. Ihr gegenüber konnte er das pure Ohrwürmchen sein, wenn ihn nicht gerade sein Übermutsteufel ritt, und jede seiner Mienen sprach: Verstellen Sie sich, soviel Sie's freut, ich gefalle Ihnen doch. Sie haben noch nie einen so eleganten, geistreichen Burschen gesehen, wie ich einer bin! Aber da sollte seine Eitelkeit eine arge Enttäuschung erfahren. Frau von Klenke verbirgt nur mit Mühe ihre Abneigung gegen ihn, und nicht immer gelingt es ihr. Der eifersüchtige Gatte sogar hat sie deshalb schon mehrmals zur Rede gestellt. „Du warst wieder direkt unartig gegen ihn. Das geht doch nicht — er ist doch unser Gast." Sie verspricht, sich zusammenzunehmen, sich zu bessern; von neuem mißlingt's! Sie kann nichts dafür. Sie findet ihn eben gar zu unsympathisch — so aufgeblasen und so rechthaberisch, und seine rücksichtslose Art und Weise gegen den Herrn Baron verträgt sie einmal schon gar nicht. Mit ihrem feinen Gefühl fürs echt Aristokratische ist ihr sein unechtes zuwider, ist ihr der ganze Mensch wie Gift und Operment.

Frau Irma verlieh diesen Worten einen französischen Ursprung und sprach es demgemäß aus. Den Irrtum zu berichtigen, versuchte ihr Mann jedoch vergebens. Sie gab ja zu, daß er unfehlbar sei in allem, was National- und andere Ökonomie betraf; in Dingen der feinsten Bildung aber galt er ihr

für weniger maßgebend als sie sich selbst. So blieb es dabei, der arme Fritz war ihr Gift und „operment!“

Also heute wieder bei Tische mit dem Menschen, der in all und allem, vom Größten bis zum Kleinsten, Aurels Widerspiel ist, und für den er doch eine unerklärliche Vorliebe hat.

Dieser Mensch, dieser jüngste Sohn des millionenreichen Großindustriellen Sebald, nützte seine Stellung als Benjamin der Familie in unverschämter Weise aus. Seine älteren Brüder vertraten die väterliche Weltfirma in europäischen und in außereuropäischen Hauptstädten; er fand es in Ordnung, die anderen für ihn arbeiten zu lassen. Wozu wäre ein Reichtum, den der Vater und vier Söhne fortwährend vermehren, wenn sich nicht einer fände, der ihn genösse? Diese Aufgabe hatte Fritz übernommen, und sein „Alter“, den tüchtigen Söhnen gegenüber ein starrer Autokrat, ließ den Müßiggänger gewähren. Er war anders als die anderen, mußte also anders behandelt werden. Seine Mutter hatte er so früh verloren, hatte lange gekränkelt, viel gelitten und seine Umgebung leiden gemacht durch einen für sein zartes Alter ganz ungewöhnlichen Trübsinn.

Der Sorge um ihn entsprang ein Quell grenzenloser Schwäche seiner Umgebung für ihn. Wenn er nur gesund würde, wenn man ihn nur heiter und zufrieden sehen könnte! Das war alles, was die Seinen von ihm verlangten. Als ihnen dieser Wunsch erfüllt, er ein blühender, hübscher Bursche geworden war und außerdem so nebenbei seine Studien mit einem gewissen Glanze absolviert hatte, durfte er, ohne Einwand zu erfahren, das Leben führen, das ihm beliebte. Vater Sebald war gut bürgerlich gesinnt und hatte immer den Umgang mit anderen Gesellschaftskreisen gemieden. Daß aber sein Sohn ausschließlich mit vornehmen Leuten verkehrte und von ihnen gehätschelt wurde, schmeichelte ihm. Fritz Sebald hatte ganz und gar die Manieren,

die Sprechweise, zum Teil die Anschauungen der jungen Herren der „großen Welt" angenommen, und diese schienen vergessen zu haben, daß er nicht zu ihnen gehöre. Seine Witze und guten Einfälle wurden zitiert. Jedermann ließ gelten, daß er, wenn auch kein geschulter, doch ein geschickter und kühner Reiter und der liebenswürdigste Spieler sei. Er verlor sein Geld mit demselben lächelnden Gleichmut, mit dem ein anderer es gewann. Sein Glück bei den Frauen war ebenso groß wie seine Gewissenlosigkeit; das aber konnte nur erraten werden. In seinen Herzensangelegenheiten verbat er sich die Neugier. Vor einem Jahre hatte er die heiße Liebe einer jungen Aristokratin fast ohne sein Zutun gewonnen und hatte sich, geschmeichelt und gerührt, mit ihr verlobt. Die Zustimmung der Eltern wurde von dem Brautpaare nachträglich eingeholt und auch unter der Bedingung erlangt, daß Fritz seiner Untätigkeit ein Ende mache und eine ernste Beschäftigung ergreife. Der Zufall war günstig. Er bot die Gelegenheit zum Ankauf eines schönen, alten Herrensitzes, auf dem in der Folge zu residieren die Brautleute gern bereit waren. Nur sollte der neue Schloßbesitzer sich auf den Gutsbesitzer wenigstens herausspielen können und Herr von Klenke, der Freund und Berater der Familie seiner Braut, ihm die dazu nötige Anleitung geben.

Lachend übernahm Klenke diese Aufgabe. Er wußte ja, wer gar zu bald die ganze Wirtschaft in die Hand werde nehmen müssen, um sie vor dem Zusammenbruche zu retten. Es hatte ihm auch Spaß gemacht, als Fritz sich einfand, gefolgt von einem Diener, einem Groom, zwei Reitpferden, zwei Hunden, einem Autocycle und ausgerüstet mit einer glänzend bestellten Garderobe. Für jede Phase des Landlebens war in ihr vorgesorgt, für jede Witterung, jede Temperatur. Hingegen hatte er vergessen, Briefpapier mitzunehmen — ein Bräutigam, dem man doch zutrauen sollte, daß er manchmal an seine Braut schreibt! Briefmarken besaß er überhaupt nie und überließ der Post-

meisterin die Sorge, sie aufzukleben. „Schicken Sie die Rechnung am Ende des Monats," sagte er großartig, und wenn die Rechnung kam, vergaß er noch großartiger, sie zu bezahlen. Solche „schmutzige Grandezzen" widerten Aurel noch mehr an als der wechselvolle Anblick von „Monsieur" Fritzens Toiletten. Sich selbst jeden Luxus gönnen und arme Lieferanten auf ihr Geld warten lassen — das Widerspruchsvolle eines solchen Gebarens ernsthaft zu geißeln, fühlte er sich nicht berufen; er tat es im Scherze, doch kochte ihm dabei die Galle und spritzte manchmal ganz giftig aus seinen Späßen heraus. Der Getadelte wies den Angriff zurück, und — das Unglück war geschehen. „Monsieur Fritze" verfügte über einen messerscharfen Verstand und ein stets hilfreiches Gedächtnis, dem er die Möglichkeit verdankte, sich bei den kühnsten Behauptungen auf große Autoritäten berufen zu können. Was er verteidigte, war meistens das Recht, das der Überlegene besitzt, durch die Welt zu schreiten ohne andere Rücksicht als die auf das eigene Wohlergehen. Nach einem solchen Streite hatte Aurel immer Mühe, sich wenigstens einen anständigen Rückzug zu sichern. Da erhob und empfahl er sich mit einem mehr oder minder — gewöhnlich minder — gelungenen Scherzwort und ging, dem Anschein nach, ruhig nach Hause. Aber seine Kehle war wie zusammengeschnürt, sein Herz klopfte. Er schritt auf und ab in seinem Zimmer und überließ sich peinvollen Empfindungen, durchkostete bis auf den Grund Beschämung, Zorn und Schmerz. Daß der verwünschte Junge ihn im Wortturnier immer an die Wand drückte, ihn immer übertrumpfte — und das in Gegenwart einer Frau!... Sie freilich stimmte ausnahmslos ihm bei, trat immer mit energischer Entschiedenheit auf seine Seite. Es kam ihm manchmal ein wenig seltsam vor, weil er sich sagte, daß sie von den Dingen, die verhandelt wurden, nichts verstand. Sie teilte seine Meinung eben nur, weil es die seine war, gab ihm recht, im stärksten, im blinden Glauben, dem anderen aber unrecht aus Antipathie.

Fritz fühlte das, und Streitigkeiten erhoben sich, bei denen Frau Irma entzückend komisch sein konnte; ihr kleines geschmeidiges Persönchen nahm etwas kindlich Kühnes an, ihre Augen funkelten, sie warf die roten, gefährlich lockenden Lippen auf und redete Unsinn... Ach! wie köstlich der war! wie er blühte und berauschte!

Fritz lachte, spottete, kreuzigte sich und hätte den Unsinn als reinste Wahrheit verehrt, wenn er die Lippen hätte küssen dürfen, die ihn sprachen. Seine Brautschaft schützte ihn vor einer solchen Anwandlung nicht; Aurel hatte diese Bemerkung gemacht und sie Herrn von Klenke mitgeteilt.

Ein verächtliches Achselzucken war die Antwort des sonst bis zum Unbegreiflichen mißtrauischen Gatten gewesen. Die Anwesenheit Sebalds in seinem Hause bedeutete ihm keine Gefahr, aber draußen hätte er ihn gern schon gehabt, denn das ewige „Geraunze" seiner Frau über den unwillkommenen Gast fing an, langweilig zu werden.

Zur Winterszeit blieb das Tor des äußeren Hofes versperrt; das Schloß konnte nur durch den inneren Hof verlassen werden. Man gelangte aus ihm auf eine große Terrasse mit steinerner, vasengeschmückten Balustrade. Immer breiter ausladend, führte eine Treppe auf weißen, niedrigen Stufen zum Ziergarten. Gegen Westen zogen die Parkanlagen weithin bis zum Walde, hinter dem die feinen Linien des Gebirges sich dehnten und in ihrer milden Lieblichkeit beinahe an die langgestreckten, sanft gewellten Linien der Albanerberge mahnten. Die Großmutter hatte diesen Anblick und den eines jeden schönen Sonnenunterganges von ihrer Veranda aus genießen wollen. Der Weg, der durch einen Laubgang zum Parterre vor dem Schlößchen führte, hieß heute noch der Großmutterweg. Bald nachdem Aurel ihn betreten hatte, sah er schon Irmas zärtlich geliebte und zärtlich liebende Dienerin, die Julka, vor dem Hause stehen. Sie war

ihm widerwärtig, diese Person. Eine blonde Ungarin. Was hatte eine Ungarin blond zu sein? Sonderbar. Es wirft ein falsches Licht auf ihre Mutter. Und die blauen, gewölbten Augen mit dem nichtsnutzigen Ausdruck, die sie hat! Ohne je etwas Böses über sie gehört zu haben, traute ihr Aurel doch alles Böse zu und machte vor ihrer Gebieterin kein Hehl daraus.

„Ach, meine arme Julka!" sagte Frau von Klenke, „was hat sie Ihnen denn getan?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte er, „ich bin aber überzeugt, daß sie mir immer etwas tut."

Gewiß, sie haßte ihn, wie sie den biederen Klenke haßte, weil ihr der von Zeit zu Zeit den Herren zeigte, was sie als eine Beleidigung ihrer ganzen Nation empfand.

Von weitem schon begrüßte sie den herannahenden Baron und verfertigte ohne Unterlaß Prachtexemplare von freudig-devoten Bücklingen. Sie ließ ihn auch sagen, so oft er wollte: „Ich danke Ihnen, Fräulein, ich kenne den Weg," und: „Am liebsten lege ich meinen Mantel selbst ab," und: „Wie man eine Zimmertür aufmacht, ist mir bekannt" — half alles nichts! Er mußte sich ihre Begleitung und ihre Dienstleistungen gefallen lassen und auch den triumphierenden Blick erdulden, mit dem sie ihn in den Speisesalon einführte.

Ein traulicher Raum, weiß mit vergoldeten Panneaux und reizvollen Stukkaturen. Der Ofen, der auf blanken Messingfüßen in seiner mit feinen Blumenornamenten bekränzten Nische stand, verbreitete eine behagliche Wärme. Ein angenehmer Unterschied gegen die Temperatur des Speisesaals im Schlosse, die nicht über acht Grad Reaumur zu bringen war, obwohl im riesigen Kamin ein Holzstoß in Flammen lohte. Unangenehm hingegen die Art, mit der hier der Tisch gedeckt war und die durchaus nicht zur stilvollen Noblesse seiner Umgebung paßte. So gar bunt — nun ja! ungarische Vorliebe für die Nationalfarben ... Und welch ein armseliger Humor hatte die Hand —

wohl die der Hausfrau selbst — bei der Faltung der auf den Tellern aufgestülpten Servietten geleitet! Sollte nicht eine davon eine Narrenkappe vorstellen und die auf dem Platze rechts neben dem der Hausfrau ein Paar Amorflügel? Aurel schlug bei dem Anblick mehrmals mit der Zunge gegen den Gaumen, wodurch er leise schnalzende Laute hervorrief. Ihm tat jede Geschmacklosigkeit weh und hinterließ ihm eine dem Ekel und der Scham verwandte Empfindung. Er fühlte sich in seiner Menschenwürde beleidigt.

Im Salon, in den er sich nun begab, fand er seine Wirte und Fritz schon versammelt und geriet sofort in Bestürzung. „O! o! komme ich zu spät?"

Irma hatte sich vom Kanapee erhoben, war ihm zwei Schritte entgegengegangen, reichte ihm beide Hände und sprach: „Immer!"

Aurel verbeugte sich. „Dann bitte ich um Entschuldigung."

„I nu nein, Herr Baron!" beruhigte ihn Klenke, der gleichfalls aufgestanden war, „i nu nein! Ganz pünktlich sind Sie! Fünf Minuten vor eins."

Fritz rührte sich nicht. Den Ernst tiefer Versunkenheit in seinem hübschen, glattrasierten Gesicht, saß er am Tische, an dem auch Irma gesessen, hatte einige Foliobogen vor sich liegen und baute auf jeden von ihnen mit seiner großen, eleganten Schrift eine Wörtersäule auf.

Aurel kam an ihn heran und fragte: „Was schreiben Sie denn da für Regenwürmer?"

„Listen," erwiderte der junge Mann, ohne den Kopf zu heben, „Frau von Klenke gibt einen Ball; ich mache die Liste der Leute, die sie einladen will."

„Einen Ball? So? Sie geben einen Ball, gnädige Frau?"

„Glauben Sie ihm doch nicht, Herr Baron! Herr Sebald will den Ball geben, und ich soll die Hausfrau vorstellen. Mein Mann verlangt es von mir, er muß ja Herrn Sebald jeden Wunsch erfüllen . . ."

„Diesmal zum Besten der gnädigen Frau!“ unterbrach sie der Jüngling. „Das Ballfest wird, um ihr keine Unbequemlichkeiten zu verursachen, im Gasthause veranstaltet. Habe mir den Saal dort angesehen; ist ja ganz nett, recht hoch und geräumig, wird sich hübsch dekorieren lassen.“

Während er sprach, blickte Aurel auf die ausgebreiteten Papierbogen nieder und dachte: Unsinnige Verschwendung, auf einem Blatt hätten sich sämtliche Namen, die da stehen, anbringen lassen. Ihm war, nachdem er Hab und Gut vergeudet hatte, der Sinn für Sparsamkeit aufgegangen.

Das Essen wurde angesagt, Aurel bot Irma seinen Arm, man setzte sich und entfaltete die Kunstwerke aus Servietten. Taktvoll wollte Aurel übersehen, daß die Engelsfittiche ihm zuteil geworden, aber Fritz machte darauf aufmerksam, spielte den Gekränkten über seine Narrenkappe, und Herr von Klenke lächelte, man sah ihm das an den Augen an; denn von seinen Lippen sah man fast nichts, sie lagen im Schatten des überhängenden Schnurrbarts. Er befand sich in guter Laune, denn es war ihm heute gelungen, Differenzen, die von lange her zwischen der Ortsgemeinde und der Gutsverwaltung schwebten, endgültig zu schlichten. Mit spöttischer Überlegenheit hörte er Fritz zu, der die Pläne für den Ball so ernsthaft und wichtigtuend entwarf, als ob es sich um den Plan zu einer Weltschlacht gehandelt hätte. Nur ersten Wiener Firmen wird er die Dekorierung des Gasthofes anvertrauen, nur solche werden die Erfrischungen und das Souper besorgen und die entsprechende Dienerschaft zur Verfügung stellen. Diesem Neste hier wollte er zeigen, was das sei — ein Ball von der gnädigen Frau gegeben und von ihm in Szene gesetzt.

„In diesem Neste?“ fragte Aurel. „Leben wir in einem Neste? Ist Ottensburg ein Nest?“

„Ich meine nicht das Schloß noch dessen nächste Umgebung, aber den Ort werden Sie doch nicht eine Ilion nennen, ‚die Stadt mit prächtigen Straßen'."

Da kam er wieder mit einem Zitat, dieses Mal aus einem wohlbekannten Quell geschöpft. Den Zitaten aus Homer verdankte Aurel ein spätes Glück. Sie hatten ihn veranlaßt, sich eines Tages in die Bibliothek zu begeben und die Ilias hervorzusuchen. Die Stolbergische Übersetzung war ihm in die Hand gekommen, und er las im Anfang mit schwerer Selbstüberwindung, bald mit Interesse und endlich mit Entzücken. Er verliebte sich in das Buch, und als er zu der Stelle kam, wo es von Andromache heißt, daß sie unter Tränen lächelte, und der Nachdichtende im quälenden Gefühl seines Unvermögens, diesen Worten auch nur einen Hauch des Zaubers einzuflößen, der sie im ewigen Lied des blinden Sängers beseelt, schmerzvoll ausruft: „Leser, lerne Griechisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer!" — da verliebte sich Aurel auch in den Grafen Stolberg.

Wirklich, er kannte sich gut aus in der Ilias, aber — vor ihm mußte sie liegen, nachschlagen mußte er können. Einen Verkehr auf Distanz hatte er nicht mit ihr, selbst von den ihm liebsten, den oft und oftmals wiedergelesenen Stellen wollte keine einzige sich ihm einprägen. Die kleine bescheidene Genugtuung, dem aufgeblasenen Fritze, wenn er ihm ein Zitat hinwarf, mit gleicher Münze erwidern zu können, sollte er nicht genießen, nie mehr. Sein Gedächtnis begann, ihn sitzen zu lassen bei mancher oft recht demütigenden Gelegenheit; er hütete sich wohl, in Fritzens Gegenwart darüber zu klagen, denn nie verfehlte dieser, ihm mit dem schlechten Troste aufzuwarten: „Ja, das Gedächtnis — die erste der geistigen Fähigkeiten, die sich zugleich mit der Jugend empfehlen."

Das Diner war ausgezeichnet, jedes Gericht genau so zubereitet, wie Frau von Klenke wußte oder vermutete, daß es dem Geschmack des Herrn Barons am besten entsprach. Sie

machte ihn wiederholt darauf aufmerksam und sah ihn dabei von der Seite lachend und vertraulich an. Er aber blieb steif und gemessen; er war gegen die Künste dieser kleinen Person gefeit durch den Gedanken an die hohe Frau, die er liebte. Gewappnet saß er da, sah aus wie von Eisen und schmolz im Innern vor Wehmut. Auch sie verstand, für ihn zu sorgen und ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen; aber still und schweigend geschah's, sie erquickte wie das linde Lüftchen, das uns die heiße Stirn kühlt und nicht fragt: Tut's dir wohl?

Zum schwarzen Kaffee und zur Zigarre ging man aus dem Bereiche des Rokoko in das modern eingerichtete Zimmer Klenkes. Fritz holte seine Listen herbei, und die Verhandlungen über die Vorbereitungen zu seinem Feste begannen. In diesem Herbste hatten die Jagden ungewöhnlich spät stattgefunden; die meisten Schlösser in der Umgebung waren noch bewohnt. Frau von Klenke wollte so gütig sein, die „Herrschaften" persönlich zu bitten; für die kleinen Gutsbesitzer und die Spitzen der Beamtenschaft hatte Fritz Einladungskarten bestellt, auf denen außer dem Datum und der Stunde stehen sollte: Madame de Klenke chez elle. On dansera.

Klenke lachte laut auf, und Aurel rief: „Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen! Das versteht Ihnen ja kein Teufel!"

Fritz erhitzte sich: „Sollen draußen bleiben, die's nicht verstehen! Kein Einlaß für den Schofel. Drei Bedingungen stellen wir an unsere Gäste — nicht wahr, gnädige Frau? Jugend, Schönheit, Élégance!"

„Werden nicht von jedem, den Sie bitten müssen, erfüllt werden können."

„Bitten muß ...? Wer zwingt mich?"

„Ein alter Herr — der Brauch. Vornehme Fräulein pflegen nicht auf den Ball zu gehen ohne ihre Eltern, und die wieder pflegen nicht immer jung und schön zu sein. Wohin mit denen,

Fritze? Bleiben die auf dem Gange stehen, oder dürfen sie sich auf die Stiege setzen?"

„Wäre das Gescheiteste, aber es zu tun, sind sie ja nicht gescheit genug."

„Pfui, Herr Sebald!" mischte Irma sich ein. „Das ist abscheulich, das ist eine Anzüglichkeit!"

„Wieso?" fragte er so frech und ließ den Blick seiner klugen hellgrauen Augen von ihrem Gatten, der in einem sezessionistischen Riesenfauteuil lag, aus dem er nach allen Seiten überquoll, auf den Baron gleiten. „Wieso eine Anzüglichkeit? Wenn ich von Eltern spreche, ist das eine Anzüglichkeit?"

„Ja! Sie haben immer etwas gegen das Alter."

„Und Sie immer etwas dafür. Sie schwärmen für das Alter."

„Und wenn ich es tue?"

„Dann machen Sie die Jugend — eifersüchtig darf ich nicht sagen — so sage ich: neidisch."

„Kinderkrankheit; werden's überstehen," sprach Aurel aus der Tiefe eines Fauteuils, der ebenso riesig war wie der Klenkes und in dem der hagere Baron beinahe verschwand.

Frau Irma ließ einen kleinen Schauer von Taktlosigkeit sprühen, natürlich zugunsten Aurels, gegen den Fritzens Unmut sich nun wandte. Einem Wortgeplänkel folgte ein Wortgefecht. Aurel sah die Niederlage kommen, verlor den Kopf und rief plötzlich ganz überstürzt: „Schluß!... Bitte, wenn auch sonst keinen anderen, doch Respekt vor meinem Alter, Jüngling!"

Diese Aufforderung war völlig wirkungslos. „Immer und ewig der Respekt! Ja, warum denn? Was können denn Sie dafür, daß Sie nicht früher gestorben sind?"

Es entstand eine kurze Pause der Betroffenheit, dann sagte Herr von Klenke: „Sehr viel, mein Lieber. Ein so schönes und rüstiges Alter wie das des Herrn Baron ist die Belohnung für eine solid und vernünftig verlebte Jugend."

Unbedingt ehrlich, wie er war, murmelte Aurel: „Na — hören Sie . . .“ und räusperte sich.

Fritz neigte nun zur Versöhnlichkeit. Er nickte Herrn von Klenke zu: „So sprach der weise Nestor, und seine Rede, ‚sie dämpfte Ulyssens Übermut‘.“

„Jetzt danken Sie Gott, Fritze, daß Ihnen der Homer einen anständigen Rückzug sichert,“ spöttelte Aurel.

„Dieses Mal war's der Dante, Herr Baron.“

„Der Dante? wissen Sie das gewiß?“

Ja, der Grasaffe wußte es gewiß, sein verwünschtes Gedächtnis lieferte ihm das Beweismaterial, und den ganzen Rest des Tages nagte etwas wie mit kleinen, spitzen Zähnen am Herzen Aurels. Es war — ach, einmal wieder! die, bis aufs Blut beleidigte Eitelkeit. Was hatte aber auch Dante in homerischen Gefilden zu suchen?

Einige Tage vergingen; Irma ließ ihren äußerungsbedürftigen Gefühlen für den Herrn Baron die Zügel schießen, und er begann allmählich, ihr gegenüber mehr Nachsicht zu üben. Er gewöhnte sich wieder an ihr geziertes Wesen, wie man sich an ein Provinztheater gewöhnt, wenn man das großstädtische entbehren muß. Was sie mit ihren Koketterien eigentlich wollte, war ihm nicht klar. Er dachte an eine Wette mit Fritz oder mit ihrem Mann.

„Was gilt's? über kurz oder lang fällt der alte Herr mir zu Füßen!“ Darauf antwortet wahrscheinlich der Fritz: „Dann müssen Sie ihm aber aufhelfen, sonst kommt er nicht mehr auf die Beine!“ — Ja, spottet nur! Wenn es so ist, wenn er sich's nicht bloß einbildet, daß sie gewettet haben, soll der Dame die Freude nicht gemacht werden, ihre Wette zu gewinnen, und den Herren nicht die, sie zu verlieren.

In Frau von Klenkes Verführungskampagne trat jedoch ein

Stillstand ein. Sie war sehr in Anspruch genommen durch die Besuche, die sie machte, um ihre Einladungen persönlich zu bestellen. Einmal erwarteten die Herren sie sogar vergeblich beim Mittagessen. Die Verwandten des Grafen in Kleinottensburg hatten sie vor dem Diner durchaus nicht fortgelassen. Unbeschreiblich die Liebenswürdigkeit, mit der sie überall begrüßt wurde! Sebald durfte sich gratulieren zu dem Vergnügen, mit dem die ganze Umgebung seinem Fest entgegensah. Sogar die Presse nahm Notiz von dem Ereignisse. Im Lokalblatte des benachbarten Städtchens stand zu lesen: „Die Erwartungen sind aufs höchste gespannt; man verspricht sich Wunder."

Acht Tage, bevor das Wunder sich ereignen sollte, brach ein in den nördlichen Sudetenländern seltener Morgen an: beinahe mild und ganz windstill. Durch graue Wolkenschichten blinzelte die aufgehende Sonne, warf goldige Lichter über die geackerten Felder, das entfärbte Gras der Wiesen. Nur die kleinen Früchte an den dürren Sträuchern am Rain, die dunkelroten Berberitzen, die Hagebutten, hellrot und glänzend wie Korallen, brachten etwas Farbe in die Landschaft. An trockenen, aber noch dunkelgrünen Zweiglein hingen schimmernd weiße Schneebeeren in dichten Büscheln. Aurel hatte ein Lächeln für diesen bescheidenen Spätherbstschmuck; er war auf dem Wege nach dem Rennstall und ritt in kurzem Trabe durch eine Allee entlaubter Kastanienbäume, die zum Springgarten führte. Die frische Luft, die Bewegung taten dem alten Manne wohl; er hatte einige Stunden hindurch fest geschlafen, fühlte sich sehr erquickt und war erfüllt von Dankbarkeit. — Die Jugend dankt für dergleichen nicht. Einige Stunden festen Schlafes sind ihr das Selbstverständliche. Was dem Alter eine Wohltat, ist ihr ein Recht. Sie nimmt es hin, ohne etwas dafür zu geben, und so ist einmal sie — die Ärmere. Ärmer um eine Regung des köstlichen Gefühls — der Dankbarkeit, dieser reichen, die schenkt, indem sie empfängt, und uns so zwei Wonnen zugleich empfinden läßt.

Als Aurel am Morgen von seinem Wandkalender ein Blatt abgerissen hatte, war das Datum 27. November zum Vorschein gekommen. Eines Blitzes Dauer besann er sich — was für eine Bewandtnis hatte es denn mit diesem Siebenundzwanzigsten? Richtig, ja! da war etwas für ihn Folgenschweres geschehen, da war er vor dreiundsechzig Jahren geboren worden.

Er hatte sich so sehr daran gewöhnt, die Erinnerung an diese Begebenheit zu verscheuchen, daß sie ihm endlich entschwand. Zum Geburtstag soll man sich nur so lange gratulieren lassen, als es einen noch freut, um ein Jahr älter und reifer geworden zu sein. Später dann — Herr Gott, wozu werden wir angratuliert? Daß wir dem Grab um dreihundertfünfundsechzig Tage näher gekommen sind? Daß unsere Haare zum Kuckuck und unsere Zähne unter Schmerzen zum Teufel gehen? Daß unsere Glieder steif, unsere Sinne stumpf werden, daß unser Gedächtnis uns im Stiche läßt, und daß wir immer die selben Geschichten erzählen? Ein solcher Tag ist ein Markstein — der letzte einer langen Reihe, die hinter uns, der erste einer kurzen Reihe, die vor uns liegt, und in einem Dunkeln, Unabwendbaren, Rätselhaften endet, an das zu denken Aurel vermeidet. Nicht aus Furcht! die kennt er nicht. Wenn aber sein Leben auch nur noch ein armes ist, er hat es doch gern, hängt doch an ihm und wird sich seiner freuen, solange er einem feurigen Pferde den Herrn zeigen kann, solange ein Blick auf die Landschaft, die ihm lieb geworden ist, ihn erfreut, solange er seiner Umgebung durch Altersgebreste nicht zur Last fällt. Vor allem aber, solange er noch mit völlig jugendlicher Sehnsucht der Rückkehr der geliebten Frau entgegenhangen und -bangen kann.

Er ist jetzt in die Nähe des Springgartens gekommen und sieht, daß dort einer hin und her fliegt über Hürden und Gräben. Sollte ein Groom sich solche Scherze erlauben? In beschleunigtem Tempo reitet Aurel auf ihn zu, und sein Verdacht wird bald zerstreut; es ist kein Frechling aus dem Stalle, der sich dort

vermißt, auf eigene Hand Pferdedressur zu treiben; es ist der Fritze auf seiner Fuchsstute. Sitzt oben so bucklig wie ein pfauchender Kater und schindet das feine Tier. Verächtlich wendet sich Aurel von dem empörenden Anblick ab und trabt weiter. Aber der Gedanke an das Martyrium der Stute quält ihn; er hält sein Pferd an und ruft zu Fritz hinüber: „Sie, ich reit in den Rennstall. Wollen Sie mit?"

„Warum nicht?"

Nach einer solchen Einladung hatte der Jüngling längst gedürstet, und sie überraschte ihn sehr angenehm. Der Alte hütete ja den Eintritt in den Rennstall wie den in einen geweihten Raum und gewährte ihn nur besonders Begünstigten.

Im Schritt ritten nun die beiden nebeneinander. Fritz benützte die Gelegenheit, um seine Ansichten über die Reitkunst zum besten zu geben. Aurel hörte ihm nicht zu. Er trauerte seinem gestörten Frieden, seiner lieben Einsamkeit und Seelenruhe nach. Für ihn waren die Reden, in denen dieser Junge da sich mehr oder weniger laut erging, ein Geräusch, manchmal ein Lärm — nicht mehr. Er sah von der Seite die Fuchsstute liebevoll an. Das Mundstück war von Blut gerötet, der Schweiß rann in dunklen Streifen an ihr herab, sie bog den schlanken Hals und blies nervös die Nüstern auf. Ihre großen, schönen Augen blickten starr und sagten zu dem, der die Fähigkeit hatte, wortlose Sprache zu verstehen: „Was habe ich wieder erdulden müssen für nichts und wieder nichts, bloß weil mein Reiter nicht versteht, mir deutlich zu machen, was er von mir will! Warum ist einem albernen und aus Albernheit grausamen Zweibeiner Gewalt über mich gegeben?"

Aurel empfand in diesem Augenblick etwas aus dem Bereich des Vernünftigen hinaus Gehöhntes: Reue. Hätte er sich doch nicht leichtsinnig und gedankenlos der Macht entäußert, die er

einst besaß und die Geld heißt! Wie schön wäre es, jetzt diesem Fritze sagen zu können — wie's richtig ist: „Das Pferd tailliert Sie nicht, Sie sehen darauf aus, als hätten Sie einen kurzen Oberleib. Treten Sie es mir ab, mir würde es passen." Und dann glatt jeden Preis, den er gefordert hätte, zu bezahlen ... Es wäre ein schöner Moment. Aber so etwas gibt es für Aurel nicht mehr, das hat er verwirkt.

„Sie behandeln Ihr Pferd schlecht," sagte er plötzlich und entschieden aggressiv. „Ich möchte wissen, wie Sie Ihre Frau behandeln werden."

„Ganz gut; vorausgesetzt, daß es ihr nicht einfällt, mich zu hofmeistern."

„Eine Gewissensfrage, die Sie unbeantwortet lassen können, ohne mich zu beleidigen: Lieben Sie Ihre Braut?"

„Sie gefällt mir; ich finde sie sehr hübsch."

„Sehr hübsch ... Noch eine Gewissensfrage, mit der Sie's halten können wie mit der ersten: Waren Sie schon einmal verliebt?"

„Biedermännisch, meinen Sie?"

„Mit dem Eigensinn mein ich: die oder keine. Für mich gibt's kein anderes Weib ... Und erring ich sie, ist's für die Ewigkeit."

Fritz lachte kurz und spöttisch: „Herr Baron, wie viele Ewigkeiten haben Sie hinter sich?"

„Der Glaube dran, Fritze, der macht's aus. Wer den nicht gehabt hat, war auch nie verliebt."

„Schwerlich. Und wird's dabei auch sein Bewenden haben."

„Zu Ihrem Schaden, Fritze. Aber — wer kann helfen? Euch, greise Jünglinge, kurieren die vorzeitigen Geliebten von der Liebe."

Fritz wollte eine scharfe Antwort geben, unterließ es aber; er sah ein wenig nachdenklich drein und zuckte die Achseln. Auch Aurel schwieg. Ihn jammerte des Elends in dieser Jünglings-

seele. Der alte Mann, der im Grunde doch von fremder Gnade lebte, der nichts mehr vor sich hatte als ein armseliges Restchen Dasein, bemitleidete den jungen, frechen, verwöhnten Menschen, bemitleidete dieses Kind des Glücks, das den goldenen Schlüssel in der Hand hatte, der die Pforten zu allen irdischen Seligkeiten öffnet ...

Er mußte lächeln über sich selbst. Zuerst Mitleid mit der Fuchsstute, dann mit dem Fritze — ein mitleidiges Gefühl nach dem anderen ... Wehmütige Geburtstagsstimmung? ...

Es war gut und vortrefflich, daß sie im Rennstall alles in schönster Ordnung und seine edlen Bewohner in tadelloser Kondition fanden. Aurel hatte nur Ursache, zu loben, und sparte das Mißvergnügen, Tadel auszusprechen, für den Heimritt. Auf die Stute deutend, sagte er: „Haben Sie die Pferde gut angesehen, Fritze? So manches hat den Teufel im Leibe, aber mißhandelt wird es nicht."

Fritz verstand die Zurechtweisung, ärgerte sich und wollte ärgern. Er deklamierte: „Wer doch, Alkimedon, weiß gleich dir, von allen Achaiern, dieser unsterblichen Rosse unbändigen Mut zu bezähmen? ... Wo kommt das vor? Ich entsinne mich nicht recht."

„Denken Sie nach, es wird Ihnen schon einfallen." Mit dieser ausweichenden Antwort half Aurel sich heraus. Wer konnte mit Bestimmtheit wissen, wo der aufgeblasene Junge seine Zitate herhatte.

Ein paar Stunden später hatten die Hauswirte und Aurel sich zu Tisch gesetzt, ohne den Fritze, dem es einmal wieder beliebte, unpünktlich zu sein. Da trat er ins Zimmer und schwang triumphierend ein Telegramm in der Rechten. Der Graf hatte seine Einladung angenommen, er kam zum Balle mit seiner Cousine aus Kleinottensburg. „Was sagen Sie jetzt, Herr von Klenke? Wie wäre Ihnen, wenn ich hätte wetten mögen?"

„I nu — zahlen müßt ich," erwiderte Klenke und ließ sich einen zweiten Teller Suppe servieren. „Also kommen wird er. Wundert mich genug. Freilich ein Sauser, über Kleinottensburg und am nächsten Morgen — sein eigenes Haus betritt er nicht einmal — wieder auf und davon. Ja, es gibt halt in Wien gar viel zu tun — und zerstreuen muß ein solcher Herr sich auch."

Die Ironie im Tone Klenkes verdroß Aurel. „Viel zu tun in seinem wichtigen und verantwortlichen Amte, da haben Sie recht. Zur Zerstreuung wird ihm wenig Zeit übrig bleiben."

„Glauben Sie, Herr Baron?" fiel Irma ein. „Ich glaube, für Chanteusen, Balletteusen, Charmeusen finden die Herren immer Zeit."

„Zeit schon," sagte Klenke, „aber woher der Graf den Gusto nimmt, das versteh ich nicht. Wie kann man eine Frau haben wie die seine und ihrem Umgang den mit ordinären Personen vorziehen?"

„Umgang!... Wer denkt an Umgang?" ereiferte sich Fritz. „Ein geistiges Ausruhen ist's, Befriedigung einer momentanen Laune!"

„Saubere Laune, saubere Befriedigung... Lassen Sie mich in Ruhe! Der Graf ist ein genialer Mensch und ein Gentleman durch und durch, aber als Ehemann kein Musterbild."

„Auch da! Kann man rücksichtsvoller gegen seine Gattin sein? Kann man ihr mehr Vertrauen beweisen, eine schönere Stellung geben? Sie schaltet und waltet im Hause, leitet die Erziehung der Kinder, ist absolute Herrin."

„Und doch eine Dulderin!... Schreien Sie nicht! Es ist so — eine, die nicht klagt, der man's nicht anmerken soll, wie die Heilige, die, ohne eine Miene zu verziehen, mit nackten Füßen über glühende Eisenstangen gegangen ist... Wie hat sie denn geheißen, Herr Baron?"

„Ich weiß es nicht, müßte erst im Brockhaus nachschlagen?"

„Aber Sie werden es wissen, gelehrter Sebald?"

„Bin in der Heiligenlegende nicht bewandert."

„I nu, ich wollt nur sagen, wie diese Frau mir vorkommt. Wer hat sie je anders als heiter gesehen? — Himmlisch heiter?"

„Diese Begeisterung!" scherzte Irma. Es sollte bloß herzig sein, hatte aber einen kleinen säuerlichen Beigeschmack. „Du machst mich eifersüchtig, Viktor."

„Kann nicht helfen, Irmchen, 's ist einmal nicht anders. Mir trockenem Patron wird, so oft ich die Frau sehe, wieder zumute, wie mir als kleiner Bub war, wenn die Fee mit den goldenen Haaren dahergekommen ist ... Und denk ich dann an ihn, dem sie gehört, den sie über alles in der Welt lieb hat, und der ihrer Gesellschaft die höchst kurioser Frauenzimmer vorzieht — da — wissen Sie, Sebald, da steigt mir die Galle!"

„Und das alte ‚toujours la reine' fällt Ihnen nicht ein? ... Immer die edle, zärtliche Gattin mit den verzeihend geöffneten Armen ... Nicht zum Aushalten! Abwechslung braucht der Mann, und wenn die Frauen ehrlich wären ... Machen Sie kein so strenges Gesicht, Herr von Klenke! Ich stoppe schon ... Aber Sie haben von Heiligen und von Feen gesprochen, ich darf von den Olympierinnen reden. Denen ist ihr täglicher Nektar gelegentlich zum Halse herausgewachsen, und sie haben sich dann zur Erde niedergelassen, um von einer weniger feinen Marke einen Schluck zu tun — die Götter und — Göttinnen."

Aurel hatte, während Fritz sprach, die Dame des Hauses beobachtet. Ein seltsamer Ausdruck flog über ihr Gesicht, als er die letzten Worte herausstieß. Wie gewöhnlich, wenn er sein Licht leuchten ließ, spielte sie die Zerstreute, hatte ihr Hündchen auf den Schoß genommen und streichelte es. Und Monsieur Fritze lag in der Ecke des unendlichen Sofas, streckte die langen Beine, erwies seiner Zigarre von Zeit zu Zeit die Gnade, sie an die Lippen zu setzen, und sah einem Rauchwölkchen nach, das er dem Plafond zuschickte. Zwischen den beiden Menschen — er

jenseits, sie diesseits des breiten Tisches — bestand offenbar gar keine Verbindung. Aber — offenbar und nicht offenbar, es ist ein Unterschied . . . und das Nichtoffenbare gewöhnlich das Stärkere. Etwas war hin und her geflogen zwischen den beiden jungen Leuten . . . Kein Blick — sie hielt ja die Augen gesenkt; kein sichtbares Zeichen — sie rührte sich nicht . . . ein rascher Gedanke, ein Lichtchen des Verständnisses, als der Windbeutel die Göttinnen aufs Tapet brachte. Oho, Frau Generalinspektor, sollten Sie Anlagen zu einer Olympierin in sich verspüren? Sind Sie des Nektars an Ihrem Tische und des — nein! der . . . nun, zum Teufel, wie heißt sie denn, die Götterspeise . . . will mir der verfluchte Name nicht einfallen? Sind Sie ihrer satt und tragen Verlangen nach anderer Kost?

Als Aurel den verwünschten Fritze die Vorbereitungen zum Balle treffen sah, fand er ihn so ergötzlich, daß er ihn beinahe lieb hatte. Er nahm sogar teil an den Beratungen mit dem Dekorateur, der an der Spitze seiner Arbeiter und eines großen Möbelwagens aus Wien gekommen war. Ob für die Stiegen und die Gänge die dicken roten Laufteppiche mit schwarzen Streifen oder die ohne Streifen gewählt werden sollten, gab doch viel zu denken, und nun erst die Verteilung der Kronleuchter und Kandelaber und die Bekleidung der Wände mit Stoffen. Es war schon bestimmt gewesen: die kleinen Salons Rosa mit Silber, der Ballsaal Grün mit Gold.

Da kam Fritz mit umwölkter Stirn: „Alles herunter! Grün geht nicht! Wir müssen Weiß nehmen."

„Warum denn?" fragte Aurel.

„Weil Grün nicht paßt zur Toilette der Frau von Klenke."

„W—as?"

„Auf rosa Ducheſſefond blaßgrüne Gaze. Hat mir meine Freundin Julka verraten."

„Das erste, was ich höre — diese Viper Ihre Freundin?"

Fritz antwortete nicht; er war schon damit beschäftigt, sich Muster von weißem Damast vorlegen zu lassen. Der grüne war verschnitten, taugte nur noch dazu, bezahlt zu werden.

Sinnlose Verschwendung!... Und diese Rücksicht auf die Toilette der Frau von Klenke — und die „Freundschaft" mit der Julka — und das Unnennbare, das neulich zwischen Irma und dem Fritze hin und her geflogen war?... Was wollte da in ihm aufsteigen? Ein Verdacht... Pfui! Ich alter Mann verstehe die Jungen nicht mehr; das ist aber kein Grund, ihnen Miserabilitäten zuzutrauen, die ich nicht hätte begehen mögen, schloß Aurel seine Betrachtungen.

Das Werk Fritzens schritt seiner Vollendung entgegen. Aus dem übrigens recht stattlichen Gasthofe war gemacht worden, was sich aus ihm nur machen ließ. Der Graf hatte zur Verherrlichung des Festes beigetragen und so viel Blumen und Pflanzen aus den Gewächshäusern, als irgend benötigt wurden, zur Verfügung stellen lassen, auch befohlen, dafür zu sorgen, daß die elektrische Beleuchtung des Parkes tadellos funktioniere.

Es wurden Proben angestellt, die derart gerieten, daß manche Leute fanden, es sei sündhaft, so viel Licht zu verbreiten.

Günstiger als das Wetter am Ballabend war, hätte man es nicht bestellen können. Die Luft klar und ruhig, frisch gefallener Schnee auf der hartgefrorenen Erde. Das sanfte Licht des Mondes kam einigen Wolken in seiner Nähe zugute; den Garten übergoß ein viel kräftigerer Glanz. Er entströmte Hunderten von Glühlichtern, brach aus den durchsichtig gewordenen Gängen, aus Fichten und Tannenhainen hervor, er ließ die Fahrwege wie breite, blütenweiße Seidenbänder erschimmern. Auf ihren Schlangenwindungen fuhr ein Schlitten nach dem andern, eine Equipage nach der andern rasch dahin, und wie fliegende

Funken nahmen die lichtsprühenden Wagenlaternen sich aus. Das Ziel all der Gefährte, der Gasthof, glitzerte und leuchtete vollends wie ein Karfunkel.

„Das ist," sagte Donatzi mit seinem pfiffigen, verjüngenden Lächeln, „ein Feuerwerk in der Permanenz."

Er selbst sah vortrefflich aus im schwarzen Frack, in weißer Weste und weißer, von der Gattin elegant und würdig geknüpfter Krawatte. Fritz hatte alle seine Schmeichelkünste angewendet, um ihn zu bewegen, die Rolle des Obergeistes der dienenden Geisterschar zu übernehmen. Ein alter Diener, dem man an seiner respektvoll vertraulichen Art anmerkt, daß er mit dem Hause verwachsen, in ihm ergraut ist, gehört durchaus zu einem noblen Feste. Schade, daß man von diesem Opus nur ein Exemplar aufstellen kann!

Die Wagen fuhren vor. Aus Pelzen, Fußsäcken und Decken hoben sich behäbige Damen und magere Herren, behäbige Herren und magere Damen, und in ihrem Gefolge schlanke Jünglinge und Mädchen. Zukünftige Offiziere, Beamte, Diplomaten oder zukünftige Müßiggänger. Komteßchen, Baroneßchen, Beamtentöchterlein, Schul- und Volkslehrerinnen. Ein lieblicher Anblick, wie sie da hinaufhüpften über die helle, geschmückte Treppe, paarweise, gruppenweise, die schönen Gesichter von der frischen Luft gerötet, die Augen leuchtend und blitzend vor Erwartung und munterer Neugier. Sie alle werden von dem köstlichen Bewußtsein getragen: Kraft des Gottesgnadentums unserer Schönheit sind wir da. Es war ja herumerzählt worden: Die Unschönen sind ausgeschlossen vom Feste des Herrn Sebald. Schönheit allein gibt das Recht auf eine Eintrittskarte, und die in ihrem Besitze sind, glühen vor Stolz, daß sie den Preis bezahlen konnten.

Aurel hat im Saal einen Beobachtungsposten gewählt und betrachtet das reizvolle Schauspiel. Verwünschter Bursche, der Fritz! Einen köstlichen Menschenflor hat er da versammelt; gut

gewählt mit viel Geschmack und ohne jede Rücksicht. Er hat beleidigt nach allen Richtungen der Windrose, Hoffnungen enttäuscht, empfindliche Eitelkeiten verletzt. Was liegt ihm daran? Wenn sein Fest nur gelingt. Bald — vielleicht morgen schon empfiehlt er sich auf Nimmerwiedersehen. Mögen dann die Zurückbleibenden die Suppe, die er eingebrockt hat, auslöffeln!

Dachte die Hausfrau an dieses unausbleibliche Nachspiel? Sie stand mitten in einer Schar huldigender Gäste und sah ernst und berückend aus. Eifersüchtiger Gatte, heute wirst du auf dem Roste gebraten. Alle, die sich an deine Frau heandrängen und um einen Tanz betteln, sind jetzt schon in sie verliebt.

Vor kaum einer halben Stunde hatte sie den kleinen Feenpalast betreten, in dem sie eine Nacht hindurch regieren sollte. Als die erste und ganz allein mußte sie kommen — das war Fritzens dringender Wunsch —, damit der Eindruck unbeirrt und größer sei. Die Rechnung des klugen Burschen stimmte. Irma schien geblendet... Etwas an ihr nie Wahrgenommenes kam zutage — Schüchternheit, eine goldige Schüchternheit, die deutlich fragte: Passe ich zu dieser Pracht? Bin ich schön genug?... O, die göttliche Hexe, die engelhafte Teufelin! Hatte sie sich denn nicht im Spiegel gesehen? Wußte sie nicht, daß ihr aus Himmel und Hölle zusammengestohlener Zauberreiz allen Glanz, alle Pracht und alle madonnenhafte, klassische und anmutreiche Schönheit um sie her glorreich überstrahlte?

Der arme Klenke litt Folterqualen und schoß zornige Blicke nach den Herrlein, die seine Frau umschwärmten wie Wespen eine Süßigkeit. Zweimal mußte Fritz, der herbeigeeilt kam, ihm zurufen: „Hie Kleinottensburg! Sind schon da! Vorwärts, Herr von Klenke!“ bevor er sich zusammenraffte und dem Fritz folgte zum Empfang des Grafen und seiner Verwandten.

Nun traten sie ein, auf die man gewartet hatte, um den Ball zu eröffnen. Der Graf führte seine Base am Arm, ihm folgte Klenke, der die ältere der Töchter, und Fritz, der die jüngere führte.

Irma ging ihnen entgegen, die liebenswürdigste Begrüßung fand statt. Einige Minuten, und Fritz winkt zum Orchester hinauf. Der Kapellmeister steht schon an seinem Pulte, hebt den Taktstock ... Wie auf schwingenden, klingenden Flügeln kommt einhergeschwebt die hinreißende Melodie eines Wiener Walzers. Alle Geister der Anmut und Fröhlichkeit haben Stimmen bekommen, jubeln, triumphieren, schmollen und klagen auch ein wenig, um dann nur noch zärtlicher, glückseliger aufzujauchzen. Tänzer und Tänzerinnen überlassen sich dem Gewoge der rauschenden Klangfluten. Gab's noch irgendwo ein Leid, eine Sorge, sie sind untergegangen in einem Meer der Fröhlichkeit ... „Das Leben ein Tanz" —

Aurel erinnerte sich, diesen Titel einstens auf einem Notenhefte gelesen zu haben ... Trug ihn eine Reihe von Walzern oder von Polkas? Waren sie von Lanner oder von Strauß? Hatte er selbst sich noch tanzend im Takte ihrer Melodien gewiegt? — Das alles wußte er nicht mehr ... Nur jene Worte wurden ihm ins Gedächtnis zurückgerufen durch das Schauspiel, das die lustig dahinwirbelnden Menschen im blumendufterfüllten, leuchtenden Saale boten.

Und nicht bloß die Jungen sind von übermütiger Laune beseelt, auch die Reifen treiben kindische Spiele. Der Graf macht der Frau Generalinspektor auf Tod und Leben den Hof ... Dieser schrecklich gefährliche Mensch, dem zu widerstehen, wie die Sage geht, noch keiner gelungen ist. Was für eine sanfte Art er hat, sich einzuschmeicheln, wie bescheiden seine Blicke die Augen suchen, die er so sichtbar glühend bewundert ...

Racker! denkt Aurel. Wie schön und lieb er ist trotz seiner fünfzig Jahre! „Der alte Graf," sagt Fritze. O Knabe, um wie-

viel jünger als Sie ist dieser „Alte!" Warum? Weil er trotz all und allem, was Klenke ihm vorwirft, nie plumpen Genuß allein gefrönt hat. Mit einem Saume von Schwärmerei wird selbst die flüchtigste seiner Launen verbrämt... Warum? Weil er noch glauben und vertrauen kann, weil er sich von Leuten hinters Licht führen lassen kann, denen er an Verstand hundertmal überlegen ist... Und eben, eben! — wegen dieser Liebenswürdigkeit und Gefährlichkeit darf die heutige Courmacherei nicht fortgesetzt werden. Aurel geht zu ihm hinüber, winkt ihm und sagt: „Du, das geht nicht, du!... Schau den Klenke an, den machst du toll vor Eifersucht..." Und mich mit, hätte er hinzufügen dürfen.

Emil lachte: „Was willst du? Ich bin weg — bin nicht Herr meiner Gefühle... So schön wie jetzt ist mir die Frau noch nie vorgekommen... Diese Toilette! Sieh nur den Spitzenvolant... Meiner Treu — echte Valenciennes — meinst du nicht?"

„Bin kein Spitzenkenner."

„Der gute Klenke auch nicht, oder — stammt dieser Schatz aus dem ungarischen Fideikommiß?... Aber verzeih: Quadrille ‚Operettenrevue' — die habe ich mich verleiten lassen, mit der Hausfrau — zu schreiten."

Aurel hatte dem Fest eine kurze Zeit opfern, sich aber dann möglichst unbemerkt davonstehlen wollen. Statt dessen verging Stunde um Stunde, und er war noch immer da. Er besuchte den Märtyrer Klenke, den sie im Spielzimmer zur Teilnahme an einer Whistpartie genötigt hatten; er führte ein kleines Gespräch mit Donatzi, der das geplünderte Büfett eben neu besetzen ließ; er kehrte in den Saal zurück, immer wieder in den Saal. Wie leuchtete sie, die es heute so vielen antat, unter den vorbeiwirbelnden Paaren hervor! Etwas Berauschendes ging

von der Magyarentochter aus, von ihrer zierlichen Gestalt, von der schimmernden Wärme ihrer Hautfarbe, dem tiefen Dunkel der reichen, weichen Haare, dem freudigen Lachen ihrer Augen. Jetzt hatte sie alle Schüchternheit abgelegt, befand sich in ihrem Esse, genoß wieder ihre angeborene Selbstsicherheit.

Allmählich war Aurel doch etwas müde geworden und hatte Zuflucht in einem Fauteuil gesucht, der in einer Ecke stand. Ein paar umfängliche Damen in sehr reich geputzten Gewändern nahmen rechts und links von ihm Platz, andere und wieder andere neben diesen. Seine Nachbarinnen mußten immer näher an ihn heranrücken, bis er sich endlich, von einer Masse von Stoffen, Rüschen und Spitzen halb verdeckt, ausnahm wie das dekorierte Brustbild eines verkleideten wallonischen Reiters.

Schon war der Kotillon im Gange; den tanzte Irma mit dem Festgeber. Nun, das gebührte ihm. Nach einer eben beendeten Tour rief der Vortänzer: „Damenwahl!" und die jungen Frauen und Mädchen erhoben sich.

Irma, das Ziel aller Augen und Wünsche, schritt an einer Reihe von Herren vorbei und beantwortete ihre bittenden Blicke und Gebärden mit leisem Kopfschütteln. „Sie nicht! Sie nicht!" sagte ihre schalkhafte Miene... Wer denn? Die Spannung wuchs. Wer wird gewählt...? Einer, der sich, weiß Gott, dieses Glückes nicht versieht, es auch nicht zu schätzen weiß — der halbvergrabene Aurel.

Mit lieblicher Entschlossenheit trat Irma vor ihn hin, machte einen kleinen, herzigen Knicks und sagte: „Damenwahl, Herr Baron. Ich bitte."

Er schoß einen Blick nach ihr, verblüfft, entrüstet... Er haßte sie in dem Moment. Die Hexe! Wollte sie ihn ins Elend der Lächerlichkeit stürzen? Um ihn herum wurde geschmunzelt, gekichert... Die Herren und die Damen benahmen sich wie devote Untertanen, wenn die Majestät zu spaßen geruht.

Mitten im Saal stand der Fritze und sah herüber — ehr-

lich erstaunt, und ein lautes, herzliches „Bravo!" erscholl — das hatte der Graf ausgerufen.

Aurel stand auf und wuchs jetzt empor zum Kniestück: „Danke, meine gnädige Frau; nehme die Auszeichnung für empfangen an."

„Ich aber nehme keinen Korb an. Damenwahl. Ich bitte, Herr Baron."

„Um Entschuldigung, gnädige Frau — ich kann Ihren Zweischritt nicht tanzen!"

„Sechsschritt also! Dreischritt — mir um so lieber!"

Da verneigte er sich, tief, nach alter Manier, ohne abschließenden Emporschneller. Er hatte alles Blut im Kopfe, seine Halsadern klopften. Vorsichtig teilte er die Seidenwogen zu seinen Füßen, legte den Arm um Irmas Taille und zog sie kräftig an sich ...

Und wenn's das Leben gilt, und wenn sie ihn tot hinaustragen — er tanzt. Herbei seine alte, einst so gern geübte Kunst! Fort mit vier beschwerenden Jahrzehnten! Der Wille ist auch etwas. Er wollte sich jung fühlen, und es gelang. Jugend strömte ihm entgegen aus der blühenden Gestalt in seinen Armen, und was ihn feurig beseelte, war Trotz, war Haß, war Liebe ...

Nicht lügen, dir nichts vorlügen, alter Mensch! Es war leidenschaftliche Liebe. Ihn durchdrang ein unaussprechliches Glücksgefühl, als sie ihm in die Augen sah und sagte: „O, wie herrlich Sie tanzen! So hat noch niemand mit mir getanzt!"

Völlig hingegeben überließ sie sich seiner Führung, und er glitt und schwebte mit ihr im Kreise — nicht wie ein stürmischer, jeder Wallung unterworfener Jüngling — wie ein Mann, in voller Herrschaft über seine gebändigte Kraft.

Er hatte sie kaum auf ihren Platz zurückgebracht, als ihn schon eine Korona von jungen Damen umgab. „Auch mit mir

eine Tour! Auch mit mir!" baten sie. „Und mit mir zwei Touren!" bestürmten ihn die Keckſten.

Er faßte allen Atem zuſammen, den er noch übrig hatte: „Erbarmen Sie ſich, meine Damen!... Sehen Sie doch Ihre Tänzer an... Dieſe drohenden Blicke!... Sie werden nicht wollen, daß ich morgen beim Erwachen zehn Herausforderungen auf meinem Tiſche finde!"

„Kotillon!" rief der Vortänzer, und die Muſik ſetzte mit neuem Schwunge ein; die Klänge des Ballſirenenwalzers perlten vom Orcheſter herab. Zwiſchen den Tanzenden und den auf der Eſtrade thronenden Müttern fand Aurel den Weg zur Flucht.

Die Furcht, verfolgt zu werden, begleitete den Ausreißer. In der Garderobe fragte er mit ſo auffallender Haſt und Ungeduld nach ſeinem Mantel, daß man hätte vermuten können, er beabſichtige, ſich in aller Eile fremdes Eigentum anzueignen.

Die Behüterinnen vieler Pelze und Umhänge baten um die Marke. „Marke — was?... So, ja!" da hatte er ſie ja, zog ſie aus der Weſtentaſche. Sie entſank ſeinen zitternden Fingern, fiel vermutlich in eine Klumſe, war nicht gleich zu finden. Man ſuchte. „Laſſen Sie's — laſſen Sie's gut ſein — der Mantel wird morgen abgeholt," und ſo lief er davon, wie er ging und ſtand. Nur fort — fort! nur nicht zurückgenötigt werden zu den Tanzenden in den Saal.

Ins Freie gelangt, in die herrliche reine Winterluft, da fühlte er ſich wohl. Da löſte ſich der eiſerne Ring, der ihm die Bruſt umpanzert hatte, und er atmete wieder frei... Über den künſtlich grell beleuchteten Garten ſchweifte ſein Blick zu den lieben ſtillen Bergen, auf denen das ſanfte Himmelslicht lag, und empor zu den Sternen, und ſeine arme kampfgepeitſchte Seele ſuchte Frieden in ihrem Anblick. Gebt ihn, ihr Herrlichen! Ihr überwältigenden Zeugen einer unermeßlichen Schöpfermacht... Auch wenn er nicht daheim iſt bei euch, auch wenn ihr Stätten des Ringens und des Leidens ſeid — die Ahnung

einer Größe gibt ihn, vor der die Menschenqual zu nichts zusammensinkt ...

„Herr Baron! Herr Baron!" hörte er plötzlich rufen und sah sich um. Es kam etwas auf ihn zu, das sich ausnahm wie ein ovaler Mond. Aha, der tiefe Ausschnitt von Fritzens Weste bildet ihn. Der Jüngling rannte einher, barhäuptig, in Schuhen und Strümpfen, und trug auf dem Arme den Mantel Aurels. Den legte er ihm um die Schultern und sagte: „Famos haben Sie das gemacht! wirklich famos" drehte sich auf dem Absatz herum und verschwand so rasch, wie er erschienen war.

Aurel begab sich zur Ruhe, erwartete aber nicht, sie zu finden, und schlief auch erst kurz vor der Zeit ein, zu der er sonst aufzustehen pflegte. Ihm träumte, daß er auf dem Balle sei und tanze, aber nicht mit der schwarzäugigen Irma, sondern mit der sanften, blonden Frau, die er einst geliebt und verlassen hatte — seine einzige schwere, Frauen gegenüber begangene Schuld ... Nun war die Liebende wieder die Geliebte, und er schloß sie ans Herz und fragte: „Hast du mir verziehen?" Und sie küßte ihn, und sie waren zwei junge, schöne, glückselige Menschen ...

Mit Widerwillen wandte er sich ab, als ihm dann beim Rasieren sein greises Gesicht aus dem Spiegel entgegensah ... Grausam ist doch das Leben ... Eine Tragikomödie, die von dem, der ihren Helden abgibt, nur als Tragödie empfunden wird; dieser schreiende Widerspruch zwischen den Gefühlen, die ein Mensch hat, und seiner Berechtigung, sie zu haben.

Und nun gar die seinen! Sie sind alles zärtlichen Verlangens vollendete Karikatur ... Wenn seine Wünsche Entgegenkommen fänden, was bliebe ihm, dem anständigen Manne, übrig, als zu sagen: „Bedaure, gnädige Frau, mir ist aber die Ehre meines Freundes Klenke nicht um ein Haar weniger heilig, als dem ägyptischen Josef die Ehre seines Brotherrn Potiphar gewesen ist."

Er lachte gallbitter bei diesem Gedanken, der ihm kam, während er sich auf dem Wege zu den Stallungen befand, die heute seinen Besuch ungewöhnlich spät empfingen. Im eiligen Vorüberschreiten am Gasthause sah er, daß es seine alte Physiognomie wieder angenommen hatte. Mit märchenhafter Geschwindigkeit war es seines Schmuckes entkleidet worden. Die Möbelwagen hatten alles wieder verschlungen: Spiegel, Teppiche, Kronleuchter, Tapeten, alles, alles. Der Diener Fritzens überwachte das Aufladen der Koffer seines Herrn, die zugleich mit den anderen Kostbarkeiten nach Wien zurückgebracht werden sollten.

Dem heimkehrenden Aurel kam Donatzi gut gelaunt entgegen. „Wissen Sie das Neueste? Wir verlieren unseren Sebald heute schon. In ein paar Stunden dampft er ab — ich wünsche ihm alles Glück. Er veranstaltet sich noch einen noblen Abgang, hinterläßt uns ein Fest im Gasthof Nummer zwei — heißt sonst auch das Wirtshaus. Große Vorstellung — Freitheater mit Büfett. Ein Taschenspieler ist schon da. Komödianten sollen gleich eintreffen... Meine Mali weiß vor Vergnügen und Plaisier nicht mehr aus noch ein."

Einige Minuten später ließ Fritz sich melden, und Aurel empfing ihn mit heller Verwunderung. „Wie das alles im Sturme geht! Aus der Balltoilette ins Bad, nicht wahr? Aus dem Bad in den Reiseanzug — und in was für einen!... Sapperlot, Fritze, jedes englische Modejournal kann sich vor Ihnen in Grund und Boden schämen! Setzen Sie sich."

„Keine Zeit, Herr Baron. Ich komme nur, mich bei Ihnen zu empfehlen."

Aurel stand vor ihm und betrachtete ihn. „Sagen Sie mir, werden den weiblichen Reisenden die Augen verbunden, bevor Sie ins Coupé steigen, Fritze? Dafür muß gesorgt werden. Die Damen könnten erfahren, daß Sie Bräutigam sind, und dann gibt's ein Unglück."

Der Scherz wurde nicht gut aufgenommen. Fritz beantwortete ihn nur mit einem hochmütigen Achselzucken.

„Haben Sie sich im Schlößchen schon empfohlen?"

„Ist geschehen."

„Heute abend — ich muß doch wissen, wo meine Gedanken Sie suchen sollen — sind Sie bei Ihrer Braut?"

„Es hängt von einem Telegramm ab, das ich auf der Station finden werde. Möglicherweise halte ich mich einen Tag unterwegs bei einem Freunde auf."

„Und Ihre Braut kann warten?"

„Hoffentlich. Jedenfalls muß sie's lernen. Adieu, Herr Baron."

„Hol Sie der Teufel, Fritze," sagte Aurel, reichte ihm die Hand und war ein bißchen, aber nur ein ganz kleines bißchen gerührt.

„‚Und dann schieden sie, beid in Freundschaft wieder versöhnet.' Schlagen Sie im Brockhaus nach, ob das von Homer ist oder von Dante. Adieu."

Einmal wieder frech, dachte der Baron und konnte ihm doch nicht böse sein. Er fand ein gewisses Etwas an diesem Menschen, das ihn zur Nachsicht stimmte. Worin es nur bestehen mochte? Vielleicht in einem — ihm selbst unbewußten oder wohl gar beschämenden — Ton von Liebenswürdigkeit in der Disharmonie seines widerspruchsvollen Wesens ... Ist in seiner Toilette gigerlhaft wie ein dummer Ladenschwengel und weiß die Ilias auswendig ... trägt mir gestern meinen Mantel nach und behandelt mich heute wie einen alten Esel. Das ist widerspruchsvoll. Aber daß er nach seinem Feste für die Honoratioren nun auch an die Dorfbewohner und Diener denkt, das ist liebenswürdig.

Klenkes hatten bei Tisch einige Herren zu Gast, mit denen der Inspektor am Nachmittag nach Kleinottensburg und von

dort nach der Provinzialhauptstadt zu einer Generalversammlung fahren sollte. Selbstzufriedene, joviale Beamte, die sich die feinen Weine schmecken ließen und die vortreffliche Küche nicht genug loben konnten. Irma erwiderte mit ziemlich affektierten Entschuldigungen. Ihre Leute machten ihr durchaus keine Ehre. Nebensache war ihnen heute der Dienst. Sie hatten nichts im Kopf als die Vorstellung, die im Wirtshaus ihrer wartete. Ein Andenken an Herrn Sebald. Erst mußte er die ganze Umgegend in Aufruhr bringen mit seinem Fest, jetzt wird der Ort alarmiert.

„Aber der Ball war doch wunderschön, meine Gnädige," meinte einer der Herren.

Klenke lachte. „Ja, meine Frau fände das auch, wenn ihn nur der Fritz Sebald nicht veranstaltet hätte; aber der Unglücksmensch, der hat es bei ihr verschüttet. Was der auch angefangen hat, um ihr zu gefallen — nichts war ihr recht."

„Ah nein!" erwiderte Irma, „gegen den Ball sag ich nichts. Der war ja ganz gelungen ... Und unvergeßlich wird mir ein Walzer sein ..." Sie vollendete nicht, sie sah ihren Nachbarn Aurel Verständnis suchend, von der Seite, an ... Im selben Moment aber zuckte sie zusammen; ein lichter Streifen zog sich ihre Wangen entlang, und ihre Hand, die neben dem Teller lag, zitterte.

Vom andern Ende des Tisches war ein Blitzstrahl ihr zugeschleudert worden und hatte gut getroffen. Er kam aus den drohenden Augen ihres Gatten. Auch sehr Mutige hätte er wohl die Qual eines jähen Entsetzens kennen zu lehren vermocht.

Eifersüchtig? dachte Aurel mit einer Regung schmerzlichen Humors. Die Ehre hätte er sich nicht träumen lassen. War denn Klenke nicht daran gewöhnt, seine Frau ihre Zierlichkeiten und Koketterien an dem ungefährlichen Wintergast ausüben zu sehen? Diese Geschmacklosigkeit hatte früher Aurels Entrüstung erregt. Jetzt empfand er nur das Leiden, das sie ihm verur-

sachte. Seitdem er die schöne Frau in seinen Armen gehalten hatte, vermochte er keinen Groll mehr gegen sie anzufachen, übte keine Kritik mehr an ihr. Er fühlte nur ein brennendes, verzweiflungsvolles Begehren.

Sie haben keine Ursache, eifersüchtig zu sein, lieber Klenke! Ihr Nebenbuhler ist harmlos, gerät höchstens selbst in Gefahr ... Wenn die gar zu bedrohlich würde, dann freilich bliebe nichts übrig als Flucht, es hieße: Entwurzle dich, alter Baum! — und das wäre nicht leicht.

Frau von Klenke richtete während des Restes der Mahlzeit kein Wort mehr an ihn, sie kämpfte auch nicht mehr gegen die Müdigkeit an, unter der sie so sichtbar litt. Der Gatte suchte offenbar, sie zu beruhigen nach dem Schrecken, den er ihr verursacht hatte. Gutmütig besorgt fragte er, ob man der kleinen Frau die durchtanzte Nacht nicht ansähe? Und nach dem Kaffee bestand er darauf, daß sie von der Gesellschaft Abschied nehme und sich zur Ruhe begebe. Er legte ihren Arm in den seinen, und sie — ein wehmütiges Lächeln um den roten Kindermund, ganz Gehorsam, ganz Ergebung — ließ sich willenlos von ihm fortführen.

Jetzt — stellte Aurel sich vor — wird Abschied genommen für zwei Tage, als wär's für zwei Jahre ... Das Gewissen regt sich; er sieht ein, daß es närrisch war, sie wegen eines unschuldigen Scherzes mit den Augen fressen zu wollen. Er entschuldigt sich. Sie verzeiht. Zärtlichkeiten machen alles wieder gut ...

Vor der Abfahrt teilte Klenke dem Baron noch mit, daß er der Julka auf die Seele gebunden habe, ihre Gebieterin keinen Augenblick zu verlassen. „Bei der armen Frau ist eine Migräne im Anzuge, sie braucht Ruhe, absolute Ruhe ... Und Sie? Wie werden Sie den Abend zubringen?"

Es war ihm offenbar sehr angenehm, zu hören, daß Aurel dem Herrn Pfarrer versprochen habe, sich zu einer Partie Schach

bei ihm einzufinden. Sein sonst so getreuer Partner, der Kooperator, ließ ihn heute im Stiche; auch er wollte die Produktionen im Wirtshause mitansehen.

Nicht ohne Selbstüberwindung reichte Klenke vor der Abfahrt Aurel die Hand. „Übermorgen bin ich gewiß wieder da — möglicherweise aber schon morgen."

Den warnenden Ton dieser Worte fand der Freiherr komisch. So hatte sie es richtig durchgesetzt, das Unglaubliche und Unsinnige. Ihr Mann war eifersüchtig auf ihn. Wozu das nun gut sein sollte? Wenn er doch klug genug wäre, sich auszudenken, welche Absicht sie dabei verfolgte, was sie damit erreichen wollte.

Die Schachpartie dauerte lange; es war ziemlich spät, als Aurel die Pfarrei verließ und nach kurzer Wanderung in die Nähe des Schlößchens kam. Auch das Wetter hatte sein Feierkleid abgelegt. Verdrießlich schaute der graue Himmel zur Erde herab; große, harte Schneeflocken fielen; der Garten, den gestern eine Fülle bunten Glanzes erleuchtet hatte, senkte und dehnte sich in bleicher Einförmigkeit dem waldigen Halbkreise seiner Umgebung zu. In der Ferne, zwischen den Bäumen des Tiergartens, meinte Aurel ein rotes Licht aufblitzen zu sehen. Doch verschwand es alsbald wieder, und er hatte wohl nur eine Sinnestäuschung gehabt. Auf dem freien Platz vor dem Schlößchen blieb er stehen. Die Fenster waren verhängt; in Dunkelheit und Stille lag das niedliche Haus; die Feindin, die Quälerin, schlief.

Plötzlich wurde die tiefe Lautlosigkeit durch einen gellenden Schrei unterbrochen. Er war im Hause ausgestoßen worden, und unmittelbar folgte ihm ein heftiges Pochen wie an eine verschlossene Tür ... dann angstvolles Hin- und Herreden ... Im nächsten Augenblick das Geräusch eines zurückgeschobenen Riegels, des hastigen Drehens eines Schlüssels ... Und nun

stürzte Julka unter der Veranda hervor und lag zu Aurels Füßen. „Sie! Sie!... Eine Gnade des Himmels, der meinen Tod nicht will... Der Herr! der Herr!" Sie wimmerte, sie deutete mit dem Kopfe nach dem roten Punkt, der keine Sinnestäuschung gewesen, der näher und näher kam, den die Azetylenlampe im Schlitten Klenkes bildete. Mit zigeunerhaft flehenden Gebärden umfaßte Julka die Knie des Barons. „Gott ist mein Zeuge — vor die Pferde hab ich mich werfen wollen — damit er stehen bleiben muß — aber — Gott schickt Sie... Halten Sie den Herrn auf — fünf Minuten nur... Lassen Sie ihn nicht ins Haus... fünf Minuten nur, und er ist fort —"

„Er? Wer?"

„Wenn ihn der Herr trifft, er schlägt sie tot — Sie wissen nicht, wie er ist, wenn er eifersüchtig ist — Herr Baron... Gnädigster! Heiligster! Engel! Lassen Sie ihn nicht herein — fünf Minuten — und sie ist gerettet —" Sie sprang auf und rannte ins Haus zurück.

„Fünf Minuten... So geschwind wird dieses Mal die Gigerltoilette gemacht sein?" Aurel biß die Zähne zusammen und knirschte: „Niederträchtige!... Er, der die Ballrechnung vorlegt, sie, die bezahlt... Und der Mensch, der da einhergejagt kommt — vielleicht getrieben von der Eifersucht auf mich. Der Mensch mit dem bekannten toten Punkte im Auge des Ehemannes..." Er lachte — es klang wie ein Schluchzen, und ihm war, als risse etwas in seiner Brust. „Ich muß ihm doch den Trost geben, daß er keine Ursache hat... Wie nur?... Was nur?... Halt!" schrie er aus allen Kräften dem Kutscher zu, der sein Gespann der Veranda entgegenlenkte, und griff nach seiner Brieftasche; statt ihrer kam ihm sein Zigarrenetui in die Hand — ein kostbares Geschenk der Gräfin und ihm so wert... Aber — keine Zeit, zu wählen. Der Zufall will's. Da lag es auf dem Boden, und in einem Anfall von Trotz und Zorn stieß er es mit dem Fuße tief in den Schnee.

„Ho! ola! ola!“

Klenke erhob sich im Schlitten. „Ja — was heißt denn das? Der Baron?“ ... Er wickelte sich aus der Pelzdecke, stieg aus und gab dem Kutscher einen entlassenden Wink.

Aurel hielt den Kopf gesenkt. „Mein Zigarrenetui, Herr Inspektor, da — gerade da muß es liegen.“

„Zigarrenetui?“

„Geben Sie acht! Sie treten noch darauf ... Haben Sie Zündhölzchen? Bitte.“

Mechanisch zog Klenke das Feuerzeug aus der Tasche und reichte es ihm und war voll Mißtrauen. „Die Schachpartie hat aber lange gedauert.“

„Und rauchen darf man nicht — und will's gleich nachholen ... Sagen Sie mir nur, was führt Sie denn so plötzlich daher?“

„Ich hätte auch noch früher kommen können. Die Generalversammlung ist verschoben. Aber Sie kennen ja die Gastfreundschaft in Kleinottensburg; wir mußten beim Souper bleiben.“

Aurel hatte ein Wachskerzchen in Brand gesetzt und leuchtete damit auf dem Boden herum. Die Schneekristalle stachen ihm wie mit spitzen Nadeln in die Augen; er fühlte ein furchtbares Brennen im Kopfe, eine atemraubende Beklemmung in der Brust. Aushalten! aushalten! dachte er und murmelte: „Steife Finger — Ungeschicklichkeit —“

Klenke stocherte mit seinem Stocke im Schnee herum — etwas silbern Glänzendes kam zum Vorschein. „Da sehen Sie — da liegt's ja —“

„O — danke!“ Aurel griff danach und —

„Der Herr! der gnädige Herr!“ ließ die Stimme Julkas sich vernehmen. Sie kam geschäftig einher mit einer Laterne. „Nein, die Überraschung! Nein, die Gnädige, wird die sich freuen!“

Das Gesicht Klenkes heiterte sich auf. „Hat sie noch Kopfschmerzen?“

„Sind vorbei, habe den ganzen Abend Umschläge gemacht. Seit einer Stunde schläft sie. Soll ich sie wecken?"

„I nu nein, was Ihnen einfällt! Empfehle mich, Herr Baron, wünsche eine gute, die allerbeste Nacht!"

Ein Händedruck, in dem sich dieses Mal die ganze alte Herzlichkeit aussprach, und der Inspektor ging heim, begleitet von seinem Hausgeiste.

Der Diener Aurels war, ihn erwartend, auf einem Stuhl im Vorzimmer eingeschlafen. Als das Eintreten des Barons ihn weckte und dieser im Vorübergehen unter die Hängelampe trat, erschrak er über das Aussehen und den müden, schleppenden Gang seines Herrn. Von allen schlimmen Anzeichen das schlimmste: Aurel ließ sich — was noch nie vorgekommen war — beim Auskleiden helfen.

„Wie verloren ist er gestern abend gewesen," sagte der Diener am nächsten Morgen zu Donatzi. „Und jetzt liegt er noch im Bett, rührt sich nicht, spricht nicht, hat verglaste Augen."

Der Arzt, den Donatzi herbeirufen ließ, äußerte sich sehr beängstigend und riet, an den Grafen zu telegraphieren.

Aurel klagte nicht, behauptete, keine Schmerzen zu haben. Nur eins quälte ihn, die Sorge vor einem Besuche. „Lassen Sie niemand herein, lieber Donatzi. Sie verstehen — niemand! Versprechen Sie, schwören Sie!"

Donatzi versprach; ihm ahnte, wessen Besuch der Baron fürchtete. Ihm gegenüber schwieg er; als aber die Frau Generalinspektor, die alle fingerlang geschickt hatte, um fragen zu lassen, wie es ginge, sich auch einmal selbst einfand, nahm er kein Blatt vor den Mund. „Der verfluchte Ball ist an allem schuld!" Schon die Vorbereitungen ... Hat der Herr Baron nicht zehnmal im Tage hinüberlaufen müssen, um dem Affen, dem Sebald, mit seinem Rat beizustehen? ... Und auf dem Ball hat er gar tanzen müssen, und ganz echauffiert ist er ohne Mantel davon-

gelaufen — sagen die Garderobefräulein —, um sich vor weiteren Aufforderungen zum Tanze zu retten ... Und jetzt haben wir's — das Nervenfieber oder die Lungenentzündung, oder was es ist."

Am folgenden Tage in aller Gottesfrüh trafen der Graf und die Gräfin ein. Sie hatten ihren Hausarzt mitgebracht, der sich sogleich zu dem Kranken begab. Er konnte nichts Beruhigendes über seinen Zustand sagen. Der Anfall war zu heftig, die Kraft gering und das Fieber noch im Steigen.

Als der Graf und die Gräfin an sein Bett traten, zeigte Aurel keine Überraschung. Mit dankbarer Liebe begrüßte sie sein Blick und blieb dann auf der Tür ruhen, durch die Klenke eben hinausgeschritten war. „Fühlt sich glücklich — ist stark und gesund," flüsterte er, „und ich bin alt und schwer krank, aber — ich möchte mit ihm nicht tauschen."

Die geliebte Frau neigte sich über ihn und faßte seine Hand.

Nun fühlte er nur noch den beglückenden Segen ihrer Nähe ... „Nicht tauschen ..." Er sah ihr voll in das milde, besorgte Gesicht und sagte kaum hörbar, wie ein Wort im Vertrauen: „Und mit dem Fritz auch nicht."

Der Säger

Es war am Spätherbstabend nach einer sehr ermüdenden Treibjagd. Man saß schon lange gemächlich im Rauchsalon beim schwarzen Kaffee; den jungen Damen entschwand mehr und mehr die Hoffnung, daß es noch zu einem Tänzchen kommen werde. In schleppendem Tempo drehte sich die Unterhaltung um lauter rasche Dinge: Luftfahrzeuge, Autos, Rennpferde, und geriet endlich — wieso hätte niemand sagen können — ins Gebiet des Übernatürlichen. Ahnungen, eingetroffene Prophezeiungen kamen an die Reihe; zuletzt tauchten sogar Gespenster auf.

Die Hausfrau zwang sich, ernst dreinzusehen: „Ach die! Von dem Glauben an die Gespenster hat mich schon meine alte Kinderfrau geheilt. Denn, sagte sie, nackt gehen sie nicht, und wer möchte ihnen Kleider machen?"

Einige lachten, andere meinten, das sei eben ein Kinderfrauenscherz, und damit ließe sich „so etwas" nicht abtun.

Ein langer, dürrer Staatsbeamter mit dem Profil einer Krähe faßte die Hausfrau, die bürgerlicher Abkunft war, scharf ins Auge und sprach belehrend: „Gespenstische Erscheinungen sind nichts mehr und nichts weniger als eine Tatsache. Familientraditionen uralter, erlauchter Geschlechter verbürgen sie."

Die liebenswürdige und geistreiche Frau verstand die Belehrung und erwiderte: „Ja, wenn ich nicht so skeptisch wäre! Vielleicht ließe ich dann gelten, daß Familientraditionen gute Bürgen sind. Übrigens — und das ist nun mein Ernst — wenn ein Mensch, Mann oder Frau, ein gebildeter, mutiger, wahrheitsliebender Mensch, der sehr gesund, der weder nervös noch

ein Dichter ist, mir sagt: Ich habe mit diesen meinen eigenen Augen ein Gespenst gesehen — dann glaube ich an Gespenster."

Mit eigenen Augen — nein, dessen konnte sich niemand rühmen, aber der eine berief sich auf das unwidersprechliche Zeugnis eines weltberühmten Gelehrten, der andere hatte einen Freund, die Zuverlässigkeit selbst, der ihm ein Erlebnis mitgeteilt ...

„Gilt nicht! Gilt nicht!" unterbrach ihn die Hausfrau. „Ich habe meine Bedingung gestellt, und die muß aufs Jota erfüllt werden."

Da erhob sich eine sonore Stimme. Sie gehörte dem Gutsbesitzer Josef von Justin, einem vierzigjährigen, kräftigen Manne, mit dichtem Haar- und Bartwuchs, mit vollen, bräunlich roten Wangen. Wenn er eifrig sprach, schimmerten unter dem weichen Schnurrbart zwei Reihen makelloser Zähne wie hochpoliertes Elfenbein hervor, und von seinen Augen behauptete eine moderne Dichterin, ihr blaues Lachen sei entzückend.

„Gnädige Frau," sagte er, „muß man das Gespenst durchaus mit eigenen Augen gesehen, darf man es nicht mit eigenen Ohren gehört haben?"

„Man darf. Ich hätte dagegen nichts einzuwenden."

„Dann will also ich die Gespensterſache führen."

„Sie, Herr von Justin? Sie ein Gespensterhörer?"

Nun lachten alle, nur er blieb ernst. „Ich, wie ich dasitze und wie Sie mich alle kennen; wahrheitsliebend bis zur Grobheit, nicht feige, nicht nervös, nicht ganz ungebildet —"

Einige höflich berichtigende „Oho!" ertönten; er ließ sich nicht unterbrechen.

„Und wirklich auch kein Dichter. Vater von fünf Kindern, so gesund, prosaisch und phantasielos wie ich selbst. Erscheine ich Ihnen glaubwürdig?"

„Unbedingt," war die allgemeine Meinung, und man wünschte seine Gespenstergeschichte zu hören.

„Nun denn," begann er, „ich war zwanzig Jahre alt ..."

„Zwanzig Jahre? O je!" sprach ein junges Fräulein.

„Es ist lange her, meinen Sie, und Sie haben recht. Dennoch entsinne ich mich so genau, als hätte die Sache sich gestern begeben, jeder Einzelheit."

„Er wird Ihnen auch keine ersparen," fiel seine kleine, behäbige Frau ein, die es schon überflüssig gefunden, daß er seine Kinder prosaisch und phantasielos genannt hatte. „Mein Mann ist kein Schwätzer; wenn er aber diese Geschichte zu erzählen anfängt, wird er sehr, sehr ausführlich, und da gibt es kein i, das um sein Tüpfelchen zu bitten brauchte."

„Um so besser," sagte die Hausfrau, „die Ausführlichkeit wird das Unheimliche etwas mildern."

„Wie schon gesagt," nahm Justin wieder das Wort, „ich war zwanzig Jahre alt und hatte meine Maturitätsprüfung gut bestanden. Es gelingt manchem Mittelmäßigen nur deshalb, weil ihn kein himmelstürmendes Talent, das nach Ausübung lechzt, im Lernen behindert. Im Herbste sollte ich — mein Vormund befahl's, und ich wünschte es — die Universität Bonn beziehen, vorher jedoch acht Tage auf dem Gute meiner Großtante im nördlichen Mähren zubringen. Die Ferienzeit verrann mit entsetzlicher Schnelligkeit; ich hatte sie auf großen und kleinen Bergtouren in unseren Alpenländern verbummelt. Es war dort so schön, und ich konnte mich nicht losreißen und verschob, verschob die Heimkehr immer wieder, bis für meinen Besuch bei der Tante nur drei Tage übrig blieben. Vorwürfe über meine Unpünktlichkeit brauchte ich von ihr nicht zu besorgen. Sie war ein grandioses altes Fräulein, gescheit, mutig und klar, jeder Art Sentimentalität abhold und vollkommen anspruchslos. Ich verdankte ihr viel, hatte, früh verwaist, meine Kindheit unter ihrer Obhut verlebt, nie besondere Zärtlichkeit, aber immer treue Sorgfalt von ihr erfahren. Nie hat ein Wort aus ihrem Munde mich zur Dankbarkeit gegen sie ermahnt; sie hat mich nie zu einer

Rücksichtnahme aufgefordert und Entschuldigungen nahezu gehaßt. Dessen konnte ich gewiß sein, wenn ich geschrieben hätte: ‚Verzeihe, daß ich nicht pünktlich komme,‘ würde sie geantwortet haben: ‚Mache keine Geschichten und komm, wenn und wann Du willst.‘ So traf ich denn mit dem glorreichsten Gewissen, aber nicht eben rosig gelaunt, aus dem märchenhaft schönen Hochgebirge in der unwirtlichen Gegend meines engsten Vaterlandes ein.

„Das burgartige Schlößchen der Großtante lag auf dem Plateau einer steilen Anhöhe, die im Volksmunde der Zuckerhut hieß, von der letzten Eisenbahnstation fünfzehn Kilometer entfernt. Eine armselige Station, auf der ich vom Bahnbeamten erstaunt empfangen wurde. Was — was? Da sei ich nun doch! Man erwarte mich wohl nicht mehr auf dem Schlößchen. Alle die Tage hatten sie von dort einen Wagen geschickt, um mich abzuholen. Heute zum ersten Male keinen.

„Da hieß es denn im nächsten Dorfe ein Fuhrwerk auftreiben, das mich und meine Reiseeffekten zum Transport übernähme, und das war nicht leicht, gelang aber endlich doch. Fragt mich nur nicht wie? Die Pferde meines Wagenlenkers erwiesen sich als eingefleischte Schrittgeher. Wir kamen auf den elenden Wegen kaum vom Flecke. Um so mehr beeilte sich die Dunkelheit, an dem verwünschten naßkalten Abend hereinzubrechen. Ich geriet in höchst gereizte Stimmung und ärgerte mich über alles, was mir gerade einfiel. Zum Beispiel, daß ich mich, statt zwischen elenden Sturzfeldern einherzukutschieren, im Ampezzotal befinden könnte, oder daß es eigentlich nichts so Tyrannisches gebe, wie die anspruchslosen Großtanten, mit dem moralischen Zwang, den sie auf feinfühlende Großneffen ausüben. Widerstrebend nur gab ich zu, daß meiner daheim doch auch manches Angenehme warte, der Einzug in meine lieben, trauten Zimmer, das Wiedersehen mit einstigen Spielgefährten aus dem Dorfe, mit den alten Dienern, in erster Reihe unter ihnen mit Rudosch dem seltsamen, dem armen Rudosch!

„Wir langten bei Nacht und Nebel am Fuße des Zuckerhutes an, und wenn mein Koffer nicht gewesen wäre, so hätte ich den Fuhrmann jetzt schon verabschiedet und den Aufstieg per pedes unternommen. Aber ich rief die heilige Geduld an und blieb sitzen. Erst als wir das Plateau erreicht hatten, auf dem, von einer Mauer umgeben, das Schlößchen steht, sprang ich aus dem Wagen, lief auf das Tor zu und vollführte einen Höllenlärm mit dem eisernen Klopfer.

„Nach wenigen Minuten kam der dicke Türhüter laut brummend aus seiner Klause angestapft, wußte trotz der Finsternis sogleich, mit wem er's zu tun hatte, und öffnete. Auch der noch dickere Schloßwärter (alle Diener in diesem Hause wurden dick) kam herangerollt, leuchtete mir mit seiner Laterne ins Gesicht und mißbilligte, daß ich mich mit solchen Spektakel und so spät einfände. Das ganze Haus schlafe schon. Natürlich, die alte Turmuhr zeigte eben mit mühsam holpernden Schlägen 10½ Uhr an, und um zehn hatte jedermann die Ruhe zu suchen; ob er sie fand oder nicht, war seine Sache.

„Die beiden Diener nahmen meine Bagage in Empfang; ich verabschiedete den verschlafenen Kutscher und die schlafenden Pferde, und der Burgfrieden umfing mich. Wir überschritten den geräumigen Hof, stiegen die Stufen, die zur Torhalle führen, hinauf. Der Schloßwärter zündete die Ampel an und schickte den Pförtner in die Küche, um ein Abendessen für mich zu besorgen. Die Halle ist ein länglicher, gewölbter Raum, von dem aus eine Treppe in das obere Geschoß emporsteigt. Rechts und links führt je eine Tür in die Zimmer des Hochparterres. Die meinen lagen rechts, und vor dem Eingang zu ihnen blieb ich stehen. Der Schloßwärter hatte aber die gegenüber liegende Tür geöffnet und forderte mich auf, in eines der Fremdenzimmer einzutreten.

„‚Warum dahin? Warum denn nicht in meine alten Zimmer?'"

„Ja, das ginge nicht — ja!

„Ob jemand anders drin wohne, ob sie ausgeräumt wären?

„‚Gott behüte — das nicht — ja!‘

„‚Warum also, warum?‘ fragte ich nochmals. Und er näherte sich und erwiderte zögernd:

„‚Sie hätten keine Ruhe — ja!‘

„‚Vor wem oder vor was keine Ruhe? Habt Ihr am Ende Ungeziefer drin?‘

„Nun hatte ich's verschüttet mit dem guten Kiwala, ihn tief gekränkt in seiner Schloßwärterehre. Er setzte seine trotzige Miene auf und fragte herausfordernd:

„‚Ungeziefer? Wie meinen?‘

„‚Ich meine, daß ich in meine Zimmer will,‘ sagte ich, ging auf die Tür zu, fand sie verschlossen, ärgerte mich und rief: ‚Sperren Sie auf! Sperren Sie sogleich auf!‘

„Er, ohne Widerrede, plötzlich verstummt, wie immer, wenn er sich bis aufs Blut beleidigt fühlte, holte das Schlüsselbund herbei und hatte eben meinen Befehl ausgeführt, als der Pförtner mit dem Abendessen aus der Küche kam. Mitten in der Halle blieb er stehen und fragte ganz erschrocken: ‚Herr Jesus, wohin denn?‘

„Der auch? Hatten mich die Herren definitiv ausquartiert? Da mußte ich doch sehen, was es gäbe, zog mein Feuerzeug hervor, machte Licht und trat ins Zimmer. Ich fand die Leuchter an ihrem gewohnten Platz auf dem Schreibtisch neben der Tür, setzte eine der Kerzen nach der anderen in Brand, sah mich um, ging in das anstoßende Schlafgemach, fand alles unverändert und überall die Spuren von Kiwalas bewährtem Reinlichkeitssinn.

„Die Diener waren mir gefolgt, der eine schweigend und grollend, der andere bleich und verstört. Auf dem Servierbrett in seinen zitternden Händen klirrten Glas und Geschirr.

„Nun machten sie sich an die Arbeit, brachten meine Sachen herein, bestellten den Waschtisch und das Bett. Ich hätte den

gekränkten Kiwala gern wieder gut gemacht und suchte ihn in ein Gespräch zu ziehen, während er meinen Koffer auspackte, erkundigte mich nach dem Befinden seiner Frau, seiner Kinder, bekam aber nur einsilbige Antworten; und als ich endlich fragte: ‚Wie geht's meinem Rudosch? War er fleißig, hat er wieder eine Überraschung für mich bereit?' verzog Kiwala nur den Mund und wechselte mit dem Pförtner einen bedeutungsvollen Blick.

„‚Wie geht's meinem Rudosch?' wiederholte ich.

„Abermaliges Achselzucken, dann kam es zögernd heraus: ‚Ja, wer weiß, wie's dem geht.'

„‚Wieso? Reden Sie doch! Warum weiß man's nicht?'

„‚Ja — weil er tot ist, ja.'

„‚Tot? ... Mein lieber Rudosch gestorben! ... Wann gestorben?'

„‚Im Dezember wird's ein Jahr.'

„‚Woran gestorben! Wie gestorben?'

„‚Im Rausch. Erfroren auf dem Wege aus dem Wirtshaus. Ja. Im Wald, ja.'

„‚Wo im Wald?'

„‚Unter den Buchen, wo's zu den Fichten geht, haben sie ihn gefunden.'

„‚Und ich wußte nichts, und man hat es mir nicht geschrieben?'

„Dem Herrn Vormund hatte man's geschrieben, und er, in seiner unüberwindlichen Scheu vor der Mitteilung einer unangenehmen Nachricht, verschwieg es mir.

„Die beiden Diener hatten ihres Amtes gewaltet, ich entließ sie, und sie empfahlen sich.

„Hinter der Tür hielten sie noch eine Beratung ab. Ich unterschied deutlich die Worte des einen: ‚Ihm doch sagen', und des anderen: ‚Ist verboten'. Schon wollte ich sie zurückrufen und sie zur Rede stellen, ließ es aber gut sein. Ich hatte einen Wolfshunger und einen Bärendurst; der Wein und die kalte Küche, die sie mir aufgetragen hatten, schmeckten mir vortrefflich;

ich aß und trank, ohne dabei auch nur einen Augenblick mein tiefes Leidwesen um den armen Rudosch weniger schmerzlich zu spüren. — Den Armen, ja den sehr Armen! ... Er hatte nichts, nicht einmal einen Familiennamen, nicht einmal die Erinnerung an seine Eltern, wußte nur, daß er zu den Seiltänzern, mit denen er herumzog, so lang er dachte, nicht von Geburt an gehöre. Bei einer Vorstellung in unserm Dorfe verunglückte er, und die Truppe wollte ihn beim Abzuge in ihrem Karren mitschleppen, elend wie er war, mit gebrochenen Gliedern. Meine Großtante nahm sich seiner an, und die fahrenden Künstler überließen ihr gern die Sorge um das unnütz gewordene Mitglied. Rudosch wurde ins Schlößchen gebracht und gesund gepflegt.

„Seitdem blieb er da; ich habe das Haus nicht ohne ihn gekannt. Er war das Ideal eines Dieners der Diener und eine sehr beliebte Persönlichkeit. Daß er jemand geliebt hätte, außer vielleicht mich, habe ich nie bemerkt. Die Frauen waren ihm so wenig gefährlich wie er es ihnen, begreiflicherweise, war; er hatte ja mehr Ähnlichkeit mit einem Gorilla als mit einem Apoll. Unvergeßlich bleiben mir seine kleine, breitschulterige Gestalt, sein bleiches, eingefallenes Gesicht mit den schwarzen Bartstoppeln, die behaarten Hände, die Haare, die glanzlos wie Pech ihm tief in die niedrige Stirn wuchsen. Wenn man ihn ansprach, glotzte er einem erstaunt und fragend ins Gesicht, als ob er kaum glauben könne, daß man sich mit ihm beschäftige oder etwas von ihm wolle. Und jeder wollte doch etwas von ihm, hieß ihn tun, was der Betreffende selbst hätte tun sollen, oder nahm seine Geschicklichkeit in Anspruch, denn er war ein Naturgenie für mechanische Arbeiten. Mein schönstes Spielzeug, eine famose Armbrust, einen schlanken, großen Bogen, feine, buntbefiederte Pfeile verdankte ich seiner Kunstfertigkeit. Nie war eine Arbeit ihm zuviel, er verhielt sich bei jeder gleich emsig, gleich ernst und vertieft. Nur wenn er aufgefordert wurde, einen dürren Ast auf einem hohen Baume in Wipfelnähe abzusägen, ging das

Herz ihm auf. Ein Freudenglanz blitzte aus seinen schwermütigen Augen. Er schwang sich behende von Ast zu Ast, baumelte tollkühn an einem Zweige. Und wenn ich starr vor Angst unten stand und zu ihm hinaufrief: ‚Gib acht, um Gottes willen, gib acht!‘ führte er in der Höhe ein Seiltänzerkunststückchen nach dem andern auf.

„Seine eigentliche und auch seine liebste Beschäftigung bestand im Sägen des Brennholzes für den Hausbedarf. Es wurde aus dem Walde zugeführt, und Tag für Tag konnte man Rudosch, im Winter durch lange, im Sommer durch kürzere Zeit, unter dem vorspringenden Dache das Schuppens bei der Arbeit sehen. Er verrichtete sie mit der Unermüdlichkeit und Gleichmäßigkeit einer im besten Stande befindlichen Maschine, immer rastlos, immer schweigend, besonders um die Zeit, in der sein böser Dämon ihn zu ergreifen drohte. Sie kam viermal im Jahre; mein armer Rudosch war ein Quartalsäufer. Das klägliche Ereignis kündigte sich durch sichere Vorboten an: aufs äußerste getriebenen Fleiß, tiefere Traurigkeit. Er sprach nicht, aß kaum, starrte und starrte ins Leere, stand vor mir und sah mich nicht, ging umher wie einer, der einen schweren Fluch nachschleppt — und war plötzlich verschwunden. Jetzt wußte man, er sitzt in irgend einem Wirtshause, möge ihn suchen gehen, wer Lust hat, und trinkt und trinkt. Nach einigen Tagen kam er wieder, mehr oder weniger verwundet nach einem schweren Fall, den er unterwegs getan. Einmal hatte er ein Loch im Kopf; die mit Blut getränkten Haare klebten drüber wie eine Kruste. Ich schrie auf, als ich es bemerkte: ‚Rudosch, wer hat dir das getan?‘ Er schüttelte den Kopf, sah zu Boden und sägte und sägte. Ich ging oft fort von ihm, weil ich seine Todestraurigkeit nicht mit ansehen konnte, versteckte mich in einem Winkel und weinte über ihn.

„Was irgend geschehen konnte, um ihn zu heilen, geschah, in Güte wie in Strenge, durch meine Großtante, durch den Arzt,

den geistlichen Herrn. Umsonst. Man nahm endlich den Quartalrausch des armen Rudosch wie ein Elementarereignis hin.

„Du Armer! Du Armer! Man soll dir deine Ruhe gönnen, soll dich nicht zurückwünschen in ein Leben, das dir nichts Gutes zu bieten hatte. —

„In den Zimmern war es wohlig warm geworden. Die Diener hatte viele Kerzen angesteckt; hell und freundlich sah meine alte Umgebung mich an. Die Möbel mit den spindeldünnen Füßen und den bunten Überzügen, der Glasschrank mit den Büchern, die mich einstens entzückten, der kleine Werktisch, an dem ich mich so fleißig mit Tischlerarbeit mühte, alle die alten Bekannten heimelten mich an. Auch das Schlafzimmer war gut gehalten, und alles befand sich darin auf dem alten Fleck. Es lag gegen Westen in einer stumpfen Ecke des unregelmäßig gebauten Schlößchens, war lang und schief und hatte durch ein hohes, schmales Fenster, das in einer tiefen Mauernische lag, die Aussicht auf den Zwinger. Einige schöne alte Bäume schmückten ihn, unter denen eine Fichte die Königin war. Mein Bett stand in der Nähe des Fensters mit dem Kopfende an der Wand, und mein erster Blick beim Erwachen fiel auf die immergrüne Majestät. Die Spitze ihres Wipfels glänzte wie ein Stern, wenn drüben die Sonne aufging. Langsam glitt das Licht an ihren Zweigen herab und vergoldete allmählich den ganzen Baum. Ein paar kleine Wirtschaftsgebäude, darunter die Werkstatt des armen Rudosch, bildeten seine Umgebung.

„Ich trat ans Fenster, wollte einen Blick nach dem Schauplatz seines unermüdlichen Fleißes werfen, doch war in der tiefen Dunkelheit durchaus nichts zu unterscheiden. So ging ich denn zu Bette und schlief sogleich ein. Ich konnte aber nicht lange geschlafen haben, als ich plötzlich geweckt wurde. Wodurch, hätte ich nicht sagen können. Durch das heftige Zuschlagen einer Tür, durch den Fall eines schweren Gegenstandes? Ein knisterndes Geräusch folgte, ein regelmäßiges Hin und Her, das von

einer in Bewegung gesetzten Säge zu kommen schien. Merkwürdig, daß sie jetzt Holz sägen in der Nacht, dachte ich, wenn man das denken nennen kann, was einem in der Schlaftrunkenheit durch den Kopf schwebt ... Ach was, ach was! — nicht draußen, in meinen Ohren sägt's — bin Wein zu trinken nicht gewöhnt, habe vielleicht ein Räuschlein ... Ein Räuschlein, das mir eine besonders gute Nacht verschaffen wird. Und ich legte mich aufs Ohr und schlief weiter, erquickend und tief, und als ich am Morgen erwachte, war, wie ich sah, Kiwala schon dagewesen. Meine Kleider hingen sauber ausgebürstet am Rechen, der Waschtisch und die Wanne waren mit Wasser versorgt. Bevor ich noch mit meiner Morgentoilette fertig geworden, fand der Schloßwärter sich wieder ein, sah mich scheu mit neugierigen Augen an, fragte, wie ich geschlafen habe, und nahm mein: ‚Gut, vortrefflich!' erstaunt und ungläubig auf.

„Die Großtante empfing mich freundlich wie immer, aber um einen Grad weniger kühl als sonst. Auch ihre erste Frage war, wie ich geschlafen habe; meine befriedigende Antwort machte ihr sichtlich Vergnügen. Sie hatte einspannen lassen, und nach dem Frühstück fuhren wir in den Wald. Er war zum großen Teil unter ihrer langen Regierung angelegt worden und mit gutem Rechte ihr Stolz. Sie verstand sich auf die Forstwirtschaft trotz eines Professors der Waldbaulehre. Ihre ‚Baumkinder', wie sie sagte, belohnten die Pflege, die sie erfuhren, und strotzten von Gesundheit und Kraft. Wir hatten den Wagen verlassen und schritten unter alten, graustämmigen Buchen einem prächtigen Nadelholzbestande, der Lieblingsschöpfung der Großtante, zu. Auf diesem Wege fiel mir der Tod des armen Rudosch wieder ein, und ich fragte, ob wir nicht in der Nähe der Stelle wären, an der man seine Leiche gefunden hatte. Die Großtante antwortete kurz, es sei möglich, und lenkte sofort das Gespräch ab. Offenbar wollte sie an die traurige Begebenheit nicht erinnert werden, und ich hütete mich, ihrer nochmals zu erwähnen.

„Wir kamen knapp vor dem Mittagessen von unserer Ausfahrt zurück und fanden im Speisezimmer eine junge Dame, in die ich mich sogleich verliebte. Sie hieß Ellen Merton und fungierte seit einem Jahre bei meiner Großtante als Vorleserin. Ein entzückendes Geschöpf, frisch und heiter wie ein Maimorgen, geistreich und verständig. Ich unterhielt mich so gut mit ihr, daß es mich verdroß, als am Nachmittag Besuch erschien, noch dazu mir zu Ehren geladene Gäste aus der Nachbarschaft, denen ich Zeit und Aufmerksamkeit widmen mußte. Zur Entschädigung las Miß Merton am Abend schöne Gedichte von Longfellow reizend vor. Der Tag war zu rasch verflogen; ich wollte protestieren, als die Großtante um zehn Uhr aufstand und mich verabschiedete. Aber von einem Sündigen gegen die Hausordnung wollte sie nichts hören, es blieb dabei; sie reichte mir die Hand, riet mir, so bald und so rasch einzuschlafen wie gestern, und verließ den Salon, begleitet von ihrer allerliebsten Vorleserin.

„Nun tröstete ich mich: morgen ist auch noch ein Tag! und wußte nichts Besseres als die Stunden, die mich von ihm trennten, in angenehmer Bewußtlosigkeit zu verbringen. So begab ich mich denn in bester Laune zur Ruhe und befolgte aufs Haar den Rat der Großtante. Eine gute Weile mochte ich wohl im ersten tiefsten Schlafe gelegen haben, als ich aus ihm aufgeschreckt wurde wie gestern. Ich fuhr in die Höhe und horchte gespannt und war mir im ersten Augenblick bewußt: nicht das Zuschlagen einer Tür, nicht der Sturz eines schweren Gegenstandes hatte mich geweckt, sondern das kräftige Geschleudertwerden eines solchen auf eine harte aber bewegliche Masse, die unter dem Anprall knisterte ... Einen Augenblick Stille, und dann ein sägendes Geräusch — es kam von außen, das war mir heute sofort ausgemacht; es kam von der Stelle her, wo die Werkstatt meines armen Rudosch sich befand.

„Dort hatte einer eine Säge in Bewegung gesetzt. Sie glitt gleichförmig und behend hin und her und hatte eine eigentümlich

scharfe, hohe, boshafte Stimme und sagte ganz deutlich: ‚Mit Fleiß! mit Fleiß!‘ — und das lebendige Holz stöhnte unter ihr: ‚'s tut weh! 's tut weh!‘ ... Nun kam ein Knack, ein Wurf, die Scheite flogen auf den Holzstoß, er knisterte — dann folgte die Pause ... Er spannt ein neues Scheit ein. Er — wer? Wem fällt es ein Holz zu sägen mitten in der tiefschwarzen Nacht?

„Wie lange er's schon treibt? — Wie lange er's noch treiben will? — Mir klopft das Herz vor Ungeduld und noch einem anderen Gefühl, das ich mir nicht eingestehen will ... Und der Unermüdliche sägt und sägt, es knackt, die Scheite fliegen, der Holzstoß knistert ... alles still. Jetzt, jetzt! Ich atme auf, zähle die Sekunden — jetzt wird Ruhe sein ... Noch nicht! Das verdammte Sägen fängt von neuem an. Wieder eine Pause, wieder Hoffnung auf Ruhe, durch zehn, durch zwölf Sekunden — wieder die Enttäuschung. Sie tanzt einem auf den Nerven, diese Abwechslung zwischen erlösender Ruhe und dem aber- und abermals erhobenen Gekreische der eisernen Zähne. Sie singen ihr schrilles Lied: ‚Mit Fleiß! mit Fleiß!‘ — und das lebendige Holz stöhnt: 's tut weh! 's tut weh!‘ Ich machte Licht, stand auf, trat ans Fenster und sah hinaus. Es war, wie wenn ich in ein verschlossenes Rohr hineingesehen hätte. Der drüben, der Säger hatte keine Laterne angesteckt, verrichtete seine Arbeit im Dunkel. Was das heißt? — Was das nur heißt? ... Ich hatte einen närrischen Einfall, über den ich selbst lachen mußte. Lachen — nun, im ganzen war mir nicht danach. — Rieselnde Schauer durchfröstelten mich. Ein Ende! Ein Ende! Der Wahnwitz muß ein Ende haben ...

„Ich riß das Fenster auf. Ein eisiger Luftstrom blies mir entgegen, löschte das Licht. Ich beugte mich hinaus — keine Veränderung. Das sägende Geräusch blieb sich gleich, hörte sich bei offenem Fenster nicht anders an als bei verschlossenem. Konnte das sein? Mein Verstand war noch rege genug, um zu denken: Es kann nicht sein ... Aber ich höre, höre ja, daß es so ist.

Es kann nicht sein, und es ist ... Endlich überkam es mich: So sei es denn! Nimm das unerklärliche hin — was kümmert's dich? Geh schlafen und laß den Spuk sägen, soviel er mag. Ja — was es mich kümmerte? — Daß es mich nicht losließ, sich anklammerte an jeden Lebensnerv, an jede Faser meiner Wesenheit, mich mit übermenschlicher Stärke festhielt und mich zwang: Hör zu! Hör zu! Höre die Säge hin und her schleifen, gleichförmig, rastlos, unermüdlich, so wie nur einer sie gehandhabt hat, höre die Scheite knacken und auf den Holzstoß fliegen ... In mir bäumte sich alles auf gegen den gebieterischen Zwang; ein Grimm, ein wildes Wollen zu drohen, zu überwältigen, erfaßte mich in meiner Todesangst ... Ich raffte mich zusammen und stieß mit aller Kraft meiner Lungen den Schrei hinaus:

„‚Rudosch!'

„Aber — mein Schrei erstarb auf meinen zuckenden Lippen, weckte keinen Ton; die schwarze, gespenstische Nacht verschlang ihn, verschlang jeden Laut außer dem einen geheimnisvoll grauenhaften. Den trug sie, der schwebte heran auf eisernen gezahnten Flügeln, kälter als kalt, leiser als der Flug der Fledermaus, der strich über die Wurzeln meiner Haare, strich mir über Stirn und Augen, nahm meinem Mund den Atem, meinem Herzen den Schlag. — —

„Und nun — nun alles still, um mich, in mir, totenstill, und mein Bewußtsein entschwunden ...

„Aus tiefer Ohnmacht — ob bald, ob spät, könnte ich nicht sagen — erwachend, noch halb betäubt, erhob ich mich vom Boden, auf den ich gesunken war, und schleppte mich in mein Bett.

„Der schönste Herbstmorgen begrüßte mein Erwachen. Vor einer Weile schon mußte die Sonne am Horizonte erschienen sein, denn Königin Fichte prangte in Gold und Purpur vom Wipfel bis zum Saume ihres ringsum und weithin auf dem Boden ausgebreiteten Nadelkleides. Mir gegenüber war in-

dessen der Vollmond rot aufgegangen; da stand Kiwala, betrachtete mich mitleidsvoll und sagte etliche Male: ‚Ja, ja!‘

„Als ich bei meiner Morgentoilette in den Spiegel sah, erschrak ich über meinen Anblick; es war der eines Menschen, der eine schwere Krankheit überstanden hat.

„Von der Großtante wurde ich mit einem Blick begrüßt, in dem der Ausdruck von Enttäuschung lag. Sie fragte heute nicht, wie ich geschlafen habe. Nach dem Frühstück schlug sie mir vor, mit ihr einen Besuch bei Verwandten zu machen, die in der Nähe wohnten, meine zwei letzten Ferientage dort zuzubringen und dann direkt nach Wien zu fahren.

„Und Miß Merton?‘ fragte ich.

„‚Fährt mit uns und sogar recht gern. Sie hat sich, mußt du wissen, vor kurzem halb und halb mit deinem Vetter Eduard verlobt.‘

„Es war ein kleiner Schmerz, den ich aber bald überwand. Miß Merton heißt seit neunzehn Jahren Ellen Justin, und ist unsere sehr liebe Cousine.

„Im Winter ließ meine Großtante mir durch meinen Vormund mitteilen (sie selbst war eine Feindin des Briefschreibens), daß sie das Schlößchen verkauft und sich in Südtirol, in der Nähe von Novereto, angesiedelt habe. Dort besuchte ich sie noch manches Mal. Sie war immer gleich heiter, lebhaft, angeregt, aber von ihrem ehemaligen Gute, von ihrem geliebten Walde durfte man nicht sprechen. Nur der alte Kiwala, dessen Gesicht immer runder, dessen Leibesfülle immer ansehnlicher wurde, teilte mir einmal flüsternd mit, das Schlößchen habe oft den Besitzer gewechselt, sei aber jetzt in festen Händen.“

„Damit wollen Sie andeuten,“ sprach die Hausfrau, „der spukhafte Säger sei der Arbeit doch endlich müde geworden.“

„Ich deute nichts an, gnädige Frau, ich berichte Tatsachen.“

„Und Ihre Großtante hat nie mit Ihnen von diesen ‚Tatsachen‘ gesprochen?“

„Nie."

„Warum nur?"

„Vielleicht aus demselben Grunde, aus dem es in Westfalen verboten war, vom ‚zweiten Gesicht' zu reden."

Eine Pause entstand, dann fragte die Hausfrau ernst und eindringlich: „Also wirklich, Herr von Justin, Sie wollen diese Sägerei wirklich gehört haben?"

„Ich habe sie wirklich gehört," erwiderte Justin.

Unverbesserlich

Sie waren Zwillingsgeschwister, Fräulein Monika und Pfarrer Emanuel, hatten jüngst ihr sechzigstes Jahr erreicht und gehörten zur kleinen Gemeinde der einsamen Menschen. Was verliebt sein heißt, hatte Monika nie erfahren, obwohl sie einstens sehr nahe daran war, sich zu verheiraten. Aber nur aus Hochachtung. Was in ihrem Bruder vorgegangen, ob er Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, ob die Entsagung ihm so leicht geworden wie ihr, davon wußte sie nichts. Nur einmal, als sie etwas gedankenlos sich und ihn als Muster einer lautersten Lebensführung hinstellte, sprach er lächelnd:

„Vielleicht die Folge einer Mangelhaftigkeit unserer Naturen. Es kommt vor. Cicero soll nie geliebt haben."

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden war eine sogar bei Zwillingen auffallende. Sie waren groß und hager, hatten feine Gesichter von durchsichtiger Blässe mit Adlernasen und schmalen, geraden Lippen, die nie geküßt und nie ein gemeines Wort gesprochen hatten. Ihre Haare blieben noch im Alter reich und bewahrten ihr mattes, altgoldfarbiges Blond, so wie die Augen ihr helles Himmelblau. Aus denen Monikas blitzten oft schon bei geringem Anlaß Zornesfunken hervor, oder es sprach aus ihnen aus bloßer Freude am Dasein in Gottes schöner Welt eine Heiterkeit, die äußerst erquickend wirkte.

Emanuel hingegen war immer im Gleichgewicht, war des Zornes unfähig, sogar des — und darüber machte er sich Vorwürfe — sogar des heiligen Zornes. Er liebte seinen Beruf, seine Gemeinde, seine gelehrten theologischen Studien und die

Klassiker, besonders die alten, und haßte, so gut er hassen konnte, die Politik. „Denn," meinte er, „in der Politik können die Leute das Niederträchtige tun, ohne sich für niederträchtig zu halten und ohne dafür zu gelten."

Nach dem kleinen Pfarrsprengel im östlichen Mähren, in dem er nun seit vielen Jahren lebte, war er strafweise versetzt worden, weil er den Wunsch seiner obersten Behörde, in seinen Predigten scharfe Töne gegen gewisse Parteiungen anzuschlagen, unbeachtet gelassen hatte. Seine Schwester geriet damals außer Rand und Band. Sie sah die Welt in zwei Teile gespalten, in ein Heer von Übeltätern und einen Märtyrer, und beschloß, diesem von nun an ihr ganzes Dasein zu weihen.

Rasch und unwiderruflich machte sie ihre Verlobung rückgängig, nahm aber mit großer Zartheit dieser Tat den Stachel. Es gelang ihr, den Bräutigam zu überzeugen, daß jede der vielen, unter denen er jetzt die Wahl hatte, besser zu ihm passen würde als sie und geeigneter sei, ihn zu beglücken.

Die Geschwister begaben sich an den neuen Wohnort und erfuhren bei ihrer Ankunft manche angenehme Überraschung. Sie fanden eine ehrwürdige, gut gehaltene Kirche, ein kleines Pfarrhaus, das an freilich argen, aber nicht unheilbaren Schäden litt. Klaglos und ohne Überstürzung ging man daran, sie zu beheben. Der Regen mußte sich's abgewöhnen, durch das Dach und durch die Fenster hereinzusickern; die ausgebrochenen steinernen Stufen, die zur Eingangstür führten, wurden durch neue ersetzt und bekamen ein hübsches eisernes Geländer. Dem verwilderten Gärtchen vor dem Hause widmete Monika von allem Anfang an ihre liebevollste Pflege.

Eingerichtet war man bald, und die Einteilung der Zimmer ergab sich von selbst. Rechts die des Bruders, links, ihnen gegenüber, die der Schwester; doch betrachtete sie nur das zweite,

kleinere Gelaß als ihr ausschließliches Eigentum. Das erste, größere diente auch als Lese- und Musikzimmer. Durch den Gang, der nicht sehr breit war und die Gemächer voneinander trennte, gelangte man, an der Küche und den Wirtschaftsräumen vorbei, in den Obstgarten. Aus ihm führte ein gepflasterter Weg zur Pforte der Sakristei, und bei dieser Pflasterung war auf die Wahl flacher Steine kein Wert gelegt worden. — Man geht dahin wie auf einem Reibeisen, dachte Monika, aber er wird es nicht merken. Er würde es kaum merken, wenn er barfuß zum Gottesdienst ginge. Er bemerkt überhaupt so schwer etwas Unangenehmes; wie rasch und freudig jedoch das kleinste Gute!

Der neue Aufenthalt hatte aber wirklich gegen den früheren manchen Vorzug. Monika lächelte beinahe zustimmend, als der Pfarrer einmal sagte:

„Sollte meine Versetzung eine als Strafe verkleidete Belohnung gewesen sein?"

Die Geschwister fühlten sich wie in die Heimat zurückgekehrt. Sie hatten auf einem benachbarten Gute, dessen Verwalter ihr Vater gewesen, ihre frühe Kindheit zugebracht. Längst abgebrochene Beziehungen wurden wieder angeknüpft; alte Leute kamen und erzählten: „Wir haben Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter gekannt," und die Mitteilung eines kernigen Ausspruches, den er, einer guten Tat, die sie getan, folgte. Das Verhältnis der Gemeinde zu ihrem milden Hirten und zu seiner Schwester, die so leicht böse, aber auch so leicht wieder gut gemacht werden konnte, war im ganzen vortrefflich. Daß der Herr Pfarrer alle Ausgaben für sein Haus und auch manche für die Kirche aus eigenen bescheidenen Mitteln bestritt, wurde mit Befriedigung hingenommen. Mit Befriedigung, nicht mit Dankbarkeit — wo hat es je eine dankbare Dorfgemeinde gegeben? — „Wenn er's nicht hätte, würde er's nicht tun," hieß es. Aber es war doch angenehm, daß er's hatte.

Fünfundzwanzig Jahre lebten die Geschwister nun in dem stillen Dorfe, und sie waren ihnen vergangen wie ebensoviele Monate. Kam ihnen einmal ein Tag lang vor, so war es einer, an dem gar zu dauerhafte Besuche aus der nahen oder fernen Nachbarschaft sich eingefunden hatten. Trotzdem wurden die Gäste immer freundlich willkommen geheißen, und manche waren es auch wirklich. Am glücklichsten fühlten sich die Geschwister aber doch, wenn man sie den Feierabend in selbst gewählter Gesellschaft zubringen ließ; das war die denkbar beste, da wurde ein Buch aus dem Schrank genommen, in dem die Blüten klassischer Ehrwürdigkeiten ihr ewiges Leben führten, und der Bruder las vor. Oder vier alte Hände bewegten sich mit noch ziemlich elastischen Fingern auf den Tasten des guten, alten Klaviers, und die Geister Bachs, Beethovens, Haydns schwebten durch den Raum und riefen in den zwei Einsamen Ahnungen eines durchdringenden Allwissens, Allverstehens und Miterlebens wach. Alle Lieblichkeit und alles Grauen des Lebens tat sich vor ihnen auf, sie erschöpften seine schmerzvollsten Wonnen und seligsten Leiden, und sahen im Tod den Vollender eines reichen Daseins.

Und beim Gute-Nacht-wünschen dachten sie: Wir sind glückliche Menschen.

Ungetrübt floß das Leben freilich nicht hin; es kamen auch trübe Zeiten, besonders seitdem die Schule anfing, Politik zu treiben, und viele bisher Zufriedene hörten, daß sie eigentlich Unzufriedene zu sein hätten. Das schwerste Leid aber verursachten dem geistlichen Herrn seine unverbesserlichen Beichtkinder, die alten Sünder, über die er schon so oft das Kreuz — das Kreuz der Vergebung — gemacht hatte, die jungen, die schwerer belastet wiederkamen, als sie vor der letzten Lossprechung gewesen waren. Ach, die Jungen! Bei denen es nicht nur um die arge Gegenwart, sondern um die arge Zukunft ging. Menschenkinder, Sorgenkinder! Die Seele eines jeden einzelnen ist

ein ihm anvertrautes Gut, er hat die Verantwortung dafür zu tragen bis zum letzten Atemzug. Und deshalb, so hoffnungslos er auch manchmal war: wie einer, der die Hoffnung aufgegeben hat, handelte er nie, ließ sich lieber seine Langmut vorwerfen und alle Übel prophezeien, die ihm aus ihr erwachsen würden.

War's nicht ein Mißgeschick, daß an der Spitze der Nichtsnutzigen im Dorfe gerade Monikas ehemaliger Ziehsohn, der Edinek, stehen mußte?

„Nein," versicherte sie dem Bruder, der sie ungläubig anlächelte, „nein, sag ich dir, nicht eingefallen wäre mir's, mich seiner anzunehmen, wenn ich geahnt hätte, was für ein Unband aus ihm werden sollte."

Vor achtzehn Jahren war seine Mutter, die in der Stadt einen anstößigen Lebenswandel geführt, plötzlich in ihren Heimatsort gekommen, hatte sich bei Verwandten einquartiert und Geld ausgestreut wie Heu.

Die schiefen Blicke, die man ihr zuwarf, die spöttischen Begrüßungen, die man ihr zurief, schienen ihr Spaß zu machen. Sie lachte vor sich hin, wenn die jungen Frauen und Mädchen das Wippen der Federn auf ihrem Hute, das Rauschen ihres seidenen Unterrockes mit mißgünstiger Bewunderung anstaunten.

Das Wickelkind, das sie mitgebracht hatte, war das schönste, das man sehen konnte. Es hatte rabenschwarze, große Augen, eine Gesichts- und Hautfarbe wie hellbrauner Samt, und — unglaublich! den Kopf schon ganz bewachsen mit dunklen Löckchen. Es befand sich auch im Besitz einer reichen Ausstattung an Wäsche und Decken, an Bändern und Spitzen sogar. Daß es auf den Namen Eduard getauft worden, hatte man gleich gehört. Neugierige wollten aber noch mehr erfahren und fragten: „Na, und wer ist denn der Vater?"

„Was weiß ich?" erhielten sie zur Antwort.

„Vielleicht der Teufel," sprach eine Alte.

„Vielleicht," kam's lachend zurück, und die Übermütige küßte und herzte ihr Kind.

Als sie aber eines Morgens so plötzlich verschwand, wie sie erschienen war, vergaß sie es mitzunehmen. Man hörte nie mehr etwas von ihr. Der fremd klingende Name, den sie ihrem Söhnchen gegeben, verwandelte sich im Munde der Leute in ein kosendes „Edinek."

Aber ein anderer Name, mit dem er später verhöhnt oder gegeißelt werden sollte, lautete „Teufelsbrut" und blieb sein einziges mütterliches Erbe.

Um dem Gesetz Genüge zu tun, ließ sich ein Bäuerlein zum Vormund des Verlassenen ernennen. Die Rechte und Pflichten auszuüben, die er damit übernahm, lag ihm aber ferne. Sie waren, als wenn es gar nicht anders sein könne, vom ersten Augenblick an in die stets offenen und hilfsbereiten Hände Monikas geglitten.

Das Fräulein hatte den Schützling bei einem kinderlosen Ehepaare untergebracht, braven Leuten, deren letzte ruhige Stunde schlug, als der Knabe heranwuchs und ein phänomenaler Leichtsinn ihn zum Gegenstand ihrer beständigen Qual und Entrüstung machte. Monika versäumte nie, ihm auch in erziehlicher Hinsicht ihre Sorgfalt zu widmen; sie ermahnte, bestrafte, ja sie züchtigte ihn mit eigener jungfräulicher Hand, brachte aber nichts anderes zuwege, als ihm große Scheu einzuflößen, eine ganz besondere vor ihren Ermahnungen. Die machten auf ihn den Eindruck eines peinlich unangenehmen Geräusches, dem er um jeden Preis zu entrinnen suchte. Er verkroch sich, wenn er seine Wohltäterin dräuend nahen sah, lief oft vor ihr hilfesuchend geradeaus zum Herrn Pfarrer, rief

ihn an, war voll ehrlicher Reue, gelobte Besserung und faßte die besten Vorsätze. Dann hielt er sich eine Weile ordentlich, und in ungetrübtem Lichte erschienen seine guten Eigenschaften, seine Gutmütigkeit, seine Ehrlichkeit, seine Aufrichtigkeit. Sie blieben ihm auch im Jünglingsalter getreu. Monika ließ sie aber nur partiell gelten und fragte mit Recht: Wo bleiben sie den Frauen gegenüber? Zögert er je, die Hand nach einer auszustrecken, die ihm gefällt? Und was kümmert ihn dann das Unglück und die Schmach der armen Betörten?

Eine Entschuldigung hätte er vorbringen dürfen. Die Dorffräulein kannten ihn, warum liefen sie ihm nach. Warum? Vermutlich wußten sie selbst es nicht. Weil er so schön ist, so ganz eigentümlich schön, weil er besser als der Lehrer, der ihm nur ein paar Stunden gegeben hat, auf der Geige spielen kann? Weil ihm alleweil etwas Lustiges einfällt und man sich halbtot lacht, wenn er es erzählt?

Nein, aus diesen Gründen nicht: viel eher, weil er, achselzuckend sagten sie's, „halt so" war; weil er etwas Eigenes hatte, etwas Unbeschreibliches, das die einen unwiderstehlich anzog, andere wieder mächtig abstieß und dem Glauben an seinen teuflischen Ursprung Nahrung gab.

Ebenso verderblich wie für die weibliche Jugend war sein Einfluß auf die männliche. Das Beispiel der Auflehnung gegen Autoritäten, die ihm mißliebig waren, wurde von seinen Nachahmern gegen jegliche Autorität angewandt. Und die Streiche der Jünger fielen ärger aus als die des Meisters, weil den Jüngern die angeborene Gutmütigkeit fehlte, die ihm Zügel anlegte. Aber als der geistige Urheber all des Schlimmen, das sie taten, wurde doch er angesehen, und die Eltern erzählten einander, was für hoffnungsvolle Geschöpfe ihre Söhne gewesen, bevor sie in Grund und Boden verdorben wurden durch den Umgang mit dem Teufelsbraten. Jetzt hatte er sie in den Krallen; wie die Schafe ließen sie sich von ihm leiten, wurden

in seiner Gefolgschaft zu Säufern, Spielern, Schürzenjägern. Ein Unheil fürs Dorf war er, wenn er auch zur Kirche und zur Beichte lief, und im nüchternen Zustand aussah, als ob er nicht Fünf zählen könne. Im Rausche, bei den Prügeleien im Wirtshaus, die dem Pietienak, dem Gendarm, so viel zu schaffen gaben, da mußte man ihn sehen! Da kam der wilde Satan, der in ihm steckte, zum Vorschein.

So zusammengesetzt aus Widersprüchen er aber auch war, in einem blieb er immer gleich, in seiner Anhänglichkeit an den Herrn Pfarrer. Sie kam bei jeder Gelegenheit zutage, und schon als kleiner Junge hatte er sie bewährt. In der Volksschule nie durch etwas anderes ausgezeichnet als durch seine Faulheit und seine Frechheit, hielt er sich beim Religionsunterricht aus Liebe zum Herrn Pfarrer, und um ihm eine Freude zu machen, stets unter den Besten. — Einen Ministranten, wie er als Knabe war, konnte der geistliche Herr sich nie wieder erziehen, und ein gewissenhafter Besucher der Kirche blieb er bis heute. Er trat auch alljährlich mit solcher Andacht in den Beichtstuhl und an den Tisch des Herrn, daß Pater Emanuel ihn immer wieder hervorholte aus der Reihe der Unverbesserlichen, in die er ihn notgedrungen so oft gestellt hatte.

Ergötzlich und beinahe rührend — Monika selbst mußte das zugeben — war die Obsorge, die der nichtsnutzige Bursch allem widmete, was zum Eigentum der Pfarrei gehörte. Wenn sich jemand an ihm vergriff im Garten oder auf dem Felde, gab es für Edinek keine ruhige Stunde, bevor er den Täter erwischt und durchgeprügelt hatte. Eine widerrechtliche Handlung, für die aber Monika nicht ganz ohne sympathisches Verständnis war, denn in diesem Unrecht bekundete sich ein entschiedener Sinn für das Recht.

Eine Gelegenheit aber gab es, bei der der makelvolle Jüng-

ling nie versäumte, sich im reinsten Lichte zu zeigen. Um die Erntezeit, wenn der große Mangel an Arbeitern eintrat, wenn man um keinen Preis Leute auftreiben konnte, die das Heu, die Feldfrucht hereingebracht hätten, kam er daher und stellte seine Dienste zur Verfügung. Und war es auch nach einigen im Wirtshaus durchtollten Nächten und war auch sein hübsches Gesicht rot und gedunsen, waren auch seine Augen verglast, er kam, holte das Arbeitszeug herbei und verrichtete freudig und unverdrossen sein Tagewerk.

Es war ein ästhetisches Vergnügen, ihm dabei zuzusehen, und die Geschwister gönnten sich's, standen in einiger Entfernung und bewunderten ihn im stillen. Er fühlte recht gut, daß sie es taten; ein beglückender Stolz erhöhte seinen Eifer, er warf den Kopf zurück und übersah das Gebiet seiner Tätigkeit mit einem Feldherrnblick. Seine schlanke Gestalt reckte sich; mit weit ausholender, gleichmäßiger Gebärde schwang er die Sense und legte das goldene Getreide in mächtigen Schwaden vor sich hin.

„Sieht er nicht aus wie ein junger Perseus mit dem Sichelschwert, der Schlingel?" fragte Emanuel.

„So weit ein Perseus wie ein Schlingel aussehen kann," erwiderte Monika und ging nach Hause, um dem Perseus-Schlingel eine tüchtige Mahlzeit bereiten und aufs Feld schicken zu lassen.

Am nächsten Tage spendete sie ihm etwas weniger Willkommenes — eine Ermahnung. Sie stellte ihm vor, wie schön und in jeder Hinsicht ersprießlich es wäre, wenn er immer brav und arbeitsam sein wollte. Alles war vortrefflich gesagt, und die guten, klugen Worte mit Herzlichkeit vorgebracht.

Im Kopfe Edineks jedoch stellte sich ein Zusammenhang her zwischen diesen Ermahnungen und dem Zustande immerwährenden Bravseins, und sie verbanden sich zu der Vorstellung einer unermeßlichen Langweile.

Das Fräulein hatte kaum den Rücken gekehrt, als er auch schon dem Genuß eines so unmäßigen Gähnens frönte, daß er in Gefahr geriet, sich die Kinnlade zu verrenken.

Fräulein Monika war auf der Suche nach einer neuen Dienerin. Ihre, wie sie sagte, „langjährige Kathi" stand im Begriff, sie zu verlassen. Es hatte sich ein Liebhaber ihres wohlkonditionierten Sparkassenbuches gefunden, den sie für einen Liebhaber ihrer dürftigen Reize hielt: ein vagierender Schreiber von anrüchigem Charakter und um neun Jahre jünger als sie.

Mit ebenso viel Scharfsinn als Delikatesse stellte ihr das Fräulein die Gefährlichkeit des Schrittes vor, den sie unternehmen wollte. „Ich habe einmal gelesen," sprach sie, „sterben ist nichts, heiraten — das ist etwas."

„So?" Kathi, deren Gesicht viel Ähnlichkeit mit dem eines Meerschweinchens hatte, lächelte ernsthaft.

„Sie sollten nicht lächeln, liebe Kathi. Der Tod, sehen Sie, ist das Ende eines jeden Kampfes, während mit dem Eingehen einer Ehe der Kampf beginnt."

„So?" Kathis Lächeln wurde ironisch.

„Es handelt sich oft um Angriff und Verteidigung." Monika ging vom allgemeinen zum konkreten Fall über. „Sie zum Beispiel werden Ihr Sparkassenbuch zu verteidigen haben."

Das Meerschweinchengesicht nahm einen bösartigen Ausdruck an. Kathi mußte sehr bitten. Wenn das Fräuln glaubte, er, der Schreiber, beabsichtige eine Geldheirat zu machen, irrte die Fräuln. Und sie entwarf in knappen, abgebrochenen Sätzen ein derart geschmeicheltes Bild von ihrem Verlobten, daß Monika nicht umhin konnte, in scharfem Tone auszurufen:

„Sie sind verliebt!"

Das war in ihren Augen ein so harter Tadel, daß sie meinte, ihrer Köchin damit den Dolch ins Herz gestoßen zu haben, und über die eigenen Worte sehr erschrak.

Aber Kathi zuckte nur die mageren Achseln und antwortete schnippisch:

„Warum soll ich nicht verliebt sein?"

Auszusprechen, was sie dachte: „Sie haben nicht mehr das Recht dazu, sehen Sie doch in den Spiegel!" war Monika nicht grausam genug, und so hatte das Gespräch ein Ende.

Monika freute sich, daß sie ihren Ärger überwunden und die harten Worte, die er ihr eingab, nicht ausgesprochen hatte. Ihr Gewissen war gut und leicht, aber im Magen spürte sie einen leichten Druck.

Als sie zu ihrem Bruder ging, um ihm ihr jüngstes Erlebnis mitzuteilen, fand sie ihn nicht allein.

Ein junger, hübscher Mensch in Dragoneruniform stand in militärischer Haltung vor ihm und salutierte nun das Fräulein bei seinem Eintreten auf das ehrerbietigste.

„Um Gottes willen," rief Monika, „was ist Euch, Sylvin, Ihr weint ja!"

Sylvin bestätigte mit einem Schluchzen, daß er weine, und der Druck im Magen Monikas verstärkte sich. Der Anblick eines weinenden Soldaten war ihr alles eher als angenehm.

„Er rückt morgen nach seinem Urlaub wieder ein," sagte der Pfarrer, „und bekommt keinen Urlaub mehr, bevor er ausgedient hat. Die Trennung von seiner Braut, der Anna — du weißt, der Tochter des Zimmermanns — wird ihm sauer."

„Wohl und gut; aber ein Mann weint doch nicht, weil ihm etwas sauer wird."

Sylvin widerlegte diese Behauptung tatsächlich; der kräftige Mann, der aussah wie das blühende Leben, vergoß Ströme von Tränen.

„Ein Jahr, ein ganzes Jahr ... gnädiges Fräulein ... und die Anna, meine Anna ..."

„Wird sich schon noch gedulden, lieber Sylvin, wird auf ihn warten."

„Sie möcht wohl, sie meint wohl — und was sie is — o da ... da bin ich sicher ... aber die Bursche, gnädiges Fräulein — und eine so schöne Person, eine so schöne, schöne Person! ..."

Weiter konnte er vorläufig nicht, ein leidenschaftliches Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Wenn er seiner Anna sicher ist," sprach Monika trocken, „was kümmern ihn da die Bursche?"

„Die sind so keck! Die geraten jetzt alle der Teufelsbrut nach, dem Edinek. Wie soll ein armes Mädel sich erwehren, wenn die Mutter tot ist und der Vater oft die ganze Woche fort, in der Arbeit ... O gnädiges Fräulein! O wenn sich ihrer annehmen wollten! Die Leut sagen, daß die Kathi heiratet — o wenn das gnädige Fräulein die Anna nehmen möchte statt der Kathi, die Anna möchte ihr alles absehen an den Augen ..."

Das Wort „Augen" mußte eine besonders rührende Wirkung auf ihn ausüben, es war kaum ausgesprochen, als seine Stimme abermals brach.

Monika fühlte sich äußerst abgestoßen und äußerst gedrängt, ihre Empfindungen auszusprechen. So viele gute, kräftige Ermahnungen fielen ihr ein — wahre Schlager. Sie litt die Qualen eines Demosthenes, der nicht zu Worte kommen darf, aber sie schluckte, schluckte! Und es war, als ob in ihrem Innern kleine Hände kämpfend rängen, als ob es lautlos schrie: Wenn's nur nicht auf einmal übergeht!

Aber — unglückseliges Naturell! — es ging über.

Als Sylvin in seiner Pein sehr unschön aufschrie, war's mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Sie sprach. Leider keines der vortrefflichen Worte, die ihr früher in den Sinn geraten waren, sondern unüberlegte, unwillkürlich hervorgebrachte:

„Flenn er nicht! Hör er auf. Ihn stößt ja schon der

Bock. Wenn ich die Anna wäre, ich nähme lieber den Edinek als einen Mann, der flennt!"

Nun war ihr Magen frei, aber in welchem Zustand befand sich ihr Gewissen! Sie stand auf und verließ das Zimmer.

Sylvin fühlte sich eisig angeweht. Wie eingefroren versiegte der Quell seiner Tränen.

Bei dem Aus- und Aufbruch seiner Schwester hatte Pater Emanuel die Augenbrauen hoch emporgezogen. Auf seiner Stirn bildeten sich Falten, alle voll reinsten Wohlwollens, heiterer Freundlichkeit, und seinen Mund umkräuselte das bekannte, ein wenig überlegene und sehr gütevolle Lächeln. Er näherte sich dem rührseligen Kriegsmann, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Sei ruhig, Sylvin, sei du ganz ruhig. Glaub mir, Sylvin, bevor die Woche um ist, steht deine Braut unter dem Schutze des Pfarrhofes."

Nun war der Pfarrherr allein und geriet alsbald in eine der wundervoll rosigen Stimmungen, die sein Alter so jung und so schön machten. Durch keinen äußeren Grund veranlaßt, konnte auch kein äußerer Grund ihnen so leicht etwas anhaben. In herrlicher Unabhängigkeit, von jeder Erdenschwere frei, kamen sie und erfüllten ihn mit ihrem stillen, sanften, unsagbar warmen Lichte. In jungen Jahren hatte er diese Stimmungen nicht gekannt, sie waren Früchte des späten Alters, und um kein Jugendglück hätte er sie getauscht. Heute freute ihn einmal wieder alles. An ihm erfüllte sich die Verheißung: „Wer seine Zelle liebt, wird in ihr den Frieden finden." Er liebte seine niedrige, aber geräumige „Zelle", und jeden Gegenstand, den sie enthielt: die Einrichtung — Urväterhausrat, aber gediegen und erprobt. Jeder Schrank, jede Truhe, jeder Sessel sah ihn mit treuen Augen an und fragte: Bin ich dir nicht ein braver Diener gewesen? Habe ich je auch nur mit einem Fuße gewankt? Kannst

du mir einen übermütigen Sprung nachweisen? Fest wie Stein ist mein edles Holzwerk mit der Zeit geworden und metallisch sein milder Glanz. Wir haben deine Eltern überlebt, wir werden auch dich überleben. Was dann?

Was dann? Ja, Erben, die sie ihm zuliebe in Ehren halten würden, hatte er nicht, aber die neue Zeit weiß das Alter zu schätzen, besonders an Möbeln, und er prophezeite den seinen den glorreichsten Aufenthalt in einer berühmten Sammlung. „Ihr sollt es gut haben," sprach er munter und strich leicht mit der Hand an der Konsole hin, über der die Bilder seiner Eltern hingen, Werke einer altmodischen, schlichten, aber sehr echten Kunst. — Einen Gruß zu ihnen empor; dann trat er ans Fenster, öffnete beide Flügel und ließ die Herbstabendluft hereinfluten.

Sie kam in breitem Strome, kühl und sehr erquickend, und trug den Duft der späten Rosen herein, die noch im Vorgarten blühten. Edinek pflegte sie; er hatte eine gute Hand für Blumen, dieser Mensch.

Am Himmel verglomm ein blasser Purpurstreifen, die lange Reihe der fernen Berge begann sich im Dämmer zu verlieren. Bald sachte ansteigend, bald sich leise senkend, wellte die Landschaft zu ihnen hin. Etwas Großartiges hatte sie nicht, diese gute mährische Landschaft, aber für den alten Mann am Fenster einen liebkosenden Heimatszauber. Vom jetzt wasserreichen Flusse herbeigesandt, begannen graue Nebel sich in die Niederungen zu breiten und mählich jede Linie und jede Form zu verwischen, jede Farbe auszulöschen. Mildes, leises, vom geheimnisvollen Hauch des Sterbens umwehtes Hingleiten in die Nacht ... Und sie wieder nur ein Übergang zum lichten Morgen, und der Schlaf, auch der tiefste, der letzte, nur ein Übergang zu neuem Tage. Traumloses oder vielleicht traumumsponnenes Einschlafen, dem seligen Erwachen in Gottes himmlischer Nähe entgegen ...

Pater Emanuel hatte manche Anzeichen dafür, daß er vor

seiner Schwester sterben sollte, und überzeugt hielt er sich, daß sie ihn nicht lange überleben werde. So stark sie war, das ginge über ihre Kraft. Aber an seinem offenen Grabe sah er sie aufrecht stehen und angesichts des Trauergeleites wahrscheinlich tränenlos. Seine starke, seine schwache, seine liebe, alte Schwester!

Als sie ihn zum Abendessen rufen ließ, fand er sie genau so, wie er erwartet hatte. Mit etwas geröteten Wangen und unruhigen Augen. Auch ungewöhnlich gesprächig und lebhaft von Dingen redend, die ihr recht gleichgültig waren. Nach der Mahlzeit ging sie zum Klavier, blieb eine Weile unentschlossen, ob es heute eine Beethoven- oder eine Haydnfeier geben sollte, durchstöberte die Noten und sagte, über sie gebeugt, leichthin: „Unter anderm! Ich war recht grob mit dem sentimentalen Myrmidonen."

„Das warst du, liebe Schwester."

„Ich will meine Heftigkeit durchaus nicht entschuldigen, aber du weißt, daß Sentimentalität und alles, was ihr gleichsieht, mich anwidert, mich aufwühlt. Eine gewisse Art Männlichkeit fordere ich sogar von den weiblichsten Frauen. Übrigens läßt sich die Sache mit der Anna, die ja ein braves Mädchen ist, erwägen..." Sie neigte den Kopf tiefer — sie machte einen strengen Unterschied zwischen dem Bruder, ihrem vertrauten Freunde, und dem geweihten Priester, ihrem Seelsorger: „Morgen komme ich zur heiligen Beichte, Hochwürden."

Er jubilierte im stillen, ihm lachte das Herz. — Schlaf ruhig, kummervoller Sylvin, deine Anna ist geborgen, dachte er. Das hast du der Reue über einen unbezähmten Ausbruch der Ungeduld zu danken. Ja, ja, gar manches große Gute entsprang schon der Reue über ein kleines Unrecht — und da leugnen sie, da mißkennt sogar Goethe ihren Wert.

Die Hochzeit Kathis wurde prunkvoll gefeiert. In Seide starrend stand die Braut vor dem Altare und trug mit Stolz

und mit Recht den Myrtenkranz. Aber wie viel besser hatte ihr doch das immer blütenweiß garnierte Dienstháubchen gestanden! Trotz Schleier und Kranz nahm sie sich neben dem jugendlichen Bräutigam aus wie eine wohlhabende Großtante an der Seite ihres lachenden Erben.

Der Herr Pfarrer und Monika nahmen als Ehrengäste am Hochzeitsschmause teil. Für die Tafelmusik sorgte Edinek, gab auf seiner Geige Volkslieder und Tanzweisen zum besten und brachte dazwischen die tollsten Witze und Späße vor. Einen großen Teil der männlichen Jugend riß er zu schallendem Gelächter hin, die Mädchen kicherten, und viele von ihnen sahen ihn mit blitzenden, andere mit vorwurfsvollen Augen an. Der Neuvermählte trank ihm zu und schmunzelte verständnisvoll bei jeder Anspielung auf das Glück, eine schöne, reiche Frau heimzuführen. Aber die Alten und Mittelalterlichen stellten sich taub, kehrten ihm den Rücken zu. Zu schlecht angeschrieben war er bei ihnen, um mit seiner Unterhaltungsgabe und mit seiner Musik etwas anderes als ihren Ärger und ihr Mißfallen zu erregen.

Neulich erst hatte der Vorsteher selbst erklärt, es würde im Dorfe solide Bursche und brave Mädchen erst wieder geben, wenn der Teufel seinen zur Hölle längst reifen Sohn geholt hätte.

Auf dem Heimwege erging Monika sich in Betrachtungen. Erziehung! — einmal ist sie alles, einmal ist sie nichts. Dieser Edinek — wäre etwas anderes aus ihm geworden, wenn ihn Pestalozzi selbst in die Hand genommen hätte?

Ihr Bruder wußte es nicht, gestand auch, daß er sich keine Gedanken darüber mache.

Es sei allerdings fruchtlos, meinte sie, aber interessant. Und schad ist es um den Buben, sehr, sehr schad. Er hat künstlerische Anlagen, der Bub, könnte Musiker werden, Sänger, Schauspieler. Das weibliche Publikum hätte er für sich. Wie

sie ihn alle anstaunten, die Dorfprinzessinnen! Sogar die ernste Anna, die doch keinen Augenblick vergessen sollte, dem tränenreichen Bräutigam nachzutrauern, hatte mehr als einmal laut mitgelacht. Das Fräulein beschloß, ihr bei nächster Gelegenheit eine Bemerkung darüber zu machen.

Anna nahm seit einiger Zeit die Stelle Kathis im Pfarrhause ein. Sie hatte sich, durch ihre Vorgängerin in den Dienst eingeführt, deren Unterweisungen zunutze gemacht. Geschickt, still und freudig verrichtete sie ihre Arbeit, gab nie Grund zum Tadel und nahm jedes Lob wie ein Gnadengeschenk hin. An Respekt für ihre Gebieter leistete sie das Äußerste. Sie betrat das Zimmer des Fräuleins so ehrfürchtig, als ob sie eine Kapelle beträte, besorgte das Waschen und Plätten der Kirchenwäsche ernst und hingebend wie eine heilige Handlung. Wenn sie dem Herrn Pfarrer begegnete, blieb sie stehen, machte Front, knickste, und rührte sich noch eine ganze Weile nicht, nachdem er schon vorüber war.

Einmal sagte Monika: „Du hast Respekt vor dem Herrn Pfarrer, das ist recht. Was denkst du denn, wenn du ihn siehst?"

Ein großer Schreck bemächtigte sich Annas bei dieser Frage. Sie zerknüllte den Zipfel ihrer weißen Küchenschürze, führte ihn tief geneigten Hauptes an die blühenden, zuckenden Lippen und blickte das Fräulein von unten herauf bestürzt und ratlos an.

„Antworte. Du mußt immer antworten, wenn ich dich frage."

„Herr Jesus, gnädiges Fräuln, was ich denk? — Wenn ich ihn seh, denk ich, wie mir sein möcht, wenn er vor uns stehen möcht, vor mir und dem Sylvin, und uns trauen möcht... gnädiges Fräuln. Und wenn ich das denk, steigt mir's immer so rot in den Kopf, und ich möcht mich vor ihm niederknien."

Nun, dachte Monika, vorläufig hat der plärrende Othello noch keinen Grund, ihr ans Leben zu gehen.

Zu wachen hörte sie trotzdem nicht auf. Es war geboten, denn man sah den unternehmenden Edinek das Haus jetzt besonders oft umstreichen. Freilich, die Zeit der Kartoffelernte war da; er schickte sich an, sie hereinzubringen und hatte im Keller zu tun. Ins Haus selbst durfte er nicht, seitdem es ein so schönes Vögelchen beherbergte.

Am Tage nach dem Rosenkranzfeste wurde dieses Verbot von ihm gebrochen. Da kam er einher gestürmt, nahm in zwei Sprüngen die Stufen zur Eingangstür und rannte schreiend auf Monika zu, die eben am Ende des Ganges aus der Küche trat. „Fräuln, Fräuln, denken sich, die Pagasch, die niederträchtige ..."

Monika trat ihm mit gebieterisch erhobener Hand einen Schritt entgegen: „Beherrsche er sich. Solche Ausdrücke sind ..."

Sie mußte innehalten, Edinek war nicht zu bändigen.

„Drei Säck!" schrie er noch lauter als vorhin, „just die neuen, die die Fräuln erst gekauft hat, fort — gestohlen!"

„Was? Kartoffelsäcke?"

„Ich hab noch oben auf dem Feld zu tun, leg sie hin auf den Rain, wo der Weg ins Dorf geht, meinen Rock dazu ... komm nach einer Viertelstund wieder, und da liegt auch noch der Rock ... den haben's liegen lassen, der hätt sie verraten können. Aber, meine Säck! Meine neuen Säck, die hat mir das Gesindel ..."

Monika unterbrach ihn: „Ich habe ihm schon gesagt, daß er nicht zu schimpfen braucht. Aber recht schön, recht schön, daß es ihm nah geht. Übrigens hätte er auch besser acht geben und die Säcke nicht an den Rain legen sollen, wie hergerichtet zum Forttragen ... Das Diebshandwerk ist eben wieder recht in Aufschwung gekommen im Dorfe ..." Ihre Stimme wurde immer milder, die Empörung des Nichtsnutz über eine widerrechtliche Handlung berührte verwandte Saiten in ihr, und sie

schloß beinahe vertraulich: „Mir fehlen ja auch seit einigen Tagen zwei meiner schwarzen Hühner."

Edinek stieß von neuem sein Lieblingsschimpfwort aus: „Pagasch niederträchtige! Gleich drei Säck und zwei Hendeln, und Gott weiß, was alles noch! Aber ... ich kenn die Pagasch, und wenn ich sie erwisch — und ich ..."

Er schwor darauf, daß er sie erwischen und „treschaken" werde, fluchte und wetterte, überstürzte sich und warf in seinen Reden alles derart durcheinander, daß man nicht mehr wußte, ob er von den Säcken, der Pagasch, dem Fräulein oder von den Hendeln sprach.

Plötzlich aber, wie auf den Mund geschlagen, schwieg er, riß die Augen auf, starrte. — Anna war aus der Küche getreten, rosig und blond, im Glanz ihrer lieblichen Schönheit. Der Anblick wirkte auf den Jüngling, wie wenn er zum erstenmal in ihm schwelgte, berückend und entzückend. Es gab keine Erdäpfelsäcke und keine Hendeln mehr, das Fräulein war in einen Abgrund versunken, auf der ganzen Welt lebte nur die Anna. Der Gedanke: Du mußt mein werden! durchblitzte ihn, und er murmelte zu früh triumphierend: „Sackerlot!"

Monika riß ihn aus seiner Berauschung, indem sie ihm die Tür wies. Dann wandte sie sich mit strenger Miene ihrer Dienerin zu.

Das junge Mädchen bog sich wie eine Gerte, steckte den Kopf zwischen die emporgezogenen Schultern, rang die Hände über den Knien, pustete, schluckte und brach endlich in ein unaufhaltsames Gelächter aus.

„Worüber lacht sie?" fragte Monika. „Sie sollte nicht lachen, sie sollte lieber gut überlegen, wie sehr sie sich vor dem Nichtsnutz, dem Eduard, in acht zu nehmen hat."

„Verzeihn, gnädiges Fräuln, verzeihn," sprach Anna zwischen neuen Lachanfällen, „der ist ja ein Narr, und er" — das hieß bei ihr immer: der Sylvin — „ist auch ein Narr, daß er sich vor dem fürchtet."

Einige Tage später saß Monika in ihrem Zimmer am Tische vor der hellbrennenden Lampe und erwartete Anna, die im nächsten Augenblick kommen sollte, um den Kaffee zu servieren. Ihr leichter und rascher Schritt wurde eben vom Gange her vernehmbar, als ein Schrei ergellte, der dem Fräulein durch Mark und Bein ging. Ihre Magd hatte ihn ausgestoßen, und zugleich klang und klirrte das Getöse zu Boden gestürzten, zerschmetterten Geschirres.

Monika eilte zur Tür, riß sie auf und stand ihrem Bruder gegenüber, der auf die Schwelle seines Zimmers getreten war. Aus dem seinen wie aus dem ihren fiel ein heller Lichtschein auf den halb dunkeln Gang.

Das Fräulein stieß einen Schreckensruf hervor, der Pfarrer fragte gelassen:

„Was gibt es denn?"

Erstens also für heute keinen Kaffee. Das gute Getränk duftete ihm zwar entgegen, aber von den Fliesen herauf, wo es sich ausbreitete, aromatisch und dunkelhell. In seiner Nähe bildete die Sahne einen kleinen See und streckte nach ihm schmale Kanäle gleich sehnenden Ärmchen aus. Und drinnen und daneben lag in Trümmern das großelterliche Erbstück, das Altwiener Porzellanservice. Die Kanne mit dem gutmütigen Bäuchlein und der schlanken Taille, mit der Birne auf dem kuppelförmigen Hütlein, und die Zuckerdose und die Tassen, alles in Scherben.

Und an dieser Stätte des Unheils zwei Bilder menschlichen Elends. Dem Fräulein gegenüber preßte sich Edinek in Zerknirschung so dicht mit dem Rücken an die Wand, daß er platt gedrückt aussah wie eine Blume in einem Herbarium. Wieder starrte er zur Anna hin, jetzt aber in Todesangst. Und sie befand sich in sinnloser Verzweiflung. Aus diesem jungen Geschöpfe kam eine Wildheit zutage, deren man es nie für fähig gehalten hätte.

Fluchend hob sie die geballten Fäuste, ihre Augen glühten wie Feuerbrände, und wie das Herz ihr klopfte, sah man am Auf- und Niederwogen ihres Busentuches. Den Kopf zurückwerfend, stieß sie in schrillen Tönen abgebrochen hervor: „Teufel — vermaledeiter!... In die Hölle mit ihm!... Nicht hier herumlaufen — nicht Menschen unglücklich machen, Teufel!"

„Was hat er Ihnen getan?" fragte der Pfarrer.

„Ge—ge—geküßt," kam die Antwort unter Schluchzen und Stöhnen heraus. „Er hat mich ge—geküßt!"

„Abscheulich!" rief das Fräulein. „Abscheulich! Miserabilität! Er weiß doch, der Mensch, daß sie eine Braut ist."

„Und ‚er' hat gesagt, wenn ich mich ein einziges Mal von einem andern küssen laß..." Ein neuer Zornes- und Schmerzensausbruch mußte sich Luft machen, ehe sie schließen konnte: „mag er mich nicht mehr... und jetzt... und jetzt... wird er mich nicht mehr mögen..."

„Na, na," suchte das Fräulein zu beruhigen, hätte aber selbst nötig gehabt, beruhigt zu werden, und der Pfarrer sprach:

„Sie haben sich ja nicht küssen lassen; Sie wurden überrascht, und wie Sie darüber erschraken, und wie Sie sich wehrten, bezeugen dieser verschüttete Kaffee und dieses zerbrochene Porzellan."

Die Geschwister sahen einander wehmütig an, dann durchmaß Monika den Edinek mit einem Richterblick vom Wirbel bis zur Sohle.

„Dich," wandte sie sich zu ihrer Dienerin, „wird niemand zur Rechenschaft ziehen für die Untat eines..."

Während sie einen Ausdruck suchte, der ihrer nicht unwürdig und für den Verbrecher bezeichnend gewesen wäre, fiel Emanuel sanft ein:

„Nimm sie mit auf dein Zimmer, und Sie, Eduard," — wenn er Sie und Eduard sagte, war er sehr böse — „räumen hier auf und kommen dann zu mir."

Einen besonders schweren Stand hatte der geistliche Herr dieses Mal mit dem immer rückfälligen Sünder. Daß er die Anna mit Gewalt geküßt hatte, gab er zu, aber als einen Willensakt konnte er diese Tat nicht gelten lassen. Er ahnte selbst nicht, wie es geschehen konnte. Es hatte ihn, als er am Pfarrhof vorbei kam, mit Gewalt hinein und in den halbdunklen Gang gezogen, und im Gang war ihm die Anna entgegen gekommen, und da hatte es ihn zu ihr und seinen Mund auf den ihren gestoßen.

„Was soll das heißen? ‚Es' hat dich gezogen, ‚es' hat dich gestoßen? Es gibt kein ‚Es', das zieht und stößt. Der Mensch hat einen freien Willen, Eduard."

„Ja, hochwürdiger Herr Pfarrer, den hab ich, o den hab ich! Ich tu immer wollen, und immer das Beste, aber was nachher herauskommt, dafür kann ich nichts."

„Schäm dich, einen solchen Unsinn zu reden," zürnte Emanuel. „Aber du bist gar nicht mehr fähig, dich zu schämen, du bist unverbesserlich, und den Unverbesserlichen geb ich auf."

Edinek erschrak. In dieser Weise hatte der geistliche Herr noch nie zu ihm gesprochen. Schlecht stand es mit ihm, wenn der Übergütige also zu ihm sprach. Immer bereit, ins Äußerste zu stürzen, als wär's das Nächste, erwiderte er stockend, schluckend und in naiver, ehrlicher Verzweiflung:

„Wird schon so sein, werden schon recht haben, die Leut, die mich Teufelsbrut schimpfen ... Wird schon so sein, das Verfluchte, das mich zwingt, wird schon der Teufel sein."

„Laß dich nicht zwingen, laß dich nicht unterkriegen, widersteh der Versuchung!"

„Wenn ich nur nicht eine so teuflische Natur hätt, hochwürdiger Herr."

„Natur! Verschone mich mit deiner Natur. Weißt du, wozu sie da ist, deine Natur? — um überwunden zu werden — dazu!"

„Wenn man nur könnt ..."

„Man kann! nicht nur der Mensch, sogar das Tier kann seine Natur überwinden. Hast du nie einen braven Jagdhund gesehen? Wozu treibt ihn seine Natur, und was tut er, weil sein Wille stärker geworden ist, als seine Natur? ... Ja, sogar von einem Wolf weiß ich, der seine Natur bezähmte, einem wilden Wolf."

Edinek schien sehr ungläubig. „Haben ihn gesehen, den Wolf?"

„Das nicht. Er lebte vor ein paar hundert Jahren."

„Ein paar hundert Jahren — ja so."

Pater Emanuel hatte in einem Lehnstuhl Platz genommen; Edinek stand vor ihm, seine Haltung, die anfangs geknickt gewesen, war schon sicherer geworden:

„Hier war er? Hier bei uns?"

„Nein, in der Nähe einer italienischen Stadt, die Gubbio hieß, und der Schrecken der ganzen Gegend."

„Ein einziger Wolf? O den hätt ich ..."

„Nichts hättest du. Er war so stark, daß er alle, die gegen ihn auszogen, und wenn ihrer noch so viele waren, und wenn sie sich noch so gut bewaffnet hatten, überwand und auffraß. Zuletzt traute sich niemand mehr aus der Stadt, die Menschen waren hinter ihren Mauern eingeschlossen wie die Belagerten. Sie wären verhungert, wenn ein großer Heiliger sich ihrer nicht erbarmt hätte. Dieser Heilige war Franziskus von Assisi ... Du weißt von ihm."

Edinek bejahte.

„Der beschloß, sie mit Gottes Hilfe von dem Feinde zu befreien, machte sich auf und ging ihm entgegen."

„Das war schön! Er allein, ganz allein!"

„Zuletzt ja; anfangs hatte eine ganze Schar Leute ihn begleitet, als sie aber den Wolf erblickten, der heulend mit aufgerissenem Rachen auf sie zustürzte, wichen alle zurück."

„Nur der Heilige nicht!" fiel Edinek begeistert ein.

„Nur der Heilige nicht. Allein stand er da und erwartete den bösen Feind, der in wilden Sprüngen auf ihn zukam ..."

„Und hat nichts gehabt, kein Gewehr, keinen Säbel? ..."

„Eine mächtigere Waffe hat er gehabt als Säbel und Gewehr. Die geweihte Hand hat er erhoben und das heilige Zeichen des Kreuzes gemacht."

„Über den Wolf?"

„Du sagst es. Und das böse, ingrimmige Tier stand still, schloß den Rachen, senkte den Kopf und rührte sich nicht. Der Heilige aber sprach: ‚Komm näher, Bruder Wolf.'"

„Bruder?"

„So ist es uns überliefert. Und weiter sprach der Heilige: ‚Höre, Bruder Wolf, ich verbiete dir, einem Menschen, einem Geschöpfe Gottes, weh zu tun. Versteht mich mein Bruder?' Da konnte man sehen, daß ihn der Wolf verstanden hatte, denn er nickte mit seinem Kopfe, kam ganz nahe heran und legte sich demütig dem Heiligen zu Füßen. ‚Wolf,' sagte nun Franziskus von Assisi, ‚du hast schon viel Schaden angerichtet, viel Unglück in die Welt gebracht; der ganze Ort ist dir feindlich gesinnt.'"

Bei diesen Worten sah der Priester den schuldbeladenen Edinek fest und bedeutungsvoll an, und dieser blickte, vor Verlegenheit schielend, zur Seite und murmelte: „Nur die Männer."

„‚Aber ich will Frieden stiften zwischen ihnen und dir. Sie sollen dir alles Üble, das du ihnen zufügtest, verzeihen, und du sollst ihnen nichts Übles mehr zufügen.' Wieder nickte der Wolf, so zustimmend er nur konnte, und der Heilige hielt ihm die Rechte hin: ‚Wenn du's zufrieden bist, Bruder, dann versprich mir's in die Hand.' Und der Wolf hob die Pfote und legte sie in die Rechte des Heiligen, zutraulich und fromm und mit einem Nachdruck, wie ein solches Tier es nur irgend tun kann. So hat der Wolf sein Wort gegeben, und als der Heilige in die Stadt zurück ging, folgte ihm der Wolf wie ein guter Hund. Und hat sein

Wort gehalten, hat seine wilde Natur bezwungen, und hat sein Wort gehalten. Er ist ein Freund der Bewohner von Gubbio geworden, aus und ein gegangen in ihren Häusern, nirgends mehr gefürchtet und überall willkommen."

Edinek war immer röter und verlegener geworden. „Wohl, ja wohl," versetzte er zagend. „Es war halt ein Wunder."

„Es ist eine Legende, und ich denke mir die Stadt wie das Himmelreich und den Wolf wie den reuigen Sünder, den der Heilige dahin zurückführt."

„Es war halt doch ein Wunder," wiederholte Edinek; „ein Heiliger hat ein Wunder getan."

Aber es sprachen nur seine Lippen, ganz anders sprach sein Herz. Das schwoll und klopfte in starken Schlägen:

Ist der Mann, vor dem du stehst, nicht auch ein Heiliger? Lebt er nicht wie in einem gläsernen Hause? Wissen die Bewohner des Dorfes nicht alles von ihm? Hat er je etwas getan, das eines Heiligen unwürdig gewesen wäre? Nie, niemals!...

Er ist ein Heiliger, und wie zu einem Heiligen kann man zu ihm beten!

Überzeugt und ergriffen trat er näher an den Geistlichen heran, kniete nieder, hob die Augen tränenfeucht zu ihm empor und fragte:

„Möchten mir nicht die Hand reichen, damit ich meine Pfote hineinlegen kann?"

„Und mir Besserung versprechen?" Den Mund Emanuels umspielte das gewohnte, mild überlegene Lächeln.

„Ja! ja! ja! O nicht nur versprechen, Wort halten, wahr und gewiß, wenn nur Hochwürden die Gnade hätte, die große unendliche Gnade — ein Wunder zu tun!"

„Hoffnungslos!" murmelte Pater Emanuel und befahl ihm aufzustehen. „Das Wunder kannst nur du selbst an dir voll-

bringen," sagte er, „und sollst damit gleich anfangen, indem du dich einer Strafe unterwirfst. Ohne die kommst du mir dieses Mal nicht durch."

„N—icht?" Edinek fand, daß er in dem Fall schlimmer dran sei als der Wolf, machte aber keine Einwendung, sondern verbeugte sich still und ergeben.

„Ich befehle dir, von morgen an bis zu Allerheiligen statt des Meßners, der krank war und dem es noch schwer wird, seinen ganzen Dienst zu tun, die Kirche täglich am Morgen aufzusperren und zu säubern. Um vier Uhr an Werktagen, um fünf Uhr an Sonn- und Feiertagen. Morgen, Sonntag, also um fünf. Um acht Uhr ist Hochamt; vorher werde ich die Beichte hören."

Abermals verbeugte sich Edinek und versprach, daß der hochwürdige Herr alles in bester Ordnung finden werde.

Ja, im Versprechen und im Fassen von Vorsätzen ist der Mensch ein Meister. Pater Emanuel musterte die dürftige Kleidung, die er trug, der Mensch, und mochte nicht fragen, wohin der neue Anzug gekommen sei, den Monika ihm erst kürzlich hatte machen lassen. Er wußte ja: verspielt im Wirtshaus, beim Handelsmann eingetauscht gegen ein Kopftuch, ein Ringlein für die Geliebte, die eben an der Reihe war. Aber gleichviel, so kläglich ausgestattet konnte man ihn den Kirchendienst in der vorgeschrittenen Jahreszeit unmöglich versehen lassen.

Was tun? Ein Blick in die Brieftasche hatte den Geistlichen überzeugt, daß da nichts zu holen sei. So begab er sich denn zum Kleiderschrank und entnahm ihm eine warme Soutane, die er dem eben zur Strafe und Buße Verurteilten reichte.

„Der Schneider soll dir daraus einen Winterrock machen und mir die Rechnung schicken."

Nein, das war zuviel der Gnade, und so tief ergriffen und gerührt hatte sich Edinek noch nie gefühlt. Seine Beredsamkeit

ließ ihn im Stiche, sogar sein Atem war beklommen. Er zog die Hand Emanuels an die Lippen und bedeckte sie mit Küssen, von denen jeder einen feurigen guten Vorsatz bedeutete.

Seine Wohnung befand sich am Ende des Dorfes in dem halb verfallenen Häuschen einer alten Witwe. Auf dem Wege dahin traf er einige Bekannte. Sie luden ihn ins Wirtshaus zum Kartenspiel und wollten ihn, als er ablehnte, mit Gewalt fortreißen. Es setzte eine regelrechte Prügelei, die erfrischend auf ihn wirkte. Als Sieger über die Versucher und die Versuchung betrat er seine kleine Stube. Da war es schon recht finster; er entfachte das Petroleumlämpchen, entfaltete und betrachtete die Soutane. Wirklich, sie sah dem hochwürdigen Herrn ähnlich, sie war so gediegen, ernst und weich wie er selbst; kein andrer als er konnte sie getragen haben. Edinek legte sie, als er in seine mit Stroh gefüllte Bettlade zur Ruhe ging, dicht neben sich und atmete wohlig den leisen Weihrauchduft ein, den sie ausströmte. Den Kirchenschlüssel hatte er, damit alles Heilige beisammen blieb, in ihre Tasche gesteckt. Er betete andachtsvoll, schlief gut, erwachte rechtzeitig.

Als er beim Schein seiner Laterne ins Freie trat, heulte der Sturmwind ihm eisig entgegen; einzelne große Schneeflocken wirbelten in der Luft herum, zerschmolzen ihm auf dem Gesichte. Den Herbstmorgen durchschauerte eine Anwandlung von winterlichem Froste; es war der richtige Moment, einen Bußgang anzutreten.

Zehn Schritt vom Hause blieb der reuige Sünder plötzlich stehen und schlug sich vor den Kopf. Er hatte den Kirchenschlüssel liegen lassen ...

Eiligst umkehren denn, ihn hervorholen aus der Tasche der Soutane ...

Und nun hielt er sie in Händen, bewunderte sie und gedachte

der gütigen Absicht, in der der Pfarrer sie ihm geschenkt hatte. Ihr jetzt schon Ehre zu machen, konnte das eine Sünde sein? Er überlegte, beantwortete die Frage verneinend und — zog den Priesterrock über seine Kleider.

So angetan begab er sich wieder auf den Weg. O wie war ihm jetzt! Wie breiteten die langen Ärmel sich schützend über seine Hände! Wie angenehm wärmend umschlenkerte das lange Gewand ihm die Beine!

Und wie man sich in so einer Soutane fühlt, als ein ganz anderer, ein Vornehmer, als ein Kirchendiener und mehr — beinah als ein Kaplan.

Die Turmuhr schlug fünf, als er anfing mit Besen und Wischtuch in der Kirche zu hantieren. Es geschah beim Schein einiger Lichtstümpfchen, die er da und dort aufsteckte. Aber bald herrschte eine große Sauberkeit. So nett hatte es in der Kirche schon lange nicht mehr ausgesehen. Freilich, der Meßner ist alt; es wäre Zeit, daß er sich zur Ruhe setzte. Edinek könnte seine Stelle erhalten und dann auch einen Dienst im Pfarrhofe, als Wirtschafter, als Gärtner; das Fräulein sagte erst neulich wieder: „Eine gute Hand für Blumen, die hat der Nichtsnutz!"

Ja, wenn er in die Pfarrei kommen könnte — später, wenn die Anna verheiratet sein wird, denn früher nehmen sie ihn nicht... Leider! Sie geht ihm nicht aus dem Sinn, die Anna, er muß sehr oft an sie denken und an den ihr geraubten Kuß, aber auch an den Wolf, an dem er sich ein Beispiel nehmen soll — und wird!

Er war mit der Arbeit fertig, hatte zuletzt noch den Beichtstuhl abgestaubt, und ließ sich nun darin nieder, um seinen Gedanken bequemer nachzuhängen. Doch vergingen sie ihm im leichten Schlummer, in den er verfiel. Das Geräusch schlürfender Schritte weckte ihn; mehrere Personen waren durch die geöffnete Kirchentür eingetreten. Die Beichtkinder, die der Herr Pfarrer

erwartete ... Wäre eine schöne Geschichte, wenn ihn die sähen im Priesterkleide. Jetzt heißt es, sich davonmachen im Schutz der Dunkelheit, längs der Wand, am Altar vorüber, in die Sakristei ... Er steht auf — aber Himmel! da kniet schon jemand im Beichtstuhl vor dem Gitter ...

Edinek, ganz erschrocken, hält die Hand vors Gesicht und murmelt mit leiser, verstellter Stimme: „Mach sie oder er, wer's ist, daß er oder sie fortkommt, jetzt wird noch nicht Beicht gehört."

Seine Worte blieben unverstanden und wurden gänzlich mißdeutet. Er hatte sie kaum ausgesprochen, als das Beichtkind sein Bekenntnis abzulegen begann. Und nun spitzte er die Ohren. Wer da vor ihm kniete, war niemand anders als die Cibulka, die alte Diebin, die sich schon so oft an pfarrherrlichem Eigentum vergriffen, die er nie hatte „stellen" können, und die sich ihm nun selbst in die Hände lieferte. Sie hat sich im Beginn, gleichsam einleitend, allerlei kleiner Vergehen ohne Stocken angeklagt, aber jetzt kommt es zögernd und stotternd heraus, daß sie gestohlen hat.

Edinek konnte ein „Aha!" nicht unterdrücken, dämpfte aber dessen triumphierenden Ton durch ein kräftiges Räuspern.

„Also gestohlen — und was denn?"

„Dem Schullehrer aus dem Garten zwei Gurken."

„Nur zwei?"

„Nur zwei große."

„Die kleinen hat sie nicht gezählt, waren ihrer zu viele. Was weiter?"

„Dem Herrn Vorsteher ein Bündel Reisig aus der Holzlage."

„Für die Scheite könnt Ihr nichts, die sind von selbst mitgegangen. Was weiter?"

„Dem Kaufmann aus dem Laden eine Handvoll Reis."

„Wird eine tüchtige Hand gewesen sein, die Ihr Euch an dem Tag habt wachsen lassen. Was weiter?"

Jetzt kam's! Jetzt endlich war es da: „Vom Feld des hochwürdigen Herrn Pfarrers drei Säck."

Gibt es einen jubelvollen Grimm? Ja, denn Edinek empfand ihn. „Pagasch!" sprach er, aber so leise, daß die Cibulka es unmöglich gehört haben konnte, und er setzte befehlend hinzu: „Zurücktragen die Säck, gleich zurücktragen! Verstanden?"

„Herr Jesus! Allerheiligste Muttergottes, ich hab sie nicht mehr."

„So, so! Was angefangen damit?"

„Dem Juden verkauft."

„Und das Geld vertan, verpraßt!..."

„Gott im Himmel verpraßt — ich arme Witwe mit drei Kindern."

„Saubere Kinder! geraten alle Ihr nach. Lassen keine Kirsche rot werden am Baum, fressen alle schon grün auf. Diebsgesindel!"

„Herr Jesus!" Die Cibulka war in sich zusammengesunken zu einem Häufchen, aus dem heraus es wimmerte: „So streng sind der hochwürdige Herr nie mit mir gewesen!"

Die Mahnung kam sehr zurecht, bei einem Haar hätte der Pseudo-Beichtvater sich verraten. Er nahm sich zusammen und moderierte die Ausdrücke seiner Entrüstung. An Salbung fehlte es ihnen aber durchaus, und die Anzahl der Bußgebete, die er der armen Sünderin aufgab, war außerordentlich. Dann murmelte er etwas, das einer Lossprechung gleichen sollte und befahl:

„Fort! zurück zum Seitenaltar dort. Ihre Buß abbeten!"

Sie schlich unter tiefen Verbeugungen davon, und zum Entsetzen Edineks schlug die Uhr drei Viertel auf sechs. Auch begann es heller zu werden. Hohe Zeit zum Rückzug, er erhob sich. Aber Himmel! da kniete schon eine zweite im Beichtstuhl, und die erkannte er sogleich. Es war die Rušalkova, deretwegen ihm das Fräulein eine scharfe Zurechtweisung erteilt hatte.

Über die mußte er ins reine kommen, die Versuchung war zu groß. Seinen Platz wieder einnehmend, begann er rasch und leise:

„Dominus sit in corde tuo ...“ und bebte dabei vor Aufregung und schwerer Besorgnis.

Die Rušalkova bekannte redlich ihre unredlichen Taten, und er zählte die Minuten, fieberte vor Ungeduld, fiel ihr alle Augenblicke ins Wort: „Weiß schon! Geklatscht, verleumdet, den Mann ausgeschimpft, weiß schon ... Und sich an fremdem Eigentum vergriffen — was? Nicht auch gestohlen — nein? Ein paar Hendeln zum Beispiel?“

Die Rušalkova stutzte; so offenbar zornig waren Hochwürden nie gewesen, und sie, verwöhnt durch seine Güte und frech von Natur, bäumte sich auf und sagte trotzig:

„Ein paar armselige Hendeln.“

„Armselig? Hendeln aus der Pfarrei — geistliche Hendeln armselig? Zurücktragen! Hört Ihr? Um Verzeihung bitten — zurücktragen — augenblicklich!“

„Wüßt nicht wie,“ erwiderte das Weib, in Tränen, aber mehr des Grolles als der Reue, ausbrechend, „wir waren hungrig, wir haben sie gegessen.“

„Pag ...“, die zweite Silbe blieb ihm in der Kehle stecken ... Dreiviertel vorbei! schlug's in seinem Kopfe, klopfte wie mit Hämmern. Dreiviertel vorbei! ... Ihm war, als sträubten sich seine Haare vor Angst und Bangigkeit. Jeden Augenblick konnte der Herr Pfarrer da sein, ihn antreffen bei Ausübung eines frevelhaft angemaßten Amtes ... Kalten Schweiß auf der Stirn, mit so viel Atem wie ein Gewürgter, brummte er in Hast einige Worte, die mehr einer Beschimpfung als einer Ermahnung glichen und entließ die Diebin mit der Weisung, ihre Bußgebete: fünfzehn Vaterunser, fünfzehn Ave Maria, den Rosenkranz, am selben Altar abzubeten wie die Cibulka.

„Die richtige Buße kommt nach, du Diebin, die erteil ich dir

eigenhändig," setzte er unverständlich murmelnd hinzu, und die Rušalkova, die sich für absolviert hielt, verließ den Beichtstuhl. Eine dritte Bußfertige nahm sogleich ihre Stelle ein. Aber Edinek war schon aufgestanden. „Warten!" flüsterte er, ohne auch nur einen Blick durchs Gitter zu tun. Zur Seite gedreht, den Anwesenden — es waren ihrer noch wenige — den Rücken zukehrend, schleifte er quer durch die halbe Kirche, umging nach tiefer Kniebeugung den Altar und befand sich in der Sakristei.

Es war gerade noch Zeit, hinter den großen Schrank mit den Meßgewändern zu schlüpfen, den man der Feuchtigkeit wegen etwas weggeschoben hatte von der Mauer.

Die Turmuhr hob aus zum sechsten Schlag, der geistliche Herr trat ein und ging geradenweges in die Kirche. Nun entledigte Edinek sich der Soutane und verbarg sie, sorgsam zusammengelegt, hinter dem Schranke. Dann ging er ins Freie. Die Luft war feucht und schwer, der Himmel trostlos grau.

Der alte Meßner hatte sich schon eingefunden und die Glocke, die zur Kirche rief, in Bewegung gesetzt. Von verschiedenen Seiten kamen Leute herbei, nicht lange und das Gotteshaus wird gefüllt sein.

Dem Edinek ist ganz kurios zumute. Eigentlich ist ihm, als ob er davonlaufen sollte. Aber statt dessen kehrt er zurück in die Kirche, bleibt unfern vom Eingange stehen und späht nach seinen Beichtkindern aus. Sie knien, noch eifrig betend, vor dem Seitenaltare. Er lächelt boshaft und denkt: Kanaillen!

Der Herr Pfarrer hat den Beichtstuhl verlassen; bald kommt er wieder, und die Predigt beginnt.

Neben Edinek entstand eine kleine Bewegung, die Leute rückten zusammen, machten Platz; die imposante Gestalt des Fräuleins schritt durch die Menge, der Bank ganz vorne neben dem Altare zu.

Mit geneigtem Kopf, mit gesenkten Augen folgte ihr Anna. Die jungen Burschen stießen und zwinkerten einander an, sahen dem schönen Mädchen nach. Gar zu gern hätte ihnen Edinek zugeraunt: „Zwinkert nur — ich, ich habe sie geküßt!... Das war, das war, ihr Tröpfe, als wenn ich meinen glücklichen Mund auf eine rote, volle, frische Rosenknospe gedrückt hätte!"

Wenige Minuten nur, und der hochwürdige Herr stand auf der Kanzel, begann seine Predigt mit der Auslegung der Epistel und des Evangeliums am einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten, erklärte, was gemeint sei mit den Worten der Schrift: „Denn wir haben nicht nur zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaft und Mächte, wider die Geister der Bosheit in der Luft..."

Den Worten vermochte Edinek nicht zu folgen, er erwog sie kaum; was ihn tief und mächtig ergriff, war der Anblick des Heiligen dort oben auf der Kanzel, der war's! Er! Er! In seinem priesterlichen Ernst, durchleuchtet vom Geist seiner gütevollen Weisheit und einer Liebe, die, einem unerschöpflichen Borne entquollen, niedertaute über das mühsal- und schuldbeladene Menschenvolk zu seinen Füßen. Göttlich erschien er ihm und verdammenswert das Verbrechen, in eines seiner Rechte einzugreifen.

Und von ihm war es begangen worden in frevelhaftem Übermut — von ihm, dem Sünder, dem Wolf!

Das Bewußtsein seiner Schuld fiel ihm klar und fürchterlich aufs Herz. Und mit einem Male kamen auch die Gedanken an ihre Folgen angestürmt. Maßlos vergrößert durch Angst und Gewissensbisse erhoben sie sich dräuend vor ihm, jagten ihn fort! fort! trieben ihn zur Flucht.

Scheu und hastig stahl er sich hinweg, schritt längs der Kirche, längs des Pfarrhofgartens dem Dorfe zu... Aber nun fiel ihm ein, daß er die Soutane in der Sakristei liegen gelassen hatte, in einem feuchten Winkel, wo sie verschimmeln würde. Ihn

jammerte des letzten Geschenkes, das er vom hochwürdigen Herrn empfangen hatte, des schönen, lieben!... Weit und breit war niemand zu sehen; er durfte wagen zurückzueilen und die Soutane hervorzuholen aus ihrem Versteck. Fest an seine Brust gepreßt, trug er sie durch den immer unverschlossenen Garten der Pfarrei, durch den Gang, dessen Halbdunkel ihm so verhängnisvoll geworden war, und legte sie auf die Schwelle der Zimmertür Seiner Hochwürden. Hochwürden sollte sicher sein können, daß kein Mißbrauch mehr mit ihr getrieben werde.

Und nun eiligen Schrittes durchs Dorf, verfolgt von quälenden Vorstellungen... Eine Viertelstunde noch, und der Herr Pfarrer tritt an den Altar, eine halbe Stunde, und die Wandlung kommt und die heilige Kommunion, und vor dem Geistlichen knien fünf Kommunikantinnen, und nur dreien hat er die Absolution erteilt. Es wird gefragt, geantwortet — da ist's geschehen. Die Sünderinnen sind fortgewiesen vom Tische des Herrn, ungespeist, zu Tode beschämt... Sie werden ihn fluchen, die Weiber, der ganze Ort wird ihn bitterer hassen, als die Bewohner der Stadt, deren Namen er vergessen hat, den Wolf gehaßt haben... Seine Phantasie, sonst eine eingefleischte Schönfärberin, führt ihm heute nur düstere Bilder vor. Verklagen werden sie ihn. Religionsstörung wird es heißen — und darauf steht der Kerker...

Im Dorfe ist es still und leer. Nur hie und da guckt aus einem Fensterchen ein altes, runzeliges Gesicht. Müde, Gebrechliche, die sich nicht mehr zur Kirche schleppen können. Aus einer Haustür kommt eine geballte Faust zum Vorschein, und eine zittrige Stimme kreischt:

„Is die heilige Meß' schon vorbei? Oder haben's den Teufel ausgetrieben?"

Es folgt keine der kecken und lustigen Antworten, die man

gewohnt ist von Edinek zu hören. Er hastet stumm seiner Wohnung entgegen, langt bei der Hütte an, die ihn heute zum letzten Male beherbergte, und die ihn zum ersten Male zutraulich anmutet.

Seine wenigen Habseligkeiten waren bald zu einem Bündel zusammengeschnürt. Obenauf schnallte er die Violine und wanderte fort mit seiner leichten Bürde auf dem Rücken.

Sein Zukunftsplan reifte, während er ihn auszuführen begann. Über die Grenze ging es nach Ungarn. Der Weg war ihm bekannt, er hatte in manchen der umliegenden Ortschaften Abenteuer der verschiedensten Art erlebt. In Ungarn fanden die Verfolger, die sie ihm gewiß nachschicken würden, ihn nicht so leicht. Da mochte er ihm nachlaufen, der Gendarm Pietienak, der den großen Haß auf ihn hat, wegen seines Lümmels von Sohn, über den sich keiner traute und den Edinek neulich so arg verprügelte.

Der Sturm gab sich Ruhe, der Himmel war reingefegt, sah beinahe freundlich aus und schien geneigt, der Mutter Sonne einen Blick auf ihr geliebtes Kind Erde zu gönnen.

Nach einigen Stunden rüstigen Vorwärtsschreitens war Edinek auf eine Anhöhe gelangt, von der aus man fern ins Land sehen konnte. Adje, stolzer Javornik! Adje, blaue Berge, die in weitem Halbkreis die Heimat umsäumen. In Ungarn, sagen die Leute, gibt's keine Berge, nur Steppen, Felder, unabsehbar groß, und reiche, reiche Magnaten. Bei so einem — das ist sein Plan — will er in Dienst treten, als Gartengehilfe, oder als Knecht, oder vielleicht kommt er in den Stall als Pferdewärter. Und bald werden sie staunen, was für ein Arbeiter er sein kann, wenn er will. Und wenn er sich recht ausgezeichnet haben wird, dann geht er zurück zum Herrn Pfarrer und sagt: „Sehen Hochwürden, es ist doch etwas aus mir geworden, und jetzt bitt ich um Verzeihung und bitt um meine Soutane."

Seine guten Gedanken erfrischten ihn, gaben ihm Kräfte

zu fröhlichem Weiterwandern trotz des quälenden Hungers, der sich schon vor einer Weile eingestellt hatte.

Am Nachmittag kam er in ein großes Dorf. Mitten drin, auf dem Platze, erhob sich sehr stattlich das Wirtshaus. In reifer Schönheit prangend, stand die Wirtin vor der Tür, das Schlüsselbund am Gürtel, einen Zipfel der schneeweißen Schürze aufgerafft.

Edinek trat auf sie zu, grüßte höflich und behielt den Hut in der Hand. „Frau Wirtin, ich habe großen Hunger und nicht das kleinste Geld."

Sie maß den Wanderjüngling im dünnen, rostfarbigen Röcklein: „Man sieht ihm beides an, und daß er ein Fallot ist, obendrein."

„Da irrt sich die Frau Wirtin, das bin ich nicht." Er funkelte sie strafend an mit seinen Feueraugen; seine Lippen verzogen sich wie die eines schmollenden Kindes, und er wollte fort ohne Gruß.

Die Wirtin hielt ihn zurück: „Mach er keine Geschichten. Ein Stück Brot werde ich für ihn noch übrig haben."

Sogleich kam sein Groll zu Falle, und der Übermut stieg auf: „Trockenes? Da drin," er deutete auf seine Kehle, „ist's auch nicht sehr feucht."

Sie lachte und trat ins Haus. Edinek folgte ihr und saß bald darauf in der geräumigen Wirtsstube vor einer Schüssel mit Suppe, in der zwei gewaltige Knödel schwammen.

In dem Raume, der ihm angewiesen worden, zeigten sich Vorbereitungen zu einem Feste. Der Boden war frisch gescheuert, an den Wänden und über den Türen waren Girlanden aus Reisig und Papierblumen angebracht. Der ungebetene Gast war mit seiner Mahlzeit noch nicht fertig, als die Frau Wirtin erschien, mit einem Pack Leinenzeug unter dem Arme.

Edinek sprang auf: „Kann ich helfen?"

„Bleib er sitzen, schau er, daß er fertig wird, und dann troll er sich. Wir haben viel zu tun."

„So, was gibt's denn?"

„Einen Hochzeitsschmaus. Zwei Reiche heiraten."

„Na ja! Wo Tauben sind ... Ich krieg keine Reiche, Frau Wirtin."

Wenn sich nicht eine in deine hübschen Augen vergafft, du Spitzbub, dachte sie, und er, mit seiner unfehlbaren Kunst, Weibergedanken zu lesen, wurde schleunigst galant.

„Das kann ich nicht sehen, daß sich die Gnädige so abschleppt!" rief er und nahm ihr trotz ihres Sträubens das Tischzeug ab.

„Wohin damit?"

„Erst müssen die Tische zusammengerückt werden. Warte er, mach sich nicht wichtig und esse weiter."

Er setzte sich wieder vor seine Suppe hin, und die Frau verließ das Zimmer, um einen Stoß Teller zu holen, den sie bald darauf hereinbrachte.

Edinek hatte eben den letzten Bissen mit dem selben Vergnügen wie den ersten verzehrt. „Das war gut!" rief er, „und ich danke auch schön!" und eh die Wirtin sich's versah, war er auf sie zugelaufen und hatte ihr einen derben Kuß auf den Mund versetzt. Sie tat sehr entrüstet; von den vielen Tellern, die sie trug, fiel aber keiner auf den Boden. Mit sicheren Händen hielt sie alle fest, stellte sie auf die Anrichte und sprach:

„Er ist ein unverschämter Kerl. Ich möchte nur wissen, woher er kommt; muß eine kuriose Gegend sein, wo's in der Mod is, den Leuten nur so um den Hals zu fallen."

„Es ist eine schöne Mod und eine schöne Gegend, Frau Wirtin, und ein Heiliger lebt dort." Den letzten Satz sprach er ganz wehmütig.

„Der Heilige wird sich wohl nicht viel mit ihm abgegeben haben?"

„Doch, doch ...! Aber jetzt an die Arbeit. Wie soll ich die Tische stellen?"

Sie gab an, half mit; alles ging rasch vonstatten. Eine große Tafel in Hufeisenform war bald sauber gedeckt. Die Mägde hatten Glas und Eßzeug gebracht, die Wirtin und Edinek legten alles an den rechten Platz; er sprach und scherzte in einem fort, fragte auch:

„Unter anderm: Gibt's denn hier keinen Wirt?"

„'s gibt ihn schon, nur daß er jetzt in Ungarn is und Vieh einkauft."

„In Ungarn? So, so, dahin bin ich grad auf dem Weg. Vielleicht treff ich ihn und kann ihm einen Gruß ausrichten von der Frau Wirtin."

„Richtig, er is der Bote, auf den ich gewartet hab! Also mach er, daß er fortkommt."

„Noch nicht; mir gefällt's da bei ihr; und meinen Dank muß ich auch noch abtragen für das gute Frühstück."

„Den schenk ich ihm, den kann er für sich behalten, seinen Dank. Hört er?"

„Warum will die Frau Wirtin mir die Kränkung antun?" fragte er mit so kläglicher Miene und in so jämmerlichem Tone, daß sie laut auflachen mußte.

Nun hatte er gewonnenes Spiel, ließ seinen Übermut die Zügel schießen und brachte Späße der verschiedensten Qualität in Hülle und Fülle vor. Es sprühte nicht nur, es qualmte auch.

Die Wirtin, keineswegs zimperlich, lachte um so herzhafter, je derber seine Witze wurden, und er, geschmeichelt durch diesen Erfolg, schenkte ihr bald sein ganzes Vertrauen. Sie erfuhr, daß er auf dem Wege nach Ungarn sei, wo er Gärtner bei einem Magnaten werden wolle, oder — eben überlegte er sich's — oder vielleicht Primas einer Zigeunerbande. Auch daß er sein Dorf vorsichtshalber verlassen habe, teilte er ihr mit und gab die Szene im Beichtstuhl zum besten. Er dramatisierte sie sogar.

Er stellte in komischer Abwechslung sich sitzend, die Diebinnen knieend, die eine zerknirscht, die andere frech dar, er stöhnte, winselte, widerbellte mit ihren alten Stimmen, machte die Gesichter, die sie schnitten, und ihre Gebärden nach. Die Wirtin war ein dankbares Publikum, hielt sich die Seiten, wand sich vor Lachen und stieß unter Schreien und Kreischen hervor:

„Hör er auf! — Hör er gleich auf — ich platze!"

Aber je mehr sie kreischte, je toller trieb er's, und zuletzt gab es solchen Lärm, daß ein Knecht und zwei Mägde kamen, um zu fragen, was denn los sei bei der Frau Wirtin.

Sie versicherte, daß ihr nichts fehle, sie habe nur unbändig lachen müssen über den Narren da; und sie versetzte ihm unter neuen Kontorsionen einen fast zärtlichen Backenstreich.

Edineks Eitelkeit war geschmeichelt, er brannte darauf, neue Lorbeeren einzuheimsen. Ja, die Leute zum Lachen zu bringen verstehe er, habe seine Kunst erst neulich bei einem Hochzeitsschmause ausgeübt, er würde sie auch hier gern zeigen, wenn es der Frau Wirtin recht wäre.

Es war ihr recht, und er flüsterte ihr zu: „Meßner und Beichtvater in der Früh, am Abend Lustigmacher, das ist ein Leben! Das paßt mir!"

Eine Wandertruppe, die vor längerer Zeit im Dorfhotel Station gemacht, hatte an Zahlungsstatt einige alte Anzüge dagelassen. Er durfte darunter wählen, was ihm für die Gelegenheit passend schien, und entschied sich für einen blauen Frack mit Messingknöpfen, eine weiße Hose und eine hohe Krawatte mit Vatermördern. Sein bloßer Anblick erweckte Heiterkeit. Die Kleider waren zu weit für ihn und umschlotterten seine schlanke Jünglingsgestalt, die langen Frackschöße flogen wie Fahnen hinter ihm her, und wie zwischen zwei Lanzen blühte sein feines, rosiges Gesicht zwischen den spitzigen Vatermördern hervor,

seine Geige hielt er unbeholfen im Arme und schien ratlos, was mit einem solchen Ding anzufangen sei.

Die Gesellschaft hatte den hergelaufenen Possenreißer mißtrauisch und verächtlich begrüßt, aber die bärbeißigen Gesichter verwandelten sich in heitere, als er damit begann, einen desparaten Musikanten darzustellen, der einen Hochzeitsmarsch aufspielen soll, und, eingeschüchtert durch den Anblick der imponierenden Gesellschaft, seinem Instrumente schrille Gickser und katzenjämmerliches Miauen entlockte. Plötzlich aber setzte er die Fidel fester an, schwang den Bogen und strich mit wilder Sicherheit über die Saiten. Der Musikant hatte seine Kunst wiedergefunden und ließ eine jauchzende, hinreißend fröhliche Weise erklingen. Als Gegenwirkung der Angst und Pein, die er am Morgen ausgestanden hatte, überkam ihn eine elementare, eine tolle Lustigkeit und weckte bald lauten Widerhall. Die nie versagende Dankbarkeit für den Komiker stellte sich ein, er durfte am Tische Platz nehmen, mitessen und mittrinken. Als der Tanz anging, erlitt er den Genuß, die Frau Wirtin einige Male durch das Lokal zu rollen, und erholte sich von der Auszeichnung bei der Polka mit jungen, hübschen Mädchen.

Der Tag graute, das Fest war noch nicht zu Ende, aber die Hausherrin mahnte ihn fürsorglich:

„Jetzt mach er sich aus dem Staub, er hat noch gute zwei Stunden zu laufen bis zur Grenze."

Sie steckte ihm einige Nahrungsmittel zu, gab ihm etwas Geld und hätte ihm auch den Raub eines zweiten Kusses verziehen, wenn ihm darum zu tun gewesen wäre. Er aber war kein Freund von Wiederholungen und stattete seinen Dank platonisch ab.

Nachdem er sich am Brunnen gewaschen und nachdem er seine eigenen Kleider wieder angezogen hatte, trat er die Wanderung ins Ausland Ungarn an. Eine herrliche Zuversicht erfüllte ihn, ein köstlicher Glaube an sein gutes Glück, seinen guten Stern.

Wie war es ihm jetzt wieder ergangen! Konnte er sich's besser wünschen? Als hungriger Habenichts zu wildfremden Menschen kommen, ihnen etwas vorfiedeln, ein bißchen lustig sein, und nach ein paar Stunden satt, belobt und beschenkt weiterziehen — versuch ein anderer, ob ihm das gelingt!

Juchhe! Also vorwärts, hinaus in die Welt! Ihm kann's nicht fehlen, er musiziert sich durch bis zu dem Magnaten, auf den er fahndet. Der wird sich wundern, was für einen tüchtigen Arbeiter er an ihm gewonnen hat, und ihn auch reich belohnen; sie sind großmütig, so heißt es, die Magnaten.

Nur daß ihm der Teufel das Spiel nicht verderbe ... Hüte dich, Teufel! Edinek faßte von neuem die besten Vorsätze und wehrte sich eine Zeitlang tapfer gegen den Schlaf, der ihn bei dieser Beschäftigung überfiel.

Der Weg führte ihn an einem Kruzifix vorbei, das am Rain zwischen vier Pappeln auf steinerner Stufe stand. Dort kniete er nieder zum Morgengebet. Aber bald verschwammen seine Gedanken, und an das Holz des Kreuzes gelehnt, unter den ausgebreiteten Armen einer göttlichen Liebe, schlief er ein.

Das war wonnig; es kamen alsbald auch Träume in holden Scharen, fein wie feinste Düfte, durchsichtig wie dünnste Schleier. Er stand mitten unter Blumenbeeten; unabsehbar breiteten sie sich, und alle hatte er bepflanzt, gepflegt, gezogen. Er war stolz auf sein Werk, und der Magnat war so entzückt, daß er ihn bat, sein Schwiegersohn zu werden ... Der gute Magnat ... Jetzt faßte er ihn an der Hand — und rüttelte ihn ... o! o! warum so derb? Das geht über den Traum und verjagt ihn. Edinek erwacht. Das bärtige Gesicht, das sich über das seine beugt, ist nicht das des guten Magnaten, sondern das seines gefürchteten, grimmigen Verfolgers, des Gendarmen Pietienak.

Edinek glotzte ihn an mit den erschrockenen Augen eines plötzlich aus dem Schlafe geweckten Kindes. Bei einem Haar wäre er in heiße Tränen ausgebrochen. So aus dem schönsten

Traum gerissen zu werden! Aus den Armen einer Magnatentochter durch die rauhen Fäuste eines Stöckelknechtes!... Wie schadenfroh der grinste, wie er die Gelegenheit begrüßte, Rache zu nehmen für den zerdroschenen Sohn! Edineks Rührung verwandelte sich in Wut, er sprang auf, führte einen kräftigen Faustschlag ins Gesicht des Gendarmen und wandte sich zur Flucht. Doch war er eingeholt, ehe er sich's versah, und trotz der wildesten Gegenwehr von dem viel stärkeren Manne niedergerungen.

Aus dem beiderseits in Grimm und Haß geführten Kampfe ging die obrigkeitliche Person mit geschwollener Nase und zerrissener Uniform hervor, Edinek zwar unverletzt, aber als ein Gefangener.

Die letzte Untat der Teufelsbrut brachte im Dorf eine unerhörte Aufregung hervor. Nun lag's am Tage: Hexerei trieb der Sohn des Satans. Manche Mutter hatte längst behauptet: ohne Teufelskünste hätte er meine unschuldige Tochter nicht verführt; manche Väter schwiegen schon dazu, wenn ihre Frauen behaupteten, ohne Hilfe übernatürlicher, böser Mächte hätte der Verführer nimmer vermocht, ihre braven, soliden Söhne in Taugenichtse zu verwandeln. — Und jetzt erklärten sich die Cibulka und die Rušalkova bereit, vor Gericht aufs Kruzifix zu schwören, daß die Teufelsbrut ihnen in Gestalt des hochwürdigen Herrn Pfarrers erschienen sei und auch seine Stimme angenommen habe. Freilich, was er mit dieser Stimme gesprochen, war nicht im Einklang mit der apostolischen Milde des gütigen Priesters, sondern viel eher eine Eingebung des Teufels.

Ein Schrei, nach Rache mehr noch als nach Strafe, übertönte die Beschwichtigungen der Gemäßigten, das leise Lachen der Humoristen. Dem Herrn Pfarrer wurde es übel vermerkt, daß er einigen allzu sinnlosen Verleumdungen voll Entrüstung entgegentrat. Er büßte damit sogar einen Teil seiner Popularität in der Gemeinde ein.

Mit leidenschaftlicher Spannung wurde der Urteilsspruch über den Verbrecher erwartet. Er befand sich in Untersuchungshaft in der Kreishauptstadt. Wer sich dahin begab in Prozeßangelegenheiten zu einem Rechtsfreund, suchte ihn auszuholen und wenigstens einen Zipfel des Schleiers zu heben, der Edineks Zukunft noch verhüllte. Die Übelwollenden meinten, das Schlechteste hoffen zu dürfen. Für den üblen Leumund des Sträflings hatten die Zeugenaussagen gesorgt, und seine Vergehungen gehörten, Gott sei Dank, zu denen, die von der weltlichen Gerechtigkeit als schwere angesehen und bestraft werden. An den Fingern zählten sie nach. Er hatte, als Priester verkleidet, zweien Weibern die Beichte abgenommen und ihnen die Absolution erteilt, somit das Verbrechen der Religionsstörung begangen. Er hatte sich mit gewaltsamen Handlungen seiner Arretierung durch den Gendarm widersetzt, also auch das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit auf sich geladen. Er war überdies — und das sollte ihm besonders eingetränkt werden — schon vorbestraft, hatte einige Tage „gesessen", nach der großen Rauferei mit dem Sohne Pietienak.

„Fünf Jahre kriegt er!" meinten die Gescheiten. „Zehn!" hofften die Phantasievollen, und einige alte Weiber erzählten einander von den leider entschwundenen heiligen Zeiten, in denen alles Hexerei treibende Gesindel auf den Scheiterhaufen kam und verbrannt wurde.

Als endlich das Urteil bekannt wurde: „Zwei Jahre schweren Kerkers, verschärft durch einen Fasttag in jedem Monat," gab es allgemeine Enttäuschung.

Nur zwei Jahre für so viel Untaten und Delikte! Das war ja, als ob man dem schlechten Kerl ein Patent auf Nichtsnutzigkeiten ausstellen wollte. Aber die Richter von heutzutage! Den Namen führen sie noch, sind keine mehr, lassen jeden laufen. Das hat man grad jetzt wieder erlebt.

„Was wollt ihr erlebt haben?" fragte Monika, wenn solche

Reden in ihrer Gegenwart geführt wurden. „Wenn man einem zwei Jahre schweren Kerker zuerkannt, nennt man das ihn laufen lassen?"

Der unbestraft heimkehrende Edinek würde sie unerbittlich streng gefunden haben. Den Verurteilten nahm sie in Schutz und billigte das Verfahren des Gerichtshofes. Sein Urteil war milde, weil der Angeklagte reuig und bußfertig war. Er verlangte keinen Verteidiger, legte ein offenes Geständnis ab, verhüllte und beschönigte nichts. Er war auch damit einverstanden, daß der Vormund auf Rechtsmittel gegen das Urteil verzichte, fand seine Strafe gerecht und trat sie gutwillig an.

Am Schlusse dieser trockenen Ausführungen, die Monika mehr als einmal einem kleinen Auditorium vortrug, wurde sie immer sehr gegen ihren Willen bewegt, und ihre Lider röteten sich. Da teilte sie den Bericht eines Augenzeugen bei den Verhandlungen mit. Nie, sagte der, werde er den Eindruck vergessen, den der Angeklagte auf ihn hervorbrachte, als er unter den Zeugen den Herrn Pfarrer erblickte. Bis jetzt hatte er eine große Sorglosigkeit an den Tag gelegt, die gravierendsten Aussagen mit etwas spöttischem Gleichmut über sich ergehen lassen und das Aussehen eines kecken, wenn auch durchaus nicht unsympathischen Wildlings gehabt

Das wurde anders mit einem Schlage, als sein Seelenhirt erschien und sich seiner annahm, ihm auch ein bißchen Gutes nachzusagen wußte. Er nannte seinen bisher leider unverbesserlichen Leichtsinn die Quelle aller seiner Vergehungen und auch seiner letzten, allerdings sehr strafbaren Handlung. Daß ihr eine böswillige und gotteslästerische Absicht nicht zugrunde lag, dafür wollte der priesterliche Zeuge, der ihn von Kind auf kenne, einstehen.

Der Schuldige horchte diesen Worten, als ob Engelszungen sie sprächen, und nicht nur Milde schien ihm aus ihnen entgegen zu klingen, er zuckte auch unter ihnen zusammen, als streuten sie

auf sein Haupt die glühenden Kohlen, von denen das Evangelium redet. Der ganze Mensch zitterte und bebte; er blickte wie zu einer überwältigenden himmlischen Vision zu dem Priester empor. Das Auditorium, die Richter, der Staatsanwalt, alle waren ergriffen, als er mit gefalteten Händen, wortlos und schluchzend, vor ihm auf die Knie stürzte.

Ein Jahr und drei Monate später; ein Februarmorgen. In den Bäumen regt sich's leise und geheimnisvoll. Ein kundiges Auge sieht es den scheinbar unveränderten Stämmen an, daß sie ein Erwachendes bergen. Die starren Säfte in ihrem Innern erweichen, bald wird ein Lebensstrom durch das Geäste und Gezweige quellen. Die umschleierte Sonne zweifelt herab auf den grau gewordenen Schnee: Beliebt dir's hinwegzuschmelzen? ja oder nein? Die Antwort wird nicht lang auf sich warten lassen; schon wird stellenweise die braune Erde sichtbar, das matte Grün der Wintersaat wagt sich ans Licht; die Straße, die vom Dorfe her sachte ansteigt zum Pfarrhaus, ist schon ganz schneefrei, in dem Graben neben ihr rieselt munter ein schmales, schmutziges Bächlein. Durch die winterliche, leicht bewegte Luft kommen einzelne laue Wellen gezogen, wonnig einzuatmen, voll köstlicher Verheißung.

Der Pfarrer und seine Schwester waren eben aus dem Hause getreten, Monika im Mantel und Capuchon, Pater Emanuel im weiten Winterrock, einen weichen, breitkrempigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte sehr gealtert in der letzten Zeit, sein Gesicht war noch schmaler, die Haare waren ganz weiß geworden, die Augen schienen größer und leuchtender. Etwas seltsam Fremdartiges und Rührendes schwebte über seiner ehrwürdigen Erscheinung, unsichtbar und unausgesprochen wie ein Hauch, und doch deutlich und ebenfalls eine Verheißung. Nur eine andere, eine höhere als sie sich aussprach in der aufatmenden

Natur, kein Beginnen, ein leise, auf sanft schwingenden Flügeln nahendes Vollenden.

Im Augenblick, in dem sich die Geschwister dem Eingang zum Vorgärtchen näherten, drang ein Jauchzen ihnen entgegen.

„Hochwürden! Fräulein!" und Edinek stürzte auf sie zu und bot einen heiteren, einen überraschenden Anblick; fast elegant sah er aus. Ganz prächtig stand ihm sein funkelnagelneuer Winteranzug: kurzer Rock mit kleinem Pelzkragen, braune Sammethose, hohe, schmucke Stiefel. In der linken Hand trug er ein Felleisen, auf dem seine Geige aufgeschnallt war; mit der Rechten schwenkte er die Mütze jubelnd empor:

„Entlassen, Hochwürden, gnädiges Fräulein, ich bin entlassen, bin da!" Er faßte ihre Hände, küßte und küßte sie, sie konnten es ihm nicht wehren.

Der Pfarrer klopfte ihm auf die Schulter: „Schau er! schau er — aus dem Kerker entlassen?"

„Weil ich mich so gut gehalten habe, Hochwürden," verkündigte er triumphierend. „Wissen ja, Hochwürden, haben sich nach mir erkundigen lassen, ich hab's gehört. Und lauter Gutes über mich erfahren."

„Wohl, wohl, es ist wahr, viel Gutes, beinahe nur Gutes."

„Sehen Hochwürden! und so habe ich das Glück gehabt, daß sie mich vorgeschlagen haben zum Strafnachlaß, und da hat mir der Kaiser ein ganzes dreiviertel Jahr geschenkt."

„Wenn diese Nachsicht ihm nur auch so heilsam ist, wie die strenge Zucht es war," sagte Monika, „die hat ihm prächtig angeschlagen. Er sieht so ordentlich aus wie noch nie. Eine Erbschaft muß er im Kerker auch gemacht haben, wo kämen sonst die schönen Kleider her?"

„Gekauft, gnädiges Fräulein, gestern in der Stadt. Geld genug gehabt, mir Geld verdient" — das sprach er stolz — „mit meiner Arbeit."

„Und alles gleich auf einmal ausgegeben? Alles in fünfviertel Jahren verdiente, auf einmal für einen Anzug?"

Nicht alles, Gott behüt! Es war noch genug da, um sich und andern Begnadigten, die nicht so reich waren wie er, einen guten Tag zu machen — was für einen! Famos, nur sehr kurz, denn das Geld, das liebe, hat Füße und Flügel bekommen, war gleich weg ... Aber laufe du! fliege du! Er braucht keines mehr, ist ja da, ist zu Hause, ist geborgen!

Die Geschwister hatten kein Wort gewechselt, keinen Blick, doch wußte jedes, was in der Seele des anderen vorging.

„Hast die Rechnung ohne den Wirt gemacht, armer Junge," sagte Monika ungewöhnlich weich und traurig, und ging in die Küche, um eine Mahlzeit für den Ankömmling zusammenzustellen.

Edinek durfte den geistlichen Herrn in seine Stube begleiten.

O Himmel, wie ihm da zumute war! Er lief von einem Fenster zum andern, sah umher mit freudestrahlenden Blicken. „Da, Hochwürden, da sind gesessen und haben mir vom Wolf erzählt."

„Mit wenig Nutzen, Edinek."

„Mit vielem, vielem! ... Nur, daß er nicht gleich gekommen ist, erst später ... Als Hochwürden sich meiner angenommen haben vor Gericht, da hat's in mich eingeschlagen wie der Blitz, und ich hab mir vorgenommen: ich will's den Leuten zeigen, wer recht hat, der Hochwürden oder sie ... Und hab's ihnen gezeigt, da steht's. Hab mir Wort für Wort aufgeschrieben wie's geheißen hat." Er hatte einen Zettel aus seiner Tasche gezogen und las langsam und nachdrücklich: „Hat sich die Sympathie der Funktionäre der Strafanstalt gewonnen durch Fleiß, Disziplin und Reue."

Das letzte Wort betonte er besonders stark, und der Pfarrer dachte: O ihr Reuekünstler!

Edinek aber begann freudig und rasch die Zukunftspläne darzulegen, die er sich in der Strafanstalt bis ins kleinste so schön

ausgemalt. Dem Wohle des Pfarrhauses würde er sein ganzes Können widmen, die kleine Wirtschaft gut führen, auch dem armen Fräulein, das der Arbeit nicht mehr recht gewachsen sei, die Plage mit dem Obst, dem Gemüse, den Blumen abnehmen ...

„Es wird dem gnädigen Fräulein doch recht sein?" unterbrach er sich, ganz erstaunt, daß Emanuel ihm kein Zeichen der Zustimmung gab.

„Ihr und mir wäre es recht, wenn es sein könnte," erwiderte der Priester, „doch kann es eben nicht sein."

„Wieso? — Warum? Warum soll es nicht sein können, Hochwürden?"

Die Tür öffnete sich, Kathi trat ein und setzte eine Platte mit Speisen und Wein auf den Tisch.

„Die Kathi!" begrüßte Edinek sie voll Erstaunen. „Wie kommt denn die Kathi her? Wo hat sie den Ehemann gelassen? — Na also: Grüß Gott, grüß Gott tausendmal!"

Er war mit ausgestreckten Händen auf sie zugeeilt — sie schlug die ihren auf dem Rücken zusammen. Haß und Scheu verzerrten ihr Gesicht:

„Untersteh dich, Zuchthäusler!" zischte sie ihn an und schoß mit fluchtartiger Geschwindigkeit davon.

„Was fehlt ihr? Was hab ich ihr getan?" fragte Edinek betroffen. „Und was hat sie hier zu suchen? Wird ihr schlecht gegangen sein in der Ehe, kann mir's denken."

„Es ist ihr nicht gut gegangen."

„Ganz natürlich."

„Sie hat wieder einen Dienst suchen müssen, und meine Schwester hat sie gern aufgenommen."

„Und — die Anna?..." Edinek wandte die Augen dem Fenster zu und strich mit den Fingern über den schwarzen Flaum, der ihm im Gefängnis auf der Oberlippe gewachsen war.

„Die Anna ist verheiratet, ist fort mit ihrem Mann nach seinem Dorf, wo sie dem Vater die Wirtschaft führen."

„Und der, der Anna, geht's gut?"

„Sehr gut, ja, ja."

„Sehr gut, und ihm erst! — Kann mir's denken. Der Dumme hat's Glück, da kann man nichts machen," seufzte Edinek. „Sie ist halt dort, und ich bin hier in meinem Dorf, meinem Zuhaus, und ich wieder, ich führe dem Herrn Pfarrer die Wirtschaft. Werden zufrieden sein. Also Hochwürden, also," drängte und ermunterte er: „Behalten mich!"

„Unmöglich, leider; du kannst hier nicht bleiben."

Edinek staunte den geistlichen Herrn unaussprechlich bestürzt an: „Nicht bleiben? ... Warum denn nicht?"

„Du hast zu großes Ärgernis erregt; sie würden dich hier nicht dulden."

„Wer?"

„Wie du nur fragen kannst! — die Leute doch."

„Was haben die zu sagen, wenn mir der Kaiser verziehen hat? Was können die Leute mir tun? Können sie mich wieder einsperren lassen?"

„Das nicht, aber dich ausstoßen, ausschließen, dir das Leben verbittern, dich in jeder Weise mißhandeln können sie."

„Sie sollen nur — was liegt mir dran? ich prügle mich schon durch."

„Das wäre das Rechte! Der Wirtschafter des Pfarrers prügelt sich durch die Gemeinde."

„Wenn sie mich zwingen ... Warum wollen sie mich zwingen? Sie sollen gut mit mir sein. Befehlen ihnen Hochwürden, daß sie gut mit mir sind."

„Befehlen läßt sich das nicht. Hast du gesehen, wie sich die Kathi vor meinen Augen gegen dich benommen hat?"

„O, die Kathi!" Er lachte hell auf mit seinem alten, tollen Übermut, „in zwei Tagen wickel ich die um den Finger."

Du kommst als der wieder, als der du gegangen bist, dachte Emanuel und sprach:

„Niemand wickelst du um den Finger, sie sind alle deine Feinde."

„Da ist es ja dem Wolf besser gegangen als mir! In seiner Stadt waren bessere Leute!" rief Edinek voll schmerzlichen Trotzes aus.

„Auch die unseren werden verzeihen, aber Zeit mußt du ihnen lassen. Geh, mein Kind, und komm nicht zurück, bevor die Haare, die jetzt noch braun sind, weiß geworden sind."

„Nein, nein, nein! Da wären ja Hochwürden schon tot, sind ja schon so alt!"

Jetzt erst fiel ihm auf, wie alt der Hochwürden aussah. — So alt, und heiliger denn je. Und hilflos stand dieser Heilige in der Welt, vermochte nichts über die bösen Leute, vermochte nicht einmal sein Eigentum vor ihnen zu hüten. Er brauchte die Stütze einer jungen, hingebungsvollen Kraft, brauchte ihn und durfte ihn nicht von sich weisen.

Mit wilder Entschlossenheit wiederholte er sein dreimaliges „Nein!" und schrie beinah: „Dürfen mich nicht wegschicken, müssen mich behalten."

Aber er begegnete einem ruhigen, sanften, unerschütterlichen Widerstand: „Es ist gesagt. Du kannst hier nicht bleiben, überhaupt nicht, am wenigsten bei mir, du hast die Heimat für lange Zeit verwirkt. — Du gehst und suchst dir einen Platz an einem fremden Orte, wo sie dich nicht kennen, nichts von dir wissen. Von dort aus schreibst du mir, und ein Dienstbuch wird dir nachgeschickt. Und jetzt: Setz dich, iß und trink!"

Edinek würgte mühsam an den guten Bissen, die Monika ihm hatte vorsetzen lassen, legte das Eßzeug fort und stand wieder auf: „Ich kann nicht, Hochwürden, ich bring's nicht hinunter ... Erst wieder herkommen, wenn Hochwürden tot sind und die hübschen braunen Mädeln alte Weiber ... und dort sitzen in der Fremde ..."

„Deine Militärzeit mußt du auch noch abdienen."

„Militärzeit? Ja, das wäre noch das Beste. Da geh ich zur Kavallerie, möcht bald Wachtmeister werden und käm dann her in der Uniform. Da möchten Hochwürden schauen ... Ja so" — unterbrach er sich, und der freudige Schein, der sein Gesicht überflogen hatte, erlosch — „ja so, ich darf ja nicht kommen."

Der Pfarrer entnahm der unversperrten Tischlade ein Beutelchen, prüfte seinen Inhalt und legte es dem Edinek in die Hand: „Es ist nicht viel, aber es reicht für die erste Zeit, wenn du nicht schon im nächsten Wirtshaus alles vertust."

Edinek wollte danken, aber wie früher die Bissen, so quollen ihm jetzt die Worte im Munde. Er verneigte sich stumm und schritt zur Tür, blieb dort stehen und wandte sich um.

„Geh mit Gott, mein Sohn," sprach Emanuel.

Der Bursche konnte sich nicht entschließen. Von einem trockenen Schluchzen erschüttert, arbeitete seine Brust heftig. Er streckte dem Geistlichen die Arme, die verschränkten Hände entgegen und, wie ein Kind, das um etwas Unmögliches bittet und bettelt, ahnt, daß es nicht erhört werden wird, und dennoch bittet und bettelt, stieß er heraus:

„Hochwürden! Hochwürden! sagen mir nicht Kind, nicht Sohn, sagen mir Bruder Wolf und behalten mich!"

Emanuel vermied es, ihn anzusehen, ging zur Tür, öffnete sie und sagte: „Komm!"

Draußen auf der Schwelle wiederholte er sein: „Geh mit Gott" und segnete ihn.

Nun erschien auch Monika. Sie gab dem ehemaligen Schützling die Hand ohne Ermahnung, und als sie ihm Lebewohl sagte, kam in ihr imposantes Sibyllenangesicht ein milder, mütterlicher Zug.

Die Geschwister geleiteten ihn bis zur Gittertür, blieben dort stehen und sahen ihm nach. Monika warf verstohlen einen Blick auf ihren Bruder, senkte aber alsbald die Augen; sie hätte nicht bemerken sollen, daß in den seinen Tränen glänzten.

Das tägliche Leben

Am Vorabend der silbernen Hochzeit eines allverehrten Ehepaares, die von einem großen Familien- und Freundeskreise festlich begangen werden sollte, erschoß sich die Frau.

Es war ein ganz unerklärliches Ereignis. Die Selbstmörderin hatte in den glücklichsten Verhältnissen gelebt und war von allen, die in Beziehung zu ihr standen, innigst geliebt und hochgeschätzt worden. Ohne Abschied stahl sie sich hinweg, hinterließ für keinen ihrer Angehörigen eine Zeile, ein aufklärendes Wort, nichts, was auch nur als Andeutung eines Abschiedsgrußes hätte gelten können. Sie mußte in den Tod gegangen sein, wie man von einem Zimmer ins andere geht. Auf ihrem Schreibtisch lagen die Rechenbücher, in die sie noch die Ausgaben des letzten Tages eingetragen, das Küchengeld für den nächsten Tag eingelegt hatte. Daneben eine vor wenigen Augenblicken eingetroffene Huldigung des Vereins, dessen Präsidentin sie gewesen war, fünfundzwanzig La-France-Rosen in schöner silberner Schale, und ein Paket zum Teil schon eröffneter Telegramme, lauter warme Lobpreisungen und herzlich dargebrachte Glückwünsche.

Und die Frau, der sie galten, war tot in ihrem Sessel am Schreibtisch gefunden worden und neben ihr auf dem Boden der Revolver, mit dem sie sich ins Herz geschossen hatte. Mitten ins Herz. Ein gut berechneter Schuß, den eine ruhige Hand geführt haben mußte.

Der Revolver war ihr Eigentum, ein Geschenk, das ihr militärischer Schwiegersohn ihr im vorigen Jahr darbrachte. Der gute Papa hatte damals ein einsam stehendes Haus in ziemlich

unwirtlicher Gebirgsgegend für sich und seine Frau zum Aufenthalt gewählt. Vermutlich hoffte der gelehrte und leidenschaftliche Ornithologe dort einer besonderen Vogelart auf die Spur zu kommen. Wie lachten alle, als der Rittmeister seiner Schwiegermutter vor ihrer Abreise in die Sommerfrische einen Revolver übergab und sagte:

„Nimm du ihn mit, du gebrauchst ihn im Fall der Not. Der Papa vergißt loszudrücken, wenn gerade im gefährlichsten Augenblick eine aparte Nachtschwalbe vorüberfliegt."

Der Rittmeister war der einzige in der ganzen Familie, der sich manchmal ein Scherzwort über den „guten Papa" oder die „heilige Großmutter" erlaubte und sogar seiner kochenden Ungeduld über die beiden ein wenig Luft machte.

Die anderen bewahrten in praesentia ein ironisches Schweigen; in absentia werden sie sich wohl dafür entschädigt haben. Die jungen Leutchen schienen mir danach angetan, so wenig ich sie kannte. Zwischen uns war kein Verkehr; wir tauschten eben nur ein paar Höflichkeitsphrasen, wenn wir einander zufällig da oder dort begegneten.

Ich betrat das Haus, kurz nachdem Frau Gertrud ihre entsetzliche Tat begangen hatte. Es war verabredet, daß ich sie zu einer Sitzung unseres Vereines abholen sollte. Und nun traf ich die Ihren in Schmerz und Grauen versunken über ihren Tod. Der Salon, in den ihre Eltern und ihre Töchter sich begeben hatten, stieß an das Schlafzimmer, wo die Leiche auf das Bett gelegt worden war. Durch die offene Tür drang lautes Schluchzen, Stöhnen und Jammern und manchmal plötzlich ein haarsträubendes, grelles Auflachen. Der unglückliche Gatte überließ sich willenlos seiner Verzweiflung. Er stürzte vor dem Bett in die Knie, sprang auf, rannte händeringend auf und ab, blieb stehen und rief die Tote an:

„Trudel! Trudel!... Nicht dein Ernst... Ein Scherz — aber ein häßlicher... Nicht so scherzen... Aufwachen... Auf-

stehen!" ... Und wieder das schreckliche Gelächter und wieder ein Ausbruch der Verzweiflung. Dazwischen das beschwichtigende Zureden des Arztes und der beiden Schwiegersöhne, denen es endlich gelang, den armen Mann von der Leiche fort in seine Gemächer zu führen.

Die ganze Zeit über hatte ich mir Vorwürfe gemacht. Warum verursachte der namenlose Schmerz dieses Unglücklichen mir eine fast unerträgliche Pein, aber kein echtes, warmes Mitgefühl? Woran lag das nur? War ich auf einmal hartherzig geworden, oder so egoistisch, daß fremdes Leid mich ungerührt ließ, weil ich selbst tiefes Leid empfand? — Die Hingegangene war mir viel gewesen; sehr eng hatte unsere gemeinsame Tätigkeit, die nach langen Kämpfen bedeutende Erfolge aufweisen konnte, uns verbunden. Ich verlor mehr an ihr als ich unter dem Eindruck des ersten Schreckens sogleich zu ermessen vermochte. Das jedoch begriff ich schon: Es kommt immer schlimmer, jeden Tag mehr, bei jeder neuen Gelegenheit werde ich ihren Einfluß vermissen, ihre liebevolle, ruhige, immer sichere Führung. Und doch, daß nicht mein Gram, daß nur der der Ihren jetzt zu Worte kommen durfte, verstand sich von selbst. Woher dann meine Unempfindlichkeit für die Verzweiflungsausbrüche ihres bedauernswürdigen Gatten?

Die stumme Trostlosigkeit der Eltern, die freilich ging mir nahe und auch der Schmerz der jüngeren Tochter. Sie kniete ganz gebrochen neben dem Lehnsessel, in den ihr Großvater sich hatte sinken lassen. Der alte Mann drückte den Kopf der Enkelin an seine Brust und streichelte leise ihr tränenfeuchtes Gesicht. Wenn einmal eine Träne aus seinen eigenen Augen darauf niederfiel, wischte er sie sorgsam mit seinem Taschentuche ab, als sollte dieser einzelne schwere Tropfen sich nicht vermischen mit den Kindestränen, die leicht und stromweise flossen. Kein Wort kam über seine Lippen, keine Bitte: „Weine nicht." O nein! er wußte wohl, ausweinen muß sie sich. Ausweinen — die

Kunst übt die Jugend allein, mit ihren Tränen versiegt ihr Leid, sie hat es ausgeweint... Dann kehrt die Heiterkeit wieder, dann wird man die liebliche blonde Frau wieder lachen hören, sie wird ihrem von der Parade heimkehrenden Mann entgegen jubeln wie Klärchen ihrem Egmont, sie wird mit Entzücken die Fingerspitzen ihres Kindleins in der Wiege küssen und ihm Possen vormachen, die es freilich noch nicht zu würdigen versteht. Sie wird singen und sich ihres unbedeutenden Lebens freuen, als hätte nie ein Schatten den Glanz seiner spiegelklaren und spiegelseichten Einförmigkeit getrübt.

Anders Eleonore, die ältere Schwester. Die verwindet nicht so bald den schweren Schicksalsschlag, den sie heute erfuhr. Was sich in diesen Zügen ausspricht, ist aber nicht kindliche Trauer um die Mutter, sondern eine herbe Anklage, ein bitterer Groll. Ich las ihr die Frage von der Stirn: Wie hast du mir das antun können? Mir, der Frau des zukunftsreichen Staatsmannes, der auf dem Wege zu einer hohen Lebensstellung mich zu ihr emportragen soll! Nun hängt sich bleischwer ein Makel mir an: Du hast mich zur Tochter einer Selbstmörderin gemacht. — Gewiß, das waren die Gedanken der schönen Frau mit dem stahlharten Herzen. Sie hatte nur Vorwürfe für ihre Mutter, sie fragte nicht: Was hat dich fortgetrieben von uns? Was hat dir, du Arme, dein Leben unerträglich gemacht? Einer Regung des Mitleids war sie, in diesem Augenblick wenigstens, nicht zugänglich.

Ihr Mann kam und brachte die Versicherung, daß der arme Papa etwas ruhiger sei. Er nahm Platz an ihrer Seite und sprach leise, zärtlich beschwichtigende Worte zu ihr, die sie hinnahm wie ein verschämter Bettler eine viel zu geringe Gnadengabe.

Das Widerspiel zu dieser Enkelin bildete die Großmutter. Die alte Dame saß in einer Ecke des Kanapees, der Schlafzimmertür, die nun geschlossen worden war, gegenüber und blickte von Zeit zu Zeit schaudernd auf sie hin. Die Greisin war

wie in sich selbst versunken, wie zusammengebrochen unter der Last eines unerbittlichen Gerichtes. Ihr wachsbleiches Gesicht drückte einen Schmerz über alle Schmerzen aus. Die Mater dolorosa weinte am Kreuze des Welterlösers, durfte ihn aber im Geiste schauen, auferstanden in Herrlichkeit, zu ewiger Glorie... Diese arme Mutter weinte um eine, für die der Heiland umsonst gestorben ist. Sie hielt einen Rosenkranz in der Hand, den sie wohl mechanisch aus ihrer Tasche gezogen hatte, doch betete sie nicht. Ihre Tochter war eine Selbstmörderin und ewig verdammt. Für Verdammte betet man nicht.

Eine Weile stand ich dieser stummen Qual gegenüber — hielt aber den Anblick zuletzt nicht mehr aus; ich näherte mich der alten Frau, setzte mich neben sie, beugte mich und küßte ihre eiskalten Hände. Sie fuhr zusammen, erschrocken über die Berührung meiner heißen Lippen und wollte mir ihre Hände entziehen. Ich hielt sie fest... Ich begann — anfangs wohl nur stammelnd, dann mit immer größerer Sicherheit und recht wie eine gelernte Lügnerin, von einem unglückseligen Zufall zu sprechen... Zufall! — eine andere Möglichkeit nahm ich gar nicht an. Er konnte grausamer, als es geschehen war, nicht spielen, an einem Tag, an dem er schwerer traf, nicht eintreten... Ich — ja, ich hatte immer gefürchtet, immer gewarnt... Der Revolver in der Lade bei unseren Vereinsschriften war mir von jeher unheimlich gewesen. Sie pflegte gar so sorglos mit ihm umzugehen... Erst neulich hatte ich ihn selbst hinweggetan, weil er dalag auf dem Schreibtisch, mit der Mündung gegen ihre Brust... Gott im Himmel, wie war ich erschrocken! — hatte ganz entsetzt ausgerufen: „Frau Gertrud, wenn man zufällig anstieße an das Ding und es ginge los... Frau Gertrud, das Ding ist doch nicht geladen?" und sie hatte geantwortet: „Nein, ich glaube nicht."

Die arme Mutter horchte gespannt; ihre aufeinandergepreßten Lippen lösten sich: „Nein, ich glaube nicht," wiederholte sie leise.

„Sie hat es nicht gewußt? ... Sie hat gesagt: ‚Nein, ich glaube nicht'?"

Ich fuhr fort und log und log, erfand allerlei ziemlich wahrscheinliche Details ... Und es gelang — ich überzeugte — ich erlöste sie ... Ihre trockenen, peinlich starren Augen wurden feucht, ein Schluchzen hob ihre Brust, sie weinte — sie betete.

Der Doktor war, als ich noch an meinem Lügennetze wob, ins Zimmer getreten und hatte mir zugehört. Beim Fortgehen begleitete er mich. Wir schritten eine Weile stumm nebeneinander, dann sagte er in seiner verwünschten Manier, bei den unpassendsten Gelegenheiten einen Scherz anzubringen:

„Sie haben heute viel blauen Dunst ausgehen lassen, meine gnädige Frau."

Worauf ich erwiderte: „Gepriesen sei die Barmherzigkeitslüge!"

Er schüttelte den Kopf und zitierte: „Die Wahrheit, die Wahrheit — und wenn sie uns Verderben wäre!"

„Uns! — und auch den andern? Nein, nein, ich liebe nichts, was denen Verderben bringt. Die Wahrheit im Scharlachmantel und mit dem Richtschwert des Henkers, oder die sanfte, wundenheilende Barmherzigkeitslüge — welche von beiden wählen Sie, Herr Doktor?"

— „In meinem Amte freilich ..." Er war ernst geworden, eine lange Pause trat ein, bevor er wieder begann: „Seit zwanzig Jahren verkehre ich mit dieser Familie und hätte alles eher für möglich gehalten, als daß in ihr ein Selbstmord vorkommen könne. Frau Gertrud hat ihn — darüber besteht für mich kein Zweifel — vielleicht nach einem plötzlichen Entschluß, aber in voller Geistesgegenwart verübt ... Warum verübt? — diese ruhige, pflichttreue, scheinbar glückliche Frau! ... Da steckt irgendwo, es kann nicht anders sein, ein furchtbares Geheimnis."

Ich erwiderte, daß ich an ein furchtbares Geheimnis nicht glaube; er blieb bei seiner Meinung, und ich widersprach nicht mehr. Wenn die Phantasie eines Verstandesmenschen einmal die Schwingen regt, wer hemmt ihren Flug? Übrigens — meine Lügen hatten Glauben gefunden, die Wahrheit, die ich zu wissen behaupte, wird ihn kaum finden.

Ich konnte nicht schlafen in dieser Nacht, ich mußte immer mit großem Leid an Gertrud denken. Bisher hatte die Verleumdung sich nicht an sie herangewagt, nun hat sie Gelegenheit bekommen, ihr Gift auszuspritzen und wird es tun, und wird das Andenken der Frau verunglimpfen, das mir in leuchtender Erinnerung steht. Tausenden zum Heil hat sie gewirkt, ein großartiges Herrschertalent mit liebenswürdiger Weisheit ausgeübt; sie war das Haupt und die Seele unseres Vereins, und wir waren stolz darauf gewesen, mitarbeiten zu dürfen an dem groß angelegten Werke der genialen und starkmütigen Frau. Besonders als solche, und als unerreichbares Beispiel für mich schwache und nachgiebige Person hatte ich Gertrud bewundert. Aber als ich sie in ihrem eigenen Hause sah, verschob sich mir das Bild. Unsere klare und kräftige Führerin erschien zerstreut, unsicher, beinahe schüchtern. Man sieht so viel auf den ersten Blick mit noch unbefangenem Auge! Der meine ließ mich sogleich und deutlich erkennen: Sie ist einsam mitten unter den Ihren, erdrückt zwischen zwei Generationen. Die Mutter lastete schwer auf ihr, der Vater bot ihr wohl keine Stütze. Ich kannte ihn vom Sehen, den berühmten Juristen, den Kämpfer und Sieger. Als Professor hatte er die Altersgrenze überschritten, als Schriftsteller wirkte er kühn und rücksichtslos weiter.

Ein hochstehender Mann, für seine Familie zu hoch, um sich an ihn lehnen zu können. Dir ist das Ferne nah und das Nahe fern, sagte ich mir, als ich ihn eine Weile beobachtete und den Blick

seiner großen, wasserblauen Augen über die Tafelrunde hingleiten und sich plötzlich, wie von einem inneren Licht entzündet, auf einen Gegenstand ihm gegenüber heften sah. Ein Gegenstand, heißt das, für uns, und zwar eine Kaffeemaschine auf der Kredenz; für ihn ein Unsichtbares, ein mathematischer Punkt, und der seherhafte Glanz in seinen Augen die Reflexerscheinung eines aufsprühenden großen Gedankens.

Die beiden Töchter ... Wie kam diese Mutter zu diesen Töchtern? Sie waren so nahe mit ihr verwandt wie ein paar Paradiesvögel mit einer Löwin. Thesi, die jüngere, das richtige Offiziersfrauchen, das aufgeht in Bewunderung des schmucken Gemahls und alles nebensächlich findet, was sich nicht auf ihn und „sein Regiment" bezieht. Die ältere, eine imponierende Schönheit wie Frau Gertrud; eine ebenso ebenmäßige hohe Gestalt mit edlem Kopfe und den Zügen voll kraftvoller Feinheit, die uns an griechischen Götterbildern entzücken. Während des Mittagessens, das mir in so peinlicher Erinnerung geblieben ist, saß ich ihr gegenüber und weidete mich an ihrem Anblick und meinte, jetzt und jetzt müsse aus diesem herrlichen Gebilde die Offenbarung einer Seele kommen, die ihm entspräche. Aber es kam nichts, als in jeder Miene, in jeder kleinsten Äußerung ein kalter, verletzender Hochmut, der dem schönen Gesicht etwas Ordinäres gab.

Arme Gertrud — zwischen ihr und diesen zwei jungen Frauen konnte es keinen Zusammenhang und kein Verständnis geben ... Ungeordnet und gleichsam tropfenweise kam mir, in der bangen Nacht nach ihrem Tode, die Erinnerung an den Einblick, den ich in ihr Familienleben getan hatte. Das Benehmen ihrer Töchter gegen sie, schon in Gegenwart einer Fremden lieb- und rücksichtslos, war es wohl noch mehr in der Intimität ...

Sie nahmen sich vor mir zusammen, es war leicht zu bemerken, konnten aber ihre Ungeduld über das Warten auf den Papa nicht verbergen. Der Staatsbeamte schürte die Glut durch

spitzige Bemerkungen. Sie bekamen einen kleinen, giftigen Beigeschmack, als die Großmutter Gertruds Frage, ob sie nicht servieren lassen solle? mit einem Schrecken zurückwies, als ob ihre Tochter vorgeschlagen hätte, das Haus in Brand zu setzen. Der Großvater sah und hörte nicht, er wandelte weltentrückt in seinem Gedankenreiche. Der Rittmeister und seine Frau waren in eine Fenstervertiefung getreten und verhandelten leise und eifrig miteinander. Sie schien ihn um etwas zu bitten, er schien ihr Vorstellungen zu machen. Endlich wandte er sich, eilte auf Gertrud zu, schlug die Hacken zusammen, sagte:

„Verzeih, Mama, aber — des Dienstes immer gleich gestellte Uhr . . ." grüßte kurz und verließ das Zimmer.

Thesi brach in Tränen aus, die Großmutter brummte vor sich hin, die Mienen des Ministerialrates und seiner Frau wurden immer geringschätziger. Sehr gequält, entschuldigte Gertrud sich bei mir, und ich wünschte über allen Bergen zu sein und dachte: Eine Einladung zum Familiendiner in diesem Hause nehme ich nie wieder an!

Die Stimmung war unrettbar verdorben, als der Urheber all dieses Unheils ins Zimmer trat, oder vielmehr hereinschlüpfte. Wie die meisten Leute, die regelmäßig zu spät kommen, hatte er immer Eile. Auf der Straße sah man den großen, hagern Gelehrten in steter Hast dahinschreiten, mit vorgeneigtem Kopfe, zerstreut suchenden Augen und mit, auch bei völliger Windstille, fliegenden Rockschößen.

Er wurde von seiner Frau und von ihren Eltern ohne ein Wort des Vorwurfs empfangen, grüßte warm und freundlich, tippte einer seiner Töchter nach der anderen auf den Kopf, beschädigte die Frisur Eleonorens, blieb mit dem Manschettenknopf in Thesis Haaren hängen, bemerkte nicht, daß er ihr einige davon ausriß, bemerkte auch nicht, daß ein Schwiegersohn am Tische fehlte und daß seine Jüngste schmollte. Aber als sie ihrem Grame Worte gab, war er voll Reue. — Fortgegangen der Kari, hungrig,

ungespeist? Ei! Ei! O wirklich, das tat ihm leid!... Nein — so etwas! Ei! Ei!, es sollte nicht wieder vorkommen... kam auch sonst nicht vor, nur heute einmal zufällig, weil sich auf der Bibliothek ein Buch vorgefunden... Längst gesucht — ein merkwürdiges Buch... in dieses hatte er sich vertieft...

Und nun sprach er mit dem Professor über das merkwürdige Buch, und ums Leben gern hätte ich den beiden Männern, die Weisheit redeten, zugehört. Das Gebaren der übrigen Gesellschaft jedoch verdarb mir die Freude daran.

Die alte Frau hatte ein Stoßseufzer- und Räusperkonzert eröffnet. Sie witterte Irreligiöses in dem Gegenstand, den die Herren behandelten, und warf mit bittend wehmütigem Lächeln kleine Wetterberichte, die eine Unterbrechung bilden sollten, über den Tisch. Arme, liebe, gütige alte Frau! Man hätte ihr himmlische Ehren erweisen und — sie aus dem Zimmer führen mögen. Das selbe hätte ich gern mit den jungen Leuten vornehmen lassen, aber — ohne Ehren.

Thesi schmollte, jetzt wieder stumm, weiter, die Eheleute übten sich in der optischen Telegraphie, die zwischen ihnen gang und gäbe war. Eleonore markierte ein verhaltenes Gähnen, ihr Gatte schlug die Augen empor und zog sein hübsches Gesicht — es machte den Eindruck eines Ziergärtleins für verschiedenste Bärte — in die Länge.

Gertrud mischte sich manchmal in die Verhandlungen der Herren mit einer Frage oder mit einem klugen und richtigen Einwand. Der Vater erwog ihn, nickte ihr freundlich zu, sagte mit sichtlicher Befriedigung: „Kann nicht leugnen, sie hat ganz recht!" Der Gatte winkte ungeduldig ab und wiederholte mehrmals in fast weinerlichem Tone: „Trudel — nicht! Nicht — Trudel!"

Er gehörte offenbar zu den Gelehrten, die ihr Gebiet selbst von der geliebtesten Frau nicht betreten lassen wollen. Gertrud fuhr fort, aufmerksam zuzuhören, behielt aber fortan ihre Ge-

danken für sich. Vereinzelte schüchterne Versuche, die sie unternahm, das Gespräch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse zu lenken, mißlangen. Sie geriet in Verlegenheit, errötete und schwieg ganz beschämt.

Verlegen, beschämt — diese Frau! Vor wem? Vor ein paar Puppen, die zufällig ihre Töchter waren, vor einem geckenhaften Schwiegersohn.

Nach dem Speisen, als wir uns zum Kaffee in das Rauchzimmer begeben hatten, kam der Ministerialrat auf mich zu und sagte mir Verbindliches über meine „schriftstellerische Tätigkeit". Dabei neigte er sich leicht und ließ seine Hände so behaglich übereinander gleiten, als ob er sie mit wohlriechender Seife in lauem Wasser wüsche. „Besonders hoch schätze ich Ihre neuesten Werke ..." Nun kamen die Titel einiger Bücher, die sehr hübsch, nur leider nicht von mir sind. Ich wollte ihn eben schonend darauf aufmerksam machen, als ein Laut sich hören ließ, ähnlich dem Schnalzen mit einer kleinen Peitsche. Wir sahen uns um. Was war geschehen? Der Hausherr hatte der Hausfrau einen Kuß gegeben.

Merkwürdig — nicht der Kuß, aber die Schallwirkung, und sehr zu bedauern ihre Folgeerscheinungen. Der Ministerialrat, Eleonore und ihre Schwester kicherten fast unverhohlen, und wieder errötete Gertrud vor ihren Kindern und wieder bemerkte der gute Gelehrte nichts. Er setzte sich zu seiner Frau, löffelte mit seiner Rechten eine Tasse Kaffee aus und hörte nicht auf, mit der Linken (ungepflegt waren beide) ihre Hand zu streicheln. Sie kam mir vor wie von leisen Schauern durchrieselt, hatte den Blick gesenkt, drückte die Lippen zusammen; die Farbe auf ihren Wangen wechselte, aber sie zog ihre Hand nicht hinweg.

Ich halte das für ein Heldenstück.

Indessen gab es noch manches Größere, das sie wohl täglich ausführte. Von dem vielleicht Schwersten erhielt ich auch eine Probe an jenem unglücklichen Familiendinertage.

Wir waren fast zugleich gekommen, ihre Eltern und ich, und bald nach den gegenseitigen Vorstellungen hatte der Professor gewünscht, einige ornithologische Kuriositäten zu sehen, die eben in einem Nebenraume aufgestellt wurden. Gertrud begleitete ihn; die alte Dame und ich blieben allein.

Sie war unsicher und beklommen, sie hatte offenbar etwas auf dem Herzen, das sie gern ausgesprochen hätte und nicht recht einzuleiten verstand. Endlich half sie sich mit der Versicherung, daß sie wisse, wie viel Gertrud von mir hielte. Ich deprezierte gar nicht, nahm's dankbar, aber als eine ausgemachte Sache hin. Nun war das Eis gebrochen. O, wenn ich meinen Einfluß in dem einzig wahren und guten Sinne ausüben wollte! Sie konnte nicht glauben, daß ich den Weg, den ihre Tochter ging, für den rechten hielte. Ich verstand nicht sogleich — sie sprach undeutlich und leise — daß in ihren Augen nur ein Weg „der rechte" war — der Weg der Kirche ... Warum stellte sich ihre Tochter an die Spitze eines antikirchlichen Vereins? ... Meine Beteuerungen, daß unser Verein mit kirchlichen und religiösen Dingen gar nichts zu tun habe, daß er weder für noch wider eine Konfession Partei nehme, hatten die schlimmste Wirkung ... Das war es ja, das Traurige, das Furchtbare! ... Nicht für — also wider! Sie wiederholte den unerbittlichen Ausspruch, der so viele reine und edle Bestrebungen verdammt. Doch geschah's nicht mit Fanatismus, vielmehr sanft entschuldigend. In ihr war keine Härte, sie sprach im Ton rührender Bitte mit Tränen in den Augen. Jedes Wort kam aus der Tiefe einer angsterfüllten Seele, und wenn die Ursache ihrer Qual mir auch kindisch erschien, die Qual war da und raubte den Nächten der Greisin den Schlaf und ihren Tagen den Frieden.

Mir, der Fremden, tat es weh, sie von ihrer Pein nicht befreien zu können; als ihre Tochter hätte ich vielleicht nachgegeben, meiner Überzeugung zum Trotze. Gertrud widerstand. Sie hatte die Kraft! Sie hielt fest an der Tätigkeit, die ihrem Leben einen

reichen Inhalt gab und einen edlen Zweck. Aber was mußte der Sieg, den sie täglich so tapfer errang, sie kosten!

Täglich — darin besteht's. Das ihr vom Schicksal täglich gereichte Leidensbrot wurde ihr endlich ungenießbar, ihre jahrelang geübte Seelenstärke versagte plötzlich, und sie erlag.

Vielleicht wäre es zum Äußersten nicht gekommen, wenn sie weniger Selbstbeherrschung geübt hätte; vielleicht würde ein zeitweises Versagen ihrer Standhaftigkeit sie gerettet haben. — Aber ihr Schweigen, ihr heroisches Schweigen, ihr Stolz, den sie hätte brechen müssen, um mir oder einem andern treuen Menschen zu sagen: „Sieh her, es sind nur Nadelstiche, doch treffen sie immer dieselben Wunden. Ich halte es nicht mehr aus!" Wenn man die Hände ringt und schluchzt und schreit: „Ich halte es nicht mehr aus!" — dann hält man's aus.

Aber stumm bleiben, der Ungeduld, dem Zorn, dem Schmerz nicht ein Ventil öffnen, heißt sündigen auf seine Kraft. Es ist, wie wenn einer den Staub, der während des Tages gefallen, still fortschöbe Abend für Abend gegen eine Wand — so weit sein Arm reichen kann ... Und an der Mauer häuft sich die Masse und steigt und steigt und wird zum Walle, der einzusinken droht, wenn neue, immer neue Anstöße ihn erschüttern, lange nur droht, am Ende jedoch das Gleichgewicht verliert und über seinem Erbauer zusammenstürzt.

Der Doktor hatte gewiß recht, als er sagte: „Es war ein plötzlicher Entschluß." Ich bin überzeugt, daß sie früher nie an Selbstmord gedacht hat. Aber es kam der Tag, an dem ihr häusliches Glück gefeiert werden sollte und an dem sie es preisen und Gott und den Ihren dafür danken sollte ... und davor schrak sie zurück. Selbstüberwindung bis an die äußerste Grenze des Möglichen ... Heuchelei — nein!

So erkläre ich mir die Tat. Mir! Wenige werden diese Erklärung gelten lassen. Ich höre alle Einwendungen, die man da-

gegen erhebt, so deutlich, als ob sie mit lauten Stimmen an mein Ohr schlügen.

„Lächerlich!" sagen die Töchter, „wenn wir uns erschießen sollten, weil die Mamas unsere Tätigkeit bejammern und anfeinden, wären wir längst tot!"

„Gott im Himmel," sagen viele Ehefrauen, „wenn wir unseren Männern nichts vorzuwerfen hätten, als daß sie zu spät zu Tisch kommen und zur Unzeit zärtlich sind, für bevorzugt vor Tausenden würden wir uns halten."

Und die tapfer resignierten Mütter sagen: „Zusammenhang? O meine Gute, lassen wir doch die Jugend ihre eigenen Wege gehen und ihre eigenen Interessen verfolgen! Es ist ihr Recht und war auch das unsere, unseren Eltern gegenüber. Daß wir es nicht geltend machten, nennen Sie's weder Tugend noch Schuld, nennen Sie's: Geist der Zeit. Und — ‚Verständnis'? Wenn wir dieses hohe Geschenk verlangen, müssen wir es auch erwidern können, und wenn uns die Fähigkeit dazu fehlt, dann heißt es sich ins Unabänderliche fügen — mit je besserem Humor, je besser!"

Und die mildesten unter den Frommen werden den Kopf schütteln und traurig sagen: „Was Sie da vorgebracht haben zur Verteidigung eines Selbstmordes, denn gestehen Sie, darum handelt sich's, entschuldigt ihn nicht!"

Verurteilt sie denn! Ich werde ihrer immer gedenken wie einer lieben Führerin, die mir eine Weile voranschritt auf breitem, sonnigem Wege. Freudig und vertrauensvoll folgte ich ihr, hoffte, ihr immer folgen zu können nach immer helleren, höheren Zielen.

Und einmal, als ich wieder, ihre sichere Leitung suchend, nach ihr ausblickte, war sie verschwunden, und der Weg, auf dem sie eben noch ruhig und stolz hingewandelt, war leer.

Die arme Kleine

Erzählung

Im Jänner, am Tage, an dem der Bauernregel nach die erste Regung des Lebens in den erstarrten Bäumen erwachen soll, wurde die Kleine geboren. Ihre Eltern hatten schon drei Söhne, Leopold, Josef und Franz. Drei Riesen. Der älteste, der große Junge mit den reichen, braunen Haaren, den dunklen Augen, den schönen regelmäßigen Zügen, glich dem Vater. Der zweite, mit dem lichtbraunen Gelock und den blaugrauen Augen, hatte kein Vorbild in der Familie, entwickelte sich auf seine eigene Art zu einem kühnen, prächtigen Menschenexemplar. Der dritte sah der Mutter ähnlich, hatte ein sanftes Gesicht und war hellblond.

„Wenn wir noch einen kriegen," sagte Herr von Kosel, „und wenn es so weiter geht in der Schattierung, kommt er mit weißen Haaren zur Welt."

Er hätte sich übrigens wenig daraus gemacht, wenn einer mit feuerroter Perücke erschienen wäre. Die Angelegenheiten anderer, auch die seiner Kinder, berührten ihn nicht tief; alle lebhaften Interessen, deren er fähig war, konzentrierten sich auf sein eigenes und auf sein zweites Ich, seine Frau.

Die hatte schon ihren dritten Jungen ohne besonderes Entzücken begrüßt. Sie wünschte sich ein Mädchen, ein Kind wenigstens, von dem sie mehr gehabt hätte als nur das Glück, ihm das Dasein zu schenken und es zu betreuen, bis es laufen konnte. Einmal so weit gebracht, waren die Buben ihr auch schon entwachsen und: „Von da an," meinte sie, „ist die freiwillige Rettungsgesellschaft imstande, mich bei ihnen zu ersetzen." Ihr Jüngster

war eben vier Jahre alt geworden, als das ersehnte Töchterlein erschien, langerwartet und — unerwartet. Ende Februar hätte sie kommen sollen, zu Fabian und Sebastian war sie da. Man hatte noch keine Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen und mußte die Überbleibsel der Säuglingsgarderobe ihrer Brüder für sie verwenden. Die kleinste Haube, das winzigste Hemdchen wurden hervorgesucht, sie verschwand in ihnen auf Nimmerwiedersehen.

Ihrer Mutter traten Tränen in die Augen, als man ihr die Neugeborene brachte.

„Du arme Kleine!" sagte sie.

Das war die Vortaufe des Kindleins: „Die arme Kleine" hieß es fortan, und der schöne Name Angelika, den es drei Tage später durch den Priester in der Schloßkapelle erhielt, blieb ein Paradename, dessen man sich nur bei feierlichen Gelegenheiten bediente.

An die Lebensfähigkeit der überzarten, unreifen Menschenfrucht glaubte anfangs niemand. Nur Apollonia Budik, die Milchschwester und Jugendgespielin Kosels, die schon die drei Löwen oder Bären, wie die jungen Herrchen abwechselnd genannt wurden, aufgezogen hatte, prophezeite: „Sie wird wachsen und gedeihen."

Die Besorgnisse um das Kind lenkten sich allmählich auch auf seine Mutter. Sie war nach der Geburt eines jeden ihrer Söhne in verjüngter Schönheit wieder aufgeblüht; seit der Geburt der Kleinen kränkelte sie und konnte sich nicht erholen.

„Es wäre Zeit, daß sie endlich gesund würde," sagte ihr Mann, und der Arzt erwiderte, das denke er schon ein Jahr lang. Er hätte gern noch etwas hinzugesetzt, aber der Herr winkte halb ängstlich, halb ärgerlich ab, und so trat ein Schweigen ein, das die beiden sogleich unterbrachen, um einander mit der Hoffnung auf den herannahenden Frühling zu trösten. Aber auch dieser brachte keine Besserung. Der Sommer kam, warm, mild und

wonnig, ein schöner Herbst folgte ihm. Täglich wurde die Kranke in den Garten getragen und lag dort stundenlang auf einem Ruhebett im Schatten würziger Nadelbäume. Neben ihr stand der Korbwagen der Kleinen, und zu ihren Füßen saß Frau Apollonia und strickte. Auf der Wiese jenseit des Weges in gehöriger Entfernung spielten und balgten sich ihre ehemaligen Zöglinge, von einer handfesten Magd überwacht. Sie hatte dafür zu sorgen, daß die Buben die Grenzen ihres Bereiches nicht überschritten und nicht einbrachen in das der Mutter und Schwester. Es mißlang aber oft, die Jungen waren zu neugierig, die arme Kleine zu sehen, zu sehnsüchtig, die Mutter zu umarmen, von der man sie immer ängstlicher fernhielt. Sie fühlten sich zurückgesetzt, bestraft, und gerade in der letzten Zeit waren sie doch immer brav gewesen und hatten sich nicht, wie sonst, des Ungehorsams gegen die Mama, sondern nur gegen Apollonia und die Magd schuldig gemacht. Der Papa kümmerte sich um sie weniger denn je. Er ging mit zerstreuter Miene umher, rauchte viel, las ein halbes Dutzend Zeitungen und antwortete jedem der Hausleute und jedem seiner Untergebenen, der von ihm eine halbwegs wichtige Entscheidung verlangte: „Das werden wir bestimmen, wenn die gnädige Frau wieder gesund sein wird." Zehnmal im Tage ging er zu ihr hinüber, setzte sich auf ihr Bett, versicherte, daß sie recht gut aussähe, empfahl sich wieder und vergaß regelmäßig, die Tür zu schließen.

Auf den Wunsch des Doktors berief Kosel einen Professor aus Wien, der allerlei Ratschläge gab. Sie wurden befolgt, aber ohne den geringsten Nutzen.

Herr von Kosel ließ sich trotzdem in seiner Zuversicht, daß es endlich doch besser werden müsse, nicht irre machen und fragte ganz naiv, wenn der Arzt schwere Besorgnisse äußerte: „Ich bitte Sie, was soll ihr denn geschehen?"

Eines Morgens fühlte sich die Kranke nach einer schlechten Nacht besonders schwach, verlangte aber doch, in den Garten

getragen zu werden. „Denn," sagte sie, „ins Zimmer läßt man mir meine lieben, wilden Buben nicht, und ich möchte sie doch wenigstens sehen."

Als sie dann mit Apollonia und mit der Kleinen auf ihrem gewohnten Platz untergebracht war und die drei Jungen von weitem herüberwinkten und grüßten, begann sie flehentlich zu bitten: „Gute Poli, hol sie mir herüber, meine Rangen! Ich glaube, daß ich heute nicht geschlafen habe aus Sehnsucht, sie wieder einmal in meinen Armen zu halten und nach Herzenslust zu küssen. Und die Kleine lege mir auf den Schoß, ich möchte sie ihnen zeigen."

Apollonia gab nach, allen empfangenen Verhaltungsmaßregeln zum Trotz. Sie brachte den Buben die Botschaft der Mutter, hielt ihnen dabei aber die geballte Faust entgegen: „Ihr dürft kommen, einen Augenblick. Wer Lärm macht, der kann sich freuen! Vor der Mutter sag ich nichts, aber was dann geschieht, darauf wartet."

Ein toller Jubel brach aus: „Zur Mutter, zur Mutter und zur armen Kleinen!"

„Ruhig!" wetterte Apollonia, „wer nicht ruhig ist, kehrt gleich wieder um. Ihr geht hinter mir."

Die Jungen brachten es in der Selbstbeherrschung so weit, eine Weile, nicht gerade hinter Apollonia, aber doch neben ihr einherzuschreiten. Plötzlich guckten sie einander an — ein Augenwink und vorwärts, alle drei zugleich, wie der Sturm, und die gute Frau Budik schrie und drohte und lief ihnen nach, ohne die geringste Hoffnung, sie einzuholen.

Josef war zuerst am Ziele. Fast sprachlos vor Seligkeit umschlang er den Hals seiner Mutter, eifersüchtig drängten sich die jüngeren Brüder heran, und der Kranken verging der Atem unter den leidenschaftlichen Liebkosungen ihrer Kinder. Ihre Arme lösten sich, die Kleine geriet in Gefahr, zu Boden zu gleiten. Franz fing sie auf und rief triumphierend: „Ich hab sie, ich hab

sie!" Die Kleine schlug die Augen auf und sah das dicke, rote Gesicht, das sich über ihr winziges beugte, ruhig und wißbegierig an. „Was bist denn du für ein Ungeheuer?" schien sie zu fragen. Keuchend kam Apollonia herbei, nahm das Kind, legte es in den Korb und ermahnte die Buben, den Rückweg anzutreten. Aber sie schenkten ihr kein Gehör, sie umstanden die Mutter, sie küßten ihre Wangen, ihre Hände, und sie lächelte ihnen zu, versuchte zu sprechen, vermochte es nicht, und jedem der Knaben war, als habe sie zuerst ihn und dann das Kindchen angesehen mit einem inständig flehenden Blick, der es ihm, besonders ihm, seinem Schutze empfahl. Sie riefen wie aus einem Munde: „Ich tu ihr nichts!" Die Mutter lächelte, ein Schauer durchrieselte ihre Glieder.

„Um Gottes willen sie stirbt!" schrie Apollonia auf. Auch die Knaben schauderten vor der plötzlichen Veränderung in den Zügen der Kranken. „Lauf ins Schloß, lauf um den Doktor!" befahl Apollonia der Magd, die ihr gefolgt war.

Vom Schlosse her kamen Leute, allen voran eilte Kosel. In Verzweiflung warf er sich neben der Entseelten nieder, weinte, schluchzte, beschwor sie um ein Lebenszeichen, um ein Wort. Vergeblich. Ihre letzte, stumme Bitte war zu ihren Kindern gesprochen worden, ihr letzter Blick hatte auf ihren Kindern geruht.

Die grausamste Antwort auf seine ständige Frage: „Was soll ihr denn geschehen?" hatte Felix Kosel jetzt erhalten. Er empfand den Tod seiner Frau als das größte Unglück, das ihn treffen konnte, und war doch gar nicht darauf eingerichtet, Unglück zu ertragen.

Das Schicksal war ihm bisher immer mild gewesen, er hatte seine Kindheit und seine Jugend zwischen einer zärtlichen Mutter, zwei begeisterungstrunkenen Tanten und seiner Milchschwester

verlebt, dieser klugen, braven Apollonia, die ihn im geheimen allerdings manchmal prügelte, aber dennoch mithalf, ihn herzlich zu vergöttern. Der Vater lachte, schimpfte wohl auch über die Weiberwirtschaft, ließ sie aber weiter florieren. Er war ein Mann von rastloser Tätigkeit, dem wenig Zeit übrig blieb für die Familie. Später, wenn sein Sohn die Kinderschuhe ausgetreten haben würde, sollte alles anders werden, dann gedachte er ihn in die Hand zu nehmen. Felix hatte aber sein zehntes Jahr noch nicht ganz erreicht, als Herr von Kosel bei einer Eisenbahnkatastrophe ums Leben kam. Die Feldwirtschaft seines Gutes Velice wurde einstweilen verpachtet, die Familie zog nach der Provinzhauptstadt, wo Felix erst eine Vorbereitungsschule und dann, ein paar Jahre später als gewöhnliche Menschenkinder, das Gymnasium besuchte. Er machte es durch, ohne Glanz und ohne besondere Schmach, wiederholte nur die dritte und die achte Klasse, beging nicht einen dummen Streich, schloß auch keine Freundschaft. Die Mutter, die Tanten unterließen es nie, ihn vor den „Buben in der Schule" zu warnen wie vor Klapperschlangen in Jacken und Hosen.

Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, trat er sein Freiwilligenjahr an. Eine schwere Zeit im Leben seiner Götzendienerinnen! Zum Regimente konnten sie ihm nicht folgen. Aber einen alten Diener — er hieß Kopetzky und war des Schreibens mächtig — gab Frau von Kosel ihm mit, einen ehrlichen Spion, der täglich über das Befinden des jungen Herrn, über sein Tun und Lassen nach Velice berichten mußte. Dort saßen die Damen nun wieder alle beisammen und warteten auf die Rückkehr des Lieblings.

Er kam heim. „Ganz unverändert!" triumphierte seine Mutter. „Ganz der Alte, Gott sei Lob und Dank!" sagte ihre jüngere Schwester, die fromme Renate.

Nur Charlotte, die jüngste, der Feuergeist in der Familie, die Menschenkennerin, behauptete, einen Reflex von militärischem

Wesen an ihm wahrzunehmen, und wer weiß? — vielleicht hatte er Erfahrungen gemacht.

Nun, davon hatte Kopetzky nichts geschrieben, und die Worte ihrer Schwester machten keinen Eindruck auf Frau von Kosel. Es gab etwas anderes, das sie peinigte, ihr den Schlaf raubte und den Appetit. Felix schenkte in neuester Zeit seiner Milchschwester eine auffallende Aufmerksamkeit, hatte Rücksichten für sie, die ihr vermöge ihrer Stellung als „Stütze der Hausfrau" gar nicht zukamen, war in ihrer Gegenwart heiter und aufgeräumt — ja gesprächig. Sobald sie das Zimmer verlassen hatte, war seine gute Laune dahin. Frau von Kosel machte nun ganz plötzlich die Entdeckung, daß Apollonia zu einem bildschönen Mädchen aufgeblüht war, mit dem unter einem Dache zu leben eine große Gefahr für die Gemütsruhe eines jungen Mannes bedeuten konnte. Sie faßte einen raschen Entschluß. Eines Abends kam Felix von einem dreitägigen Jagdausflug zurück und fand Apollonia nicht mehr im Hause. Sie hatte sich entschlossen, den Bitten einer alten Tante nachzugeben, die schon oft nach ihr verlangt hatte. „Wie du weißt," sagte Frau von Kosel.

Er wußte es nicht, er wurde feuerrot und runzelte die Stirn. Das hätte er seiner Jugendgespielin nicht zugetraut, daß sie imstande wäre, ihn zu verlassen ohne ein Abschiedswort. Eine große Bitterkeit gegen sie ergriff ihn, nach und nach fielen ihm aber eine Menge Entschuldigungen ihrer Handlungsweise und ebensoviele Anklagen gegen seine Mutter ein. Er sprach nicht eine aus, er würgte seinen Groll hinunter. Er wurde nur noch stiller und mehr in sich gekehrt, als man in Velice erfuhr, der armen Apollonia sei es bei ihrer Tante so schlecht gegangen, daß sie sich aus Verzweiflung entschlossen habe, den Heiratsantrag eines alten Steuerbeamten, eines Witwers mit fünf Kindern, anzunehmen.

Frau von Kosel erwartete, daß ihr Sohn mit ihr darüber

sprechen, ihr vielleicht Vorwürfe machen würde. Er blieb stumm, und das beunruhigte sie mehr, als der ärgste Zornesausbruch getan hätte.

Die kühle, trockene Frau, der niemand imponierte, die sich nie um die Meinung anderer gekümmert, sich in ihrem Urteil nie hatte beeinflussen lassen, kam dem schönen schweigsamen Sohn gegenüber um alle Sicherheit. Sie hatten ihr ihn doch sehr entfremdet in dem einen Jahre. Er sprach nicht, aber er handelte ihr jetzt oft entgegen und beharrte auf seinen Beschlüssen mit dem Eigensinn des Schwachen.

Stille Jahre verflossen.

Einige Monate brachte Kosel regelmäßig auf Reisen oder in Wien zu, den Rest der Zeit in Velice. Er ließ das Gut durch seine Beamten bewirtschaften, ging auf die Jagd, las Zeitungen und fand sich des Abends am Spieltisch seiner Mutter und seiner Tanten ein. Die Damen würden das Whist erfunden haben, wenn es nicht ein anderer vor ihnen getan hatte, vermochten aber trotz aller Mühe nicht, Felix in die Feinheiten dieses edlen Spieles einzuweihen.

„Er hat keinen Spielgeist," meinten seine Mutter und Renate. Charlotte allein wußte: er hat auch keinen andern. Diese Erkenntnis schädigte ihre Liebe für ihn aber nicht im geringsten.

Jedesmal, bevor er verreiste, ermahnten ihn die Tanten: „Komm als Bräutigam zurück!" Sie wußten, es war der innigste Wunsch seiner Mutter. Er überlegte lange, bevor er ihn erfüllte, und als es endlich geschah und er heimkehrte und ihr die große Nachricht brachte, bebte seine Stimme:

„Bevor der Fasching zu Ende geht, bin ich verheiratet, liebe Mama. Mit Fräulein Friederike Beckmann. Die Tochter des Arztes. Ja, Mama, du kennst ihn. Im ganzen Land kennt man ihn und achtet ihn."

Frau von Kosel lehnte sich zurück in ihre Sofaecke, zum erstenmal in ihrem Leben wandelte es sie an, als ob die Sinne ihr vergehen wollten. „Eine Doktorstochter?... Das kann ja nicht sein. Das kann dein Ernst nicht sein." Angstvoll starrte sie ihn an. Er hielt ihren Blick nicht aus. Der seine flackerte scheu umher, aber die zuckenden Lippen sprachen mit wohlbewußter Grausamkeit:

„Es ist. Und die kannst du nicht verschwinden lassen."

Das traf sie ins Innerste. So hatte er ihr nicht verziehen, so trug er ihr durch all die Jahre nach, daß sie ihm die Gelegenheit zu einer törichten Liebelei aus dem Wege geräumt hatte? Und hatte geschwiegen die ganze lange Zeit, und hatte seinen Groll in sich verschlossen, und der Groll hatte die Liebe und das Vertrauen aufgezehrt! Sie empfand das als ein furchtbares Unrecht, das er ihr antat, und wie kindischen Trotz, daß er sein Herz wieder an eine Unebenbürtige hing, eine Unebenbürtige zur Frau wählte. Aber sie hatte sich daran gewöhnt, ihm nachzugeben, und seinen Eigensinn so lange genährt, bis er sich beinahe zu einer Willenskraft herangebildet hatte. Die starke Frau war ohnmächtig geworden, dem schwachen Sohn gegenüber. Sie beugte ihr Haupt, sie fügte sich, sie sprach: „Bring sie mir."

Eine unbezwingliche Rührung ergriff sie: „Bring mir aber auch meinen Sohn, den ich verloren habe, wieder."

Er stand auf, küßte ihr die Hand und sagte in seiner abgebrochenen Weise und eher befangen als bewegt: „Ich danke dir... ich werde ihr gleich schreiben... ihr gleich die gute Nachricht geben."

Er ging aber nicht geraden Weges nach seinen Zimmern, sondern über den Bogengang zum Turm an der Ecke des Schlosses, in dem die Tanten sich sehr traulich und mit vielem Geschmack eingerichtet hatten. Den Sibyllenturm nannte ihn Frau von Kosel.

Ein Freudenschrei aus zwei Kehlen empfing Felix, als er in

den Salon der Tanten trat. Renate strickte eben Jagdstrümpfe für ihn, Charlotte kopierte seine letzte Photographie wunderhübsch in Ölminiatur.

Der bequemste Fauteuil wurde an den Tisch gerückt für den Herzensliebling, der nach einigen einleitenden: „Wie geht's? Ah schön!" nicht ohne Stocken seine große Neuigkeit vorbrachte.

Die Tanten hatten ihm mit unbeschreiblicher Spannung zugehört und nicht gleich gewußt, ob er im Ernst oder im Spaß spräche.

„Eine Doktorstochter?" rief Renate mit den Worten ihrer Schwester. „Ach geh!"

Er aber versetzte: „Wartet nur, gute Tanten, wartet, ihr werdet schon sehen!" Und als er ihnen so herzlich, als er's überhaupt zuwege brachte, seine Braut empfahl, kamen Renaten Tränen der Rührung in die Augen. Charlotte liebte seine Erwählte jetzt schon und versprach, sie gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen.

Als die zukünftige Herrin von Velice drei Tage später dort erschien, in Begleitung ihrer Eltern, am Arme ihres Verlobten, der die Reisenden an der Eisenbahnstation abgeholt hatte, war der erste Eindruck auf alle Damen der einer grenzenlosen Überraschung. Die Doktorstochter, das wurde ihnen klar auf den ersten Blick, bedurfte ihres Schutzes nicht.

Die drei, die ihr mit so verschiedenen Gefühlen entgegengegangen waren, standen vor einer wahrhaft sieghaften Überlegenheit. Sogar Frau von Kosel gestand sich, daß von Herablassung, der Braut ihres Felix gegenüber, nicht die Rede sein könne. Sie war schön, gewinnend, wohlerzogen und bewegte sich in ihrer Wohlerzogenheit nicht wie im Staatsgewande, sondern wie im Alltagskleide.

Die Ehe Felix Kosels wurde sehr glücklich. Es dauerte lange, bis Friederike zur Erkenntnis kam, daß sich hinter der männlichen und adligen Erscheinung ihres Mannes ein zaghaftes und

dürftiges Wesen verbarg, und da sie sich keiner Täuschung mehr über ihn hingeben konnte, war ihre starke und treue Zuneigung schon zu tief eingewurzelt, um erschüttert zu werden, nur einen anderen Charakter nahm sie an. Aus einer Liebe voll Bewunderung und Erwartung wurde eine nachsichtige und fürsorgliche und auch eine dankbare Liebe. Er hatte nicht viel zu geben; aber alles, was er hatte, gab er ihr. Für andere blieb allerdings nichts übrig.

Er fühlte kaum eine Lücke in seinem Leben, als seine Mutter nach kurzer Krankheit starb und die Tanten Velice verließen.

Sie waren nach dem Tode ihrer Schwester mit bleichen Gesichtern und rotgeweinten Augen vor ihren Neffen und vor ihre Nichte getreten, und Charlotte hatte gesprochen:

„Ihr werdet gewiß viele Kinderchen bekommen und viel Platz für sie brauchen und Gesellschaft genug haben an euch selbst und an ihnen. Wir wollen fort, meine Teuren, wünschen uns schon lange, die Welt zu sehen; wir sagen euch Lebewohl."

Herr von Kosel war erstaunt und auch ein wenig betrübt, Frau von Kosel schloß eine der Schwestern nach der andern ans Herz.

„Geht, wenn die Wanderlust euch treibt. Eure Wohnstätte in der Heimat werdet ihr deshalb nicht verlieren. So lang ihr die Augen offen habt, seid ihr Herrinnen im Sibyllenturm, und wer ihn betritt, ist euer Gast."

Dabei blieb's. Die zwei Schwestern erlangten nach und nach in der Kunst zu reisen eine solche Virtuosität, daß sie mehr als einmal für Engländerinnen gehalten wurden.

Jedesmal, wenn wieder eine Taufe in Aussicht stand, kamen sie nach Velice zurück und fanden ihr Zuhause immer aufs liebevollste gepflegt und aufs schönste zu ihrem Empfange geschmückt. Eine freudige Überraschung war es für sie, nach der Geburt Josefs, Frau Apollonia Budik als oberste Leiterin im Kinderzimmer angestellt zu finden. Ihr Mann war in den letzten Jahren

völlig schwachsinnig geworden, und ihre Stieftöchter hatten sie vor die Tür gesetzt. Sie blieb ihnen zeitlebens dankbar dafür; sie hatte nur heimzukehren, nur einige Wochen im Schlosse zuzubringen gebraucht, um das Vertrauen Frau von Kosels zu erringen und von ihr in das verantwortliche Amt eingesetzt zu werden, das sie vortrefflich verwaltete.

Auch bei der Taufe der armen Kleinen waren die zwei Tanten zugegen gewesen und hatten dann für noch längere Zeit als gewöhnlich Abschied genommen. Der Ehrgeiz, auch fremde Erdteile kennen zu lernen, war in ihnen erwacht. Eine Pilgerfahrt nach Jerusalem bildete den Schluß ihrer größten Reise. Und dort lagen sie vor dem Heiligen Grabe auf ihren Knien, im heißen Gebete für die Ihren, zur selben Stunde, zu der im Garten von Velice das Leben erlosch, auf das sie alle Segnungen des Himmels herunter flehten.

Wenige Wochen später hielt eines Vormittags ein geschlossener Mietswagen vor dem Portal des Schlosses. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, um Leute herbeizurufen, es kam aber niemand. Er mußte vom Bocke steigen und den Schlag öffnen. Zwei alte Damen verließen das Gefährt und glitten leise und schweigend wie Schatten durch die Halle über den Gang mit den vergitterten Fenstern und den großen, feuchten Flecken an den Mauern. Vor der Treppe hielten die beiden einen Augenblick an. Sie bebten vor unterdrückter Gemütsbewegung und atmeten schwer. Langsam ging's die Stufen hinauf, an der Tür vorbei, die zu den Gemächern der verstorbenen Herrin führte, weiter bis zur Wohnung Kosels. Noch immer ließ niemand sich blicken. Im Vorzimmer begegneten die Schwestern der ersten menschlichen Seele. Ihre irdische Hülle hatte den Umfang eines mäßigen Bierfasses, trug ein braunes Jackett, eine weiß und rot gestreifte Weste und chamoisfarbige Filzpantoffeln. In einen großen Lehnsessel zurückgelehnt, schlief sie, schon bei hellem Tage, den süßen Domestikenschlaf.

Charlotte streifte die kolossale Gestalt mit einem mißbilligenden Blick und sagte: „Natürlich," und als sie in das nächste Zimmer kam, das kläglich unaufgeräumt war und in dem alles nach Besen und Staubtuch schrie, sagte sie abermals: „Natürlich!"

Renate aber seufzte schmerzlich: „Armer Mensch, wie es bei ihm aussieht!"

Nun rührte sich's im großen, anstoßenden Wohngemach, zu dem die Flügeltür offen stand; ein Sessel wurde gerückt, Felix erschien auf der Schwelle.

„O, o, die Tanten!" sprach er halblaut und verneigte sich höflich und fremd. Sein schönes Gesicht war dunkelrot, er befand sich in der peinlichen Verlegenheit, die ihn beim Wiedersehen nach längerer Trennung, auch von seinen nächsten Verwandten, ergriff.

Die Schwestern ließen ihre Rührung nicht aufkommen, stellten einige gleichgültige Fragen und verlangten dann, die Kinder zu sehen.

„Die Kinder?" In dem Augenblick schien er sich zu besinnen, daß er welche hatte. „Die Kinder, ja. Die Buben — wo die nur sein mögen? Im Garten oder im Meierhof vielleicht. Kopetzky weiß es vielleicht und ist vielleicht so gut und holt sie."

Kopetzky war sehr überrascht, als er hereingerufen und als ihm mitgeteilt wurde, welche Erwartung man auf ihn setzte. Er versprach gar nichts, und als die Damen, von Kosel begleitet, sich auf den Weg machten, um die Kleine zu besuchen, blickte der treue Diener ihnen voll stiller Empörung nach und murmelte: „Jetzt geht die Weiberwirtschaft und 's Putzen wieder an."

Um zu der Kleinen zu kommen, mußte man eine lange Zimmerreihe durchschreiten. Der Saal, der fünf hohe Bogenfenster hatte und vortrefflich gemalte Säulenstellungen, grau in grau, und dazwischen allerlei mythologische, etwas gespensterhaft dreinschauende Figuren. Das Musikzimmer, den großen Salon und dann den kleinen, in dessen einem Fenster der Schreib-

tisch Friederikens stand. Kein zierliches Möbelstück, ein Schreibtisch, an dem ernst gearbeitet worden war, auf dem noch die großen Wirtschaftsbücher lagen, die sie gewissenhaft und genau geführt hatte und die gewiß seit ihrem Tode nicht aufgeschlagen worden waren. Im Schlafzimmer nebenan alles noch wie einst. Das Doppelbett unter dem seidenen Baldachin, die Toilette ihm gegenüber, der Ankleidespiegel in der Ecke. Dieses Zimmer war besser gehalten als die übrigen, man sah auch, daß es in Benützung stand.

„Du schläfst noch hier?" fragte Charlotte.

„Immer noch," erwiderte er und errötete neuerdings.

„Und die Kleine wohnt nebenan, wie früher?"

„Wie früher."

„Stört sie dich nicht?"

„Die hört man gar nicht, die ist sehr still, wird bald ganz still sein," versetzte er und machte dazu seine gewöhnliche Miene sorgenvoller Heiterkeit, wegen der seine Frau ihn oft geneckt hatte.

„Armer Mensch, armer Mensch!" flüsterte Renate, erschrak über die unwillkürliche Äußerung ihrer Teilnahme und schritt rasch auf die Tür des Kinderzimmers zu. Sie öffnete sich, ein Schrei des Jubels erscholl. Apollonia rannte den alten Damen entgegen, küßte ihre Hände, konnte sich vor Freude nicht fassen.

„Daß Sie nur endlich da sind! Mit welcher Sehnsucht hab ich Sie erwartet! Endlich, endlich! Wie oft hab ich gedacht: Wenn Sie sie nur noch am Leben treffen!" — Sie deutete auf Elika, „die Kleine, Gott im Himmel ..." rief sie und brach in lautes Schluchzen aus.

„Ja, Poli, ja," sagte Kosel, „aber geben Sie acht, sehen Sie die arme Kleine."

Die arme, ja wirklich, die arme Kleine.

Sie saß, schneeweiß gekleidet, auf einem Teppich in der Mitte ihrer wohlausgepolsterten Gehschule. In ihrem durchsichtig bleichen

Kindergesichtchen sprach sich Schrecken und Empörung über den lärmenden Freudenausbruch ihrer Wärterin aus. Ihre großen blaßblauen Augen betrachteten die schreiende Apollonia strafend und vorwurfsvoll, aber sie regte sich nicht, und es kam kein Laut über ihre schmalen, bleichen Lippen. Sie war so schwach und so winzig! Die Kopfhaut schimmerte durch die spärlichen, hellblonden, an den Enden leicht gelockten Haare, der Mund, die feine Nase, die hohe Stirn waren merkwürdig ausgebildet, was bei dem kümmerlichen kleinen Wesen den Eindruck der Zwerghaftigkeit machte. Noch seltsamer, unheimlich fast, war die nachdenkliche, frühreife Klugheit, die aus den Zügen des zarten Antlitzes leuchtete, und das resignierte Leiden, das über ihnen lag wie ein trübender und — verklärender Hauch.

Bei den alten Damen löste sich jede Empfindung, die das Kind ihnen einflößte, in grenzenloses Mitleid auf. Sie knieten nieder und sprachen zu der Kleinen liebreich und zärtlich. Elika hatte den Kopf gesenkt, warf von unten herauf einen scheuen Blick nach ihnen und bedeckte plötzlich die Augen mit den Händen, deren gelbliche dünne Fingerchen an die Klauen eines jungen Vogels mahnten.

„Nicht anschauen die arme Kleine," sagte sie, „nicht anschauen!"

Die Schwestern gingen in den Sibyllenturm. Ihre Reiseeffekten waren inzwischen hinaufgeschafft worden; der Schloßwärter und seine Frau schossen herum und bejammerten, daß die Damen ihre Ankunft nicht angekündigt hatten, sie würden zu ihrem Empfang alles bereit gefunden haben.

Während die Leute die Zimmer im zweiten Stocke bewohnbar machten, warteten Renate und Charlotte im ersten, in dem schönsten Gelaß des Turmes. Ein hoher, ovaler, edel gewölbter Raum, der seinen schlanken Pilastern und den zierlichen Stukkaturen an den Wänden und an der Decke ein festliches Aussehen

verdankte. Jetzt freilich sah es darin nicht sehr einladend aus. Die köstlichen Empiremöbel in der Mitte zu einem Berg aufgeschichtet, die Friese und Säulenkapitäle von Girlanden aus Spinnenweben umrankt. Und die Luft, halb Rumpelkammer- und halb Kellerluft, war dumpf und muffig, und es roch nach Mäusen.

Charlotte langte einen Sessel vom Möbelberg herunter, staubte ihn, so gut es ging, mit dem Taschentuche ab und stellte ihn für die Schwester hin.

„Ich wollte nichts sagen," sprach Renate, sich setzend, „um niemand Unannehmlichkeiten zu machen, aber das Erstaunen über unser Kommen ist kurios." Sie gebrauchte da, was sie ungern tat, einen ihrer stärksten Ausdrücke: „Es kam mir schon ganz eigen vor, daß wir keinen Wagen aus Velice auf der Station fanden. Wir haben uns doch bei Felix angesagt, du und ich."

„Er wird unsere Briefe nicht gelesen haben," erwiderte Charlotte. „Ich habe auf seinem Schreibtisch einen Haufen uneröffneter Briefe liegen gesehen. Die unsern werden dabei sein."

Renate schüttelte den Kopf: „Das kann ich nicht glauben. Für so gleichgültig und herzlos kann ich ihn nicht halten, den Armen."

„Arm, ja, das ist er! und überhaupt — eine Armut herrscht in dem Hause, seit sie fort ist, die den andern so viel gegeben hat, daß man sie alle für reich halten konnte ... Sie fort! ... der Kopf, das Herz, die Seele tot. Warum? warum hat dieses schöne Lebenslicht erlöschen müssen? — Damit ein trübes Flämmchen entfacht werde, das keinem zur Freude und sich selbst zum Leid kurze Zeit hindurch ein armseliges Flackerdasein führen könne auf der Welt ... Wer auch da eine weise und gütige Vorsehung anzubeten vermag ..."

„Charlotte!" fiel die Schwester ihr ins Wort. „Ein Menschenauge und Gottes unerforschliche Wege ... wie du nur ..."

Sie wurde unterbrochen. Auf der Treppe war's plötzlich laut geworden. Es polterte, es dröhnte, es kam im Sturmgalopp heraufgesprengt in nägelbeschlagenen Schuhen. Die Tür öffnete sich, drei rosige, pausbäckige Kindergesichter guckten herein. Die Buben stürzten mit ausgebreiteten Armen auf die Tanten zu und riefen durcheinander:

„Grüß euch Gott, grüß euch Gott, alte Tanten. Wir haben uns schon so gefreut!"

„Ihr kommt aber spät," sagte Josef und hatte auf einmal die Miene eines Richters angenommen.

„Sehr spät," wiederholte Leopold voll einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, und der kleine Franz stotterte mit schwerer Zunge:

„Ja, sej spät!"

Ein neuer Anprall von Zärtlichkeiten stürmt los, die Fräulein haben Mühe, ihm standzuhalten. Noch größere Mühe haben sie, nicht auszubrechen in helle Wonnetränen. Ein Vermächtnis der Verstorbenen, diese in den Herzen der Kinder wach erhaltene Liebe zu den alten Verwandten. Den Schwestern ist, als sei der warme, leuchtende Frühling eingezogen in die trübselige Stube.

Und wie der wirkliche Frühling meistens pflegt, war auch dieser sinnbildliche auf feuchten Sohlen gekommen. Die drei Jünglinge hatten an den ihren pfundschwere Stücke des fruchtbaren Lehmbodens von Velice hereingetragen, und sie selbst waren von unten bis oben mit Lehmspritzern bedeckt.

„Woher kommt ihr?" fragte Renate, und ihre Stimme bebte vor Rührung. „Ihr seid voll Lehm, geliebte Kinder."

Woher sie kamen? Nun, aus dem Meierhof. Im Meierhof wird der Brunnen repariert, da haben sie mitgeholfen.

„Das heißt," sagt Josef, „Leopold und ich haben mitgeholfen. Der Kleine hat sich nur wichtig machen wollen. Immer will er sich wichtig machen. Bei einem Haar," und um die Feinheit dieses Haares recht zu bezeichnen, sprach er im höchsten Falsett,

„bei einem Haar wär er ins Wasser geplumpst. Aber der Brunnenmeister hat ihn noch erwischt."

„Überall plumpst er hinein," versicherte Leopold. „Vorgestern in den Teich, weil er eine Katz, oder wer weiß was, hat herausziehen wollen."

Josef lachte: „Und dann hat er sich an einen Baum angehängt und hat sich geschaukelt zum Trocknen."

Der Kleine hatte den Spott seiner Brüder mit scheinbar philosophischer Ruhe hingenommen. Im Wortstreit zog er immer den kürzeren und pflegte auch meist nur handgreifliche Argumente vorzubringen. Während Josef und Leopold sprachen, hatte er sie abwechselnd angesehen, als ob er mit sich zu Rate ginge. Plötzlich schoß ein heißer Blick aus seinen dunklen, tiefliegenden Augen, er war entschieden, sprang den Ältesten, Stärksten an und schlug ihm mit der kleinen, breiten Faust, so derb er konnte, ins Gesicht.

Die Tanten erschraken, Josef zuckte die Achseln. Er hatte den Knirps ausgelacht, der Knirps hatte sich gerächt, jetzt war alles in Ordnung.

Bald darauf herrschte Frieden, und die Kinder richteten alles zu einem behaglichen Plauderstündchen ein. Die Glastür des schmalen, runden Balkons wurde geöffnet und Fauteuils für die Tanten zu ihr hingerückt. Sie müssen doch sehen, wie die Bäume des Gartens ihnen „Grüß Gott" zunicken, und die Aussicht müssen sie genießen, auf den Hostein, auf dem vielleicht schon in einigen Jahren eine große Kirche erbaut werden wird. Der Herr Pfarrer glaubt es, und der Herr Kaplan weiß es bestimmt.

Vom Dorfe her ertönte fein und hell das Geläute der Aveglocke. Die Drei erhoben sich zugleich und verrichteten ihr Gebet, nicht gerade in Andacht hinschmelzend, aber in guter Haltung und mit großem Ernste.

Nachdem die religiöse Pflicht erfüllt war, machte Franz einen Freudensprung; Leopold rief:

„Ach, was wir froh sind, daß ihr wieder da seid, liebe Tanten!“ und Josef versicherte:

„Wir haben, seit die gute Mama tot ist, niemand und niemand.“

Wieso? Sie hatten den Papa. — Ach, von dem Besitz schienen sie nicht viel zu halten! Und mit Elika wird's nächstens aus sein, und der Herr Kaplan und der Lehrer, keins kann eine Geschichte erzählen und ein Märchen schon gar nicht, wie Tante Charlotte fünfzigtausend weiß. Die Poli höchstens so ein paar alte Geistergeschichten ...

„Pah!“ Leopold machte eine wegwerfende Handbewegung — „bei denen einem nicht einmal gruselt.“

Franz hatte die Arme gekreuzt und machte sein trotzigstes Gesicht. Ein Bild der Kraft, das derbe Bürschlein, und komisch der Kontrast zwischen seiner keimenden Männlichkeit und seiner lallenden Sprache: „Gjuselt einen nicht einmal!“

„Aber Kinder,“ meinte Charlotte, „wenn ihr Geschichten und Märchen gern habt, nehmt doch ein Buch und lest!“

Die Buben hoben die Köpfe. Ein Lächeln blitzte über drei Gesichter, ein dreifaches: „Ach nein!“ wurde mehr gegähnt als gesprochen, und Franz erklärte aus seiner eigenen und der Seele seiner Brüder heraus:

„Tante, lesen, das intejessit uns absolut nicht!“

So? und was interessierte sie denn? — Was? — Alles! Sie wurden ungeheuer mitteilsam und schwatzten sich satt. Sie erzählten vom Tod der guten Mama, und wie schön sie im Sarge war. Ihren Ring hat sie am Finger gehabt, und wie man ihr ihn hat wegnehmen wollen, hat der Papa geschrien, so laut wie er nie schreit: „Lassen, lassen!“ So ist die gute Mama mit ihrem Ring begraben worden. Und die Leute haben gesagt: „Die Kleine sollte man ihr auch mitgeben, die ist so schwach, die wüßte von nichts, möchte am Herzen der Mutter einschlafen und im Himmel aufwachen. Aber das ging doch nicht, und man muß

warten, bis sie von selbst stirbt, und so lange sie noch lebt, muß man halt alles tun, was sie will. Und wenn man's einmal nicht tut, o, da wird die Poli gleich grob! Und neulich hat die Kleine fahren wollen, und Josef hat sie gezogen — im Garten, im Korbwagen, und nie war's der Kleinen schnell genug. So ist Josef gerannt, immer schneller, immer schneller, bis er umgeworfen hat."

„Den Wagen?" rief Renate, „und die Kleine war drin im Wagen?"

„Nein," erwiderte Josef sehr gelassen, „wie ich umgeworfen hab, war sie nicht mehr drin."

„Sie ist herausgestürzt und hat sich weh getan und hat geweint?"

„Weh getan, ja, sie hat ein ganz kleines, rosenfarbiges Blutstropferl gehabt, da auf der Wange ... Aber geweint? o, die! gelacht, mich ausgelacht ... O, die! wie die einen auslachen kann, wie die lustig sein kann!"

Franz hatte so angestrengt nachgedacht, daß es ihm augenscheinlich weh tat. Jetzt stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte:

„Sie weiß, daß sie bald sterben muß, da will sie geschwind noch ein bissel lustig sein."

Einige Tage später sagte Charlotte zu ihrem Neffen: „Lieber Felix, deine Buben sind famose Buben. Sie kennen alle Vögel, Bäume, Pflanzen, jeder von ihnen ist eine kleine wandelnde Naturgeschichte. Sie können ackern, mauern, tischlern, sägen, striegeln, satteln, aber lesen und schreiben können sie nicht."

Nicht lesen und schreiben? Wie meinte das die Tante? Wie sollten sie nicht lesen und schreiben können, da ihnen der Schullehrer schon seit mehreren Jahren Unterricht gibt? Und so oft

Herr von Kosel dem Mann zufällig begegnet und ihn fragt: „Sind die Buben brav?“ erhält er zur Antwort: „Sehr brav.“

Charlotte beschloß, einmal an einer Lehrstunde teilzunehmen, und führte am nächsten Tage ihren Vorsatz aus.

Schloß Velice bildete ein regelmäßiges, einstöckiges Viereck; in der Ecke, dem Sibyllenturm schräg gegenüber, befand sich das riesige sogenannte „Bubenzimmer.“ Es hatte einen tiefen Alkoven, in dem, durch Waschtische getrennt, die Betten der drei standen, und glich am Morgen, nach der beendigten Toilette seiner Bewohner, mehr einem See als dem Aufenthaltsort auf dem Festland lebender Wesen. Der vordere Wohnraum bot den Anblick chaotischer Zustände. Auf den ersten Blick entwirren, was da alles durcheinander lag und hing und hervorquoll aus den offen stehenden Schränken und Laden, war unmöglich. Werkzeuge und Spielsachen hielten Rast in verschiedenen Winkeln auf dem Fußboden, oder nahmen Platz auf den wenigen Möbeln, die noch heile Beine hatten, neben Mineralien, getrockneten Pflanzen, aufgespießten Käfern und Schmetterlingen. An dem breiten Pfeiler zwischen den Fenstern, links vom Alkoven, lehnte ein Kanapee und diente in diesem Augenblick dem Schullehrer als Lagerstätte. Er war ein mittelgroßer, derb gebauter Mann, mit kurzem Hals und wuchtigem Kopf, von dem die Ohren wie ein Paar Fledermausflügel abstanden. In seinem flachen Gesichte fehlte nicht eine Schattierung vom lichten bis zum gebrannten Ocker; er sah verbittert und böse und sehr gescheit aus. Seinen Anzug bildeten weite, dunkle Beinkleider, eine abgetragene Czamara und ein rotgestreiftes Flanellhemd mit tintenbeklecksten Manschetten. Er las laut aus einer böhmischen Grammatik vor, indes seine Zöglinge munter Federball spielten. Sie zählten eben hundert, als Charlotte eintrat, und begrüßten sie voll Freude und riefen ihr zu:

„Spiel mit, Tante! spiel mit!“

Sie dankte, sie war nicht gekommen, um sich zu unterhalten, sondern um der Unterrichtsstunde zu assistieren.

Die arme Tante, der Unterrichtsstunde? O je, da kam sie zu spät, die Unterrichtsstunde war gleich vorbei.

„Wir sind fertig," sagte der Lehrer, der aufgestanden war, und klappte sein Buch zu.

„War das jetzt eine Unterrichtsstunde?"

„Zu dienen, Gnädige."

Die Buben warfen ihre Raketten hin und stürmten in den Garten. Gern wäre der Lehrer nun entschlüpft, doch bequemte er sich, zu bleiben, weil ihn das Fräulein so sehr höflich darum bat. Um aber seine Ungeduld und das Opfer, das er brachte, zu markieren, warf er fortwährend sehnsüchtige Blicke nach der Tür.

Eine Verlegenheitspause entstand. In ihrem altjüngferlichen Respekt vor jedem männlichen Wesen fand Charlotte nicht gleich das rechte Wort, um die Bedenken, die sich in ihr erhoben hatten, schonend genug auszusprechen. Endlich begann sie in bescheidenem Tone:

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Lehrer; ich möchte nur fragen, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn die Knaben sich zum Unterricht zu Ihnen, Herr Lehrer, an den Tisch setzen und lieber nicht Federball spielen würden."

Er lächelte. Charlotte behauptete später, es sei ein so grüngelbes Lächeln gewesen, wie sie in ihrem ganzen Leben keines gesehen hätte, und erwiderte: „Sie tun's nicht, sie setzen sich nicht . . ."

„Auch nicht, wenn Sie es ihnen befehlen?"

Dazu besitze er kein Recht, lautete seine Antwort. Der gnädige Herr habe ihm vielmehr aufgetragen, die jungen Herren spielend zu unterrichten.

„Das heißt aber nicht, daß die Kinder während des Unterrichts spielen sollen."

„Sie legen es so aus, sie sagen: ‚So hat der Papa es gemeint.‘ Ich käme da schön an, wenn ich von ihnen Fleiß verlangen würde wie von den Kindern gemeiner Leute.“

Es fiel ihm denn auch nicht ein. Er gab seine Unterrichtsstunden, das war seine Sache; daß die jungen Herren nichts lernten, war ihre Sache. Und wozu brauchten sie „da“ zu lernen? Hatten sie „da“ nicht ohnehin alles, und würden es ihr Leben lang haben, eine schöne Wohnung und schöne Kleider und gutes Essen. Warum sollten sie auch noch Wissen haben? Dieser einzige Reichtum, der nicht vererbt werden kann, den sich jeder selbst erwerben muß, bleibe ihnen nur vorenthalten, bleibe der Henkel, an dem der Arme, der etwas weiß und versteht, sie faßt und von sich abhängig macht.

In dem Sinne sprach er eine Weile weiter und breitete allmählich sein ganzes Innere vor ihr aus. Welch ein Inneres! wie so ganz erfüllt von dem kläglichen Haß, der seine Wurzeln im Neide hat. Wieder eine Armut, auf die man in diesem Hause stößt, dachte Charlotte und empfand tiefes Mitleid und sagte in ihrer Großherzigkeit und ihrer Gerechtigkeitsliebe:

„Ihre Auffassung ist sehr merkwürdig, Herr Lehrer, aber eine gewisse Berechtigung will ich ihr nicht absprechen. Nur eins, Herr Lehrer, muß ich Ihnen gestehen: ich würde einen Mann, der diese Anschauungen hat, nicht gerade zum Instruktor meiner Kinder machen, wenn mir der Himmel welche geschenkt hätte.“

Ein trauriger Tag auf Schloß Velice. Die Kleine hatte einen der Schwächeanfälle gehabt, die sogar Frau Apollonia Budik in Bestürzung versetzten. Aber Elika erholte sich und verlangte nach ihren Brüdern. Sie kamen und rauften miteinander um den besten Platz zunächst am Gitterbettchen der Schwester, was ihr zwar Vergnügen zu machen schien, von Frau Budik jedoch nicht lange geduldet wurde. Sie mußten sich alle

drei schön in eine Reihe setzen, und Josef erzählte Geschichten, die Leopold und Franz über alle Begriffe dumm fanden, die aber der Kleinen gefielen. Sie hörte ganz zufrieden zu, bis sie einschlief.

Der schwere Augenblick, auf den man sich immer gefaßt machte und vor dem man immer zitterte, war einmal wieder in die Zukunft verlegt worden. Im Hause atmeten alle freier, als die Gefahr, in der das Leben des Kindes geschwebt hatte, glücklich vorüberging. Es wird noch trauriger werden, wenn sie fort sein wird. Man hat sich an den Anblick des blassen Geschöpfchens gewöhnt, die Kühlsten, die Gleichgültigsten fühlten eine warme, teilnehmende Regung, wenn sie an ihnen vorbeigetragen oder vorübergeführt wurde in ihrem Korbwägelchen. Sie hatte etwas in ihrer Miene, das sagte: Seid gut mit mir, ihr werdet nicht mehr lange Gelegenheit dazu haben. Jedem flößte sie Erbarmen ein und machte niemandem Mühe. Stundenlang konnte sie in ihrer Gehschule sitzen, mit einer Puppe, einem Schächtelchen, einem Knäuel spielen, oder eine ganze Weile hindurch laut- und bewegungslos mit geöffneten Augen vor sich hinschauen.

„Wie der Papa. Sie denkt auch, lauter gescheite Sachen," sagte dann Frau Budik, deren Zuneigung für ihren Gebieter sich, nach dem Tode seiner Gattin, durch Mitleid verstärkt, zu einer Art Fanatismus ausbildete. „Sie würde gewiß ein ebensolcher Engel und ebenso gescheit werden, wie er ist, wenn sie am Leben bliebe."

Dem traurigen Tage folgte ein trübseliger Abend. Das Nachtmahl war vorüber, das Kindervolk schlafen gegangen; man hielt, was Charlotte die Orgie der familienüblichen Langweile nannte, im Schreibzimmer Kosels ab.

Renate saß neben dem Herrn Pfarrer auf dem Kanapee vor dem runden Tische und arbeitete an einem Wunderwerke der Strickkunst, einem Prachtkleidchen für ein beneidenswertes Dorfkind. Über ihr schönes, sanftes Gesicht glitt von Zeit zu Zeit

ein Schatten resignierter Müdigkeit. Sie beugte sich vor, die schweren Lider fielen zu, aber nur einen Augenblick. Sofort hatte sie sich aufgerichtet und strickte bedächtig weiter. Der Pfarrer, ein alter, freundlicher Herr mit rundem, slawischen Gesichte und kahlem Haupte, war nicht viel munterer. Er zog sehr oft die Tabaksdose aus der Tasche seines langschößigen Rockes und schnupfte ohne rechtes Bedürfnis und ohne rechten Eifer. Sein Gegenüber bildete Kosel und das Renatens die im stillen rebellierende Charlotte.

Ihr war jedes Talent zu Handarbeiten versagt, und doch hatte sie einen wahren Abscheu gegen den Müßiggang; stillsitzen und nichts tun verursachte ihr Pein, und diese Pein rief aggressive Gefühle gegen ihre Umgebung, natürlich nur die unbelebte, hervor. Gegen den faden, runden Tisch, auf dem die fadeste Lampe stand, unter deren grünem Schirm ein Hanswurst in Gähnkrämpfe verfiele! Gegen das ganze Zimmer, gegen die blaugrauen Überzüge der Möbel und die flachen, blanken Stahlknöpfe in den Stepplöchern! Hat man je etwas so Albernes gesehen wie blanke Stahlknöpfe als Möbelschmuck? Gegen den riesigen Schreibtisch, auf dem immer große Unordnung herrschte und an dem nie ein vernünftiges Wort geschrieben wurde. Ach Gott, nicht einmal ein unvernünftiges!... Langweile! Langweile! Sie kauerte auf aschgrauen Flügeln oben an der Decke, und sobald Menschen eintraten in das Zimmer, das sie zu ihrem Wohnort erkoren hatte, ließ sie sich hinuntergleiten an den Wänden und fiel ihnen auf die Brust.

Nun suchte der Herr Pfarrer die Feindin zu bekämpfen und das Gespräch aufzufrischen. „Haben die Herrschaften schon gehört," fragte er, „daß der Herr Bornholm einmal wieder angekommen ist aus Neusüdwales und in Valahora umgeht?"

„Sie sprechen von ihm wie von einem Gespenst," erwiderte Renate, und Herr von Kosel, der Harmlose, der Schweiger, öffnete seinen Mund zu den unguten Worten:

„Wenn er nur schon eins wäre!"

Sein einziger Haß, dieser Herr Levin Bornholm, der ein Lotterleben führte, dieser moderne Frechling, der einen nicht grüßte, nicht an Gott glaubte, nie eine Kirche betrat. Er gehörte auch gar nicht hierher, war als Kind mit seinen Eltern vor fünfundzwanzig Jahren aus Schweden gekommen. Warum die Familie ausgewandert war, wußte man nicht und war voll Mißtrauen und auch voll Neid. Bornholm, ein rauher, düsterer Geselle, schien wohlhabend und hatte Valahora, als es nach dem Tode seines letzten, zugrunde gegangenen Besitzers unter den Hammer kam, viel zu billig erworben. In allem Anfang schon — Kosel setzte das umständlich auseinander — verfeindete sich der nordische Bär mit der ganzen Nachbarschaft, warf den Leuten Prügel vor die Füße, zettelte Grenzstreitigkeiten an.

Das Thema Bornholm war eines der wenigen, die Kosel mit Interesse ergriff und nicht wieder losließ. Die Schwestern wußten jeden Satz auswendig, der nun kommen, und daß der Herr Pfarrer nach dem Worte „Grenzstreitigkeiten" sagen würde:

„Bah, bah, bah! An den paar Streifen Feld ist ihm nichts gelegen. Er wollte Zank und Hader erregen und gemieden werden, daran lag ihm... Wegen der Frau!" Und nun richtete der gute Pfarrer seine Augen auf die Damen, und sein blinzelnder Blick machte sie aufmerksam: Geben Sie acht jetzt kommt's: „Aus Eifersucht," fuhr er mit geheimnisvoll gesenkter Stimme fort. „Es sollte ihr niemand in die Nähe kommen außer der alten Alwilde, der Dienerin, die sie mitgebracht hatten. Er war eifersüchtig auf sein eigenes Kind, auf eine Blume, an der sie gerochen hat, auf ihren Seelsorger war er eifersüchtig. So ein Protestant!"

„Er Protestant, sie Katholikin. Daß sie ihn aber geheiratet hat, ich hab es nie begriffen," sprach Renate, die immer im richtigen Augenblick in das Tonstück einfiel. „Arme Frau, sie hat gebüßt, sie hat viel gelitten."

„Vielleicht doch nicht ganz unschuldig," sagte Kosel, und der Pfarrer erwiderte eifrig:

„Verzeihung, ganz unschuldig!"

Sein Widerspruch blieb unbeachtet: „Ja, die Geschichte mit dem jungen Schweden, der plötzlich hier aufgetaucht ist, und den Bornholm geschwind wieder auf die Eisenbahn gebracht hat." Auch Kosel hatte nicht das Bewußtsein, daß er gar Wohlbekanntes vorbrachte. Wenn er es aber gehabt hätte, würde ihn das nicht gehindert haben, einmal im Zuge, in seinem langsamen Tempo fortzufahren: „Sie sind zusammen abgereist, und als Bornholm zurückgekommen ist, hat er gehinkt. Hat eine Kugel in der Hüfte gehabt und zeitlebens behalten. Er hatte sich mit dem Schweden duelliert und ihn erschossen, vermutet man. Gewiß ist nur, daß er seine Frau nachher bis zu ihrem Tod im Schloß gefangen gehalten hat. Ja, die Geschichte mit dem Schweden," wiederholte Kosel und blickte so aufmerksam vor sich hin, als ob ein ganzes Panorama an ihm vorüberzöge.

„Er war ein furchtbarer Mensch, dieser alte Bornholm," rief Charlotte. „Lassen wir ihn aber jetzt in Frieden ruhen."

„Der Sohn ist, fürchte ich, ärger als der Vater," murmelte Renate im Halbschlafe. In wachem Zustande würde sie eine solche Anklage nicht über die Lippen gebracht haben.

„Ich weiß es nicht, möchte es aber nicht glauben," versetzte der Pfarrer. „Am Totenbett seiner Mutter hat er sich sehr gefühlvoll gezeigt. Man hätte freilich auch ein Stein oder — Gott verzeih mir's — der alte Bornholm sein müssen... Eine Märtyrerin... Als ich gerufen worden bin, um ihr die letzten Tröstungen zu spenden, war ich jung; jetzt bin ich alt. Bei einem Sterben wie dem ihren bin ich nie mehr gewesen. Kein Sterben — eine Himmelfahrt!"

„Aber die Geschichte mit dem Schweden," sagte Kosel. Sein Gedankenapparat hatte eine Stockung erlitten; er war beim letzten Satz stehen geblieben.

Die große Pendeluhr am Pfeiler hob zum Schlagen aus: Freundin, schlag Zehn! rief Charlotte sie im stillen an; verkündige die Stunde der Erlösung! Die Angeflehte schlug, aber — was? Schnöde Neun und dann Eins. Ein Viertel nach Neun. Drei Viertelstunden hat man noch sitzen zu bleiben und zu tun, als ob es nicht anders sein könnte! Warum so tun? Weil's Hausgebrauch ist. — Was ist Brauch? Was erhebt sogar die blödsinnigste Einrichtung zum Brauch? — das sklavische und gedankenlose Festhalten an ihr.

O, den Mut haben, zu protestieren! „Nein" zu sagen zu der öden Tyrannei, sich zu erheben, Gute Nacht zu wünschen und in sein Zimmer zu gehen, wo die vielen Rechenbücher warten und wo es Arbeit in Hülle und Fülle gibt. Charlotte hat den Mut nicht und nicht die Kraft, die Ordnung der Dinge umzustürzen, aber sie hat anarchistische Gefühle, und die dämonische Macht, die den Arm des Bombenschleuderers lenkt, brennt ihr auf der Zunge.

„Felix," sagt sie plötzlich, „deine Buben brauchen einen Hofmeister."

Die Wirkung dieser gesprochenen Bombe war sehr groß. Kosel blickte verstört um sich, überall Hilfe suchend gegen das Attentat Charlottens auf seine Selbstbestimmung und Selbstherrlichkeit. Wußte er nicht ohnehin, was jeder in seinem Hause brauchte? war nicht für alles aufs beste gesorgt? war die Einzige, die in derlei Angelegenheiten mitzureden gehabt hätte, nicht für immer verstummt? Traurige Verlassenheit, in der er sich befand, herzbrechende! Nun ja, sie war ja fort, die ihn geliebt, bewundert, und wenn geleitet, rücksichtsvoll und schonend geleitet hatte. Jetzt sollte nur so ohne weiteres Einfluß auf ihn ausgeübt werden.

Er bäumte sich auf. „Tante Renate! Herr Pfarrer!" rief er, „sind auch Sie der Meinung, daß meine Buben einen Hofmeister brauchen? Ist denn ihre Erziehung bisher vernachlässigt worden?"

„Vielleicht nur nicht genug überwacht," erwiderte Renate mit einem um Entschuldigung bittenden Blick. Und der Herr Pfarrer erklärte in seiner freundlich entschiedenen Weise, er fände, daß es Zeit wäre, einen Erzieher für die jungen Herren zu suchen.

„Suchen? Ja, suchen wäre freilich leicht. Aber wie sieht es mit dem Finden aus, um das es sich dabei doch handelt, einzig und allein?" ... versetzte Kosel. „Suchen — finden! das sagt man so; welche Kluft jedoch zwischen suchen und finden liegt, bedenkt man nicht."

Er vertiefte sich in teils ausgesprochene, teils unausgesprochene Betrachtungen über diese Kluft, bis die gute Pendeluhr zehn schlug und man schlafen ging.

Das Ende war, daß die Tanten suchten und der Neffe glaubte gefunden zu haben. Eines Tages erschien vor Kosel ein langer, hagerer, dürftig gekleideter Mann mit großem Kopf, großen Zügen und einer Fülle grauer, welliger Haare. Er überbrachte einen Empfehlungsbrief vom Herrn Landesschulrat, verneigte sich ehrerbietig und sagte etwas, aber so leise, daß es unmöglich war, ihn zu verstehen. Seine Stimme und die knochige Hand, die nachträglich auch noch ein Paket Zeugnisse darbot, zitterte und dieses Zittern war Herrn von Kosel schmeichelhaft.

„Setzen Sie sich," sprach er und las den Brief des Landesschulrats langsam und aufmerksam durch. „Sie heißen Heideschmied, wie ich mit Vergnügen sehe," begann er nach beendeter Lektüre und brauchte zum Glück keine Rechenschaft zu geben von dem Grunde seines Vergnügens.

„Wilhelm Heideschmied," flüsterte der Angeredete beklommen.

„Und Sie wünschen die Stelle eines Erziehers bei meinen Söhnen zu übernehmen ..."

„Ich wäre glücklich ..."

„Und der Herr Schulrat empfiehlt Sie warm, ja, ja, warm," bekräftigte Kosel. „Es freut mich, Sie gefunden zu haben. Aber, Herr Heideschmied ..." Er warf einen Streifblick auf

den schüchternen Mann, den ein Schauer nach dem andern durchbebte: „Meine Söhne sind wild, sehr wild."

„Das ist recht," lautete die überraschende Erwiderung, „das ist mir ganz recht; meine früheren Zöglinge waren auch sehr wild."

„Dann werden Sie wohl eine gute Methode haben," bemerkte Kosel und verbreitete sich ein bißchen und mit häufigen Wiederholungen über den Wert einer guten Methode. Heideschmied hörte andächtig zu, blieb immer gleich bescheiden und ehrfurchtsvoll, aber das Zittern legte sich. Es kam auch nicht wieder zum Vorschein, als Herr von Kosel ihn in den Sibyllenturm führte, um den Damen den Erzieher vorzustellen, den er für seine Söhne gewählt hatte.

Die Schwestern waren gewinnend liebenswürdig, und als man in den Garten ging, um die „Buben" aufzusuchen, vertraute Renate Herrn Heideschmied an:

„Wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Meine Schwester hat Ihretwegen im Auftrage meines Neffen mit dem Herrn Landesschulrat in Korrespondenz gestanden."

Auf die jungen Herren mußte ein Treibjagen abgehalten werden wie auf Hasen. Endlich kamen sie in Sicht. Josef und Leopold zu Pferde, Franz, ein Paar störrische Böcke kutschierend.

„Steigt ab! steig aus!" rief Kosel. „Kinder, begrüßt den Herrn Hofmeister!"

„Gleich, Papa, gleich!" gaben sie zur Antwort und stürmten weiter. Heideschmied sah ihnen mit freudig leuchtenden Augen nach und sprach leise: „Es sind herrliche Kinder, ich liebe sie schon."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags saß Kosel im Zimmer Elikas, auf seinem gewohnten Platz, einem niedrigen Fauteuil in der Ecke neben dem Fenster, aus dem sich ein Ausblick über den Gruftgarten bot. Er war durch die Straße vom Parke getrennt, der das Schloß

umgab, und bildete eine breite, eingefriedete Bucht in die angrenzenden Felder. Das vergoldete Kreuz der Kapelle glänzte im Sonnenschein zwischen den Bäumen und sprühte feurige Funken durch ihre Wipfel, die der Wind leise schaukelte.

Kosel war in eine seiner dumpfen Träumereien versunken. Ja, dachte er, es kommt wirklich vor, daß wer sucht, findet. Da habe ich jetzt einen Hofmeister für die Buben gefunden und habe ihn engagiert, habe einen solchen Entschluß gefaßt — ich allein — ohne sie ... Aber ... wer weiß? vielleicht nicht ohne sie. Vielleicht war sie's, die den Mann geschickt hat, vielleicht wacht sie drüben über ihre Kinder und sorgt für sie, und ist noch bei uns, im Geiste ... und das ist so viel ... so viel ...

Aber dieses „viel" schien ihm doch lange nicht genug. Eine brennende, rat- und hilflose Sehnsucht erfaßte ihn gar oft. Er senkte das Haupt und begegnete einem fest und unverwandt auf ihn gerichteten Blick. Dem Blick des Kindes. Elika saß außerhalb der Gehschule auf dem Teppich, ganz und gar als glückliche Mutter. Sie hielt eine Puppe ans Herz gepreßt, eine lag auf ihrem Schoße, ein halbes Dutzend anderer umgab sie im Halbkreis, teils auf Stühlchen sitzend, teils in Wiegen gebettet. Seit einer Weile jedoch hatte sich ihre Aufmerksamkeit von ihnen ab- und Herrn von Kosel zugewendet. Forschend, durchdringend betrachtete sie ihn. Auf einmal ließ sie ihre Puppen zur Erde fallen, und mit Bedacht und mit einer wunderbaren Energie erhob sich das winzige Ding und stand auf seinen Beinchen.

Frau Budik, die sich still in der Tiefe des Zimmers gehalten hatte, um den gnädigen Herrn in seinen Gedanken nicht zu stören, stieß einen Schrei der Überraschung aus. Vorgestern erst hatte sie versucht, die Kleine auf die Füße zu stellen, und sie war hin und her gewankt und hatte gewarnt: „Nicht fallen lassen! nicht fallen lassen!" ...

Bei dem Kind kam alles anders als bei andern Kindern. Sie sprach wenig, aber von Anfang an deutlich und verständlich.

Einen einzigen Schritt zu machen, war sie bisher unfähig gewesen — und jetzt ging sie, weil sie wollte, weil sie den Entschluß gefaßt hatte — ging geraden Weges auf ihren Vater zu, legte, bei ihm angelangt, die Ärmchen auf sein Knie, sah zu ihm hinauf und sagte:

„Armer Papa!"

Er war verwundert, er blickte sie nicht ohne Interesse an. Regungen der Zärtlichkeit für seine Kinder kamen selten bei ihm vor; nun aber empfand er eine Art von wohlwollender und mitleidiger Zuneigung für die Jüngste, für die unschuldige Muttermörderin. Er ließ die Hand über die Haare des Kindes gleiten.

„Sie ist herzig," sprach er zu Frau Budik. „Schad, daß sie nicht bei uns bleiben soll."

Es war die Gewohnheit des Nachtwächters von Velice, sich, nachdem er Zehn getutet hatte, in seinen Mantel zu wickeln, auf eine der breiten steinernen Bänke auszustrecken, die rechts und links vom Portale des Schlosses standen, und einzuschlafen. Wenn er erwachte, gleichviel ob in stockfinsterer Nacht, ob im Morgengrauen, tutete er Elf. Von der Schloßuhr hatte er keine Berichtigung zu fürchten, die ging längst nicht mehr, weil sie entweder sehr krank oder vielleicht nur nicht aufgezogen war.

Aus seinem ersten, seinem allerbesten Schlafe wurde der Nachtwächter heute durch heftiges Niesen, in das er ausbrechen mußte, geweckt. Er fuhr auf. Das war kein natürliches, das war ein tückisch von außen hervorgerufenes gewesen. Jemand hatte ihn an der Nase gekitzelt, sie juckt ihn noch, und nun war ihm, als ob er ein Kichern vernehme. Sehen konnte er nichts, es war sehr dunkel, und nicht ein Stern am Himmel. „Wer da?" rief er emporschnellend ... Stellte ihm jemand ein Bein, stolperte er über seinen Mantel — wer weiß es? — im nächsten Augenblick lag er auf dem Boden und brüllte: „Diebe! Diebe!"

„Still!" raunte eine Stimme ihm zu, die er als die des jungen Herrn Josef erkannte, und eine kräftige Hand preßte sich mit solcher Stärke auf seinen Mund, daß er zu ersticken meinte. „Wenn Ihr nicht schweigt, erfährt der Verwalter morgen, wie Ihr Euren Dienst versieht. Dann freut Euch!"

„Herr Jesus, Sie werden mich nicht unglücklich machen wollen!" stammelte Kaspar.

„Wir werden schon sehen, was ich will. Jetzt sag ich Euch nur eins: drüben, auf der andern Seite des Schlosses, wo unsere Zimmer sind, steht ein Fenster offen, und von ihm hängt ein Seil herab. Haltet Wache bei dem Seil. Ich muß es wiederfinden, wenn ich zurückkomme in einer Stunde oder in zwei."

„Wohin denn, jetzt in der Nacht, Herr Josef? Sie sollen zu Hause bleiben ..."

„Ja, ja! Ihr werdet mir sagen, was ich soll! Mit Gott, Kaspar, und denkt an den Herrn Verwalter!"

Der Kies knisterte nicht lauter, als wenn ein welkes Blatt über ihn hingeraschelt wäre ...

„He! He! Herr Josef!" Kaspar sagte sich, daß er ihm nach, ihn einholen und zurückbringen sollte. Der junge Herr hat nicht herumzulaufen in der Nacht. So zündete der Wächter seine Blendlaterne an und rannte die Scarpe hinauf in der Richtung, von der aus er meinte, das Knistern vernommen zu haben. Aber o je! o je! — fange du den Wind im Felde! Der junge Herr, der die Kraft eines Bären hatte, hatte zugleich die Leichtigkeit einer Schwalbe. Auf den frisch gerechten Wegen war nicht die Spur eines Fußes zu entdecken. Ja, ja, so einer, der auf verbotenen Pfaden geht, springt über die Wege und läuft über die Wiesen. Der Nachtwächter gab die aussichtslose Verfolgung auf und näherte sich wieder dem Hause. Dunkel und totenstill lag der große Würfel da, nur im Sibyllenturm brannte noch Licht. Das fromme Fräulein Renate erwartete wie gewöhnlich die Mitternacht im Gebete. Kaspar ging weiter, die Mauer

entlang, sich zu überzeugen, ob wirklich ein Seil von dem Fenster, das Josef ihn bezeichnet hatte, niederhing. Es war da. Der vermaledeite Bursche hatte sich wirklich an ihm herunterlassen müssen. Wie wäre er sonst unbemerkt aus dem Hause gekommen? — und jagte jetzt weiß der Teufel welchen Abenteuern nach.

Früh fängt er an, und man muß sagen: da fällt der Apfel weit vom Stamm. Da war der Vater sein Lebtag anders, dem hat die böseste Zunge „nie nichts" nachsagen können. — Der Josef indessen ... Was das nur sein mag, das den nicht schlafen läßt? Kaspar bringt eine Weile mit Kopfschütteln zu und schüttelt wirklich allerlei Gedanken heraus, die aber sämtlich nichts wert sind. Zuletzt kommt dennoch ein guter. Nach Valahora wird er gegangen sein. Um Valahora schnüffeln sie immer herum, die jungen Herren, obwohl es ihnen verboten ist, oder eben deswegen ... Und jetzt ist ja der Bornholm da, der Teufelsbraten. Und zu dem schleicht er sich. Gut zu wissen, Herr Josef, so, so! Jetzt verklagen Sie mich beim Verwalter, Herr Josef!

Kaspar breitet seinen Mantel auf dem Rasen aus und legt sich nieder, um das Seil bequemer zu überwachen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Fußweg von Velice nach Valahora ließ sich von einem guten Geher in fünfundzwanzig Minuten zurücklegen. Er führte zwischen Feldern, am Rand eines Wäldchens vorbei, immer auf und ab über kleine Erdbuckel bis zu dem großen, der steinerne Rippen hatte, und auf dem das dunkle, unwirtliche Valahora sich erhob. Ein Haus, das auf einem Berge steht, sagt gewöhnlich: Komm her! Dieser festungsartige Zyklopenbau sagte: Hüte dich! Geh!

Nichts Traurigeres als sein nur mit schmalen Luken versehenes Gemäuer, nichts Häßlicheres als seine jäh abgestumpften Türme: gewaltige Ansätze, kein Aufwärtskommen, Versprechungen, keine Erfüllung.

Es ging steil zum Schlosse hinauf über weichen, seidenglatten

Grund, zwischen uralten Kiefern bis zum Wallgraben. Die schlanke Jünglingsgestalt, die zwischen den kahlen Stämmen hinschritt, so rasch und unbeirrt als wär's am Tage, machte hier angelangt, Halt. Kein Wunder, wenn ängstliche Gemüter sich an der Stelle nicht besonders behaglich fühlen, 's ist grausig, wie das Wasser gurgelt, mit manchmal fast menschlichen Lauten!

Josefs Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, deutlich sah er vor sich den unförmigen Steinblock sich abheben vom fahlen Himmel. Der Gedanke an all den Jammer und all die Schuld, die von diesen Mauern beherbergt worden war, erfaßte ihn. Nicht Jammer und Schuld längst vergangener Tage, nein, traurige Schicksale, die sich in naher Vergangenheit vollzogen hatten. Im Schloß von Velice wurde über die Begebenheiten in Valahora nur mit äußerster Zurückhaltung vor den Kindern gesprochen, im Dorfe aber nahm man keine Rücksicht, da erzählte jeder, was er wußte, und tat an eigener Erfindung hinzu, was er aufbrachte. Die Kinder hatten von dem jetzigen Herrn von Valahora mehr gehört, als sie zu verstehen und zu begreifen vermochten. Er war für sie eine von den Zauberschleiern der Mythe umwobene Persönlichkeit, zu der es sie allmählich hinzog, deren Rätsel zu lösen sie brannten. Es kam ein Tag, der sie einander nahebrachte, und seitdem verkehrte Josef mit Levin Bornholm, so streng ihm dies auch verboten war. Im geheimen natürlich, und nur „auf den Raub", in der kurzen Zeit, die „der Australier" auf seinem Gute verlebte.

Als Josef die Wallgrabenbrücke überschritten hatte und den Vorhof betrat, wurde er so tückisch, so plötzlich von zwei Wolfshunden angesprungen, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu erhalten. „Kusch, Jedén! — Dva kusch! kusch! seid ihr toll!" rief er, und sobald sie den Klang seiner Stimme hörten, verwandelte sich ihr feindseliges Knurren in jubelndes Gebell und in ein zärtliches Gewinsel.

In der Nähe wurde eines der Fenster des Erdgeschosses ge-

öffnet, jemand fragte: „Seid Ihr's, junger Herr?" und zog sich, nachdem die Antwort: „Ja, Bartolomäus", erfolgt war, wieder zurück. Auf der schmalen Steintreppe aber, die zum Hofe des Hauses führte, erschien ein Mann, der eine helleuchtende Lampe in der Hand trug.

Ihr grelles Licht beschien sein gebräuntes Gesicht, seine energischen Züge. Er war nach Pflanzerart bequem und leicht gekleidet, trug lichte Beinkleider und eine weite Jacke, die, auf der Brust offen, das bunte Wollhemd und den Ledergurt sehen ließ. Der breitkrempige Strohhut war tief in den Nacken zurückgerutscht, eine Fülle kurz gehaltenen Gelocks umringelte die Stirn und die Schläfen. „Der Tausend!" rief er Josef zu, und in seinem Tone lag etwas Spöttisches und Aggressives, „bist du's? Was willst du?"

„Dir Lebewohl sagen, du reisest ja morgen. Bleibt's dabei?"

Bornholm nickte: „Gewiß."

Sie gingen zusammen die Treppe hinauf und durch einen dunklen Flur in das Zimmer, in dem Bornholm bei seinen kurzen Besuchen in Valahora abzusteigen pflegte. Es war gewölbt und hatte nur ein niedriges, aber breites Fenster mit vielen kleinen, in Zinn gefaßten Scheiben. Die Unordnung, die in der Stube herrschte, heimelte Josef an; die exotischen Waffen und Gerätschaften, die da herumlagen, erregten sein Entzücken. Vieles davon, Wurfkeulen, Spieße, Schilde, Holzschwerter, war sein. Bornholm hatte sie ihm geschenkt, aber er durfte sich dieses köstlichen Besitzes nur verstohlen, nur im Hause des Freundes erfreuen. Der Geber war ja ein verpönter Mann, und mit ihm umgehen oder gar etwas von ihm annehmen galt in Velice für unehrenhaft.

Josef nahm einen Bumarang vom Tische, wog und schwang ihn. „O, den schleudern dürfen! auf freiem Felde schleudern,

einem Verhaßten in die Beine, Herrn Heideschmied zum Beispiel, das müßt eine Wonne sein!"

„Du hast keinen Grund, dich über ihn zu beklagen," sagte Bornholm. „Das ist ein sehr bequemer Mann und mit einem festen Schlafe gesegnet, wenn du so leicht entwischen kannst."

„Festen Schlaf braucht's nicht. Kein Wachthund hätte mich gehört. — Also morgen wieder fort, Levin," setzte er mit einem Seufzer hinzu, verbesserte sich aber sogleich, da Bornholm diesen Ausdruck des Bedauerns sehr ungnädig aufnahm. „Mir ist's am Ende recht. Wenn ich weiß, du bist da, und ich darf dich doch nicht sehen, das ist mir das Grauslichste."

Bornholm stellte einen kleinen Koffer auf den Tisch und fing an zu packen, und Josef hätte ihm fürs Leben gern seine Dienste angeboten, wagte es aber nicht, sonst hieß es gleich: „Mache dich nicht überflüssig," in dem Tone, der einem ins Herz schnitt, weil er so deutlich sagte: Was hast du hier zu suchen? Geh deiner Wege! — Und nur das nicht! nur nicht von ihm fortgejagt werden, den er liebte und verehrte, trotz all des Schlechten, das ihm nachgesagt wurde ... Ja vielleicht, weil ihm so viel Schlechtes nachgesagt wurde, und weil er sich nie, auch nicht mit einem Worte, zu rechtfertigen suchte und nie gegen einen Menschen, und wenn es sein ärgster Feind war, eine Anklage erhob. Er verachtete die Menschen im großen, schätzte die ganze Spezies gering. Er hatte auch, so viel war es Josef gelungen, aus ihm herauszubringen, mehr als einen totgeschlagen. In Herbert River, in Alexandraland hatte er Blut vergossen zu seiner eigenen Verteidigung und zu der anderer. Beschimpft hatte er keinen, nicht einmal einen Aschanti, nicht einmal ärgere als Aschanti — die Dorfbuben, die ...

Vor Josef tauchte die Erinnerung an den peinvollsten Augenblick seines jungen Daseins auf, an seine Verzweiflung, seine Niederlage, seine Befreiung ... Ein Schmerz, eine Wut — eine Dankbarkeit, so heiß, wie sie ihn damals durchglüht hatten,

damals vor zwei Jahren, schwellten sein Herz, und er rief plötzlich aus:

„Weißt du noch, Levin, meine kleine Kitty, der liebe Hund — weißt du, wie die Buben ihr die Pfoten abgeschnitten und sie gezwungen haben, auf den Stumpfen zu laufen?" Eine unbeschreibliche Qual verzerrte sein Gesicht, er schluckte, er benetzte mit der Zunge seine trocken gewordenen Lippen.

„Wie ein altes Weib," brummte Levin. „Immer die alten Geschichten aufwärmen. Vergiß das!"

„Ich will's nie vergessen!" rief Josef. „Weil ich nicht vergessen will, daß du mich gerettet hast ... Ja, ja, ja! ... Ich habe sie alle erwürgen wollen ... Aber es waren ihrer zu viele. Ich war schon niedergerissen ... Hätte ich mich nur nicht niederreißen lassen!" knirschte er — „wie du gekommen bist und mich vom Tod gerettet hast."

„Vor Prügeln hab ich dich gerettet, vor weiter nichts," sprach Levin.

„Es ist nicht so; wenn's aber wäre, müßte ich dir nicht auch ewig dankbar sein?"

„Laß mich aus mit deiner Dankbarkeit!" fiel Bornholm ihm gebieterisch ins Wort, „schöne Gefühle hab ich nicht und mag sie nicht an anderen." Josef schwieg, etwas verdutzt. Dann sprachen sie von Levins Ländereien, seinen Herden und von der Jagd und von Abenteuern beim Wandern durch die klingenden Wälder, beim Übersetzen reißender Flüsse und dem Übernachten unter freiem Himmel, unter dem Zelte oder in Felsenhöhlen in Gesellschaft von Menschenfressern.

„Ich praßle!" schrie Josef, „ich verbrenn hier vor Sehnsucht, so einen Menschenfresser einmal zu sehen. Wie einem nur ist, wenn die Kerle brüllen: Talgoro, talgoro! — das heißt doch Menschenfleisch? Und ihre Kampftänze! — ich würde gleich mittun, sag ich dir — o Levin — ich sage dir — ich praßle!"

„Das kannst du auch zu Hause," sagte Levin. „Geh nach Hause prasseln. Es ist bald Zwei, und ich möchte vor der Abfahrt noch ein paar Stunden schlafen. Auf Wiedersehen, Josef!"

„Wann?"

„In zwei Jahren vielleicht."

„In zwei Jahren? — Das erleb ich nicht!"

„Hoho!" Levin lachte.

„Mit dem Hofmeister nicht! ... Ich hasse ihn. Der Schulmeister hetzt die Dorfkinder gegen uns, ja, 's ist wahr, aber er quält uns nicht mit dem verfluchten Lernen ... Der Heideschmied, der möcht die Sachen ganz anders anpacken. Nun — der soll seine blauen Wunder sehen. Eh du wiederkommst, sag ich dir, ist er aus dem Haus geflogen."

Josef sprach das alles hastig, wie einer, der seine Rührung zu verreden sucht, während sie aus dem Zimmer gingen und über den Hof und den Vorhof, wo Jedén und Dva sie freundlich empfingen. Vor der Brücke blieb Levin stehen. Sie schüttelten einander die Hände:

„Leb wohl, Josef, leb wohl, Junge!"

„Leb wohl, Levin. Laß dich nicht fressen drüben. Komm wieder!" Männlich kämpfte er seinen Schmerz und seine Ergriffenheit nieder, nahm sich zusammen und setzte ruhig hinzu: „Und sage dem Gärtner, daß er mich einlassen soll und den Leopold auch, so oft wir entwischen können. Er sagt sonst gleich: Ich habe keinen Befehl. Vergiß also nicht. Adieu!"

„Ich vergesse nicht. Adieu!"

Es war ein wenig lichter, der schwere Dunst, der auf den Feldern und Wiesen lag, durchsichtiger geworden, am Himmel blinkten matt einzelne Sterne. Levin sah dem Enteilenden nach. Ein herzlicher Wunsch erfaßte ihn, ihm zu folgen, ihn einzuholen, ihm noch einmal tüchtig die Hand zu schütteln und zu sagen: „Laß auch du dich nicht auffressen vom Hergebrachten, vom Alltäglichen und Kleinlichen und von der Philistermoral." Aber er

widerstand der Versuchung. Möge jeder seine Wege gehen, auch der dort! Wohin sie führen, kümmert Levin Bornholm nicht. Er will keine Teilnahme empfinden und am wenigsten — verraten. Liebe, Freundschaft, Anhänglichkeit — fort damit, fort mit allem, was uns ein Gängelband anlegt, uns beeinflußt, uns zwingt! Ein Vierteljahrhundert hatte er gelebt, und dieses Leben bedeutete im Grunde einen Schiffbruch. Aber Köstliches hatte er gerettet: den Glauben an sich selbst, die absolute Freiheit, die Kraft, den Verteidigungskrieg zu führen, aus dem das Dasein des Mannes besteht, der sich keinem Joche des Herkommens beugt, dem Heiligkeit, Edelmut, Mitleid, Nächstenliebe —Worte sind. Levin kehrte in seine Stube zurück, nahm die Lampe vom Tische und durchwanderte sein trauriges Daheim. Er ging durch düstere, mit Ziegeln gepflasterte Gänge, in denen die Luft selbst eingeschlafen schien, in denen der Schritt nicht hallte, über steinerne Treppen und Treppchen, durch öde Gemächer mit gewölbten Decken, schmalen Fenstern, bestaubter, verwitterter Einrichtung. Er haßte den mittelalterlichen, romantischen Anstrich des Hauses und die abscheulichen Erinnerungen an seine Kindheit, die ihm aus allen Ecken und Enden entgegenstoben. Die Vergangenheit stand da wie ein Feind, aber vor Feinden flieht man nicht, man ringt mit ihnen. Er schritt vorwärts und betrat endlich die Stätte, an der seine Mutter den letzten Atemzug getan hatte.

Du qualerfülltes Totenzimmer, deine Wände schreien!

Alles noch so wie am Morgen, an dem die Leiche fortgetragen wurde. Der Vater hatte den Raum nie betreten, der Sohn ihn nur verstohlen betreten dürfen. Kein Blick ins Freie aus der zellenartigen Stube. Die zwei durch einen weit vorspringenden Pfeiler getrennten Fenster hatten die Aussicht auf einen kleinen Burghof. Kahle Mauern und einer der steinernen Türme umschlossen ihn, und in die Fensternische mußte man treten und sich tief bücken, um ein Stückchen Himmel zu sehen. Und da

stand noch der Schemel, auf dem die Gefangene gesessen und zum Himmel hinaufgeblickt hatte, das bißchen Sonnenlicht und Sternenschein suchend, das in ihre Klause eindringen konnte.

Levin stellte die Lampe auf den Tisch. Grelles Licht fiel auf die kärgliche Einrichtung: ein Schrank, ein paar Holzstühle, ein eisernes Gestell mit einem Waschbecken. An der Wand neben dem Bette hing eine Zeichnung, das Bild Levins als Kind. Darüber ein dürrer Weidekätzchenzweig. Es war auch ein Kruzifix dagewesen; das aber hatte die alte Alwilde, die Dienerin und Gefangenwärterin, der Toten in die gefalteten Hände gelegt.

An den Schrank gelehnt, die Hände in den Taschen, den Kopf geneigt, stand Bornholm und starrte zu dem ausgebröckelten Ziegelboden nieder. Er sah — sah so deutlich wie einst als Kind, den Sarg vor sich, in dem die schöne Leiche seiner Mutter lag. Ein zerschlissenes, schwarzes Seidenkleid hatte Alwilde ihr angezogen und ihr ein weißes Tuch über der Brust gekreuzt. Ach, das stille, wachsbleiche Gesicht ... die weißen Lippen ... Gab es einen beredten Mund, gab es leidenschaftlich bewegte Züge, die so eindringlich sprechen konnten wie dieses verklärte Totenantlitz? — „Ich bin im Frieden gestorben," sagte es, „und es gibt nichts Schöneres als den Frieden."

Bornholm sah auch sich selbst — sah, wie er sich damals über den Sarg geworfen und gerast hatte in wilder Reue:

Daß er sich belügen, daß er sich Abscheu einflößen ließ gegen seine Mutter, daß es nur eins gab, womit der Vater ihn zu schrecken vermochte, die Drohung: „Warte, du wirst zur Mutter gesperrt!"

Wäre er nicht ein dummer Junge gewesen! hätte er eine deutlichere Erinnerung an seine frühe Kindheit und an seine Mutter gehabt, er würde die Trennung von ihr nicht erduldet, er würde nie geglaubt haben, daß sie eine Sünderin war, die Gewissensqualen zum Wahnsinn getrieben, und die nun eine böse und gewalttätige Irre sei.

Wäre er nicht ein dummer Junge gewesen! Er würde sie

nicht erst in ihrer Todesstunde wiedergesehen haben, er wäre zu ihr gedrungen, ihrem Kerkermeister zum Trotz, und wäre bei ihr geblieben und hätte sie getröstet und angebetet, oder sie befreit ...

O dummer Junge! dummer Junge!

Ein Lächeln voll Bitternis spielte um Bornholms Lippen; jahrelang schlummerndes Leid erwachte wieder. Er fühlte einen Nachhall des Schmerzes von einst. Einen Nachhall der Reuequal, die ihn zu Boden geworfen hatte, der Wut, mit der er sich die Stirn am Rande des Sarges blutig geschlagen und seinen Kopf zerschmettern wollte, seinen dummen Kopf.

Reue — an dem Tage hatte er erfahren, wie sie tut, und später die schwächliche, nutzlose Empfindung in sich auszurotten gesucht. Die neue Lehre war verkündet worden, und gierig, mit tausend Lippen, hatte er sie eingesogen. Er hatte alles von sich gewiesen, was nagt und peinigt, er hatte gelebt und genossen und war ein moderner Mensch und ein eifriger Apostel des rosengekrönten Heilands geworden.

Und doch nicht glücklich — doch schon ergriffen von dem nagenden Hunger des Übersättigten, dem Hunger nach einer Stunde inneren Friedens!

Es war merkwürdig, aber die arme Kleine, die immer kränkelte, immer Kopfschmerzen hatte, Gliederchen so zart, daß man nur staunte, wie sie überhaupt Gebrauch von ihnen machen konnte, und eine Haut, schneerosenbleich, lebte weiter.

Allabendlich wurde Soiree abgehalten im Kinderzimmer. Herr von Kosel saß in seiner Ecke, schaute und schwieg. In seiner Stimmung und in seinem Benehmen genau derselbe wie in den ersten Tagen nach dem Tode seiner Frau. Damals, meinte Frau Budik, sei etwas in ihm gerissen, das nie und nie mehr zusammenwachsen werde.

Anfangs war er den Tanten erstaunlich gefaßt vorgekommen, dann erkannten sie: Er hat noch nicht einmal begriffen, daß es

wirklich vorbei sein soll mit seinem Glück. Er klagte nie, er schien nicht einmal sehr traurig, nur verträumt, nur wie einer, der sich in einem Zustand fühlt, der unmöglich dauern kann. Sein Aussehen war so frisch und gut wie je, seine Augen glänzten so hell wie je, aber ihr Blick war unstet und seltsam gespannt. Er horchte auf, wenn sich plötzlich Schritte hören ließen, wenn sich jemand der Tür seines Zimmers näherte. Trat dann ein Diener oder eins der Kinder ein, zog er die Augenbrauen in die Höhe und sagte mit plötzlichem Sichbesinnen: „Ach ja!"

Und so saß er auch still in seiner Ecke, und sehr symmetrisch in der nächsten, zwischen zwei Fenstern, saß Heideschmied und war grau vom Kopf bis zu den Füßen. Nach dem Fenster zu seiner Rechten kam ein breiter Pfeiler, abermals ein Fenster, und dann kam die Ecke mit den Tanten. Wie zwei gutmütige alte Dohlen saßen sie nebeneinander in ihren schwarzen Stiftsdamenkleidern, und die große, sanfte Renate arbeitete wieder an einem monumentalen Werke der Kunststrickerei, und die kleinere, lebhafte Charlotte wechselte von Zeit zu Zeit stolze und glückverklärte Blicke mit Frau Budik, die sich mit dem ehrwürdigen hellgrünen Kachelofen in den Besitz der vierten Ecke teilte; und Charlotte murmelte: „Nein, diese Fratzen!" und Frau Budik murmelte: „Nein, diese Kinder!"

Ein Höllenlärm herrschte.

Die drei Buben produzierten vor ihrer Schwester die verwegensten Akrobatenkünste und ließen dabei eine wilde Vokalbegleitung erschallen. Aschantis brüllen nicht schöner. Zeitweise unterbrachen sie ihr Geschrei, um das Publikum durch täuschende Nachahmung von Tierlauten, durch Krähen, Grunzen, Miauen, zu erfreuen.

Als Königin dieses Festes fungierte Elika. Sie saß auf ihrem hohen Kinderstuhle, die flachen Hände auf das in der Lehne eingelassene Tischchen gelegt. Sie hatte jetzt dünne Locken von seidenleichtem, seidenweichem Haar, die bei jeder Bewegung der

Luft ein wenig flatterten. Ihre Wangen bekamen, so oft ein besonders kühnes Kunststück ausgeführt wurde, einen rosigen Anhauch; ihr Mund, nicht klein, aber fein geschnitten, und unglaublich ausdrucksvoll für den Mund eines so jungen Kindes, hatte ein rührendes, ein, wie dem Leiden abgewonnenes Lächeln, das die Leistungen der drei Akrobaten reich belohnte. Wenn Elika aber „Bravo! bravo!" rief und in die Händchen klatschte, gerieten die Brüder in Begeisterung. Sie stürzten auf die Kleine zu und erstickten sie fast mit Zärtlichkeiten. Man mußte sie vor ihnen retten.

„Wir können noch viel schönere Sachen," sagte Leopold einmal. „Kommen Sie nur mit Elika zur Turnstunde in den Garten, Poli, da werden Sie sehn!"

„Da wejn Sie sehn!" wiederholte Franz mit ernstem Kopfnicken, „und auch die Tanten sollen kommen."

„Ja, ja, freilich die Tanten auch!" riefen Josef und Leopold, und die Tanten versprachen, sich pünktlich einzufinden. Daß auch das Haupt der Familie, daß auch Herr von Kosel geladen werden könne, fiel niemand ein, nicht einmal ihm selbst.

Renate besann sich dessen plötzlich bei Nacht. Es fiel ihr schwer aufs Herz. Mitten unter den Seinen auf einem Isolierschemel stehen, das kann doch nicht angenehm sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An einer der geschützten Stellen in Garten, unter alten, hohen Erlen, befand sich Elikas Spielplatz und der Pavillon, in dem sie ihre Puppenwirtschaft eingerichtet hatte. Eine Eremitage mit strohgedecktem Dache, die Wände in- und auswendig mit Baumrinde benagelt. Auf dem Wege neben dem Pavillon war ein Hügelchen aus feinem Sande aufgeschichtet, den Elika siebte, mit dem sie kochte, in den sie ihre Puppen bis an den Hals eingrub, weil das für Kinder so gesund ist.

Bei der Eremitage traf, eine halbe Stunde vor der Produktion, Herr Heideschmied mit seinen Zöglingen ein, und während die

Jugend beim Sandhügel spielte, nahm der Hofmeister neben Frau Budik auf der Bank am Hause Platz und beugte sein Haupt unter dem Schwall der Rede, der sich alsbald über ihn ergoß. Apollonia hatte sich auf ihr Steckenpferd geschwungen und ließ sich von ihrem hölzernen Pegasus in schwindelnde Höhen tragen. Sie wurde zur begeisterten Dichterin, wenn sie das Lob des Hauses Kosel sang. Das Äußerste leistete sie in der Verherrlichung der drei jungen Herren. Das waren Kinder von ihrem ersten Atemzuge an, Kinder, wie die Erde keine besseren trägt. Herzen hatten sie — das pure Gold! 's ist wahr, Apollonia gab dem Eigentümer eines dieser goldenen Herzen hier und da einen Puff, daß ihm die Rippen krachten, aber — „Du lieber Gott, es sind halt Buben!"

„Knaben, jawohl, sehr lebhafte Knaben," flocht hier Heideschmied in die krausen Reden Frau Budiks ein, und diese Worte schienen ihr, sie wußte selbst nicht warum, eine Art Tadel zu enthalten, und jetzt ging sie los wie eine überladene Mine. Die Lobpreisungen begannen von neuem und dauerten — Heideschmied konnte nicht genau sagen, wie lange, denn eine Uhr besaß er nicht, aber sehr lange kam es ihm vor.

Endlich wurden sie unterbrochen. „Poli!" schrie Josef aus vollem Halse und mit dem Ausdruck der Bestürzung: „Komm! schau! die arme Kleine ist tot!"

Frau Budik und der Erzieher sprangen auf, wandten sich. „Jesus, Maria!" stöhnte die Wärterin.

Die Knaben hatten den Sandhaufen neben dem Gartenhause zu einem regelrechten Grabhügel zusammengeschaufelt, eine längliche Vertiefung hineingegraben und mit Latten ausgelegt, die den Rand eines Sarges vorstellen sollten. In dem improvisierten Sarge lag auf Gras und Wiesenblumen gebettet, mit geschlossenen Augen und über der Brust gefalteten Händen, die Kleine und sah in der grünlichen Dämmerung unter den Bäumen wahrhaftig wie eine Tote aus. Zu beiden Seiten knieten

Leopold und Franz, hielten ihre Taschentücher an ihre Gesichter gepreßt und heulten aus Leibeskräften.

„Nein," rief Apollonia händeringend, „diese Dummheit! Hat man je etwas so Dummes gesehen wie diese Buben! Was ist das für ein Spiel? Wer spielt denn mit dem Tod?"

Leopold lachte über den Ausbruch, Franz rang mit wirklichen Tränen, und Josef sagte beschwichtigend:

„Aber Poli, ärger' dich nicht! Sie hat's ja selbst gewollt. Was soll man denn tun, wenn sie's will?"

Heideschmied stand regungslos und blickte zu dem Kinde nieder. Plötzlich schüttelte es ihn wie Fieberfrost, und mit einem trockenen Schluchzen brachte er die Worte hervor: „Ganz wie meine kleine Mili, so ist sie im Sarge gelegen!"

Die Tote jedoch war unzufrieden mit der Unterbrechung des Weinens und Klagens um sie und flüsterte ihren Brüdern zu: „Besser jammern!"

Auf dem Wege zum Turnplatz machte Apollonia Herrn Heideschmied die Bemerkung: Wenn er ein Kind gehabt habe, müsse er auch eine Frau gehabt haben, und er erwiderte mit einem tiefdankbaren: „Gottlob, die Frau habe ich noch!"

Apollonia war erstaunt: „Sie haben eine Frau und sprechen nie von ihr? scheinen sie sehr lieb zu haben und trennen sich von ihr? Das ist merkwürdig."

Er erwiderte nur: „Ja, die Verhältnisse," und sie dachte, es seien wohl seine Geldverhältnisse, die er meine; diese mußten, nach allen Anzeichen zu schließen, klägliche sein. Frau Budik unterdrückte die Fragen, die ihr auf der Zunge brannten; es war nicht Zeit, sie zu stellen, man hatte den Turnplatz fast schon erreicht. Er lag am Ende einer breiten Allee von Lindenbäumen. Die Äste der äußeren Reihe spreizten sich, kraftstrotzend, blühend und duftend, über das eiserne Gitter und die Säulen der Mauer, die hier den Garten von der Dorfstraße trennte.

Josef war vorausgelaufen und hatte sich mit dem Untersuchen der Turngeräte zu tun gemacht. „Herr Heideschmied!“ rief er dem Erzieher entgegen: „Kommen Sie! Sehen Sie, was die Dorfkinder wieder getan haben, die Spitzbuben, die Sie immer gegen uns in Schutz nehmen!“

Triumphierend wies er ihm nach, daß die Knoten der Schaukelstricke und der Schwungringe locker gemacht waren. „Man sieht's nicht gleich, aber probieren Sie's nur und schaukeln Sie sich ein bißchen stark. Im besten Flug schmettern Sie herunter, daß Ihnen die Funken vor den Augen tanzen. Mir ist's schon einmal so gegangen und dem Leopold auch.“

Heideschmied war betroffen und erstaunte, daß die Tanten, die sich inzwischen eingefunden hatten, es so gar nicht waren. Nicht im mindesten betroffen und überrascht, nur sehr betrübt. „Eine traurige Tatsache und ein großes Übel,“ sagten sie, „die Feindseligkeit, die zwischen Dorf und Schloß ausgebrochen ist.“

„Und wir haben den Leuten nie etwas Böses getan!“ rief Josef.

„Böses, du lieber Gott!“ fiel Frau Budik ein, „zu viel Gutes, das ist der Fehler. Diese Leute“ ... die immer noch schöne und ansehnliche Frau hatte eine ungeheuer verächtliche Manier, die zwei Worte auszusprechen. Es war, als ob sie jeden einzelnen dabei ohrfeigte. „Diese Leute, die selbst nichts kennen als Haß und Neid, begreifen nicht, daß ein anderer etwas Gutes aus freiem Willen tut. Man tut's aus Angst, meinen sie, oder weil man ein schlechtes Gewissen hat, oder weil man sich bei ihnen einschmeicheln möchte.“

„Einschmeicheln?“ schnaubte Josef, und Leopold fand seine Entrüstung und die Frau Budiks sehr komisch und begriff nicht, wie man sich über die Bübereien armer Teufel alterieren könne. Franz pflanzte sich breit mit ausgespreizten Beinen vor Apollonia hin, stemmte die Arme in die Seiten und sprach zornig:

„Weißt du, Poli, klasch nicht! Es sind nicht lauter ‚diese Leut‘, es sind auch brave Leut.“

„Und du, sei ruhig!“ erwiderte sie und setzte, nur für die Tanten vernehmbar, hinzu: „Der Bub ist merkwürdig. Wird gleich zornig, und puterrot und ganz atemlos. Wenn ihm nur nicht am End 'was ist.“

Charlotte klopfte ihm liebreich auf die Wange, und Renate zog ihn an sich und küßte ihn.

Die Produktion begann.

Heideschmied leitete sie und machte die verwegensten Übungen seiner Schüler mit. Aus Respekt vor den Damen turnte er nicht wie gewöhnlich in Hemdärmeln, sondern purzelte, wippte, wirbelte, von den langen grauen Schößen seines Rockes wie von sturmgepeitschten Gewitterwolken umflogen. Man wußte oft nicht, wo Herr Heideschmied anfing und wo er aufhörte, und wo die vordere und wo die rückwärtige Ansicht der hageren Gestalt mit ihrem derben Knochengerüste sich eigentlich befand.

Charlotte flüsterte ihrer Schwester zu: „Eine Hoffmannsche Figur. Beinahe unheimlich.“

„O, sehr!“ erwiderte Renate. Ihr überfeines Gefühl war durch das Groteske des Anblicks etwas peinlich berührt, sie geriet auch ein wenig in Verlegenheit — für den guten Heideschmied. Und ihr war bang um die Kleine, die das mit ansah und gewiß davon träumen und eine schlechte Nacht haben werde.

Renate teilte Frau Budik ihre Besorgnisse mit, und die Wärterin gab sich Mühe, Elikas Aufmerksamkeit von Herrn Heideschmieds Evolutionen abzulenken. Es war unmöglich. Sie, die ihm bisher die größte Abneigung gezeigt hatte, wegsah, wenn er sich ihr näherte, sein bescheiden eifriges Werben um ein gutes Wort beharrlich mit „Nein“ beantwortete — verwandte jetzt kein Auge von ihm, war ganz versunken in ernste und nachdenkliche Betrachtungen und sagte von Zeit zu Zeit leise: „Bravo, Herr Heideschmied!“

Plötzlich, mit raschem Entschlusse, ließ sie sich vom Schoße

Frau Budiks herabgleiten und rief: „Auch turnen! Ich will auch turnen!"

Heideschmied kauerte nieder und streckte ihr seine Hände entgegen. „Komm! komm!" sagte er, von Schauern des Entzückens durchrieselt. Seine kleine Mili! Ihm war, als sähe er sie wieder, als sei das Kindlein auferstanden und liefe auf ihn zu.

Mit unendlicher Vorsicht faßte er sie und hob sie in die Höhe. Er fühlte das winzige Körperchen beben zwischen seinen Fingern und das Herz förmlich hüpfen. Nicht vor Angst, vor Freude.

„Höher! noch höher!" rief sie, „laß mich fliegen!" Sie streckte die Arme empor und jauchzte: „Ich fange Wolken! Ich fange Vögel! Ich spring in den Himmel!"

Von dem Augenblick an war ihre Freundschaft mit Heideschmied geschlossen.

Auf der Straße hatte ein ungebetenes Publikum sich versammelt. Dorfkinder, Knaben und Mädchen, kleine, die noch kleinere mühsam schleppten, größere, die sich um die Plätze am Gitter balgten, von denen aus man am bequemsten den Turnübungen der jungen Herren und ihres Hofmeisters zusehen konnte. Bei jedem neuen Kunststück ertönten neue Lachsalven, die Jugend auf der Straße höhnte und grimassierte und machte besonders Herrn Heideschmied zum Ziel ihres Spottes.

Als er Elika in seine Arme genommen und emporgehoben hatte, war einer der Humoristen da draußen über eine kleine Katze hergefallen, die ängstlich längs der Mauer vorüberschlich, und hatte sie, die Bewegungen Heideschmieds nachahmend, mehrmals hoch hinaufgeschnellt in die Luft und wieder aufgefangen und gerufen:

„So muß man's machen! So machen Sie's, Herr Hofmeister!"

Josefs Augen funkelten, er knirschte Heideschmied voll Verachtung an: „Halten Sie das aus?" und faßte den überhängenden Ast eines der Lindenbäume, ihn zu erklettern und sich von ihm

aus auf die Straße, mitten in die feindliche Kinderschar zu stürzen. Aber Heideschmied hielt ihm am Arm fest. Alle Wetter! was für eiserne Finger! Und wie mit ihrem energischen Griff die sanft zuredende Weise kontrastierte, in der der Alte sprach:

„Lieber Josef, ich verstehe tschechisch noch nicht recht, weiß also nicht, was sie sagen. Mög es jedoch sein, was es wolle — ich halte es aus."

„Ihre Sache," murmelte Josef, ballte die Fäuste gegen die Johlenden da draußen und rief ihnen zu: „Wir wachsen schon noch zusammen!"

Und die draußen kicherten und drohten: „Schon noch!"

Am nächsten Tage klopfte während der Unterrichtsstunde ein kleiner Finger ganz leise an der Tür des „Bubenzimmers." Die arme Kleine war da und bat um Einlaß. Sie erhielt ihn unter der Bedingung, daß sie nicht mucksen werde, sondern ganz still sitzen in der Ecke des Alkoven, hinter dem Rücken der Brüder. Dort stellte Heideschmied einen hölzernen Sessel hin, auf den er Bilderbücher, ein Blatt Papier und einen Bleistift für die Kleine legte.

„Das ist dein Schreibtisch," sagte er, und auf einen Schemel deutend, den er vorschob, „das ist dein Stühlchen, setze dich und sei fleißig und störe deine Brüder nicht. Und Sie, wenn sich einer von Ihnen nach ihr umsieht, muß sie fort!"

„Sofort fort," murmelte Leopold, und Josef wiederholte: „Sofort fort!"

Von Stunde an hieß es: „Herr Heideschmied ist so spaßig, er sagt immer: ‚Sofort fort'." Die zwei jüngeren waren bald überzeugt, daß es so sei, und hätten darauf geschworen, und ihnen wollte Heideschmied die Freude an der geistreichen Erfindung nicht verderben. Zu Josef aber sprach er nach einiger Zeit:

„Sehen Sie, so entstehen Gerüchte. Es ist merkwürdig, wie

man im kleinsten einen Bezug aufs größte finden kann. Viel wichtigere Dinge werden mit nicht mehr Grund von viel vernünftigeren Leuten geglaubt und verbreitet und endlich zur Überzeugung vieler, ganzer Klassen, ganzer Völker. Verstehen Sie?"

Josef verstand ihn vortrefflich, aber er hatte für Heideschmied keine andre Antwort als ein geringschätziges Lächeln. Daß der Mann noch da war, daß er ihn trotz der Versicherung, die er Bornholm gegeben, noch nicht weggebracht hatte, empörte und beschämte ihn. Was klebte sich der Mensch im Hause fest? Zeigten seine Zöglinge ihm nicht deutlich genug, daß er ihnen tödlich zuwider war? Er ließ sich alles gefallen — ums Geld. Er war ein fürchterlich armer Teufel, die elende Handtasche, die er bei seiner Ankunft mitgebracht hatte, enthielt sein Hab und Gut. Er sagte es den Knaben unbefangen, als sie ihn fragten, wann denn sein Gepäck ankommen würde.

Josef und Leopold wollten es so weit treiben, daß er endlich werde nachgeben und sich heben müssen. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich, den die Kinder mit gedankenloser blinder Grausamkeit führten, den der alte Mann heldenmütig bestand.

Einmal betraten sie das Schulzimmer mit der Versicherung: „Sie können tun, was Sie wollen, wir lernen heute nicht," und Heideschmied sperrte die Türen ab, steckte die Schlüssel in seine Tasche und erklärte, die jungen Herren würden nicht in Freiheit gesetzt, bevor der Unterricht genommen sei. Und was er sagte, geschah, und jede seiner Drohungen erfüllte er, und mit Gewalt war bei ihm nichts auszurichten; das alte Gerippe war stärker als sie alle drei zusammen. Noch ein Versuch wurde gewagt; sie fanden sich zum Unterricht gar nicht ein, liefen am Morgen fort und kamen erst zu Tische heim. Damals war Herr Heideschmied furchtbar gewesen. Eine ganze Woche hindurch hatte er alles sequestriert, was die Jünglinge freute und womit sie sich am liebsten unterhielten. Kein Behelf zu irgend welchem

Spiel war für sie vorhanden, jeder Verkehr mit ihren Lieblingstieren, Tauben, Hunden, Pferden, abgeschnitten. Acht Tage der Entbehrung für einige Stunden der Freiheit, das war ein schlechter Handel, das sahen sogar so elende Rechner, wie die jungen Herren waren, ein. So blieben sie denn nie wieder aus der Schulstube fort. Sie kamen regelmäßig, mit Herzen voll Groll, und von den nichtsnutzigsten Vorsätzen beseelt. Und immer fanden sie einen impassiblen Heideschmied, der sie sehr ernst und ohne den geringsten Anflug von Spott bedauerte, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht getan hatten, und sich durch keinen noch so tückisch ausgedachten, noch so überraschend ausgeführten Streich um seinen Gleichmut bringen ließ. Eine ihm persönlich angetane Unbill bestrafte er nie, und ganz im geheimen vertraute Josef seinem Bruder Leopold an, daß ihm das eigentlich gefalle, und ebenso geheim gestand Leopold, daß er sich bei den Unterrichtsstunden gut unterhalte. Das alte Gerippe erzähle hübsch und bringe einem die verfluchten Lernsachen recht angenehm bei.

„Tut nichts, fort muß er doch!" rief Josef. „Ich geb ihm keine Ruh. Heute sollen ihm die Knochen scheppern, wenn er sich an den Lehrtisch setzt."

„So? Was hast getan?"

Das war nun ein Hauptspaß. Josef hatte die vorderen Beine von Heideschmieds Sessel angesägt. Der Lehrer erschien, wie immer zur Stunde, lebhaft und freundlich und leitete den Unterricht mit den Worten ein:

„Wir beginnen heute ein hochinteressantes Kapitel unserer Geschichte. Die Thronbesteigung Karls des Fünften, meine Herren!" Er setzte sich und brach mit schrecklichem Gepolter nieder.

Aus drei jungen Kehlen erscholl ein triumphierendes Gelächter: „Thronbesteigung! schöne Thronbesteigung ..."

Im nächsten Augenblick aber schon verstummten die Kinder.

Herr Heideschmied war mit der ganzen Wucht seines großen,

schweren Körpers, den Kopf voraus, auf die scharfe Kante eines Tischfußes gestürzt und hatte sich die Oberlippe buchstäblich durchgeschnitten. Die Wunde blutete reichlich und sah ganz abscheulich aus. Die Knaben waren betreten; Josef geriet in Versuchung, eine Entschuldigung wenigstens anzudeuten, aber er genierte sich vor seinen Brüdern. Heideschmied stand auf, preßte das Taschentuch an den Mund, und Josef fühlte mit quälender Scham, daß der Alte ihn mit einem Blick durchschaute.

„Wie gut, daß die Kleine noch nicht da ist," sagte Heideschmied. „Sie wäre gewiß erschrocken. Ich werde heute nicht vortragen; nehmen Sie das Buch, Josef, und lesen Sie."

Der Verwundete blieb eine Zeitlang auf flüssige Nahrung angewiesen und wurde noch magerer.

In seinen Zöglingen aber regte sich ein der Reue sehr verwandtes Gefühl. Der „Hauptspaß" war bei weitem nicht so lustig ausgefallen, als sie erwartet hatten, und überdies folgte ihm ein für sie beschämendes Nachspiel.

Als Heideschmied zum ersten Male mit seiner vom Arzt zusammengenähten Lippe bei Tisch erschien und die Tanten voll Teilnahme fragten, was ihm geschehen sei, antwortete er einfach: „Ich bin gestürzt."

Die Gesichter der zwei Jüngeren erglühten, Josef wurde blaß und stierte auf seinen Teller nieder.

„Ich war schuld, daß ..." stieß er hervor, wurde aber durch Heideschmied unterbrochen, der ihm die Hand auf die Schulter legte und sprach: „Kein Wort, Josef, ich bitte Sie."

Die Tanten merkten, daß es sich um eine interne Angelegenheit des Schuldepartements handelte und schwiegen aus Diskretion.

Herr von Kosel merkte nichts.

Nach Tische waren Josef und Franz im Garten mit der Herstellung eines riesigen Drachen beschäftigt, den die Spätherbststürme wie einen Adler in die Wolken tragen sollten. Elika

sah ihnen bewundernd zu, Leopold lief hin und her, von einem quälenden Gedanken besessen. Auf einmal blieb er vor den andern stehen und schrie:

„Sehr unangenehm! Sehr unangenehm!"

Seine Brüder fragten nicht „Was?", hoben die Köpfe nicht. Josef murmelte: „Anständig war er. Verflucht anständig!"

„Das ist wahr, er klatscht nicht," sagte Franz, der im achten Jahre endlich gelernt hatte, das R deutlich auszusprechen.

Eines Abends nach dem Souper lud Herr Heideschmied Josef zu einer kleinen Unterredung ein. Der Alte hatte die feierliche Miene eines Menschen, der im Begriff steht, einen ernsten, lange überlegten Entschluß auszuführen. Josef folgte seiner Aufforderung mehr noch aus Neugier als aus Gehorsam.

Das geräumige, hellgetünchte Zimmer, das der Erzieher in der Nähe seiner Zöglinge bewohnte, war äußerst einfach eingerichtet. Zufällig schienen die kleinsten Möbel sich in den größten Raum verirrt zu haben. Unter anderm stand da ein altmodisches, mit schwarzem Leder überzogenes Etablissement und nahm sich in dem reitschulartigen Gelaß wie eine Fliegenfamilie aus.

Heideschmied zündete eine Kerze an, stellte sie auf den Tisch und ließ sich auf das untere Ende des Ruhebettes nieder.

Josef bereute schon, daß er gekommen war. — Der wird noch übermütig, der! Bildet sich noch ein, daß man sein Hund ist und gelaufen kommt, wenn er ruft.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte Heideschmied.

„Nein."

„Nach Belieben. Sie werden aber lang stehen müssen, denn ich habe Sie zu einer Unterredung geladen, die nicht so bald zu Ende sein wird."

„Wenn es sich um eine ‚Explikation' handelt, muß ich Ihnen gestehen, daß ich die nicht liebe."

„Auch ich nicht," sprach Heideschmied mit seiner leisen, friedfertigen Stimme, „sie sind überflüssig zwischen Menschen, die

einander verstehen, und zwischen Menschen, die einander nicht verstehen, zwecklos. Aber es gibt zwingende Notwendigkeiten. Man wagt manchmal einen verzweifelten Versuch. Einen solchen will ich — bitte, lassen Sie mich ausreden! — will ich unternehmen. Bitte!" wiederholte er sanft, da Josef ihm abermals ins Wort fallen wollte.

„Ohne Einleitung! ich werde Sie nicht langweilen, ich komme gleich auf den Hauptpunkt. Sie verachten mich, Josef, weil ich um Geld diene. Nun, wer ist schuld, daß ich einem höheren Zweck nicht dienen kann? Aber, lassen wir das jetzt... Wir befinden uns im Kampfe. Sie wollen mich aus dem Hause hinausfoltern, ich will mich drin behaupten. Sie denken: wir werden sehen, wer der Stärkere ist. Ich weiß, daß ich es bin. Meine Schultern vermögen mehr zu tragen, als Sie ihnen aufzubürden vermögen."

„Oho," sagte Josef.

„Diese Stärke verdanke ich der Übung im Kampfe und dem einen, von dem ich wünsche, daß Sie es nicht zu früh kennen lernen — dem Leiden."

Josef fuhr auf: „Jeder Mensch hat seine Leiden. Was wissen Sie von dem, was in mir vorgeht?"

„Vielleicht kann ich es mir denken," erwiderte Heideschmied. „Ihre Leiden sind aber anderer Art, als die meinen waren." Er lächelte trotz der Schmerzen, die seine Lippe ihm dabei verursachte. „Sie haben Beobachtungsgabe und kennen so ungefähr etwas vom Elend Ihrer Landbevölkerung..."

„Ungefähr etwas," wiederholte Josef mit hochmütigem Achselzucken.

„Nur das, denn ernstlich — was Männer ernstlich nennen — kümmern Sie sich nicht darum. So arg es aber auch sein mag, das Elend in den niederen Schichten der Stadtbevölkerung ist ärger, weil es Tür an Tür, oft sogar Ellbogen an Ellbogen

mit dem Auswurf wohnt. In diesem Elend bin ich vor fünfundfünfzig Jahren geboren worden."

Unwillkürlich wich Josef zurück: „Deshalb also ..." Er vollendete nicht, es war überflüssig; Heideschmied hatte ihn schon verstanden.

„Deshalb, meinen Sie, Ihre instinktive Abneigung gegen mich, und tun sich was zugute auf Ihren Instinkt. Nun, auch ich durfte mich auf den meinen verlassen. Mit kaum erschlossenen Augen sah ich mehr des Schlechten, als Sie sich träumen lassen können, Josef ... und Beispiele wurden mir gegeben — ein für dergleichen nur halbwegs empfänglicher Boden, und überwuchert wäre er gewesen vom Unkraut des Lasters. Ich blieb verschont, dank meinem Instinkt und einem andern guten Ding — Ekel vor dem Niedrigen. Nicht viele von uns waren damit begnadet. Das Elend hat eines mit der tätigen Barmherzigkeit gemeinsam, es kennt den Ekel nicht. Mich hat er vor manchem bewahrt, wovor meine Eltern mich nicht hätten bewahren können. Wie sollten sie? Sie arbeiteten tags über, der Vater in der, die Mutter in jener Fabrik; er warf sich erschöpft hin, wenn er heim kam, und schlief. Er hatte unterwegs schon gegessen."

Und getrunken, dachte Josef.

„Die Mutter fütterte uns, besorgte die Kleinen und wachte dann noch einen Teil der Nacht, nähte, flickte. Ich leistete ihr Gesellschaft. Mir als dem Ältesten kam es zu, mich nützlich zu machen; ich verfertigte kleine Windmühlen und bunte Kreisel und eröffnete ein Geschäft. Ja — staunen Sie! Ein Kompagnon trug meine Waren aus, während ich mich in der Schule befand oder zu Hause die Kleinen hütete.

Im Anfang ging das Geschäft gut, dann kam es ins Stocken; vielleicht war der Kompagnon nicht sehr reell. Meine Mutter kränkelte, wurde immer schwächer, wurde entlassen. Nun übernahm sie es, unsere Waren auszutragen; sie schleppte noch den schweren Korb — ich machte jetzt außer Spielzeug auch Sachen

für den Hausgebrauch, Bürsten und dergleichen — als sie sich selbst kaum mehr schleppen konnte ... Aber die vielen Kinder, die warteten, die essen wollten ... die vielen Kinder und nur zwei Erwerbende ..."

„Drei, mein ich doch," unterbrach ihn Josef, „es war doch auch Ihr Vater da."

Heideschmied schien plötzlich befangen: „Der Vater — ja ... o, er war ein Erwerbender, aber mehr sporadisch."

Eine kleine Pause entstand.

„Summa Summarum, ich hatte allerlei Mühsal in meiner Kindheit," fuhr Heideschmied nachdenklich fort. „Mein höchstes Bestreben aber war: nur die Schule nicht zu versäumen, nur zu lernen! Wenn ich etwas gelernt haben werde, wird alles gut, und alle die Meinen werden versorgt sein. Wieso? wußte ich freilich nicht, ich glaubte es und war stark durch diesen Glauben... Lauter Gnaden ... Wenn ich den Glauben nicht gehabt hätte, was würde ich angefangen haben während des langen Siechtums meiner Mutter, das ihrem Tode voranging? Und nachher ... als die Güte und Hilfsbereitschaft eines edlen Menschen mir zum Unheil ausschlug? — Einer meiner Professoren hatte mich lieb gewonnen, sich über meine häuslichen Verhältnisse unterrichten lassen und war unser Wohltäter geworden. Der Vater erhielt durch seine Vermittelung eine gut besoldete Stelle. Leider war sie auch eine verantwortliche und setzte ihn mancher Versuchung aus. Er bestand sie nicht. Da triumphierte der Neid der vielen, die sich einer Bevorzugung — wohl mit Recht — würdiger gefühlt hatten, und wir waren niedergebrochen und sollten nicht mehr aufkommen. Der Neid und in seinem Gefolge die Verleumdung sorgten dafür. Bis dahin meinte ich nur, gekämpft zu haben, mein wahrer Kampf begann erst jetzt. Man muß unter der Last der schlechten Meinung geseufzt haben, um die dunkle Seite des Lebens und seine Grausamkeit zu kennen. Ich sage absichtlich ‚des Lebens' und nicht ‚der Menschen.' Den

Menschen im allgemeinen und gar im besonderen geschieht unrecht, wenn wir sie für die Urheber unseres Schicksals halten; sie sind nur sein Motor. Ich ahnte das damals schon und haßte die Nachbarn nicht, die mir ‚Diebssohn' nachriefen, und auch nicht die Schulkameraden, die sich die Taschen zuhielten, wenn ich ihnen in die Nähe kam.

Übrigens hatte ich eine Stütze an meinem alten Gönner, der nicht aufhörte, sich meiner anzunehmen, mir Lektionen und Stipendien verschaffte und nicht fragte, wohin denn mein Geld kam, wenn ich wieder in defekter Kleidung vor ihm erschien. Mein armer Vater hatte oft versucht, sich aus seinem Elend aufzuraffen, sank aber immer und jedesmal tiefer, bis er sich endlich nicht mehr erhob ... Von den Kindern starben einige weg, einige konnte ich versorgen. Sie leben und verdienen ihr Brot. Eine ist mir verloren gegangen, eine Schwester. Das Ringen mit der Not wurde ihr zu schwer, und der Anblick unseres armen Vaters erbitterte sie. Sie war jung, sie war schön ... ‚Damit läßt sich Reichtum und Wohlleben gewinnen,' bekam sie öfter zu hören als ihr gut war, und wenn ich ihr Vorstellungen machte, sagte sie: ‚Laß mich, zu Ehren bringst du uns doch nimmer ...' Einmal kam ich heim und fand sie nicht ... Die Tage, an denen ich sie suchen ging, ihr nachspürte wie ein Hund, Verzweiflung im Herzen, das waren böse Tage ... Sie können mich nicht ganz verstehen, Josef, aber Sie lieben Ihre Geschwister, vorstellen können Sie sich, wie mir zumute gewesen ist, als ich damals meine Schwester ..."

Die Stimme Heideschmieds wurde immer leiser und verschleierter und verlosch völlig bei den letzten Worten.

„Ich verstehe alles," sprach Josef selbstbewußt. „Ich bin kein Kind mehr." Er vermied den Alten anzusehen, setzte sich und sagte: „Und dann?"

„Und dann?" Er warf einen dankbaren Blick auf den Jüngling: „Dann machte ich die Erfahrung, daß man ganz ordentlich gelernt und die Seinen dadurch doch nicht erlöst haben kann. Und dann kam die Zeit des militärischen Dienstes, und die Heimkehr, bei der ich alles noch schlimmer fand, als ich ohnedies gefürchtet hatte. Endlich der Tod meines Vaters und das Wiedererwachen des alten Grolls gegen uns. Weil ... man muß auch für die moralischen Begriffe der Armen und Elenden ein schonendes Verständnis haben — weil ihrer Meinung nach unsere Schwester ein Glück gemacht hatte. Das käme uns zu gute, waren sie überzeugt. Und auch diese Schmach stählte mich, und statt unter ihr zu erliegen, bäumte ich mich auf und dachte: Ich werd euch schon zeigen!" ...

Der Alte blinzelte Josef mit einem fast schelmischen Ausdruck an, der seine verwitterten Züge plötzlich erhellte: „Wie ich mir jetzt Ihnen und Ihren Brüdern gegenüber fortwährend denke: Ich werd euch schon zeigen! — Nun also! — Ich will Sie mit Details nicht langweilen, nur sagen ... es klingt hoffärtig, ist aber nicht so empfunden: Das Leben hat für den aufwärts Strebenden, der noch andere mit sich ziehen möchte, keine Klippe und keinen Dornstrauch, an dem nicht etwas von meiner Haut und etwas von meinem Blut hängen geblieben wäre ...

Ich stand in mehr als reifen Jahren, als mir die Stelle eines Erziehers in einem guten Hause angeboten wurde. Das Haus gut, o ja! sogar vortrefflich — die Kinder schwierig."

„Wie bei uns?"

„Ärger. Sie und Ihre Brüder sind gegen mich nicht liebenswürdig, Sie können es aber gegen andere sein. Das konnten meine früheren Zöglinge nicht. Sie waren aus altadligem Geschlecht, aber" — er beugte sich über den Tisch und flüsterte Josef geheimnisvoll zu: „gemeine Seelen". ‚Nicht drei Wochen,' prophezeite mir mein Vorgänger, ‚halten Sie es dort aus.' Ich blieb zwölf Jahre und habe wieder für eine Gnade zu danken.

Die Existenz in diesem Hause war schlecht, aber mein Glück hab ich in ihm gefunden.

Gerade um die Zeit, in der mein Mut zu sinken begann und ich oft dachte: Es ist genug, lieber Karrenschieber sein! kam mir Trost in Gestalt einer Leidensgefährtin. Die Schwestern meiner Zöglinge erhielten eine Gouvernante, eine Französin, Mademoiselle Eugenie Villette. Fein, verständig, wacker. Sie hatte es um kein Haar besser als ich und klagte nie. Vier Jahre liebte ich sie im stillen, vier Jahre war sie meine Braut. Dann hatten wir unsere Aufgabe gelöst; ich trat in den Genuß meiner Pension, Eugenie besaß kleine Ersparnisse, wir konnten heiraten."

„Verheiratet sind Sie auch?" rief Josef mit ernstem Bedauern.

„Gott sei Lob und Dank! Glücklich verheiratet, durch die heiligste Pflicht unauflöslich mit dem Liebsten, das man hat, verbunden ..."

„Schön verbunden!... Sind ja weggegangen von Ihrer Frau."

„Nicht gern. Aber — was sein muß, muß sein. Ein so einfaches Wort! und enthält die Fülle der Weisheit und macht stark... Meine Frau schenkte mir ein Kindchen und mit ihm ein neues, fremdartiges Glück. Die Kinder, die ich viele Jahre hindurch leitete, sahen in mir ihren Feind und haßten mich. Dieses kleine Geschöpf liebte mich. Ich war ganz erstaunt, wenn es bei meinem wahrhaft nicht anmutigen Anblick lächelte, mir die Arme entgegenstreckte, wie damals Elika auf dem Turnplatz... ihr sah unser Kindlein ähnlich ... ich wage kaum es auszusprechen das Kind des Alters und der Dürftigkeit dem Kind eines blühenden Elternpaares ..."

„Es ist gestorben," fiel Josef ein, — „hat Elika ähnlich gesehen und ist gestorben ..."

„Ganz jäh, ganz unerwartet. Der Arzt sagte, ihn überrasche es nicht. Wir hatten unsere kleine Mili für gesund gehalten

und von einem sorgenfreieren Leben, als das unsere war, für sie geträumt. — Bald nachdem sie uns genommen wurde, klopfte eine alte Bekannte wieder bei uns an — die Armut. Die Familie, der wir unsere Dienste gewidmet hatten, erlitt große Verluste, alle Zahlungen wurden eingestellt. Ich konnte mich schwer entschließen, es meiner Frau mitzuteilen, und erschrak über die Kaltblütigkeit, mit der sie die Nachricht aufnahm.

‚Sollen wir wieder von vorn anfangen?' sagte sie; ‚wir waren am Ziel angelangt und sind müde Leute.'

Ich verstand sie, wußte aber auch, daß meine tapfere Frau die schwächliche Regung, die ihr da gekommen war, in der nächsten Stunde bereuen würde.

So stellte ich ihr vor, daß das, was wir für ein Ziel gehalten hatten, nur eine Etappe gewesen war, auf der ein barmherziges Schicksal uns gegönnt hatte, zu rasten, bevor wir unsere Wanderung fortsetzten. Sie fügte sich. Die Erlaubnis, mich Herrn von Kosel vorzustellen, traf ein. Wir gingen vor meiner Abreise noch einmal an das Grab unseres Kindes, versprachen einander dort, daß wir ausharren wollen in unserem Kampf um eine bescheidene Häuslichkeit, und nahmen Abschied."

Heideschmied richtete die kleinen, matten und doch scharfsichtigen Augen mit festem Blick auf Josef: „Glauben Sie noch, daß Sie mich hindern werden, diesen Kampf zu bestehen?"

Josef brummte etwas Unverständliches.

„Sie glauben es nicht. Sie wissen jetzt, daß Sie einem Gepanzerten gegenüberstehen. Ich bin nicht zu besiegen, weil meine Zuversicht unbesiegbar ist, daß alles noch gut werden muß. Ich halte aus, und meine liebe, brave Frau hat ihre Tätigkeit auch wieder aufgenommen."

„Was tut sie?"

„Sie gibt Lektionen. War so glücklich, schon zwei zu finden. Dreimal wöchentlich werden sie von ihr erteilt und in einem Hause mit einem Mittagsessen, in dem andern mit einem Nach-

mittagskaffee honoriert. Es hat sich gefügt, daß beide auf denselben Tag fallen. Das macht wohl meinen Mangel an Appetit erklärlich, den Ihre verehrten und gütigen Tanten oft beklagen. Ich kann nicht essen am Hungertag meiner Frau."

„Schicken Sie ihr denn nichts?" fragte Josef, und der Alte erwiderte ausweichend, er habe noch nicht Gelegenheit dazu gehabt.

„Wie kann das sein ... Haben Sie denn noch nichts ... noch keinen ..." Er kam nicht weiter. Das Wort „Lohn" wollte er nicht aussprechen, und ein anderes fiel ihm nicht gleich ein. Dagegen besann er sich, noch nicht die kleinste Münze in den Händen Heideschmieds gesehen zu haben, und besann sich auch der Klagen einiger Hausleute über die Unpünktlichkeit, mit der ihre Gehalte ausgezahlt wurden. — Herr von Kosel sei gar so zerstreut. — — —

„Der Papa ist so zerstreut," sagte er laut, „man muß den Papa mahnen — haben Sie ihn nicht gemahnt?"

„Doch, doch! ... mit schuldiger Rücksicht. Zudringlichkeit liegt außerhalb meiner Machtsphäre. Auch gibt es oder könnte es doch Häuser geben, in denen der Erzieher ein Jahresgehalt bezieht ..."

„Ach nein — ach, der Papa!" Die Röte brennender Scham stieg Josef ins Gesicht. „Man muß ihn mahnen," wiederholte er, und nun geriet der Hofmeister in Bestürzung:

„Lassen Sie das, ich bitte Sie! Ich komme zu dem Meinigen, bin ganz unbesorgt ... Wenn ich noch nichts bekommen habe, habe ich auch noch nichts verdient. Noch keinen Erfolg zu verzeichnen, doch bleibt er nicht aus ... Wenn alles so sicher wäre! Sie kommen mir vor, Josef, wie ein edles Instrument, das bisher nur Mißtöne von sich gab, weil meine ungelenke Hand nicht versteht, es zu behandeln. Trifft sie's aber einmal, schlägt sie die richtige Taste an — ich weiß, dann gibt es einen schönen Klang." Er stand auf, und Josef folgte seinem Beispiel.

„Gute Nacht, Josef."

„Gute Nacht, Herr Heideschmied." Ein letztes Widerstreben gegen ein warmes, liebevolles Gefühl, dann ein völliges Unterliegen. Er stürzte auf Heideschmied zu und fiel ihm um den Hals.

„Sie sind ein nobler, alter Mensch!" sagte er, wandte sich und ging mit großen, nachdrücklichen Schritten aus dem Zimmer.

Noch nicht zur Ruh, noch nicht zu diesen Kindern — den Brüdern. In den Garten, in die kalte Novembernacht!

Die freie Luft blies sehr bald über seine spontane Begeisterung kühlend hinweg.

Josef mußte sich schadlos halten für die Weichheit, die ihn einen Augenblick überkommen hatte, und vertraute den entlaubten Bäumen, den grauen Wolken und den matt glitzernden Sternen:

— „Nicht mahnen... was für Faxen... ein alter Esel ist er doch!"

Das war ein stolzer Tag, an dem Leopold entdeckte, daß Elika lesen könne. Fast ganz allein hatte sie es gelernt mit Hilfe des alten, außer Gebrauch gesetzten Lesespiels ihres Bruders Franz. Überraschend schnell drang sie auch in die Geheimnisse der Schreibkunst ein, und man kam um einen Genuß, als sie ihr Ziel erreicht hatte. Es war ergötzlich gewesen, sie zu sehen: an ihrem Tischlein sitzend, das linierte Blatt vor sich. Die Fingerchen so fest um den Federkiel gekrallt, daß ihre zarten Gelenke ganz weiß wurden, formte sie sorgsam und mühevoll große A mit dicken Bäuchen und eckige O und schraubenförmige J. Aber das war nur der erste Anfang, und bald erklärte Heideschmied, sie mache Fortsprünge, nicht Fortschritte. Wenn ihre Brüder zu ihr sagten: „Warum plagt sie sich? Sie muß ja nicht, sie braucht ja nicht," erwiderte sie: „Aber ich will!"

„Und warum will sie?"

Ja, das sagte sie nicht, das mochten die Brüder nur erraten.

Sie rieten und rieten und errieten es nicht, und erst als ihre allzu straff gespannte Neugier nachzulassen drohte, wurde sie befriedigt.

Elika lernte schreiben, damit sie ihnen Briefe schicken könne.

Sie lachten: „Uns will sie Briefe schicken? Über den Gang? Aus ihrem Zimmer in unseres?"

„O nein! von viel weiter her." Und jetzt nahm sie die kluge und wehmütige Miene an, die jeden rührte und entzückte: „Ihr werdet im Garten sein und an gar nichts denken, und auf einmal werden zwei kleine, goldene Wolken sich auseinanderschieben und drei Briefe werden herunter fallen. Ein rosenfarbiger, ein grüner und ein lichtblauer, und die werden für euch sein, und ihr werdet gleich wissen von wem, und drin wird stehen, wie schön es im Himmel ist und wie gut es mir geht und alles."

Da heimste sie für ihre liebreiche Absicht die größte Dankbarkeit ein. Josef gab ihr einen Zärtlichkeitsklaps auf den Kopf, Franz hatte Tränen in den Augen, und Leopold sagte, man müsse ihr wieder etwas schenken. Von all den Huldigungen war ihr der Klaps doch die liebste. Josef stand ihrem Herzen am nächsten. Von ihm ließ sie sich nicht nur bedauern, sie bedauerte ihn wieder. Er lernte so schwer, unter so schrecklichen Qualen! und hatte schon heute vergessen, was ihm Heideschmied gestern mit Mühe eingetrichtert.

„Vor allem müssen Sie das Lernen erlernen," sagte der Alte und gab ihm alle mögliche Anleitung und die besten Ratschläge, und Elika bekräftigte:

„Ja, so mußt du's machen." Sie blieb bei ihm als Polizei und als Trösterin, und wenn er von seinem Buche aufblickte und durchs Fenster sah, hielt sie ihm ihre Hände vor die Augen, küßte ihn und flehte ihn an: „Ach, Josef, schau nicht!"

Manchmal wurde er sogar gegen sie ungeduldig und stieß sie weg. Ach, brennend sehnte er sich ins Freie! Was verstand sie, ein Mädchen, eine arme Kleine, von dem, was in ihm vor-

ging? Sie ahnte nicht, wie es ihn hinauszog, immer! immer! Zur Sommerszeit, wenn alles wächst und atmet, sich in wehender, würziger Luft, im sonnigen Lichte des Lebens freut, und in den Stürmen des Herbstes bei fallendem Laub, und im Winter, bei wirbelndem Schnee, immer! immer! Nie so sehr aber, als eben jetzt im rauhen, kernigen Vorfrühling seiner Heimat, der so herb scheint und so voll Wonne und Süße ist, so wenig verspricht und so viel hält ... Ins Freie! Draußen im Freien, ob im Genuß der Natur, ob im Kampf mit ihr, war er ein König gewesen, im Gefühl seiner Jugend, seiner Kraft und Selbstherrlichkeit. Und jetzt fühlte er sich als Knecht im Frondienst, als Zugtier, eingespannt in ein verabscheutes Joch. Vor Büchern hockend, deren tote Buchstaben ihm nie und nie lebendig werden wollten!

Nein, sie konnte sich keinen Begriff von dem machen, was er litt, und sollte auch nicht! Er wollte sie ja davor bewahren, etwas Schreckliches kennen zu lernen in ihrem kurzen Leben. Wenn sie ihn gar zu kummervoll ansah, auf seine gefurchte Stirn deutete und auf seine zusammengezogenen Brauen und traurig sagte: „Solche Falten! solche Falten!", schlug er ein wildes Lachen auf.

„Am End auch graue Haare? Pfui ... Marsch und marsch und marsch!" Und er schleuderte seine Bücher in die Ecken, gegen die Decke und das letzte auf den Boden und hüpfte mit einem Fuße so geschickt, so schnell, so unablässig drüber hin und her und lachte dazu so toll, daß die Kleine mitlachen mußte.

Sein Verhältnis zu Heideschmied hatte sich plötzlich geändert. Alle Hausleute bemerkten die Wandlung und freuten sich ihrer. Der gute, bescheidene Hofmeister, der einen so schweren Stand hatte mit den jungen Herren, war eine beim Hofstaate sehr beliebte Persönlichkeit und erfreute sich sogar der schwer zu erringenden Gunst Frau Apollonia Budiks. Die Tanten verehrten ihn geradezu, und es war für sie ein schwerer Schlag,

als Josef ihnen, am Morgen nach seiner Unterredung mit dem Erzieher, seine Vermutung mitteilte, daß „der alte Heideschmied" noch kein Honorar bekommen habe.

„Wär's möglich? könnte Felix so etwas vergessen?" fragte Renate, als Josef das Zimmer verlassen hatte. Charlotte geriet gleich wieder in eines jener Extreme, in die sie so leicht verfiel, und erwiderte mit schmerzlicher Härte:

„Du solltest lieber fragen: Wär's möglich, daß er nicht vergessen hätte? Woran denkt denn der?... Aber wir, Renate, wir zwei, daß wir uns nicht gedacht haben, daß er an nichts denkt! Daß wir ihn nicht erinnert haben! Es ist eine Schande für uns, für die ganze Familie und läßt sich nie wegputzen, bleibt auf uns sitzen!" Sie rang die Hände: „Diesem Manne gegenüber! dieser in Menschengestalt unter uns wandelnden Delikatesse! Heute noch wüßten wir nichts und hätten nie etwas davon erfahren, wenn Josef nicht gescheiter als wir — es erraten hätte!"

— — — — — — — — — — — —

Mit flammenden Wangen erschien sie vor ihrem Neffen und fand ihn vertieft in eine Zeitungsanzeige. Ach diese Zeitungen! er verschlang nicht sie, er las ja wenig, sie verschlangen ihn. Alle acht Tage abonnierte er auf eine neue und gab die alten nie auf, ordnete sie, verwendete unendliche Zeit, um nach einer fehlenden oder an einen ungewohnten Platz geratenen Nummer zu suchen.

„Ich störe dich," sagte die Tante mit einem Anflug von Ironie, „das macht aber nichts, denn es handelt sich um etwas Wichtiges."

Er sah sie freundlich und ganz abwesend an und sprach: „Ich bitte, setze dich."

Sie hatte Mühe, einen zeitungsfreien Sessel zu finden, aber endlich gelang's, und Kosel pflanzte sich vor sie hin, ein Postpaket mit amerikanischen Stempeln in der Hand.

„Es ist merkwürdig, was jetzt geleistet wird," begann er. „Das ist die ‚Union'. In Washington erscheint sie und hat eine Viertelmillion Abonnenten. Eine Viertelmillion. Denk nur — das Papier!"

„Viel, erstaunlich viel Papier ... Was ich dir sagen wollte, Lieber, du hast doch mit Heideschmied die Gehaltsangelegenheit besprochen? Bei seinem Eintritt ins Haus, nicht wahr? Hundert Gulden monatlich verlangte der Schuldirektor in seinem Namen. Wenig Geld für die große Leistung: unsere drei Löwen bändigen und abrichten! Nun ist Heideschmied schon länger als ein halbes Jahr im Hause. Du entrichtest sein Honorar doch pünktlich, Lieber?"

Er schien aufmerksam zugehört zu haben, Charlotte war gerührt und bereute schon ihren entwürdigenden Verdacht.

Ihr Neffe blickte sie noch freundlicher an als früher und sagte: „Diese Papiermühlen in Amerika. Ja, was das für Mühlen sind, was die leisten! Wir könnten das nicht, wir sind weit zurück."

Sie wurde gleich wieder böse. Er hatte ihr gar nicht zugehört, seine Gedanken waren in den amerikanischen Papiermühlen. „Weit zurück, jawohl! im Rückstand, das bist du, mit dem Honorar des guten Heideschmied, und das ist äußerst sträflich, es ist eine Pflichtvergessenheit —" ... Sie hielt inne, sie fürchtete, ihm weh getan zu haben.

Er hatte sie nicht aus den Augen gelassen und schien sie doch nicht zu sehen. Seine Miene hatte etwas Visionäres, von innen heraus Leuchtendes. Ein Forscher, dem eben die Lösung eines schwierigen Problems eingefallen ist, mag sich so ausnehmen. „Zurück, ja, weit zurück sind wir. Wir können es nicht herstellen. Das kommt vom Wasser."

Charlotte entfloh. Sie wollte sich nicht über ihn ärgern. Er war schließlich doch sehr bedauernswert und hatte nichts als sein unfruchtbares Spintisieren. Man lasse ihn dabei, störe seine Kreise nicht.

„Heideschmied hat noch keinen Heller bekommen!“ rief sie, in den Sibyllenturm zurückgekehrt, ihrer Schwester zu, „und bekommt keinen, wenn er wartet, bis Felix es sich zum Bewußtsein bringt, daß man Hofmeister zu besolden pflegt. Da müssen wir eintreten, bestes Herz, müssen diesen Sprung in der Ehre des Hauses verkitten.“

„Aber wie, liebes Herz?“

Wenn die Schwestern sich in Bedrängnis befanden, gebrauchten sie gegeneinander zärtliche Ausdrücke.

„Ich glaube, so. Ich überreiche Heideschmied in unseres Felix Namen die rückständige Besoldung und sage ihm: ‚Mein Neffe übersendet Ihnen dieses erste Mal Ihr Honorar halbjährlich, wird es Ihnen aber von nun an monatlich zustellen lassen, wenn es Ihnen paßt.‘“

„Eine Lüge?“

„Eine Notlüge; und dann — es geht nicht anders! — nimmst du Heideschmied in die Küchenrechnung.“

— „Charlotte, welcher Einfall!... Unmöglich. Soll ich ihn einschalten zwischen dem Fleischer und dem Gewürzkrämer, oder wo?“

„Das braucht nicht zu sein. Setz ihn obenan.“

So trat der mäßigste Mann im Hause an die Spitze der Küchenrechnung.

— — — — — — — — — — — —

Das Leben ging gleichmäßig hin. Zwei Jahre, nachdem Heideschmied sein schwieriges Amt angetreten hatte, unternahm er ein Wagnis. Er fuhr mit seinen Zöglingen nach der Kreisstadt, wo Franz in der Volksschule aus der vierten, Josef und Leopold auf dem Gymnasium aus der zweiten Klasse Prüfung ablegten; Franz und Leopold bestanden schlecht und recht. Josef fiel durch.

Bald darauf wurde Familienrat gehalten und beschlossen, zum Beginn des nächsten Schuljahrs nach Wien zu ziehen.

Herrn von Kosel würde einige Zerstreuung gut tun, den Knaben das Studieren in öffentlichen Schulen leichter und lieber sein als das Studieren zu Hause. Und für Elika, die in letzter Zeit um ein paar Deka abstatt zugenommen hatte, wäre es gut, einige Monate unter den Augen einer ärztlichen Celebrität zu verbringen.

So zog die Familie nach Wien und verweilte dort vollzählig bis zum Frühling. Länger hielt es Kosel in der Stadt nicht aus. Die Aufsicht der ärztlichen Celebrität, unter der Elika gestanden, hatte eine wahrnehmbare Wirkung nicht ausgeübt. Sie kam ebenso blaß, schmal und zart heim, als sie abgereist war. Heideschmied und die Knaben blieben in Wien und trafen erst zur Ferienzeit im gelobten Lande Velice ein. Leopold hatte die dritte, Franz die erste Gymnasialklasse absolviert. Josef war wieder durchgefallen. Der vierzehnjährige Mensch, der aussah, wie ein siebzehnjähriger, der Prachtbursche, der einen so klaren Verstand hatte und so vieles konnte und wußte, was sich nicht erlernen läßt, war nicht imstande, in seinen hellen Kopf hineinzubringen, was Tausende dummer Jungen von zwölf Jahren in ihren Schädeln beherbergen.

Eine gute Frucht trug die Wiener Expedition aber doch; die Familie machte die Bekanntschaft Frau Heideschmieds, und das war ein wirklicher Gewinn. Die unansehnliche kleine Frau mit den müden Augen, der zierlichen Gestalt und den abgearbeiteten Händen gewann alle Herzen und wurde als zukünftige Erzieherin Elikas nach Velice mitgenommen.

Als Josef dahin zurückkehrte und schon am ersten Tag nach Valahora eilte, fand er das alte Haus herrenlos. Bornholm hatte sich auch in diesem Jahre vergeblich erwarten lassen. Hingegen traf in einem anderen alten Schlößchen eine sehr liebe Nachbarin ein.

„Die drei V," Velice, Valahora, Vrobek, liegen nahe beieinander an der breiten und gut erhaltenen Landstraße, die sich fast immer auf- und absteigend zwischen Feldern, Obstgärten, Wiesen und Wäldchen meilenlang an den Ausläufern der Beskiden hinzieht. Das stattliche Schloß Velice, weithin sichtbar im Bouquet seiner Gärten, rechts und weiter ab vom Verkehr das düstere Valahora, und kaum eine Viertelstunde davon entfernt das kleine Vrobek. Jetzt nicht mehr größer als ein Bauerngut, aber geziert mit einem köstlichen Wohnhaus im Zopfstil, einem Kleinod. Allerdings nur noch für den Antiquar; dem Unkundigen gar zu alt und verfallen. Den Besitzern hatten längst die Mittel gefehlt, das hübsche Bauwerk in gutem Stande zu erhalten. Ihr geringes Vermögen war bis auf einen Bruchteil durch das lange Siechtum der alten Leute aufgezehrt worden. Sie hatten, von ihrer Tochter begleitet und gepflegt, ihre letzten Jahre fern von der Heimat, im Süden, zugebracht und rasch nacheinander in einem Städtchen Welschtirols ihr bißchen Leben ausgehaucht.

Verwaist kehrte ihr einziges Kind, die letzte der jüngeren Linie Kosel, nach Vrobek zurück. Seelenallein kam sie von der Bahnstation in dürftigen Trauerkleidern. Sie klopfte an die Tür des Bürgermeisters, der auch Pächter ihres Gütchens und Hüter ihres Hauses war.

„Ich bin wieder da, Bürgermeister, und melde mich."

Er betrachtete sie eine Weile, sein Blick ruhte auf ihrer feinen Gestalt, ihrem freundlichen, lieblichen Gesicht. „Ja, Sie sind's," sagte er dann, nahm die Pfeife aus dem Munde und steckte sie noch brennend in die Rocktasche: „Also, wenn Sie's sind, herzlich willkommen! Wollen Sie ins Schloß, gnädiges Fräulein, so hole ich die Schlüssel."

„Ich bitte, Herr Bürgermeister."

Er begleitete sie. Der kleine Garten, der das Haus umgab, war eine Wüstenei geworden. Von dem Lattenzaun standen nur

noch einzelne Stücke sozusagen aufrecht, der größte Teil hatte sich morsch und müde ins Gras gelegt und war unter ihm und üppig wucherndem Unkraut verschwunden.

Vor der Haustür blieb Luise zögernd stehen: „Wie sieht's da drin aus?" fragte sie — ihre Augen lächelten, aber die ausdrucksvollen Lippen verrieten eine schmerzvolle Spannung, eine tiefe Wehmut.

„Wie halt immer. Viel Fledermäus'. Aber die sind gut gegen das Ungeziefer."

Er schloß auf und ging voran, um auch den Fensterladen und das Fenster in der kleinen, achteckigen Halle zu öffnen, von der aus die Treppe ins obere Geschoß hinaufführte. Licht und Luft drangen herein, liebe Heimatluft, liebes, heimatliches Sonnenlicht. Es beleuchtete grell alle Risse in den Mauern, alle klaffenden Lücken in den Kapitälen, Kanten, Sockeln, Verzierungen der Pilaster und die Schadhaftigkeit der Treppe und ihres Geländers und die Wellenlinien des Deckengewölbes.

Er war eben aufrichtig wie ein Freund, der geliebte Sonnenschein, brachte die Wahrheit an den Tag, vertuschte nichts.

Der erste Besuch, den Luise am folgenden Tage machte, galt den Verwandten in Velice. Man empfing sie mit offenen Armen, und was das Haus vermochte, wurde ihr von den Tanten zur Verfügung gestellt. Aber — sie war gewohnt, selbst eine Stütze zu sein. Sie nahm Hilfe von andern, auch von den Teuersten, Verehrtesten, nur ungern und zögernd an. Am liebsten half sie doch selbst, hantierte mit Nadel und Schere, mit dem Hammer und der Leimpfanne und auch mit der Maurerkelle, und gar oft ersparte die Axt im Haus den Zimmermann.

Zwei Gehilfen standen ihr bald zur Seite. Eine rüstige, von Charlotte empfohlene Magd und Neffe Josef, der ihr vom ersten Tage an einen Kultus der Begeisterung und Bewunderung widmete. Wie vom Himmel war sie ihm gefallen, diese Tante, deren er sich kaum noch erinnerte, an die er nie gedacht hatte.

Und wenn er es getan hätte, ihm wäre doch nicht in den Sinn gekommen, daß eine Tante auch jung und hübsch sein könne. Nun war ihm eine solche beschert worden, und — o guter Gott! — er durfte sich ihr nützlich machen, sich vor ihr in seinem Glanze zeigen und mehr sein in ihren Augen als ein durchgefallener Schuljunge. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, ihr verwahrlostes Heim in ein behagliches und trauliches zu verwandeln. Er verstand den Taglöhnern Eifer einzuflößen, gab den Werkleuten Handgriffe an, auf die sie von selbst nicht gekommen wären, war unerschöpflich an guten Einfällen, unermüdlich in ihrer Ausführung.

„Wenn ich dich nicht hätte, was würde ich anfangen?" sagte sie oft, und dann war er glückselig für den ganzen Rest des Tages und darüber hinaus und so lange, bis sie ihm wieder etwas Liebes sagte.

Fast täglich kamen die Tanten und erstaunten über die Tätigkeit, die entfaltet wurde, und beteiligten sich nach Kräften an ihr. Renate nähte Kapuzen aus hübschem Kattun für die gänzlich verschlissenen, seidenen Überzüge der Sitzmöbel, und Charlotte übernahm die Tapeziererarbeit und wurde einmal sogar überrascht, wie sie auf eine Leiter stieg, um einen Fenstervorhang zu befestigen.

Auch Kosel fand sich manchmal in Vrobek ein, warf zerstreute Blicke umher, schien nichts zu sehen und sah doch hier und da etwas. Er hielt auch kleine Vorträge über die Nützlichkeit gut gebohnter Fußböden und undurchlässiger Dachdecken. Einmal durfte Elika ihn begleiten, und sie kamen zu dem kleinen Hof am Ende des Gartens, der einst einen Meier, eine Kuh und einige Schafe beherbergt hatte. Auch ein Paar Pferde war damals vorhanden gewesen, die der Meier an Wochentagen in der Wirtschaft verwendete und Sonntags vor die Kalesche spannte. Er selbst schlüpfte dann in einen kurzschößigen, grauen Frack mit Wappenknöpfen, die einst versilbert gewesen waren

und nur einiger Ermunterung bedurften, um wie Gold zu glänzen, und kutschierte seine Herrschaft nach Velice in die Kirche. Eine eigene Kirche besaß Vrobek ebensowenig wie Valahora.

Kosels Jugenderinnerungen erwachten beim Anblick des Miniatur-Meierhofs mit seltener Lebhaftigkeit.

„Da sind Pferde gestanden," sagte er zu seiner Tochter und deutete auf die leeren Stände. „Mit denen sind dein Großonkel und deine Großtante zur Kirche gefahren." Und nun spann er seine Erzählung in Gedanken weiter. Er war als Kind angewiesen worden, dem alten mürrischen Onkel und der Tante, die ihn immer so ungut ansah, unter dem Kirchentor das Weihwasser zu reichen. Er besann sich, wie es ihn durchfröstelt hatte, wenn die steifen, kalten Finger der beiden Alten die seinen berührten. Als großer Junge noch hatte er eine unüberwindliche Scheu vor den einzigen Menschen gehabt, die ihm nie einen freundlichen Blick gegönnt. Und als Luise zum ersten Male in die Kirche mitgenommen wurde, und ihr hübsches, kluges Kindergesicht glückselig lächelnd hinter dem Elternpaar hervorgeguckt, und sie dem Vetter ein kleines, altes Gebetbüchlein triumphierend entgegen geschwungen — da hatte er förmlich aufgeatmet. Sie war immer nett gewesen.

„Papa," unterbrach ihn Elika in seinen Betrachtungen, „und was war denn da?" Sie zeigte auf den dritten leeren Platz.

„Da war die Kuh, die Schekovska."

„Schekovska hat sie geheißen?"

„Tante Luise hat sie so genannt."

„Und warum hat Tante Luise sie so genannt? War sie vielleicht ein Scheck?"

Er lächelte: „Nein, braun war sie."

„Und warum steht heute keine Schekovska da?"

„Schau hinauf. Es würde ihr ja auf den Kopf regnen."

„Du mußt das zumachen lassen, Papa," entschied Elika. „Du mußt das ganz schön machen lassen, und dann mußt du

eine Kuh herschicken. Josef sagt, die Tante Luise hat keine einzige Kuh, und wir haben so viele. Wie viele haben wir?"

So gut er konnte, gab er Rechenschaft. Im Gespräch mit ihr war er nicht zerstreut, alles, was sie sprach, gefiel ihm, interessierte ihn. Apollonia hatte recht, zu behaupten, im Geistigen sei ihm Elika „absolut" ähnlich, keiner seiner Söhne gleiche ihm so sehr wie sie.

Kosel dachte darüber nach, wie leid ihm sein würde, wenn er sein kleines, geistiges Ebenbild nicht mehr um sich haben könnte. In der weichen Stimmung, die ihn ergriffen hatte, versprach er seiner Tochter alles, was sie wollte. Ja, der Stall wird neu aufgebaut, und eine Kuh wird hineingestellt, und Elika darf dann der Tante sagen: „Das schenk ich dir." So wünschte sie's, und so sollte es sein; alles so, wie seine kleine, kluge Tochter es wünschte.

„Ja, wenn es dich freut," sagte er immer.

O, es freute sie! Erbauerin eines Stalles und Spenderin einer Kuh sein, das ist doch was! Aber sie ließ nicht allzuviel von ihrer Freude zum Durchbruch kommen, sie hatte eine bestimmte Ahnung von der Macht, die sie als arme Kleine besaß.

Luise mußte eine Zeitlang den unteren Teil des Gartens meiden, durfte nichts hören und nichts sehen bis zu der Stunde, in der sie eingeladen wurde, eine wiedererstandene alte Bekannte begrüßen zu gehen.

Ganz Velice hatte sich zur Überraschungsfeier in Vrobek eingefunden. Vor dem restaurierten Höfchen standen Kosel und die beiden Tanten, Apollonia, die unerhört Konservierte, prangte neben ihnen in der Farbe der Rose ohne ihre Vergänglichkeit. Etwas abseits hielt sich — ein Bild stillen Glückes — das Ehepaar Heideschmied. Er, würdig und stolz, sie fein, freundlich und voll Anmut noch im Alter. Wenn er zu ihr niederblickte, schimmerte helle Wonne durch das Grau seines Teints, und er hatte etwas vom verschleierten Mond. Josef war ins Haus

gelaufen, um Luise abzuholen, und als sie kamen, legte Leopold eben einen Kranz um die Hörner der neuen Schekovska, die aber diese Zierde lieber in ihrem Magen beherbergt hätte. Franz war auf das Dach geklettert, saß rittlings auf dem Firste und krähte wie ein Hahn.

Elika stand an der offenen Stalltür im weißen Kleide, das Köpfchen zur Seite geneigt, und ihre sanfte Duldermiene schien zu sagen: Wem du diese Freude verdankst, mußt du durch andere erfahren; ich bin bescheiden, ich verrate es nicht.

Sie hatte ihr achtes Jahr erreicht, wuchs in die Höhe und blieb dabei beunruhigend zart und schmächtig. Nicht oft gab es einen Tag, an dem sie ohne Kopfschmerzen blieb, kam aber einmal ein solcher, dann entschädigte er sie für eine lange Zeit der Leiden; eine ungewohnte Erscheinung trat ein — die arme Kleine war seelenvergnügt.

„Ich habe nicht gewußt, wie gut das ist, vergnügt zu sein," sagte sie zu Josef und brachte es nach und nach dahin, sich durch körperliche Schmerzen die Laune nicht verderben zu lassen.

Den Gedanken, daß sie früh sterben werde, gab sie nicht auf. Er war ihr immer noch lieb. Sie spielte mit ihm, dichtete an ihm herum, stellte sich vor, wie der Abschied von Papa und von den Tanten, von den Brüdern und von den Hausleuten sein werde. Sie wollte an jeden einzelnen rührende Worte richten und sterben bei offenen Fenstern im Schein der aufgehenden Sonne, wie eine Heldin und wie eine Heilige.

Ihr Lerneifer hatte sich abgekühlt, seitdem sie des Lesens und Schreibens kundig war. Unter allen Gegenständen, die ihr Heideschmied in unnachahmlich liebenswürdiger und den Wissensdurst reizender Weise vortrug, liebte sie nur Geschichte, besonders die alte, die der Sagenzeit am nächsten ist. Ihr Gebiet, das Daheim ihrer Träume, war das Märchen. Ein wonniges Glücksgefühl durchdrang sie, wenn sie vor dem Gartenhause, in dem ihre Puppen verblichen und verstaubten, unter den alten Erlen

auf und ab ging wie eine kleine Schildwache, ihr Buch in der Hand, und Märchen las. Mit größtem Entzücken die des alten französischen Märchensammlers Perrault. Sie hatte in wenigen Monaten von Frau Heideschmied französisch sprechen und lesen gelernt.

O Prinzessin Gracieuse, o Prinz Percinet, wie wurdet ihr geliebt! Wie wurdest du gehaßt, elende Fee Grognon! Und du Holde mit den goldenen Haaren, und du blauer Vogel und du gelber Zwerg, welche Gefühle der Lust und Unlust erweckte ihr!... Und du guter dummer Königssohn mit der ellenlangen Nase, die sich in eine wohlproportionierte nicht verwandeln durfte, ehe du sprachst: „Ich seh es ein, meine Nase ist zu lang!" wie wurdest du verspottet! O lachen und weinen, gesegnete Qual seliger oder gruseliger Erwartung, die dadurch nicht im geringsten vermindert wurde, daß die eifrige Leserin ihrer Bücher, die unerschöpflichen Quellen all der Wunder, fast auswendig wußte.

Wenn die Brüder von der Lehrstunde kamen — und ihr erster Weg führte sie immer zur Kleinen, ob sie im Garten oder auf ihrem Zimmer war — versank die Märchenwelt. Sie lief den Brüdern in die Stallungen nach, und bald mußte auch für sie ein Pony gezäumt und gesattelt werden. Kosel selbst nahm ihr Pferdchen an den langen Zügel, und sie trabte neben ihrem zerstreuten Papa einher, der ihr oft zulächelte, ihr aber gar keinen Unterricht gab. So wurde sie eine ungeschulte, aber kecke Reiterin und nahm die „arme Kleine" nicht mit auf den Rücken des Pferdes. Die legte sie ab mit ihrem weißen Kleidchen, wenn sie ihre „Amazone" anzog, um wieder hineinzuschlüpfen, sobald sie von ihrem Rößlein gehoben wurde.

Auf dem Turnplatz zeichnete sie sich ebenfalls aus, vor einem ständigen Publikum, das jetzt weniger feindselige Elemente zählte, weil die Kleine mit ihrer um Liebe und Mitleid werbenden Miene öfters vor ihm erschien und Geschenke verteilte.

Seitdem Josef den größten Teil des Tages in Vrobek zubrachte, war überhaupt ein längerer Waffenstillstand eingetreten, und erst gegen Ende der Ferienzeit wurde er unterbrochen.

In den Gärten von Leopold und von Franz waren neu angelegte Blumenbeete zerstampft, Bäume ihrer schönsten Zweige beraubt worden. Zum Überfluß flogen eines Morgens Steine von der Straße herüber, von denen einer die Schulter Elikas streifte. Da sprang Franz über den Zaun, erwischte den Übeltäter und bläute ihn durch.

Auf das hin Klage der Eltern des Gezüchtigten beim Bezirksgericht, Zeugenverhör, wachsende Erbitterung der drei jungen Herren, als die Entscheidung des Gerichts günstig für die Dorfbewohner ausfiel.

Um die Zeit fand ein Ereignis statt, dessen wirklicher Hergang für die Dorfbewohner in Dunkel gehüllt blieb. In ganz Velice hätte nur ein Erwachsener genaue Auskunft darüber geben können: der Herr Schullehrer. Und der schwieg, verriet nicht, daß er Zeuge einer Schlacht gewesen war.

Etwa zwanzig Knaben aus dem Dorfe hatten die drei Brüder gestellt. In einem Hohlweg, der zwischen Bauernfeldern lag.

„O je, die Herren!" rief der rote Vichoda, grinste und riß höhnisch die Mütze vom Kopf.

Baros, der Bürgermeisterssohn, blies sich auf, steckte die Hände in die Taschen:

„Woher? Vom Bauernfeld. Was haben Sie auf dem Bauernfeld zu suchen?"

Sogleich ging's zu wie im ersten Auftritt von „Romeo und Julie".

„Sucht ihr Händel?"

„Wenn ihr Händel sucht, ist's recht."

„Wir stehen zu Diensten."

„So, ihr drei?"

„Hierher, Franz, Leopold, hier Schloß!"

„Hier Dorf!"
„Gesindel!"
„Wer — Gesindel?"
„Wer fragt."
„Oho: Wartet ihr!"

Eine Schar wilder Jungen stürzte sich über die drei. Die sind gewandter als die Gegner, mutiger, ruhiger. Ein halbes Dutzend Feinde haben sie bald unlustig gemacht, den Krieg fortzusetzen. Doch ist die Überzahl zu groß, sie müssen weichen, und der älteste und kühnste von ihnen kommt nicht dazu, seine ganze Kraft zu entfalten, weil er beim Angriff immer zugleich für die Verteidigung seiner Brüder sorgt.

Der Kampf war schon heiß entbrannt, als der Schullehrer, von einem Spaziergange heimkehrend, in die Nähe des Schlachtfeldes kam. Ein Strauch wilder Rosen an der Biegung des Weges verbarg ihn, und behaglich konnte er zusehen, wie die jungen Herren geklopft wurden.

Am härtesten bedrängt war Franz und auch am erregtesten von allen. Josef verfolgte ihn mit den Augen und rief ihm einmal ums andre zu:

„Ärgere dich nicht, wehr dich!"

Leopold bewahrte seinen guten Humor. Seine Spottreden prasselten und flogen, mancher Schlag, der ihn treffen sollte, ging fehl, weil der Angreifer beim Ausholen hatte lachen müssen. Aber die Schläge, die er austeilte, trafen alle und saßen fest. Jetzt unterliefen ihn ein paar Buben, er verlor das Gleichgewicht und war schon im Stürzen, als Josef zu Hilfe kam und ihn aufrecht erhielt. Im nächsten Augenblick waren ihrer zehn über den beiden, und die verdienten sich heute wieder ihren Spitznamen: die Löwen. So schön und großartig war ihre Kampfweise, daß einige, die mitgetan hatten, austraten, um zuzusehen. Sogar einen Bundesgenossen bekamen sie. Hanusch, der Sohn des Zimmermanns, ein Knopf von einem Burschen, stämmig wie

ein Amboß, mit Fäusten wie Holzschlägel, rief auf einmal: „Hie Schloß!" und parierte einen Hieb, der nach Josef geführt wurde.

Nun gellte ein Schrei der Wut aus dem Getümmel, aus dem eben noch der Kopf des Bruders Franz geragt hatte. Eine Schar kleiner Jungen warf sich über einen, der am Boden lag.

Josef brüllte: „Franz! Franz! sie haben ihn niedergerissen!"

Mit der Bewegung eines kräftigen Schwimmers keilt er die Arme in das Rudel der Feinde, schiebt sie auseinander und schleudert sie hinter sich, daß sie reihenweise hinpurzeln, Leopold und der Hanusch vom Zimmermann decken ihm den Rücken. Ein paar Schritte und er ist bei Franz, ein paar Fußtritte und die kleinen Bedränger kugeln nach rechts und nach links. Den letzten hebt er beim Hosengurt in die Höhe, und der zappelt wie eine aufgespießte Kreuzspinne.

Der Schullehrer eilt aus seinem Versteck herbei und zetert: „Mein Wenzi! Lassen Sie ihn! Ruhe! Ruhe!"

Josef wendet sich, spricht kein Wort, wirft mit einer verächtlichen Gebärde dem Lehrer seinen Sprößling in die Arme und blickt zu Franz nieder.

Leopold kniet schon bei ihm und will ihn aufrichten. „Laß, laß, ich kann schon allein," sagt er, sieht mit unheimlich glasigen Augen um sich und sinkt zurück.

„Wenn er tot ist, müßt ihr alle sterben!" donnert Josef die Bauernkinder an; einige bleiben trotzig stehen, die meisten wenden sich eingeschüchtert ab, der Schullehrer tritt hinzu, seinen Wenzi führend, erschrickt und ruft:

„Franz! Jesus Maria, was ist mit ihm?"

Leopold hat die Hand auf das Herz seines Bruders gelegt — es schlägt — nach kurzem Stillstand schlägt es wieder, hastig, unregelmäßig ... aber es schlägt doch wieder. „Was habt ihr ihm getan?" fragt Leopold, der immer Ruhigere, seine Angst verbeißend.

„Wir haben ihm nichts getan!" antwortet einer, und der rote Vichoda setzt boshaft hinzu:

„Er hat sich nur geärgert ... ärgert sich immer."

„Ja, ja, nur geärgert," klingt's im Chor.

Und jetzt, ganz energisch setzt Franz sich auf, wischt mit der Rechten übers Gesicht, sie blutet. „Nichts haben sie mir getan," sagt er laut.

„Franz! Herr Franz!" wimmert eine Kinderstimme. Wenzi macht sich vom Vater los und läuft auf Franz zu und küßt ihm die blutende Hand, und stellt sich hin und heult und plärrt wie nur ein slawisches Kind heulen und plärren kann. Bäche fließen aus seinen Augen in seinen Mund, über sein Gesicht, daß auf einmal voll Falten ist und ordentlich alt aussieht. „Lieber Herr Franz, ich habe Ihnen nichts getan, ich habe Sie nur gebissen, ein wenig, ein wenig gebissen!"

Am nächsten Tage ging im Dorfe viel junges Volk hinkend und mit verbundenen Köpfen umher, und Heideschmied staunte über die blauen Flecke, mit denen seine Zöglinge bedeckt waren. Da ihnen aber nichts fehlte und sie seine Fragen über den Ursprung dieser vorübergehenden Tätowierung ausweichend beantworteten, versuchte er nicht, sich in ihr Vertrauen zu drängen.

Zu einer Schlacht kam es seitdem zwischen der kriegerischen Dorf- und Schloßjugend nicht mehr. Wie immer ihre Beziehungen zueinander sich auch gestalteten, die Tätlichkeiten hatten ihr Ende gefunden.

Elika war unzufrieden mit ihrem Bruder Josef. Er kümmerte sich viel weniger um sie als früher, ihr Einfluß auf ihn verminderte sich. Wenn sie sonst geklagt hatte: „Josef, ich bin müde," „Josef ich hab Kopfschmerzen," hatte er sie immer innigst bedauert. Hieß es aber gar: „Josef, ich hab Herzweh," dann kam er um alle Seelenruhe. Hatte doch der Arzt in Wien den Ausspruch getan, Elika könne infolge ihrer Blutarmut herzleidend werden.

Franz erfuhr es und erzählte es ihr, und seitdem bekam sie „Herzweh", wenn ihr etwas Unangenehmes begegnete. Es war keine Lüge — sie sagte überhaupt keine Lüge. Das leidige Schmerzgefühl stellte sich wirklich bei der geringsten Veranlassung ein und sie versäumte nie, ihre Umgebung darauf aufmerksam zu machen.

Und dann war Josef unendlich besorgt und liebreich, und was sie nur wünschte, hätte er ihr bringen und verschaffen mögen.

Und jetzt machte sie oft ganz vergeblich ihre traurigsten Kopfschmerz- und Herzwehaugen, er bemerkte es nicht. Es fiel ihm auch seltener ein als früher, ihr etwas zu schenken, und sie kam sich dadurch sehr zurückgesetzt vor. Josef sollte nichts besitzen, das er ihr nicht gern dargebracht hätte.

Als Beweis seiner Liebe verlangte sie's, nicht aus Habgier; sie nahm, um zu geben. Wenn sie auch nicht wie er den „Schenkteufel" (Apollonias Wort) in sich hatte, gab sie doch ebenfalls gern, nur anders. Ihre Brüder besaßen die göttlich leichtsinnige Großmut, die schenkt, aus Freude am Schenken, sie gab mit Bedacht und bedauerte sich dabei, weil sie nun die oder jene Lieblingssache nicht mehr hatte. Sie brachte Opfer und erwartete Bewunderung, und Josef hatte ihr die seine bisher immer gezollt. In letzter Zeit freilich auch nicht mehr so warm wie sonst.

Elika kam sich beschädigt, beraubt, aus seinem Herzen verdrängt vor, und ein verläßlicher Spürsinn sagte ihr durch wen.

Wo brachte er jeden freien Augenblick zu? Von wem sprach er fortwährend, wenn er heimkam? Und was Elika nicht begreifen konnte und was sie verdroß und ihr lächerlich erschien: der ganze Mensch veränderte sich, wenn Tante Luise unerwartet ins Zimmer trat. Da bekam er ein anderes Gesicht, wurde verlegen bis zur Bestürzung, und seine Stimme klang gequetscht und fremd.

Was sollte das heißen? Was hatte das zu bedeuten? Sie wußte es nicht, aber es beleidigte und empörte sie, und sie ließ ihn bei solchen Gelegenheiten nicht aus den Augen. Unbarm-

herzig verfolgte ihn ihr spöttischer Blick, und er geriet oft in Versuchung, die Faust zu erheben gegen die boshafte kleine Kröte und sie niederzuschmettern. Aber dann, sobald sie bemerkte, daß er begann, die Herrschaft über sich zu verlieren, daß Gefahr drohe, neigte sie ihr Köpfchen zur Seite und sah hilflos drein, und der starke Josef war entwaffnet.

Daß sie von ihrer Bedeutung für ihn verloren hatte, ihm weniger wichtig geworden war, davon gab er sich keine Rechenschaft. Und würde man ihn aufs Gewissen gefragt haben, er hätte antworten dürfen: sie ist mir so lieb wie je. Aber sich viel mit ihr zu beschäftigen, war ihm nicht mehr möglich. Seine Seele war zu voll von Qual und Bitternis. Der Umgang mit seinen Geschwistern hatte allen Reiz für ihn verloren, ihre Freuden und Leiden, ihre Spiele und ihre Studien erschienen ihm kindisch.

Die anderen aber, die Erwachsenen, die waren blind; sogar sie, die das Ziel seiner Wünsche und der Inhalt seiner Gedanken war, die leidenschaftlich Angebetete, behandelte ihn wie einen unreifen Knaben, zu dem sie freundlich bemutternd sprach:

„Sei fleißig, Josef! Lerne, ich bitte dich, lerne! Ich habe dich so lieb, ich möchte gar zu gern auch stolz auf dich sein."

Sie ahnte nichts von der Grausamkeit dieser Bitte. Er hätte alles für sie tun können, rauben, morden — aber lernen konnte er nicht.

Ihre Nähe fing an, eine Pein für ihn zu werden, nach der er dürstete, ihre liebreiche Art war ihm ein Balsam, schlimmer als Gift.

Manchmal brachte er es über sich, einen ganzen Tag vergehen zu lassen, ohne Probek zu betreten, wo er sich notwendig und erwartet wußte. Dann kam Luise am Abend zu den Tanten und fragte: „Was ist mit meinem Getreuen? Warum hat er mich heute verlassen?"

Josef wurde gerufen und ließ sagen, er habe keine Zeit, er müsse studieren, oder er war schon im Augenblick, in dem Luise

im Schloß erschien, auf und davon gerannt über Stock und Stein wie wahnsinnig. Sehr oft trieb es ihn wieder nach Hause zurück, er wartete im Garten auf sie und ging ein Stück Weges mit ihr, und dann noch ein Stückchen und immer noch ein Stückchen weiter. Entließ sie ihn am Ende des Waldes von Valahora mit einem herzlichen: „Jetzt aber gute Nacht, du Kind!" wie oft tat er da nur dergleichen, sich heimwärts zu wenden, umraste einen Hügel, der ihn vor ihr verbarg, und stand an der Tür des Hauses, wenn sie dort ankam, und sagte ihr ein zweites Mal Lebewohl.

Und nun mußte er erst recht hören: „Du Kind!"

Gegen Ende des Ferienmonats sagte Heideschmied:

„Lieber Josef, wir müssen nun wieder anfangen, ernstlich zu studieren. Es ist allerhöchste Zeit, dieses Mal müssen Sie durchkommen in der dritten Klasse." Er blieb starr, als ihm Josef mit eiserner Ruhe, mit der Festigkeit eines unwiderruflich gefaßten Entschlusses erwiderte:

„Ich lasse mich nicht mehr prüfen, Herr Heideschmied. Es ist aus."

„Josef, Josef," stammelte Heideschmied traurig und leise. „Sie müssen studieren, mein armer Josef. Sie müssen die Matura ablegen. Sie werden doch nicht drei Jahre als gemeiner Soldat dienen wollen?"

Der Jüngling hatte ein verächtliches Achselzucken: „Und was weiter? ... Zum Militär — lieber heut als morgen ... Kommißbrot würge ich hinunter, Ihre Ambrosia der Buchweisheit hole der Teufel!"

Heideschmied sah ihn betrübt an und meinte: „Sie sind heute sehr aufgeregt."

Da warf Josef sich ihm in die Arme mit einer Wucht, die ihn wanken machte. Das Herz des Jünglings pochte wie mit Hammerschlägen an der Brust des alten Mannes, er schluchzte. „Ich schäme mich," brach es aus seiner gewürgten Kehle hervor: „Ich ertrag's nicht mehr. Ich danke Ihnen, Herr Heideschmied,

für alle Mühe, die Sie sich mit mir gegeben haben. Ich bitte Sie auch um Verzeihung, ich war im Anfang schlecht gegen Sie, ja, ja, schlecht und gemein, verzeihen Sie mir, Herr Heideschmied!"

Er stürzte aus dem Zimmer und ließ sich vor Abend nicht wieder blicken.

Luise war am Nachmittag nach Velice gekommen, kurz bevor ein schweres Gewitter, das seit Stunden drohte, niederging. Nach dem Souper wurde eingespannt, und sie fuhr in noch strömendem Regen heim. Das Gartentor war hinter dem Wagen geschlossen worden, der Kutscher bog eben im scharfen Trabe auf die Straße ein, als ihm ein herrisches „Halt!" zugerufen wurde. Josef stand da unter einem Baume. Beim Schein der Laterne sah Luise, daß er totenblaß war und daß seine Augen düster flackerten. Plötzlich sprang er auf das Trittbrett und steckte den Kopf unter das Wagendach.

„Josef, mein lieber Junge," sagte Luise und legte ihre Hand auf seine zerzausten Haare. Er nahm diese Hand, küßte und küßte sie. Durch den Handschuh fühlte Luise das Glühen seiner Lippen:

„Leb wohl — sehr wohl... Hörst du?" keuchte er, stand im nächsten Augenblick auf dem Boden und befahl dem Kutscher: „Vorwärts!"

Im Hause traf er Elika auf dem Wege nach ihrem Zimmer, lief ihr nach und flüsterte ihr zu: „Wenn Poli eingeschlafen sein wird, dann steh auf und öffne die Tür von deinem Lernzimmer. Ich muß dir etwas sagen, dir allein. Gib acht, daß Poli nicht erwacht."

Apollonia brachte die Kleine zu Bett, löschte die Lichter und stellte den Schirm vor die Nachtlampe. Das Schlafzimmer Elikas lag zwischen dem der Wärterin und dem Wohnzimmer. Zu diesem gelangte man vom offenen Bogengange aus durch eine Doppeltür, die abends von innen verschlossen wurde. Kaum war das geschehen, kaum hatte Apollonia ihr Gemach betreten und

dessen Tür hinter sich zugezogen, als Elika sich aufsetzte und lauschte. Jetzt legte Dame Budik ihre Kleider ab, jetzt wusch sie sich und jetzt murmelte sie ihr Abendgebet, und Elika wußte jede Bewegung auswendig, die sie dabei zu machen pflegte, lächelte und dachte: Ich sehe mit meinen Ohren. Endlich, endlich! erhob Apollonia sich von ihren Knieen und ging zur Ruhe. Der Lichtstreif, der unter dem Türspalt sichtbar gewesen war, erlosch. Einige Augenblicke noch, und sie wird ein ganz klein wenig schnarchen, ganz lieblich, und Elika wird sich zur Gangtür schleichen und sie öffnen. Dann wird Josef kommen und ihr ein großes Geheimnis sagen. Etwas von der Prüfung gewiß und daß er nicht mehr lernen will. Was um Gottes willen soll geschehen? Was wird er tun? Was hat er vor? ... O, nur das eine nicht! das könnte sie nicht ertragen, nicht überleben ... Josef! Sie erschrickt, sie hat den Namen fast laut ausgerufen. Hält den Atem an, horcht. Gottlob, Poli schnarcht weiter. Elika darf's wagen. Sie steht auf, gleitet wie ein Schatten durch das anstoßende Zimmer zur Tür, dreht den Schlüssel im Schloß und kriecht dann wieder in ihr Bett zurück.

Gleich darauf stand Josef vor ihr, unhörbar, in Socken war er gekommen, hatte seinen alten Lodenanzug angetan, trug seinen alten Lodenhut, einen Knotenstock und seine Schnürstiefeletten in der Hand, einen Rucksack auf dem Rücken. Das alles legte er sachte auf den Boden und sagte mit tief gedämpfter Stimme: „Sei ganz still, rühre dich nicht, daß die Poli nicht erwacht. Ich bin gekommen, um dir Lebewohl zu sagen. Ich gehe fort."

So hatte sie richtig geahnt. Das Schlimmste, das ihr geschehen konnte, geschah. „Von mir fort? Mich verlassen? Was wird unsere Mutter im Himmel sagen, wenn du mich verläßt?" fragte sie. Schmerzlich, vorwurfsvoll bohrte ihr Blick sich in den seinen.

Josef nickte: „Von dir und von allen. Aber von dir nehme ich Abschied, weil ich Vertrauen zu dir habe und weil ich etwas von

dir will. Dein Geld. Du bist reich. Wir haben nichts, die Brüder und ich. Gib mir dein Geld."

„Damit du von mir fortreisen kannst? Nein, ich gebe dir nichts."

„Gut, dann gehe ich ohne Geld. Adieu. Ich bringe mich auch so durch." Er stand auf, aber da umklammerte sie seinen Arm und flüsterte ihm zu:

„Nimm alles, ich gebe dir alles, aber nimm mich mit."

„Närrin," sprach er, „du bist ja eine Närrin. Ich gehe nach Hamburg auf ein Schiff. Ich gehe als Schiffsjunge nach Australien." Ich gehe zu meinem Freunde Bornholm, hatte er hinzusetzen wollen, unterdrückte es aber. Wozu brauchte sie das zu wissen? Auch sie hielt ja Levin für einen Missetäter.

Sie sah ihn groß und bewundernd an. Nicht der leiseste Zweifel stieg in ihr auf. Hätte sie gesagt: „Ich gehe nach Australien," niemand außer Poli, wäre erschrocken, und die wohl nur aus Gefälligkeit. Aber Josef! Wenn er sagte: „Ich tu's," dann geschah es auch. Nach Hamburg wollte er und auf ein Schiff — und nach Australien als Schiffsjunge. Ihr schwindelte und graute. Sie hatte eben die Geschichte eines armen, mißhandelten Schiffsjungen gelesen.

Josef stand noch an ihrem Bette, sie hielt seinen Arm umklammert und preßte ihr Gesicht an seine Brust: „Du weißt nicht," sagte sie, „was ein Schiffsjunge ausstehen muß."

„Weißt du, was ich hier ausstehen muß?"

„Lächerlich!... wegen der dummen Prüfung."

„Ja, die Prüfung! — und das andere, das ich nicht sagen kann — nicht dir und keinem — kaum mir selbst... Verstehst du?... Nein, nein, du kannst es nicht verstehen, du bist zu klein..." Wie er litt! wie er rang, wie es in ihm kochte, während er ihr diese Worte zuraunte.

„Sag, sag! ich versteh alles," flüsterte sie. „Du schämst dich vor Tante Luise... Was hast du dich vor der zu schämen?"

Sie verzog verächtlich den Mund, im Ton ihrer Stimme lag de volle Haß der Eifersucht: „Vor der!"

Da stieß Josef sie von sich, daß sie zurückfiel in die Kissen. „Adieu," murmelte er dumpf, wollte fortstürzen, besann sich aber und sagte schon halb abgewandt: „Wenn sie mich morgen suchen, weißt du nichts, sagst du nichts, kein Wort. Die Hand drauf!" Er streckte ihr die Rechte entgegen. Sie faßte sie mit ihren beiden Händen.

„Ich sag kein Wort. Bleibe, bleibe noch! nimm das Geld."

„Willst du es mir denn geben?"

„Alles, alles gebe ich dir!"

Er holte die kleine silberne Sparbüchse aus dem Glasschrank und mußte sie mit dem Messer aufsprengen, denn der Schlüssel befand sich in Polis Verwahrung.

Elika war wirklich sehr reich. Sie hatte zehnmal soviel Gulden als sie Jahre zählte. Josef wollte nicht alles nehmen, er brauchte es nicht, ein zukünftiger Schiffsjunge fährt dritter Klasse. Aber seine Schwester zwang ihm das Ganze auf. Früher war sie reich gewesen, jetzt sollte er es sein.

Dann fingen sie an, Abschied zu nehmen. Josef empfahl ihr seinen alten Teckel und seinen Kanarienvogel und sagte:

„'s ist Zeit, ich gehe." Er mußte die ganze Nacht durch marschieren, um am Morgen die große Kreuzungsstation zu erreichen. Auf einer kleinen Station in der Nähe durfte er sein Fahrbillett nicht lösen, da kannte man ihn, hätte Rechenschaft geben können von der Richtung, die er eingeschlagen hatte:

„'s ist Zeit," wiederholte er und wollte fort, aber Elika hielt ihn zurück mit ihren Fragen.

„Wenn du in Hamburg bist, was tust du dann?"

Ja, dann mußte er sich eben erkundigen, was zu tun sei, um als Schiffsjunge aufgenommen zu werden. Alles, was er wußte, war, daß man dazu in Hamburg keine Legitimation braucht, und daß von dort in nächster Zeit einige große Kauffahrer nach

Australien segeln, wußte er auch. Vom Schiff aus versprach er, ein Telegramm ans Land zu schicken.

„An mich?"

„Nein, sonst merken sie, daß du etwas weißt. An Papa. Wenn das Telegramm ankommt, bin ich schon auf hoher See. Leb wohl, arme Kleine!" Er wollte sich wieder in Socken davonschleichen, aber Elika versicherte ihn: „Wenn Poli so schnarcht wie jetzt, kannst du in Nagelschuhen tanzen, sie hört dich nicht."

Josef mußte sich wieder auf den Sessel setzen, sie stieg aus dem Bette, kniete vor ihm nieder und schnürte ihm die Stiefel zu, sorgfältig und rasch mit ihren dünnen, geschickten Fingerchen. Und er ließ sich's gefallen und tippte einige Male zärtlich auf ihren blonden Scheitel.

Sie war fertig, stand auf, betrachtete ihn voll Stolz und sprach: „Du bist mein großer Bruder."

Auch er erhob sich, nahm seinen Rucksack und seinen Hut vom Boden auf und murmelte etwas, das wie ein abermaliges Lebewohl klang.

Die Tränen wollten Elika ersticken, doch sie weinte nicht. Wer einen so großen Bruder hat, weint nicht. Er hat einen Kummer, der ihn hinaustreibt in die Welt, auf die hohe See, in die Stürme, in Not und Tod, und weint nicht. Auch sie wollte nicht weinen. Dann aber durfte sie ihm nicht mehr die Hand geben, ihn nicht einmal mehr ansehen... Sie wich vor ihm zurück.

Am Himmel war ein fortwährendes Wetterleuchten und das Nebenzimmer, in das die Kinder traten, von fahlem, zuckendem Licht erhellt.

„Sperr ab hinter mir, vergiß nicht," sagte Josef. Seine Stimme klang ungefähr so, wie wenn er mit Tante Luise sprach, und bevor Elika antworten konnte: „Ich werd doch nicht vergessen," war er fort.

Sie drehte mechanisch den Schlüssel im Schloß und stand da,

barfüßig, in ihrem Hemdchen: „Ich werd — doch — nicht — ver — ges — sen —" hauchte sie leise, unbewußt, mit zuckenden Lippen und starrte die Tür an, durch die Josef verschwunden war. Und plötzlich überkam es sie mit Todesschrecken, mit Todesschmerz: Er ist fort. Und ich habe ihm nicht Lebewohl gesagt, ich habe ihm nichts gesagt, nicht einmal: Du hast mich immer beschützt, ich danke dir, nicht einmal gefragt: Wann kommst du wieder?

Und jetzt ist er fort!

Aber nein, das ist Unsinn, ist unmöglich, so geht ein Bruder nicht fort von seiner Schwester. Er hat nur geglaubt, daß er fortkann von ihr, und wird schon sehen, daß er's nicht kann, und wird zurückkommen, und sie wird ihn auslachen. Sie stand und wartete und wartete und lehnte die Stirn an die Tür und schloß die Augen und wurde sehr schläfrig. Auf einmal fuhr es ihr durch den Kopf, daß sich Josef einen Spaß mit ihr gemacht hatte. Nun dann — warte! Sie war sogleich umgestimmt, ging ins Schlafzimmer zurück zu ihrem Schranke, versteckte die aufgesprengte Sparbüchse in eine seiner Ecken, schlüpfte in ihr Bett und sann Rachepläne aus, über denen sie einschlief. Ihr Schlaf war aber unruhig, und sie hatte einen schweren Traum. Sie sah ein Schiff auf wilder See mit dem Sturme ringen. Turmhohe Wogen fegten alle Menschen vom Verdecke weg, ein einziger hing noch am Maste; sie kannte ihn, es war Josef. Und nun fuhr ein Blitz vom Himmel und schlug in den Mast, und krachend stürzte er nieder.

Elika fuhr auf aus dem Schlafe, in Angstschweiß gebadet, mit ungestüm pochendem Herzen. Am Horizont erglomm und erlosch ein fahles Leuchten, der Donner grollte, der Sturm pfiff und rüttelte an den Fenstern und Türen des alten Hauses. Und plötzlich schoß ein wilder, toller Regenguß nieder, nahm den Kampf auf mit dem Sturme und besiegte ihn und prasselte fadengerade nieder auf die Bäume, auf das Dach, und verwandelte die Traufen in brausende Wasserstürze. Das war

lustig anzuhören vom Bette aus; aber die Armen, die auf offener Straße wandern — o die Armen!

„Josef!" rief die Kleine unwillkürlich aus, und nun war ihre Wärterin erwacht, trat an die Tür und horchte. Elika rührte sich nicht. Poli soll glauben, daß sie aus dem Traume gerufen hat, Poli soll wieder zur Ruhe gehen und schlafen, so tief wie früher. Das braucht die Kleine zur Ausführung des Entschlusses, den sie gefaßt hat, der ihr Gewißheit verschaffen soll. Sie hält den Zweifel nicht aus, der von neuem in ihr lebendig geworden ist.

Und nun wieder warten, eine endlose, fürchterliche Viertelstunde!

Alles still nebenan. Sie wagt es — erhebt sich leise, unhörbar, schlüpft in die Badeschuhe, zieht ihr Röckchen an und schleicht hinaus auf den Gang.

Der Regen prallt vom steinernen Geländer ab, spritzt ihr ins Gesicht, in die Augen, der Boden ist überschwemmt. Sie ist naß bis auf die Haut, ehe sie zu dem geschlossenen Gange kommt, auf den die Tür des Oratoriums der Schloßkapelle mündet, und die des Zimmers, das Josef schon seit einem Jahre allein und unbeaufsichtigt bewohnt. Tiefste Dunkelheit ringsum. Elika tappt sich an der Wand weiter. Da fällt plötzlich ein Lichtschein auf den Boden vor ihr; die Tür des Oratoriums hat sich geöffnet und heraus tritt Tante Renate, eine Laterne in der Hand. Elika kauert nieder und zieht den Atem ein. Die Tante schreitet weiter, ohne sich umzusehen, aufrecht in ihrer stillen, feierlichen Art. Vor dem Zimmer Josefs hält sie an. Ihre Lippen bewegen sich nicht, und doch sieht man, daß sie betet. Mit einer schönen, großen Gebärde voll inbrünstiger Andacht macht sie das Zeichen des Kreuzes über die Tür, setzt ihren Weg fort und verschwindet am Ende des Ganges.

Nun regt sich nichts mehr. Hastig, in fiebernder Eile, schritt Elika dem Zimmer Josefs zu. Sie wußte, daß sie es unverschlossen finden werde. Sich einsperren ist feig, sagte er.

Sie war bei ihm. Er hatte wieder geraucht, der Ungehorsame. „Josef," rief sie in die Dunkelheit hinein und brauchte nicht zu fürchten, gehört zu werden. Es war niemand in der Nähe. „Schläfst du, alter Kindskopf, oder tust dergleichen? Hör einmal auf mit deinen Dummheiten, mein Guter."

Keine Antwort, aber ein dumpfes Knurren ließ sich hören. Der alte, blinde, halbtaube Teckel war aufgestanden vom Polster neben dem Schreibtisch, stieß jämmerlich an ein paar Stühle an und trottete herbei auf seinen kurzen Pfoten. Er beschnüffelte die Füße Elikas, winselte, richtete sich an ihr auf und leckte wie bittend, wie heischend ihre Hände.

„Dackerl, wo ist dein Herr?" fragte sie entsetzt. In Josefs Gegenwart hatte der Hund keine Liebkosung für irgend jemand andern als für ihn.

Die Kleine trat an den Tisch, suchte unter Mineralien, ausgegrabenen Pflanzen, Samenproben, die dort in wüster Unordnung lagen, nach dem Feuerzeug, fand es und machte Licht.

Das Bett war unberührt. Er ist fort. Er hat getan, wie er gesagt hat und was nicht geschehen darf — was sie verhüten wird. Auf, auf, das Haus! Einspannen, satteln, ihm nach! Sie weiß den Weg, den er genommen hat. Man holt ihn ein.

„Hilf, Heiland, hilf!" ruft Elika zu dem Christusbilde über dem Bett empor. Es sieht ernst zu ihr nieder, vorwurfsvoll. Die Augen Josefs — alle finden es — haben Ähnlichkeit mit den Augen des Menschensohns. Und diese Augen sprechen: einer von euch wird mich verraten.

Aufschluchzend im schwersten Kampf, in einem nie gekannten Schmerze, sank die Kleine vor dem Bette nieder und küßte die Kissen, auf denen sein liebes Haupt geruht hatte.

„Ich nicht," sprach sie, „deine Schwester verrät dich nicht!"

„Gott, im Himmel, wie sieht das Kind heute wieder aus!" jammerte Apollonia am nächsten Morgen. „Schneeweißes

Gesicht und rote Augen. Hat gewiß nicht geschlafen, hat gewiß Kopfschmerzen!"

Elika warf einen Blick in den Spiegel und erschrak. Sie konnte unwillkürlich zur Verräterin an Josef werden. Es stand auf ihrer Stirn geschrieben: Ich habe etwas Schreckliches erlebt, ich habe einen großen Schmerz. Bald wird Josef vermißt werden, man wird ihn suchen und nicht finden und dann gewiß fragen: Warum war Elika so verweint: und gewiß erraten: Sie hat um seine Flucht gewußt. Was sie dann tun und sagen werde, ahnte sie nicht, ihr war nur, als stände sie vor einer furchtbaren Gefahr, und sie betete zu Gott um Errettung aus ihrer Seelenpein, aus der entsetzlichen Klemme zwischen Verrat und Lüge.

Im Hause herrschte Bestürzung, als alle Nachforschungen nach Josef fruchtlos blieben und Luise und Heideschmied sich seines seltsam aufgeregten Benehmens erinnerten, das sich sehr wohl als ein Abschied von ihnen erklären ließ. Kosel und die Tanten glaubten nun bemerkt zu haben, daß er ihnen am letzten Abend vor dem Schlafengehen mit besonderer Innigkeit die Hand geküßt hatte, und voll Rührung erzählten seine Brüder, wie gut er noch gewesen und daß er zu ihnen gekommen war, als sie schon im Bette lagen, und ihnen „so lieb" gesagt hatte: „Gott befohlen, Murmeltiere!" Und Frau Heideschmied, die ihn die Marseillaise gelehrt, sprach von dem hinreißenden Ausdruck, mit dem er am Tage vor seiner Flucht den Vers: Le jour de gloire est arrivé! gesungen hatte. Überhaupt war in letzter Zeit jedem Hausgenossen etwas Ungewöhnliches im Wesen Josefs aufgefallen. Jeder wollte von ihm außerordentlich berücksichtigt worden sein, jeder wußte täglich Neues von ihm zu sagen. Nur Elika wußte und sagte nichts. Sie war zu merkwürdig! sie verheimlichte ihr Leid, sie sprach den Namen Josefs nicht aus.

„Und doch," jammerte Apollonia, „frißt ihr die Sorge um ihn das Herz ab. Tag und Nacht sehnt sie sich nach ihm, hat keinen andern Gedanken. Ich seh's ja, ich kenn sie ja. Sie ist

wie der Papa, der weint auch nicht und spricht auch nicht und vergißt auch nicht."

Große Beruhigung brachte allen Bewohnern von Schloß Velice ein Telegramm aus Hamburg: „Bin gesund, morgen auf See, Brief folgt, Grüße. Josef Kosel, Schiffsjunge."

Auf See! Schiffsjunge! die Brüder erfaßte ein Taumel. Josef ist auf See, auf hoher See, ist ein Schiffsjunge auf einem großen, ungeheuren Schiff. O, der sucht sich kein kleines aus!

Franz rannte in die Werkstätte zu Hanusch, der sein Freund geworden war seit der letzten Schlacht, und brachte ihm triumphierend die berauschende Kunde und fragte: „Möchtest du nicht auch ein Schiffsjunge sein? Möchtest du nicht auch auf hohe See?"

Hanusch blieb kühl. Von einer See, die in die Höhe steigt, konnte er sich keinen rechten Begriff machen und zweifelte eigentlich an ihr.

Charlotte lief dem Herrn Pfarrer entgegen, als er sich zur Abendunterhaltung einstellte: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Telegramm von Josef! Schiffsjunge ist er, in Hamburg hat er sich anwerben lassen!"

„Gott behüte ihn," erwiderte der hochwürdige Herr. „Soll keine besonders erbauliche Gesellschaft sein, die der Schiffsjungen. Aber er hat gute Grundsätze. Wir wollen auf seine guten Grundsätze hoffen."

Vater Kosel konnte sich eines Gefühls des Stolzes auf seinen kühnen und unternehmungsfreudigen Sohn nicht erwehren. Er hatte vor kurzem in einer Zeitung einen Aufsatz über Vererbungstheorie gelesen, der ihm viel Stoff zum Nachdenken gab und Josef völlig entschuldigte. Die Familiengeschichte wies viele Kosel nach, die tapfere Soldaten gewesen waren, und einen, der ein großer Reisender war. Wer solches Blut in den Adern hat, ist schwer an häusliches Leben zu gewöhnen. Man kann ihn nicht am Lehrtisch festhalten und über Büchern seinen Tatendrang vergessen machen.

Herr von Kosel sagte das in Gegenwart von Leopold und Franz. Heideschmied hätte hinspringen und beiden zugleich die Ohren zuhalten mögen.

Renate schüttelte den Kopf zu solchen Gesprächen. „Lieber Felix," erwiderte sie, als er das Blut der Ahnen zum etwa dreißigsten Male von neuem anzapfte, „ich glaube nicht, daß unsere Religion — die übrigens lauter Duldung und Vergebung lehrt — uns gestattet, Verstorbene für das Unrecht Lebendiger verantwortlich zu machen."

„Oh non, Monsieur! pas de ça, pas de ça!" versetzte Frau Heideschmied in zierlicher Bescheidenheit. Ihr Mann warf ihr einen zustimmenden Blick zu und sprach: „Nicht nur Tatendrang und Löwenmut haben unsern Josef zur Flucht getrieben. Auch Furcht . . ."

„Furcht? Kann ich nicht zugeben."

„— vor der Prüfung, gnädiger Herr. Ich glaube, es wäre nützlich, seinen Brüdern die Sache auch von diesem Standpunkt aus zu beleuchten. Seit seiner Entweichung brennen ihnen die Köpfe, sie sind überhaupt nur noch für Geographie zu interessieren und auch da nur für überseeische. Sie stellen oft Fragen — mir wird angst und bang . . ."

Er liebte seine Zöglinge von ganzem Herzen, aber er liebte auch seine Stellung sehr, und die würde unhaltbar geworden sein vom Augenblick, in dem die beiden jüngeren Kosel gleichfalls das Weite gesucht hätten. Ein Erzieher ohne Erziehungsmaterial wäre gleichsam ein Demosthenes, der nicht zu Worte kommt.

So hielt er denn seine Studenten in guter Hut und empfahl den Hausleuten, und besonders dem Kaspar, die äußerste und zugleich diskreteste Wachsamkeit. Die jungen Herren sollten zwar nicht aus den Augen gelassen werden, sich aber nicht gehemmt, beeinträchtigt fühlen in ihrer persönlichen Freiheit. Die Aufgabe war schwierig und mißlang. Leopold und Franz gerieten in Aufruhr, Heideschmied geriet in Mutlosigkeit und war nahe

daran, allen seinen Überzeugungen zum Trotze die Dazwischenkunft der Familienautoritäten anzurufen. Da kam Hilfe — die Hilflose bot sie ihm dar.

Eines Morgens klopfte ein kleiner Finger an seiner Tür; Elika verlangte Einlaß. Sie erschien als Parlamentär und überbrachte das Versprechen ihrer Brüder, daß sie jeden Gedanken an Flucht aufgeben wollten, wenn ihnen ihre frühere Ungebundenheit wiedergeschenkt würde.

„Keine Aufsicht, lieber Herr Heideschmied," sagte Elika, „das mögen sie nicht, sie sind das nicht gewöhnt. Sie lassen Sie bitten um Vertrauen, sie werden ihm Ehre machen, sagt Leopold, und Franz sagt: Das Mißtrauen ärgert uns."

Sie stand vor ihm und sah zu ihm hinauf mit feuchten, leuchtenden Augen. Ihr ganzes, kleines Wesen strömte Rührung und Ergriffenheit aus, und Heideschmied hatte einen schweren Kampf mit sich zu bestehen, um sie nicht in seine Arme zu nehmen, ans Herz zu schließen und auszurufen: Was du willst, Seelchen. Wie du willst, befiehl über deinen gehorsamsten Knecht! Aber er beherrschte sich, er behauptete seine Würde, belobte die gute Absicht, mit der sie sich zur Friedensbotin machte, und versprach, die Sache mit dem Vertrauen in Erwägung zu ziehen.

Er tat es und faßte wunderbar schnell einen Entschluß, der den Wünschen der beiden Jünglinge völlig entsprach. Die „Polizeispitzelei", wie sie sich ausdrückten, hörte von einem Augenblick zum andern auf. Das hatte die arme Kleine ganz allein durchgesetzt. War es nicht wunderschön, und konnte man ihr dankbar genug sein? Sie selbst mußte trotz aller Bescheidenheit zugeben, daß es nicht leicht möglich sei.

„Seid mir also dankbar, wenn ihr schon wollt," sagte sie, schwer mit den Tränen kämpfend, „und bleibt immer und immer bei mir! Bis ich tot bin, müßt ihr bei mir bleiben; wenn ihr fort gingt, und ich wäre eine Schwester ohne Brüder, stürbe ich gleich."

Und sie baten Elika, das Sterben nur noch aufzuschieben so lang als möglich, und wenn noch so lang, wollten sie doch bei ihr bleiben.

Der von Josef verheißene Brief traf endlich ein. Er war aus Sidney, und seine Ankunft verursachte einen förmlichen Aufruhr in Velice. Er hatte schon Sensation gemacht auf dem Postamt im nahen Marktflecken, wo Kaspar, der nach ländlichem Brauch das Amt eines Nachtwächters und das eines Boten bekleidete, ihn in Empfang nahm.

„Aus Australien, am Ende gar vom jungen Herrn Josef," sagte die Frau Expeditorin. „O, wenn ich um die Marken bitten dürfte für meine Tochter!"

„Aus Australien!" Viele Leute hörten es, und Kaspar fühlte plötzlich Flügel an den mit schweren Halinas belasteten Beinen (es war Winter) und lief und behielt eben noch Atem genug, um jedem, dem er begegnete, zuzurufen: „Brief aus Australien, Brief vom jungen Herrn Josef!"

Er zog mit einem Geleite Neugieriger zum Schlosse, Hanusch und der Wenzi vom Schullehrer folgten ihm sogar hinein. In der Halle trafen sie Elika und ihre Brüder beim Ballspiele und riefen alle zugleich: „Brief aus Australien! Brief vom Herrn Josef!"

Leopold und Elika schrieen auf. Franz brachte nur einen heisern Laut hervor und wurde kreidebleich, wie damals bei der großen Rauferei. Doch schob er die Schwester ungeduldig fort, die voll Besorgnis fragte, was ihm sei. — Nichts war ihm, den Brief Josefs sehen wollte er, wissen, was drin stand. In höchster Aufregung stürzte er auf Kaspar los, entriß ihm die Posttasche und stürmte keuchend die Treppe hinauf zu seinem Vater.

„Da! da!" brachte er wie ein halb Erstickter hervor und legte die Tasche vor Herrn von Kosel hin, der sich eben mit Ordnen von Zeitungen beschäftigte.

Nun kam auch Elika. Sie hatte Herrn Heideschmied und Herr

Heideschmied hatte seine Frau und diese hatte Apollonia gerufen. Leopold war in den Sibyllenturm gelaufen, um die Tanten herbeizuholen. Das Zimmer Kosels füllte sich, und in dem Kopetzkys liefen die Hausleute zusammen, und auf dem Gang standen Kaspar und seine Gefolgschaft.

Hanusch schrie plötzlich: „Wenn er um mich schreibt, steig ich zu ihm hinauf auf die See!" und machte einen Purzelbaum.

Charlotte las den Brief Josefs vor. Er lautete:

„Lieber Vater! gute Tanten! Brüder! Elika!

Alle, alle, meine Lieben!

Wie geht es Euch? mir geht es gut. Ich habe viel zu tun und lauter Sachen, die ich gern tue. Ich meine immer, daß ich in Velice nicht gewußt habe, wie lieb ich Euch habe, und doch wünsche ich Euch nicht hierher, das Leben hier wäre nichts für Euch, aber für mich ist es das rechte.

Lieber Vater, verzeih mir meine Flucht und befiehl mir nicht, daß ich zurückkomme, schreibe mir, lieber Vater, daß Du es mir nicht befiehlst. Ich könnte ja nicht gehorchen."

„Das Blut," sprach Kosel, und Renate fiel klagend ein:

„Josef! Josef! So etwas sollte er nicht sagen, der geliebte Junge."

Charlotte las weiter: „Ich kann nicht studieren, lieber Vater, lieber Herr Heideschmied, und wenn einer, wie ich bin, einmal sagt: Ich kann nicht, dann muß man es ihm glauben. Es ist auch ganz unvernünftig, von allen zu verlangen, daß sie sich hinsetzen und dasselbe lernen sollen. Es können auch nicht alle das selbe essen. Dem einen schlagt das ..."

„Schlägt," berichtigte Herr Heideschmied. Charlotte ließ sich nicht unterbrechen.

„Dem andern jenes an, und nie gilt's als Schande für den Magen, wenn er eine Speise nicht vertragt ..."

„Verträgt," flüsterte Herr Heideschmied.

„Aber ein Gehirn haben, das andere Nahrung braucht,

als der Schulrat ihm vorschreibt, das ist eine Schande, und Schande vertrage ich nicht. Leichter noch die Trennung von zu Hause. So bin ich fort. Ich bin viel weiter als Sidney, kann aber noch nicht schreiben, wo ich bin, erst in ein paar Jahren sollt Ihr es erfahren."

„In Jahren?" — Renate unterdrückte einen Ausruf des Schmerzes, Tränen traten ihr in die Augen. Elika kam heran, drückte ihr Gesicht an das der Tante und sagte ihr ins Ohr:

„Wir haben ihn lieb, wir zwei!"

Am Schlusse seines Briefes bat Josef alle, ihm den Kummer zu verzeihen, den er ihnen durch seine Flucht gemacht hatte, er bat sie, sich jetzt schon auf seine Rückkehr zu freuen, wenn er auch nicht viel gescheiter heimkommen werde, als er gegangen sei, denn mit dem Lesen sähe es schlecht aus. „Gedrucktes kommt mir selten zu Gesicht, höchstens hier und da eine alte Zeitung ..."

„Eine Zeitung?" sagte Kosel, „die hätte er wohl schicken können. Es wird gewiß eine sein, die in Sidney erscheint," fuhr er nach reiflicher Überlegung fort, „und wahrscheinlich in englischer Sprache. Es wäre merkwürdig, wenn er schon englisch lesen könnte. Freilich, in Neusüdwales muß er es lernen, weil er sich sonst den Engländern nicht verständlich machen kann."

Apollonia staunte: „Nein, daß der gnädige Herr das wußte. Ja, was der nicht wußte! Also englisch ist es dort, wo Josef ist. Und ob es wohl so Häuser hat wie bei uns, das Sidney?"

„Viel größere, was denkst du denn, Poli," belehrte sie Leopold. „Sidney ist der größte Handelsplatz von ganz Australien und hat einen wundervollen Hafen, in den Tausende von Schiffen einlaufen, beinahe eine halbe Million Einwohner, eine Universität ..."

„Die Josef nicht beziehen wird," seufzte Heideschmied.

„Und gibt's dort auch Kirchen?" fragte Apollonia.

„Natürlich, und sogar einen anglikanischen Bischof."

„Und einen katholischen Erzbischof," sagte Renate.

Ganz zuletzt sandte Josef auch einen Gruß an Tante Luise. Er hatte noch ein paar Worte hinzugefügt, sie aber durchstrichen und unleserlich gemacht.

Von seiner Lebensweise sprach er vorläufig nicht. Im nächsten Briefe sollte es geschehen.

Er wiederholte seine Bitte, ihn nicht zurückzurufen, weil er nicht gehorchen könnte. Nur eines möge Gott verhüten, man möge ihm nicht schreiben müssen: „Elika ist krank und sehnt sich nach dir. Wenn es aber so wäre — will ich es wissen... Gott behüt uns davor, aber ich will es wissen..."

Elika verstand ihn wohl, es hieß: Wenn sie sich allzu sehr nach mir sehnt, krank wird aus Sehnsucht, dann komme ich zurück, so schwer es mir wird, komme ich...

Sie hatte die Macht, ihn zurückzurufen, es lag in ihrer Hand... Was niemand vermochte, vermochte sie. Wer mehr kann als andere, ist der schwach?... Zum ersten Male in ihrem Leben fragte sie sich: Bin ich denn wirklich eine arme Kleine?

Mit den Briefen an Josef, die am nächsten Tage unter der von ihm angegebenen Adresse eines Handlungshauses in Sidney auf die Post geschickt wurden, begab sich auch einer von Luise auf die Reise und einer von Elika. Diese schrieb:

„Lieber, guter Josef!

Den besten Dank sage ich Dir hiermit, Josef, daß Du glücklich angekommen bist, und gesund bist und zufrieden, ich bin auch gesund und zufrieden. Wir denken immer an Dich und erzählen uns von Dir. Und ich meine immer, Du wirst ein großer Feldherr werden und die Engländer besiegen, und mich zu Dir rufen, und wir geben den Negern ihr Land zurück, werden ihre Könige, gewöhnen ihnen das Menschenfressen ab und machen sie zu guten Menschen. Du wirst die kleinen Buben und ich werde die kleinen Mädchen erziehen. Franz aber glaubt, daß Du lieber Viehzucht treiben willst. Wir lesen immer von Australien, und ich studiere mit den Brüdern, und Herr Heideschmied sagt:

‚Leopold und Franz unterrichte ich; Elika lernt.‘ O, lieber, lieber Josef! bleib nur gesund und schreib uns oft und sehr viel. Wir werden Dir auch alles schreiben. Leider, lieber Josef, hustet Deine arme Tacki, und ich muß dich vorbereiten, daß Du sie kaum mehr am Leben finden wirst, wenn Du erst in einigen Jahren wiederkommst. Ich frage sie nicht mehr: Wo ist dein Herr, Tacki? Sie wird zu traurig davon. Die Kuh von Tante Luise hat ein schönes Kalb bekommen, das schreibt sie Dir aber selbst. Leopold ist mit dem Falben gestürzt. Gleich schreibst Du, wo Du bist, Nichtsnutziger. O, Josef, ich habe Dich lieb, ich bete für Dich alle Abend mit Tante Renate in der Kapelle und in der Früh in meinem Bett. Ich bete auch immer, daß ich gesund bleibe und mich nicht zu stark nach Dir sehne.

Lieber, guter Josef!

mein ganzes Herz liegt auf diesem Blatt Papier,
ich siegel's ein und schick es Dir.
Deine Dich liebende Elika."

Um diese Zeit war's, daß Apollonia sich als Heldin zeigte. Sie machte Elika den Übergang aus der Kinderstube ins Gouvernantendepartement so leicht als möglich. Langsam entwöhnte sie ihren Pflegling von all den kleinen Diensten, die sie ihm bisher geleistet hatte.

Sie zog sich unauffällig von ihm zurück und forderte die feinfühlige Frau Heideschmied bei jeder Gelegenheit selbst auf, ihre Stelle einzunehmen.

Die erste Nacht aber, in der Elika nicht mehr unter ihrer Obhut, sondern unter der der Erzieherin schlafen ging und — o Glück! in einem großen Bette — brachte Apollonia am leeren kleinen des Kindes weinend und betend zu.

Übrigens blieb alles unverändert, es wurde nicht ein Sessel

von der gewohnten Stelle gerückt. Herr von Kosel kam wie sonst zur bestimmten Nachmittagsstunde, setzte sich in seine Ecke und blickte in den Gruftgarten hinab. Apollonia nähte oder stickte Garnierungen für die Kleider aus schwerem oder leichtem weißen Stoffe, die Elika je nach der Jahreszeit trug.

Manchmal unterbrach sie sich in ihrer Beschäftigung und machte im stillen Betrachtungen über ihren Herrn. Die Leute lachen über ihn, weil er fast immer nachdenkt und nur selten redet. Wär's nicht eher zum Lachen, wenn er fast immer reden und nur selten nachdenken würde?

Einmal, als er ihr besonders verträumt vorkam, bemühte sie sich, ihn zu zerstreuen, und begann von ihrer gemeinsam verlebten Kindheit und Jugend zu sprechen, und wie gescheit das gewesen war von der gottseligen Frau Mama, daß sie Apollonia dazumal aus dem Hause entfernt hatte: „Ich dumme Gans hätte mich am Ende gar in Sie verliebt, gnädiger Herr, wie so viele im Schloß und im Dorf. Ja, es ist nicht anders! Am Sonntag in der Kirchen war alle Andacht weg, da haben sie sich gedrängt und gestoßen, um nur recht weit vorzukommen und hinaufschauen zu können ins Oratorium, wo Sie waren mit der gnädigen Mama und den lieben Tanten."

„Ach geh, Poli!" sagte Kosel und war doch etwas geschmeichelt. „Das bildest du dir ein. Ich habe nie etwas davon bemerkt."

„Sie nicht! O, Sie gewiß nicht! Sie waren viel zu unschuldig dazu. Aber die gnädige Mama, die schon, und hat auch mit dem Herrn Pfarrer darüber gesprochen. Und der hat die Eltern von die Mädeln verwarnt, und die waren wütend und gar die jungen Burschen und die Männer, und ich glaub immer, viel von der Feindschaft der Leut gegen das Schloß stammt von daher."

Mit den letzten Worten hatte Apollonia alles verdorben. Die heitere Stimmung, in die es ihr gelungen war, Kosel zu bringen, verwandelte sich in eine melancholische. Er seufzte schwer, und bange Ahnungen stiegen in ihm auf.

Wohin sollte diese Feindschaft noch führen? Durch Tätlichkeiten hatte sie sich seit längerer Zeit nicht mehr geäußert, aber sie gärte dumpf und verborgen weiter, und der Schullehrer nährte sie. Fortwährend wurden Klagen beim Bezirksgericht eingereicht und waren meist lächerlich und sinnlos.

Einige Weiber, die man zum „Roßhaarzupfen" aufgenommen hatte, schwuren hoch und heilig, daß ihnen im Amtshause vergiftetes Bier geschänkt worden war. Die Quelle, die den Teich im Schloßgarten speiste und durch Bauernfelder lief, war in neue metallne Röhren gefaßt worden. Sie erregten die größten Bedenken. Es wurden ihnen allerlei für den Boden und für den Getreidewuchs schädliche Eigenschaften angedichtet. Unten im Dorf hatte der Blitz eingeschlagen. Natürlich. Wie soll er nicht einschlagen, wenn der Herr von Kosel oben auf seinem Schlosse einen Wetterableiter stehen hat — einen Ins-Dorf-Hinableiter. Dieser Hinableiter muß weg, und die Röhren müssen weg, und es wird geklagt, und weil's in einem geht, auch gleich wegen des vergifteten Biers!

Herr von Kosel begann an den Velicern zu verzweifeln und mit dem Gedanken an eine Auswanderung nach Neusüdwales zu spielen. Seinem Sohne ging es dort gut, warum sollte es nicht ihnen allen dort gut gehen?

Nach langer Zeit hatte Josef sich entschlossen, zu gestehen, daß er bei Levin Bornholm war. Auf der Besitzung seines Freundes, vier Tagereisen weit von Sidney. Er bat die Tanten, sich deshalb ja nicht zu beunruhigen, ja nicht zu glauben, daß Bornholm einen schlechten Einfluß auf ihn nehme. O nein! Levin sei nicht roh, wie die meisten Squatter, er behandle seine Untergebenen streng, aber gerecht, und sorge für sie. Bornholm hatte Herden von Tausenden von Schafen und führte einen großartigen Wollhandel. Josef genoß sein Vertrauen schon so sehr, daß ihm die Leitung einer Karawane übertragen worden war, die aus vielen mit Wollballen beladenen, mit je zwanzig

Ochsen bespannten Wagen bestand. Einen davon kutschierte das Weib des Ochsentreibers. Nun planten sie eine Reise mit wissenschaftlichen Zwecken, Bornholm und er, und diese Art der Wissenschaft zu dienen, ließ Josef sich gefallen.

Ach, seine Geschwister begleiteten ihn im Geiste durch die märchenhaften Wälder, durch die Riffe, die Buchten, über die Flüsse Australiens. Sie erlegten mit ihm giftige Schlangen, kultivierten Menschenfresser und kannten sich alle drei in der Geographie des fernsten Weltteils besser aus als in der ihres eigenen Vaterlandes. Herr Heideschmied, der Franz eines Abends auf die Pracht des Sternenhimmels aufmerksam machte und auf das feurige Blinken Arkturs, erhielt von ihm die Antwort:

„Was kümmert mich Ihr Sternenhimmel und Ihr Arktur, wenn ich nicht das Südliche Kreuz sehen kann!"

Elika hatte um Josefs willen noch eine schwere Stunde zu bestehen gehabt. Sie war in dem Augenblick in ihr ehemaliges Zimmer getreten, in dem Apollonia beim Aufräumen des Schrankes die erbrochene Sparbüchse gefunden hatte. An diese Sparbüchse hatte die Kleine gar nicht mehr gedacht, und eine schreckliche Ratlosigkeit ergriff sie, als die Wärterin ihr möglichst schonend mitteilte, daß alles Geld, das der gute Papa und die guten Tanten ihr geschenkt hatten, gestohlen sei.

„Nein, nein, nicht gestohlen!" rief Elika und fuhr mit beiden Händen nach ihrem Kopf. „Poli, ich bitte dich, ich bitte dich ... glaube nur nicht, daß es gestohlen ist ..."

„Nicht gestohlen — aber fort. Wer hat's genommen? Du selbst? Elika!"

„Ich — ich ..."

Was tun? Wenn sie sagte, wem sie das Geld gegeben hatte, was mußte sie dann nicht alles sagen? Daß sie gewußt um

Josefs Flucht und sie hätte verhindern können, und gewiß — sollen! die Leute wecken, ihm nachsetzen, ihn einholen lassen ... Nein und hundertmal nein, das sagt sie nicht — Poli kann ja nicht schweigen, die Kinder hatten es schon oft erfahren: nie ganz schweigen, höchstens halb und halb, wenn man sie „fürchterlich" bittet. Elika fleht also und beschwört:

„Frage mich nicht! frage mich nicht! Ich hab's verschenkt, mehr sage ich nicht, lieber sterben!"

Guter Gott, da war das Kind wieder da mit seinem Sterben! Wenn einem das Kind nur damit nicht käme, das hält man ja nicht aus. Und verschenkt also, der Engel — alles, was er hatte, verschenkt? Und will nicht einmal sagen, wem er aus der Not geholfen hat. O, der gute Engel!

„Lobe mich nicht!" ... Im Ton des tiefsten Schmerzes stieß die Kleine es hervor, und Apollonia erschrak über ihre Aufregung und suchte sie zu beschwichtigen und beteuerte, daß sie schweigen und auch nie wieder fragen werde, wohin das Geld des guten Engels gekommen sei.

In derselben Nacht aber hatte Apollonia von Josef geträumt, war plötzlich aus dem Schlafe aufgefahren und dann lange wach gelegen. Und allerlei war ihr „vorgegangen." Etwas höchst Merkwürdiges — und geradezu wunderbar, daß es ihr nicht früher zum Bewußtsein kam. Jetzt, mit einem Male, stand es vor ihr. Damals in der Nacht, in der Josef entfloh, hatte ein herzzerreißender Schrei Apollonia geweckt. Die Kleine stieß ihn aus: „Josef!" rief das Kind. Sie hatte gewußt, was geschah, eine Ahnung hatte es ihr gesagt, ein zweites Gesicht. Sie hatte den Bruder gesehen, sich aus dem Hause stehlen, in Nacht und Sturm des Weges ziehen, und ihn gerufen voll Todesangst! Und was sie gelitten hatte durch ihr unheimliches Traumleben, hatte sich am nächsten Morgen in ihren Zügen ausgesprochen; es war jedem aufgefallen. Apollonia beeilte

sich, ihre spät gemachte Entdeckung der Tante Renate mitzuteilen. Diese meinte:

„Es kann auch Zufall sein; ich glaube, daß Sie nicht davon sprechen sollten."

Aber zwei Geheimnisse auf einmal bewahren konnte Apollonia nicht, das war zuviel von ihr verlangt. Wenigstens Frau Heideschmied mußte sie sich anvertrauen, und doch auch der Frau des Kochs, mit der sie besonders innig befreundet war. Und die schwieg nicht, die erstaunliche Tatsache kam im ganzen Hause herum. Man setzte hinzu, schmückte aus, und bald war Elika von dem Nimbus einer kleinen Hellseherin umgeben.

Sie betete viel und heiß, mit exaltierter Frömmigkeit. Sie fühlte sich im Gebete, unter der unmittelbaren Einwirkung des höchsten Wesens, von Schauern der Ehrfurcht und Glückseligkeit durchrieselt im Bewußtsein seiner Nähe.

Sie hatte Augenblicke süßer, wonniger Begeisterung. Besonders abends im Oratorium der Schloßkapelle, wenn sie ruhesehnend und schon etwas schläfrig dort kniete neben Tante Renate auf dem verschossenen Sammet des Betstuhls und ihren Gutenachtgruß an den lieben Gott sprach. Sie hatte ihn selbst „gedichtet." „Meine Gedanken flattern mit müden Schwingen, aber zu Dir. Die Augen meiner Seele sind verschleiert, schauen aber aus nach Dir!"

Durch die hohen Fenster blinkten die Sterne, und ein anderes Sternlein, das ewige Licht in seiner geschliffenen Kristallschale, grüßte zu ihnen hinauf. Elika lieh ihm Worte: „Das Flämmchen spricht zu euch Sterne, es sagt: Euer Licht hat der Finger Gottes entfacht, das meine die Andacht der Menschen, unsterblich sind wir beide."

Wenn der Mond einen verklärenden Lichtblick hereinwarf und ihn ruhen ließ auf dem großen Engel, der mit entfalteten Flügeln über dem Altare schwebte, ein goldenes Kreuz in der ausgestreckten Rechten, da hefteten Elikas Augen sich wie ge-

bannt auf ihn, da meinte sie, dem Blick der seinen zu begegnen, ihr wandte er sein schönes Angesicht zu und hielt ihr das Zeichen des Heils entgegen. Seine stummen Lippen sprachen nur ihr vernehmbare Worte himmlischer Liebe und geheimnisvoller Verheißungen.

Ihren Brüdern erzählte sie nichts von ihren Entzückungen beim Gebete. Sie hatte kein Mitteilungsbedürfnis über die Vorgänge in ihrer tiefsten Seele. Ihre Brüder hingegen sagten ihr alles, was ihnen durch die Köpfe und die Herzen flog, sie war die Vertraute ihrer Zukunftspläne. Leopold, der seine Studien immer noch etwas von oben herab betrieb, aber die Prüfungen glanzvoll bestand, wollte Staatsmann werden und das Vaterland aus allen Wirren erlösen. Franz gedachte sich der Landwirtschaft zu widmen. Ihm machte das Lernen fortwährend große Schwierigkeiten, doch gelang es der sieghaften Lehrkunst Heideschmieds, ihn durch die Schulen zu quetschen.

Dem Einfluß seiner eignen biedern und sympathischen Persönlichkeit verdankte der Junge auch etwas. Die Gesichter der strengsten Professoren am Gymnasium heiterten sich auf, wenn er sorgenvoll dreinschauend erschien, tief und ehrerbietig grüßte und mit heroischer Anstrengung seinen Denkapparat in Bewegung setzte. Jedes einzelne seiner hellen, kurzgehaltenen Haare strebte empor und schien um Beistand zum Himmel zu rufen. Falten bildeten sich auf der breiten, vorspringenden Stirn, die Augen glänzten, die Flügel der kurzen Nase zitterten, und der Mund, der liebe, schöne, unschuldige Mund öffnete sich, die Spitze der Zunge kroch schüchtern hervor und benetzte die glühenden, trockenen Lippen. Und die Antwort, die der prüfende Professor unfehlbar auf seine erste Frage erhielt, lautete:

„— Ja — ja — ja — ja — ja!"

Wenn man ihn aber nur mit einer kleinen Nachhilfe auf den rechten Weg wies, ihm nur Mut machte, dann ging's, dann holperte er weiter und trug immer Zensuren davon, die er,

ſtreng genommen, nicht verdient hätte, und nur erhielt, weil die Herren Profeſſoren erwarteten, es werde im nächſten Jahre beſſer gehen.

Seit einiger Zeit war übrigens der ſtarke, blühende Junge ein Sorgenkind geworden. Der Arzt hatte ein Herzleiden bei ihm konſtatiert und dringend empfohlen, ihn vor Gemütsaufregungen und vor heftiger körperlicher Anſtrengung zu bewahren. Möglichſt unauffällig; er ſelbſt brauchte den Grund des unbehaglichen Gefühls, das er oft haben mußte, nicht zu kennen. „Man ſchiebt alles aufs Wachſen," meinte der Arzt, „und wenn er einmal glücklich über die Entwicklungsjahre hinausgebracht iſt, haben wir viel gewonnen."

In aller Gemächlichkeit verdiente ſich Leopold ſein Zeugnis der Reife und ſollte bald nach Wien auf die Univerſität kommen, ein Glück, nach dem er ſich das ganze Jahr hindurch heiß geſehnt hatte. Selbſtändig ſein, endlich ſelbſtändig, endlich ſein eigener Herr! Es ging ihm ja gut zu Hauſe, und er liebte die Seinen, aber die Unabhängigkeit iſt doch das Schönſte, und ein Mann wird man nur draußen in der Freiheit, in der Welt!

Der Tag der Abreiſe war ſchon beſtimmt, und je näher er kam, eine um ſo größere Ungeduld erfaßte den Jüngling. Er fing an, die Stunden zu zählen ... doch — er zählte und rechnete ohne Elika. Die arme Kleine wurde immer trauriger, immer blaſſer. Frau Heideſchmied, ihre begeiſterte Verehrerin und untertänige Sklavin, hörte ſie des Nachts in ihrem Bette ſchluchzen. Sie ſekundierte im ſtillen. Der Schmerz des Kindes war ihr Schmerz, Elikas geringſte Verſtimmung brachte ſie um alle Freudigkeit, Elikas geringſtes Unwohlſein ſchien ihr der Beginn einer ſchweren Krankheit, und ſie beunruhigte mehr als einmal die Tanten mit der Verſicherung:

„Mesdames, elle se meurt!"

Es kam ſo weit, daß Charlotte zu ihr ſagte: „Verzeihen Sie

mir, liebe Frau Heideschmied, aber Ihre Ängstlichkeit übersteigt schon die Grenzen des Unvernünftigen."

Indessen machte der Trübsinn, in den Elika versank, als der Augenblick der Trennung von Leopold mehr und mehr heranrückte, dem ganzen Hause Kosel und allen, die zu ihm gehörten, große Sorge.

Die Kleine sprach nicht von dem bevorstehenden Abschied, man sah aber, daß sie an nichts anderes dachte. Sie bat ihren Bruder nicht ein einziges Mal, daß er ihr das Opfer bringen möge, dazubleiben; wenn sie aber mit ihm sprach, klang ein leiser Vorwurf aus ihrem Tone, und aus ihren Augen fluteten ihm solche Wogen des Leids entgegen, daß er es nicht aushielt, daß er sich vorkam wie ein Verbrecher, wie ein Schwestermörder und nach schwerem Kampfe mit sich selbst eines Morgens erklärte:

„Ich habe es mir überlegt, ich bleibe. Das erste Jahr Jus kann ich am Ende auch in Velice durchmachen."

Elika dankte nicht mit Worten, aber sie lebte wieder auf, sie entzückte ihre Brüder, erheiterte das ganze Haus mit ihrer lieben Munterkeit, die in alle Herzen eindrang wie mildes, lauteres Licht.

„Jetzt bist du wieder nett," sagte Leopold zu ihr, und sie antwortete:

„Weil ich glücklich bin."

„In einem Jahr gehe ich aber doch," sprach er nach kurzer Überlegung mit Festigkeit.

„Ach was — in einem Jahr!" —

Er wußte wohl, was das heißen sollte: Geh du nur in einem Jahr! Mir tut's dann nicht mehr weh. Ich bin dann nicht mehr da.

Sie sah oft danach aus, als ob sie in einem Jahr nicht mehr da sein sollte, und plötzlich, ohne sichtbare Veranlassung, war das blasse Alabastersäulchen in ein frisches, rosiges Mädchen ver-

wandelt, das von Lebensluſt ſprühte und, ſchwimmend und rudernd, reitend und pferdelenkend, mit ihren Brüdern an Geſchicklichkeit und Kühnheit wetteiferte.

Im Gegenſatz zu ihrer früheren Lernfaulheit war ſie jetzt von einem fieberhaften Wiſſensdurſt ergriffen. Sie hatte zu oft auf ihre Frage: Warum? die Antwort erhalten: Weil Gott es ſo eingerichtet hat, um nicht endlich zu der weiteren Frage: Warum hat Gott es ſo eingerichtet? zu gelangen.

Sie fühlte ſich immer etwas beleidigt, wenn ihr erwidert wurde, darüber ließen ſich höchſtens Vermutungen anſtellen, die aber ſelten das Rechte träfen. In die Abſichten Gottes einzudringen, vermag kein menſchlicher Verſtand. Das glaubte ſie einmal nicht! Tante Renate, die ſo fromm iſt, der Herr Pfarrer, der ein Prieſter iſt, werden doch die Abſichten Gottes kennen. Sie wollen ihr nur nicht ſagen, was ſie wiſſen, ſie finden ſie noch zu jung, zu kindiſch. Nun, wenn die Menſchen ihr allerlei verheimlichen und Verſteckens mit ihr ſpielen, nimmt ſie ihre Zuflucht zu Büchern. Bücher ſind offenherzig, die braucht man nur aufzuſchlagen, und ſie geben uns großmütig und freimütig ihren ganzen Reichtum.

Und jetzt war keines der Bücher ihrer Brüder mehr vor ihr ſicher; ſie ſtudierte mit glühendem Eifer und eiſernem Fleiße wochen- und manchmal monatelang, aber — einmal das, einmal jenes, und Heideſchmied prophezeite ihr:

„Ihr Wiſſen wird immer Stückwerk bleiben, Elika.“

Seit Joſef fort war, hatte ſie ſich mit großer Innigkeit an Luiſe geſchloſſen. Ihr kam vor, daß dieſe junge Tante ſie ungemein zu ſchätzen wußte und ein Verſtändnis für ſie habe, das den Großtanten fehlte. Beſonders Renate, deren Leben eine lange Übung in der Selbſtbeherrſchung geweſen war, ſah die Launen, denen Elika ſich hingab, ihr Schwanken von einem zum andern als etwas höchſt Beklagenswertes und als einen Freibrief auf alle möglichen Irrungen und Leiden an.

Einige Wochen vor ihrem dreizehnten Geburtstag erbat sich die Kleine als liebstes Geschenk die Erlaubnis, vierzehn Tage ganz allein bei Luise in Vrobek zubringen zu dürfen. Apollonia packte einen Koffer, und schon geraume Zeit vor der Übersiedlung hielt Elika ihre Bekannten im Dorfe und die Arbeitsleute im Garten an und sprach mit großem Ernste:

„Wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte vor meiner Abreise, sage ich Ihnen also heute Lebewohl."

Die meisten fanden das herzig und rührend, einige lachten sie aus, aber niemand versäumte, sie seiner Hingebung zu versichern. Beim wirklichen Abschied empfahl sie ihren Brüdern, sie morgen, und den Tanten, sie spätestens übermorgen zu besuchen. Überhaupt solle ja nur täglich jemand aus Velice hinüberkommen, sich nach ihr zu erkundigen.

Dann wurde sie Luisen übergeben und fuhr unter ihrem Schutze fort. Im Wagen stand die auf und winkte mit dem Taschentuche, so lange auch nur die Spitze eines Schornsteins des väterlichen Hauses zu erblicken war. Sie fühlte einen großen Trennungsschmerz und kostete ihn mit wahrem Hochgenuß aus.

Im raschen Trabe war der Weg längs der Parkmauer zurückgelegt worden, nun ging es den Berg hinunter zwischen zwei Reihen alter Apfelbäume. Ihre Früchte waren schon abgenommen. Es war ein gutes Obstjahr gewesen. Zu Hügeln aufgeschichtet, lagen Äpfel, Pflaumen und Nüsse auf den Feldern und daneben die Wächter im leichten oder schweren Branntweinrausche.

In einer Viertelstunde hatte man die Hälfte der großen Reise zurückgelegt, Valahora kam in Sicht.

„Du! Du!" rief Elika ihre Tante an, „schau hin. Bartolomäus hat alle Fenster aufgemacht. Was heißt denn das? was geschieht ihm denn? Dem muß was sein, daß er sich entschließt, die Fenster aufzumachen ... Oder," unterbrach sie sich plötzlich, und eine helle, fliegende Röte stieg ihr ins Gesicht, „lüftet er,

weil er seinen Herrn erwartet? ... Luise — wenn Bornholm käme, käme Josef mit ..." Sie konnte nicht weiter sprechen, ihr Atem versagte.

Luise nahm sie in die Arme: „Mache dir keine falschen Hoffnungen. Josef denkt noch nicht an die Heimkehr. Das sieht man ja aus seinen Briefen."

In Vrobek kam Elika sich doch ein wenig vor wie eine verwunschene Prinzessin. Es war alles gar so einfach; das Zimmer, in dem Luise sie neben dem ihren einquartiert hatte, wie jenes weißgetüncht und spärlich eingerichtet. Am Abend brachte die Tante sie zu Bette und blieb bei ihr, bis der Kleinen die Augen zufielen. Aber sie hatte einen unruhigen Schlaf, eine Deckenrutschung fand statt, und Elika erwachte im blanken Hemdchen, fröstelnd, zähneklappernd. Da dachte sie sogleich, daß sie Fieber habe, malte sich rasch und lebhaft die ganze Traurigkeit eines Sterbens in der Fremde aus und schlief, wieder fest in ihre Decke gehüllt, sanft und ruhig bis zum Morgen. Als aber Luise kam, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein, und fragte, ob sie gut geschlafen habe, antwortete sie: „O, fast gar nicht!" und glaubte es.

Im Laufe des Vormittags kam Besuch aus Velice, am Nachmittag unternahmen Luise und Elika einen Spaziergang nach dem Walde von Valahora.

„Wir sollten auch ins Schloß," meinte die Kleine. „Es ist dort hübsch gruselig. Man glaubt, jetzt und jetzt wird man in das schreckliche Zimmer des Blaubart kommen. Aber man kommt nur in ganz natürliche Zimmer mit alten Kanapees und Sesseln."

„Woher weißt du das?" fragte Luise. „Du warst nie in Valahora; es ist euch ja verboten, hinzugehen."

— Nun — — ihre Brüder und sie gingen doch hin. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute sie's der Tante an.

Neulich erst waren sie dort gewesen, hatten auf der Promenade Herrn und Frau Heideschmied gesagt: Spazieren Sie nur weiter, wir kommen schon nach, wir wollen nur die Hunde im Forsthaus besuchen, und waren nach Valahora gelaufen.

„Eine Lüge, Kind!"

„Nur eine halbe, nur eine viertel! Wir haben wirklich Hunde besucht, die schlimmen Wolfshunde von Herrn Bornholm, die Kinder von Jedén und Dva. Uns tun sie aber nichts. Und Bartolomäus, der so böse ist, tut uns auch nichts. Er nimmt mich und trägt mich im ganzen Haus herum, wenn ich will. Du wirst sehen, wie lieb mich der hat, der alte Bartolomäus."

Sie plauderte eifrig, sie suchte Luisens Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie hatte längst etwas bemerkt, das die Tante nicht merken sollte. Im Wetterwinkel stiegen Wolken auf, die von Zeit zu Zeit ein fahles Leuchten durchzuckte. Der übrige Himmel schimmerte in feurigem Blau, die Sonnenstrahlen stachen und brannten. Wenn ein so schreckliches Gewitter käme wie an dem Tage, an dem Josef das Haus verließ! Im Wald möchte sie von ihm überrascht werden, sich aber früher verirrt haben, die Nacht im Freien zubringen müssen. Das wäre eine Wonne! Das wäre! Herrlich stellte Elika es sich vor. In Australien würde Josef erschrecken, wenn er davon erführe.

Sie hatten die Anhöhe überschritten, die er zu umgehen pflegte, wenn er Luise heimbegleitete, und hinter der er dann am Gartengitter wieder zum Vorschein kam, um ihr ein allerletztes Mal Lebewohl zu sagen. Eine breite Allee von Lindenbäumen führte durch schöne, gute Felder, die einst zu Vrobek gehört hatten und dann vom Ankömmling aus Schweden erworben worden waren, bis zum Walde.

An seinem Saume standen uralte Eichen. Kolosse mit riesigen Stämmen, schrundig und grau. Einige, schon wipfeldürr, reckten trotzig ihr stolzes Geäst; andere, vom Blitz zerspellt und zu Tod verwundet, entfalteten noch an jungen Zweigen

einen dunklen Blätterreichtum. Die Bäume ringsum, knorrige Linden, die Birke, die Jungfrau des Waldes, Buchen und Erlen schienen ehrfurchtsvoll zurückzuweichen vor dieser greisen Majestät. Nur niederes Gebüsch drängte sich in ihre Nähe, und Schlingpflanzen krochen an ihr hinauf mit kleinen, grünen Füßchen und sogen ihr Parasitenleben aus ihrer Rinde.

Er war schön, der von jeglicher Forstkultur verschont gebliebene Wald, in dem die Natur frei und ungehindert ihre göttliche Willkür walten lassen durfte. Steile, steinige Halden, von Wasserfäden durchrieselt, schilfumkränzte, dunkle Weiher, üppige Wiesen wechselten mit dicht wucherndem Gebüsch, düstre Nadelholzbestände, durch die man hinschritt wie auf einem Teppich von Atlas, mit Abhängen und Anhöhen voll Wurzeltrieben und Brombeersträuchen.

Die wunderbare Stille des Waldes, die lebendige Stille, in der das winzige Insektenvolk lautlos sein geschäftiges Wesen treibt, wurde manchmal durch ein Vogelgezwitscher unterbrochen und durch ein Huschen und Flattern...

„Schau, ein Hase!... Schau, Rebhühner!"... flüsterte Elika. „Und dort im Gebüsch, schau nur, ein Reh!"

„Ich habe keine Ahnung, wo wir sind," sagte Luise, etwas unruhig geworden. Elika behauptete, sich vortrefflich auszukennen, sie würden nun gleich auf einen Fußsteig kommen, auf dem man in ein paar Minuten zum Schloß hinauf gelange. Der Fußsteig zeigte sich aber nicht, vielmehr wurde der Wald dichter, unwegsamer, und plötzlich fuhr heulend und pfeifend ein Windstoß über die Wipfel. Die schlanken Bäume bogen sich, die mächtigen widerstanden, aber wie eine grollende Klage tönte es herab von ihren Kronen.

Luise wollte umkehren, den Weg nach Hause getraute sie sich zu finden: „Eilen wir!" rief sie, „es steigt ein Gewitter auf."

„Es ist schon da!" erwiderte Elika. „Hast du den Blitz gesehen?... Und der Himmel über uns ganz schwarz!"...

Mit unglaublicher Schnelligkeit war es heraufgestiegen. Wie dunkle, kompakte Massen türmten sich die Wolken, aus denen Feuerpfeile blendend niederschossen. Unmittelbar beinahe folgte ihnen ein dumpfes, schweres Rollen. Wenige Sekunden nur noch zwischen Blitz und Donner; das Gewitter stand senkrecht über dem Wald. Eine unbeschreibliche, atembeklemmende Spannung lag in der Luft. Noch fiel kein Tropfen Regen, und dieser schwere, wilde Kampf der Elemente glich einem ungeheuren und tränenlosen Schmerz.

„Nur heraus aus dem Walde! nur ins Freie, wir wollen zurück," sagte Luise in peinlicher Angst um das ihr anvertraute Kind.

Dieses Kind aber, dieses unberechenbare, war von einem Übermutsrausche erfaßt: „O nein! weiter wollen wir. Wir sind ganz nahe von Valahora, sage ich dir, Tante. Der nächste Blitz wird es uns zeigen."

Wieder lief sie voran, stieß aber plötzlich einen Schrei aus und taumelte. Einen Augenblick war alles rings um sie von grellem Licht blendend erleuchtet, der Boden zitterte. Mit hartem, knatterndem Gedröhn war ein Wetterstrahl an der höchsten Tanne herunter in die Erde gefahren.

„Um Gottes willen, Elika!" Luise stürzte auf sie zu und riß sie an sich: „Es ist nichts ... nichts geschehen ... bist nur erschrocken, du arme Kleine!"

„Nur erschrocken, die arme Kleine," antwortete statt der noch Sprachlosen spöttisch eine tiefe Männerstimme. Bornholm trat auf die beiden zu. „Kommen Sie heraus aus dem Wald. Was haben Sie beim Gewitter im Walde zu suchen?" Er wendete sich und winkte ihnen, zu folgen.

Zwei Hunde sprangen herbei; zwei Freunde, Jedén und Dva. Sie tupften mit den Nasen an die Hände und an das Kleid Elikas und wedelten diskret mit den Schwänzen. Die Freude des Wiedersehens laut zu äußern wagten sie nicht. Ihr Herr war da.

„Es ist Herr Bornholm," flüsterte die Kleine kaum hörbar, und Luise fühlte den zarten Körper, den sie an sich gepreßt hielt, erbeben. „Ich erkenne ihn an seinen Hunden... O Jesus! Vielleicht ist Josef auch mitgekommen." Sie erhob die Stimme, so laut sie konnte: „Herr Bornholm, ist Josef auch gekommen?"

„Nein," erwiderte er, ohne sich umzusehen.

Sie waren auf dem Fußpfad angelangt, den Elika vorhin gesucht hatte und der zwischen hohem Gras und niederem Gebüsch steil zur Burg hinaufführte.

In Güssen strömte jetzt der Regen nieder; das Gewitter grollte weiter, und ein Wirbelsturm fegte den Wandernden kalte Duschen abwechselnd in den Rücken und ins Gesicht. So gut es ging, suchte Luise die Kleine vor dem Unwetter zu schützen, hüllte sie in ihr Tuch, spannte ihren Sonnenschirm über sie aus und kämpfte wacker mit dem Sturm, der sich seiner bemächtigen wollte. Es gelang ihm. Der Schirm flog über Bornholm hin und schlug ihm beinahe den Hut vom Kopfe. Er sah sich um und lachte:

„O weh! das schützende Dach ist fort; jetzt zerfließt das Zuckerpüppchen."

Im Hof wurden sie von Bartolomäus empfangen. Sein mürrisches Gesicht verwandelte sich in ein bestürzt mitleidiges, sobald er Elika erblickte. Viel Worte machte er nicht, aber er nahm sie in die Arme und trug sie das steinere Treppchen hinauf in den Gang.

„Is naß und kalt wie Fischerle, arme Kleine," sagte er, „und weint."

„Weil sie einen Spaziergang im Regen hat machen müssen," versetzte Bornholm.

Elika bäumte sich auf: „Weil Josef nicht gekommen ist!" Mit einem Schrei rangen die Worte sich aus ihrer Kehle: „Weil Sie ihn dort gelassen haben, allein bei den Menschenfressern. Das ist schlecht von Ihnen!"

Sie schluchzte, sie umklammerte den Hals des alten Bartolomäus und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

Levin blieb ganz ungerührt. „Was glauben Sie denn, kleine Person?" sagte er. „Wenn Sie glauben, daß Josef einen Beschützer braucht, irren Sie, er ist selbst ein Beschützer."

„Sie werden uns von ihm erzählen, Herr Bornholm," fiel Luise ein, „wir bitten darum. Wir fragen aber auch: wollen Sie uns Gastfreundschaft gewähren, bis der Regen aufgehört hat?"

„Selbstverständlich, Fräulein von Kosel. Ich weiß, daß Sie es sind," beantwortete er ihren erstaunten Blick. „Josef hat Sie mir sehr treu geschildert."

Er stieß die Tür seines Zimmers auf und schloß sie hinter den Eingetretenen.

Bartolomäus legte die Kleine vorsichtig auf den Diwan, und während Luise ihr das durchnäßte weiße Kleidchen, die Schuhe und die Strümpfe auszog, holte er einen dicken Plaid Bornholms herbei, in den Elika gewickelt wurde. Sie weinte noch immer. Ganz leise jetzt, aus tiefstem, schwerverwundeten Herzen, in dem echt kindlichen, ätzenden Schmerz, der einem Gefühl von gräßlicher Verlassenheit entspringt: — Was wissen sie von mir, diese Erwachsenen, die so hart sind, so dumm und keinen Trost geben — und nichts können als nur sagen: „Weine nicht!"

„Weinen S' nicht," wiederholte Bartolomäus zum zehnten Male. „Was weinen S' denn?"

„O Bartolomäus, mein Guter," erwiderte Elika und brach, als sie zu sprechen begann, in neues Schluchzen aus, „rufe Herrn Bornholm ... Er soll mir wenigstens ... wenigstens ... von Josef erzählen ... O Bartolomäus, mein Guter, ich werde sterben und meinen Josef nicht wiedersehen!"

Das war zu viel für den Alten; er nahm das Kleidchen, die

Schuhe und die Strümpfe, würgte etwas von „Herd" und „trocknen" hervor und verließ das Zimmer.

Luise kniete bei Elika nieder: „Hast eine arge Enttäuschung gehabt, arme Kleine. Weine dich aus; das ist gut. Wird es bald gut sein? Was meinst du?... Wie deine Augen rot sind!... und wie deine Lippen brennen!" Sie wischte ihr mit dem Taschentuche die Tränen vom Gesicht, drückte ihre kühle Wange an den Mund Elikas, küßte und herzte sie, die sich ihre Liebkosungen in Gnaden gefallen ließ und immer nur zwischen zwei — nun doch schon trockenen — Schluchzern seufzte:

„Wann kommt denn Herr Bornholm?"

Der Ersehnte erschien endlich. Einen Augenblick blieb er auf der Schwelle stehen, mit der Miene eines Menschen, der einen unangenehmen Eindruck empfängt; trat an den Tisch am Fenster und legte eine Speerspitze und ein hölzernes Kampfmesser zu den Waffen, die sich dort befanden.

Wie böse der ist! Es verdrießt ihn, daß wir uns hier so häuslich eingerichtet haben, dachte Luise und sprach: „Wir werden Ihre Güte nicht mißbrauchen, Herr Bornholm. Wir wandern bald heim. Der Regen hat, scheint mir, fast aufgehört."

„Schwer zu konstatieren von hier aus," er deutete nach dem Fenster mit den wenig durchsichtigen Butzenscheiben. „Aber warum setzen Sie sich nicht?"

Luise nahm Platz in einem großen, altmodischen Fauteuil und Levin ihr gegenüber auf der Lehne des Diwans, bis zu der die Füßchen Elikas lange nicht reichten.

„Was hat Josef mir sagen lassen?" fragte sie. „Er hat mir gewiß etwas sagen lassen und dem Papa und allen."

„Durch mich hat er Ihnen nichts sagen lassen," erwiderte Bornholm und schlug gemächlich ein Bein über das andere. „Wir haben eine Partie ins Innere des Landes gemacht und uns vor ungefähr sechs Wochen getrennt. Ich war damals noch nicht entschlossen, nach Europa zu reisen."

Während er sprach, ließ er Luise nicht aus den Augen. Sein Blick glitt an ihr herab, von dem zerknitterten, weißen Krägelchen, das den Hals eng umschloß, an dem übereinfachen, dunkelblauen Perkalkleide, das bespritzt und feucht in schlaffen Falten an ihrem zierlichen Körper herunterhing, bis zu den beschmutzten Schuhen, auf denen er hartnäckig haften blieb.

Wieder glaubte sie sich entschuldigen zu sollen: „Ja, ja, ich seh's, mein Kleid trieft, meine Schuhe haben arge Spuren auf dem Fußboden hinterlassen. Bartolomäus wird mich verwünschen. Verzeihen Sie nur, Herr Bornholm."

„Was denn?" unterbrach er sie. „Was liegt daran? Aber Ihnen läuft Wasser aus den Schuhen. Wollen Sie so nach Hause gehen?"

„Ohne weiteres."

„Keine Angst vor Erkältung?"

„Nicht die geringste."

Elika bemeisterte schwer ihre Ungeduld während dieses Zwiegesprächs. „Erzählen Sie von Josef, Herr Bornholm!" rief sie mit dringendem Flehen. „Erzählen Sie!"

Er wendete den Kopf zu ihr und sagte gleichgültig: „Ich bin ein schlechter Erzähler, kleine Person."

„So erzählen Sie schlecht, aber erzählen Sie doch ... Was tut er? Hat er Pferde und Hunde? Wie ist er angezogen? Was bekommt er zu essen?"

„Hat er Ihnen denn das alles nicht geschrieben? So oft ich ihn in seiner Wohnung finde, finde ich ihn schreibend, und jedesmal sagt er: ‚Ich schreibe nach Hause.'"

„Das ist etwas ganz anderes, was er schreibt und was einer erzählen kann, der bei ihm war ... Also, Herr Bornholm! ... Also!" ...

Ihr Drängen langweilte ihn, er verbarg es nicht. Die Antworten, die er auf ihre Fragen gab, wurden immer karger, jeden Satz ließ er sich mühsam erpressen. Sie hielt lange stand,

ihre Ausdauer, ihre Geduld bewährten sich. Endlich aber waren sie doch erschöpft. Die sanften, schutzflehenden, um Liebe werbenden Augen der armen Kleinen sprühten Zornesfunken, ihre bleichen Wangen flammten, sie bäumte sich auf und stieß in unbezwinglicher Empörung die Worte hervor:

„Sie sind böse! Ich glaube, daß Sie ein böser Mensch sind, der andern alles zuwider tut."

Levin Bornholm, der Klotz, beantwortete ihre heftige Anklage mit einem unpassenden: „Je nun!" Der Angriff, den er erfahren hatte, machte ihm keinen Eindruck. Er sah Elika nicht einmal aufmerksamer an als früher, und als er sich wieder zu sprechen bequemte, sagte er zu Luise: „Sie haben nicht nur keine Angst vor nassen Füßen, Sie haben auch keine vor übler Nachrede."

Luise machte große Augen zu dieser unerwarteten Apostrophe. „Da irren Sie, üble Nachrede wäre mir sehr unangenehm."

„Und trotzdem setzen Sie sich ihr aus?"

„Wodurch?"

„Dadurch, daß Sie hierher kommen, zu mir, den die öffentliche Meinung verfemt."

„Not bricht Eisen — ich bitte abermals um Verzeihung, Herr Bornholm," entgegnete sie und sah ihn dabei mit einem sehr lieben Lächeln an.

Ihm war, als offenbare sich ihm eine Seele voll lauterer Heiterkeit, und eine verdrießliche Regung ergriff ihn. Wie beschränkt und gedankenlos muß man sein, um heiter sein zu können, überhaupt — und nun gar Die! Ist arm wie ein Digger und steht allein wie die Chambersäule ... „Haben Sie je von der Chambersäule gehört?" sprach er plötzlich und mußte selbst lachen über das Unmotivierte der Frage, mit der er da hereinplatzte.

„Ich nicht," erwiderte Luise; er kam ihr jetzt entschieden etwas verrückt vor.

„Aber ich!" Elika hatte sich allmählich von ihrem Zornesanfall erholt und mischte sich ins Gespräch: „Sie steht am Finkefluß und ist ein Monolith und das allerletzte Überbleibsel von einem Gebirge."

„Richtig, kleine Person. Hat Josef Ihnen das geschrieben?"

„Nein, ich hab's gelesen. Josef hat zuletzt von der Regenzeit geschrieben. Die kommt ja bald, nicht wahr, Herr Bornholm?" Warte, dachte sie, jetzt erwische ich dich, jetzt wirst du mir doch erzählen! „Die Regenzeit muß traurig sein. Was tut Josef während der Regenzeit, Herr Bornholm?"

Er nannte sie im stillen eine schlaue Katze und antwortete obenhin: „Nun, allerlei."

„Ich glaube," fuhr sie fort, „daß er die seltenen Pflanzen trocknen wird, die er auf der ‚Landpartie' mit Ihnen, die eine große Reise war, gesammelt hat, Orchideen und Stackhousien und solche Sachen, und ich glaube, daß er auch kleine Tiere und Vögel ausstopfen wird, was sehr grauslich ist. Finden Sie nicht auch, Herr Bornholm?"

„Wie man's nimmt. Ein Squatter hat vom ‚Grauslichen' andere Begriffe als Sie."

„So ist er ein Squatter? Er ist doch kein Squatter. Das sind Sie, und er ist nur bei Ihnen in der Homestation."

„Sehen Sie, Sie wissen alles. Wozu fragen Sie?"

Nun genug! Sie wollte ihn nicht mehr fragen, gar nicht mehr, es lohnte nicht der Mühe. Die Antworten, die er gab, waren zu einsilbig und läppisch. Sie wünschte sich fort von Valahora, auf zehn Meilen, auf hundert Meilen.

Wie eine kleine Mumie hatte sie dagelegen und zog nun mühsam einen Arm nach dem andern aus seiner festen Umhüllung. Ihr weißes Hälschen kam zum Vorschein, schmal und zart wie das eines siebenjährigen Kindes. „Der Plaid kratzt mich," sagte sie, „er ist grob."

„Wie sein Eigentümer, meint die ‚arme Kleine,'" ergänzte

Bornholm, richtete die Worte aber nicht an sie, sondern an Luise.

„Gehen wir, Tante," sprach Elika, und ihrer starken Willenskraft gelang's, ihrer Stimme einen reinen und sichern Klang zu geben. „Das Gewitter ist vorbei, und der Regen macht mir nichts. Bitte, rufe Bartolomäus, er soll mir meine Schuhe bringen."

Levin stand auf. „Das besorge ich." Er sah zum Fürchten streng und unwirsch aus und ging mit großen Schritten der Tür zu, und sogar der Anblick seines breiten Rückens hatte etwas Bedrohliches.

Bartolomäus kam herein, das Kleid Elikas und ihre Strümpfe auf dem Arm; in der Hand ihre Schuhe, die er Luisen entgegenhielt: „Anziehn kann nicht, sind sie naß," verfügte er.

Nach einigem Protestieren mußte das Kind sich bequemen, wohleingepackt in dem groben Plaid, von ihrem alten getreuen Eckart nach Hause getragen zu werden.

Die Karawane überschritt schon den Hof, als Bornholm aus dem Gang auf die offene Treppe trat. Er hatte sich doch noch verabschieden wollen bei Fräulein von Kosel. Sie war recht sympathisch trotz ihrer lächerlich verzärtelnden Affenliebe für das kleine Ungetüm von Nichte.

Aber die Gäste hatten Eile, sein Haus zu verlassen, sie schlugen ein rasches Tempo an. Zuerst Bartolomäus mit seiner leichten, sorglich getragenen Bürde. Der bissige Kettenhund in eine Wartefrau verwandelt — sehr lächerlich! — dann Luise, dann die Jungen Jedéns und Dvas, bellend, jappend, sich zeitweise überkugelnd.

Das Gewitter vergrollte langsam, der Regen hatte aufgehört. Luise erhob den Kopf und sah zum Himmel empor, an dem sich einzelne helle Streifen zeigten. Dann, schon im Begriff, um die Ecke der Hofmauer zu biegen, blickte sie zurück, bemerkte Bornholm und nickte ihm freundlich grüßend zu.

„Keine Schönheit und auch nicht mehr ganz jung. Ungefährliche Nachbarschaft. Aber danken hättest du dürfen für ihren Gruß, australischer Rüpel," sagte sich Levin.

Heller, lieblicher Herbstmorgen, köstliches Geschenk des alternden Jahres. Nach all dem Blüten- und Früchtesegen, den es verschwenderisch gespendet hat, noch so leuchtender Sonnenglanz, so erquickende Wärme, so mild wehende Luft! Jeder Blick über die lichtverklärte Erde wird Wonne, jeder Atemzug wird Dank. Luise empfand ihn, sein herrliches Gefühl durchdrang und erweiterte ihr Herz. Selig, wer es hat! selig, wer seinen himmlischen Reichtum auszuströmen vermag im vollen Maß — ohne Maß.

Luise preßte ihre Hände, die sich unwillkürlich gefaltet hatten, zusammen: Für alles Dank! auch für die Fähigkeit, zu danken.

Sie war unter dem Haustor stehen geblieben und überblickte ihr Vorgärtchen: ein Rasenplatz mit einer Gruppe Monatsrosen, von einem Resedenkranz umgeben, und, vor dem neu aufgerichteten, grün angestrichenen Zaun junges Flieder- und Jasmingebüsch, das hoffentlich schon im nächsten Jahre blühen wird. Das Vorgärtchen machte den ganzen Luxus aus, den sie sich gestatten durfte; hinter dem Hause pflegte sie einige Gemüsebeete, da machte der Nutzen sich so breit, als der Raum es irgend zuließ; einige Obstbäume, der Schuppen mit dem Holzvorrat, eine kleine Bleiche füllten ihn aus. Am „End der Ende" kam dann die zierliche Meierei, der eine Magd vorstand. Ein ältliches Wesen, an äußeren Vorzügen arm, an guten Charaktereigenschaften groß und im Besitz des wohlverdienten Vertrauens ihrer Gebieterin.

Als Luise über die Schwelle trat, wurde sie angenehm überrascht. Da stand an die Wand gelehnt ein Flüchtling — ihr windverwehter Sonnenschirm, und trug alle Spuren einer im

Freien auf feuchtem Grunde zugebrachten Nacht. So ganz echt konnte seine braunrote Färbung wohl nie gewesen sein und erschien jetzt marmorartig gesprenkelt und gefleckt. Ja, das kommt davon, wenn einer eine Luftreise unternimmt, der nicht fliegen kann. Seine Eigentümerin betrachtete ihn, drehte ihn hin und her: in mangelhaftem Zustand ist er mir heimgekehrt, aber besser doch als gar nicht. Und der ihn gebracht hat, der redliche Finder, muß wie ein Einbrecher über den Zaun gestiegen sein, denn das Gitterpförtchen ist noch verschlossen.

Wer mag das gewesen sein? Ein Heger, oder einer der Jünglinge aus Velice, der vor Tau und Tage einen Spaziergang unternommen hat?

Sie nahm sich nicht Zeit, lange darüber nachzudenken, sie spannte den Wiedergeschenkten auf, mehr zu seinem als zu ihrem Nutzen, und ging ihre Wirtschaft bestellen. Wenn auch nur klein, gab sie doch zu tun; ein paar Stunden vergingen, ehe Luise zurückkehrte. Sie meinte ihren Gast noch schlafend zu finden. Indessen wurde sie in der Nähe des Hauses von den zirpigen Tönen des greisen Spinetts begrüßt. Es stand im Salon neben der Tür, die auf einen schmalen Altan mit bauchigem Gitter führte und geöffnet war. Elika musizierte. Sie spielte in allerfreiester Manier — eine offenbar eigene Komposition. Einem ohrenbeleidigenden Allegro folgte ein wunderliches Andante, dem eine Coda angehängt war, die kein Ende finden konnte. Höchst lächerlich und doch wieder rührend, dies ausdauernde Suchen und nicht Finden. Endlich beschied sie sich, die Komponiteurin gab das vergebliche Bemühen, ihr Gefühl musikalisch zum Ausdruck zu bringen, auf, und die Sängerin machte sich ans Werk. Ihre junge, noch etwas schrille Stimme erhob sich und schmetterte laut, jubelvoll und begeistert in die Lüfte hinaus:

„Willkommen, du neuer, du sonniger Tag,
Du reiner, du heller, pulsierender Schlag
Vom klopfenden Herzen der Zeit!"

Es war aus, fing aber gleich wieder von neuem an. Unermüdlich, mit immer höherem Schwung trug Elika ihr Jubellied vor. Sie ließ sich durch Luisens Eintreten nicht stören, saß da, wie sie aus dem Bette gestiegen war, in einem langen Nachthemde, das ihr bis an die Knöchel reichte, und trat das Pedal mit nackten Füßchen.

„Hör nur zu," sagte sie, „das ist mir eingefallen gleich beim Erwachen, wie ich gesehen habe, daß es so schön ist."

„Das Wetter?"

„Freilich. Gefällt dir mein Lied?... Ja? Nein? Sag's aufrichtig."

„Soll ich wirklich? Nun, ich weiß nicht recht; es kommt mir ein bißchen wie ein Unsinn vor. Aber jetzt an deine Toilette, Kind!"

Am Nachmittag kam ganz Velice herüber. Die Tanten mit Frau Heideschmied und Apollonia zu Wagen, Kosel und seine Söhne zu Pferde, Herr Pfarrer und Herr Heideschmied zu Fuße. Man versammelte sich im Salon, dem sogenannten „gemütlichen Prunkgemach". Für die Gemütlichkeit sorgten die traulichen Kattunschlafröcke der Möbel, den Prunk vertraten die Wände. Als man von ihnen die zerfetzten Tapeten herabgerissen hatte, waren schadhafte, aber schöne Panneaux zum Vorschein gelangt, die sorgfältig aus den Rahmen gelöst, geputzt, geflickt und gestopft wurden. Eine herrliche Winterarbeit, an der die Damen aus Velice und ihre Gefolgschaft sich eifrig beteiligten. Nun erfreute der alte Wandschmuck sich wieder des Tageslichtes. Bescheiden und würdig grüßte er herunter in seinen diskreten Farben seiner richtigen, braven Zeichnung. Goldene Karossen fuhren, kühne Reiter sprengten vorbei, blauseidene Herren verbeugten sich zierlich vor rosaseidenen Damen unter einem grünlich schimmernden seidenen Himmel. Und die Wölbungen und die Decke zeigten, nachdem sie gehörig gefegt worden und jede Spur der häuslichen Niederlassung auch der letzten Fledermausfamilie

weggetilgt war, noch Überreste von Freskomalereien. Was sie vorstellten war aber nicht mehr zu erkennen. — Und das ist gut, dachte Renate, denn es war gewiß etwas Mythologisches.

Liebe alte Renate! Da saß sie jetzt in ihrer Sofaecke, hörte der Schilderung zu, die Luise und Elika von ihrem gestrigen Abenteuer im Walde machten, hatte den großen Arbeitssack vor sich auf dem Tische liegen und hatte ihn noch nicht einmal aufgemacht.

Die Jahre verflogen immer rascher, wie ihr schien, und jedes der leise hineilenden legte ihr auf den Rücken eine Last, unter der ihre einst hohe und tannengerade Gestalt sich immer etwas tiefer, immer etwas schiefer neigte. Unaussprechlich sorgenvoll konnte sie manchmal aussehen, so tief bekümmert, daß die Optimistin Charlotte unruhig wurde und wie in diesem Augenblick ihre Hand auf die der Schwester legte und in aufmunterndem Tone fragte:

„Nun, was ist denn?"

„Nichts zum Glück! die Tante macht sich nachträglich noch unnötige Sorgen," sagte Leopold. „Aber wie war Ihr denn, als der Blitz so nahe vor Ihr eingeschlagen hat?" wandte er sich an Elika. Wenn er sie besonders lieb hatte, sprach er immer zu ihr in der dritten Person. Er rückte seinen Sessel an den ihren heran und umschlang zärtlich dessen Lehne. Franz hatte auf einem Schemel zu ihren Füßen Platz genommen — die Sitzgelegenheiten des Prunkgemachs reichten für die zahlreiche Gesellschaft nicht aus — und sah mit brummiger Liebe zu der Kleinen hinauf:

„Was hat sie auch auszugehen beim Gewitter! Herr Bornholm hat recht, daß er gefragt hat."

Jetzt war der Name des Mannes ausgesprochen, der schon die ganze Zeit hindurch die Gedanken Tante Renatens peinlich beschäftigte. Bornholm, Bornholm! — War der Verkehr mit ihm nun angebahnt zum Unheil für die beiden Jünglinge, die einem schlechten Einfluß vielleicht zugänglicher waren als ihr

Bruder Josef? Sie hatte zur Strickerei gegriffen, förderte mit bedächtigem Eifer die Vollendung eines ausgezeichneten „Seelenwärmers" und seufzte einmal ums andere tief auf, denn es war nur noch die Rede von Bornholm.

„Ich muß ihn sehen! ich gehe zu ihm!" rief Leopold, und Franz erklärte: „Ich gehe mit!"

„Aber junge Herren!" „Was fällt euch — was fällt Ihnen ein?" Aber Kinder, Kinder!" wurde ihnen fast zugleich von dem Herrn Pfarrer, von Kosel, von Heideschmied und von den alten Tanten erwidert. Die junge Tante aber sprach:

„Denkt nicht daran; ihr würdet miserabel empfangen, und von Josef erfahrt ihr durch Herrn Bornholm nichts. Wenn ihr gesehen hättet, wie er gegen Elika war!... Noch nie ist jemand so widerwärtig gegen sie gewesen."

Die Röte der Entrüstung stieg Franz in die Wangen: „O je dieser, dieser... wirklich? und wie denn?"

„Als ob es lächerlich und vorwitzig wäre, daß sie nach ihrem Bruder fragt: ‚Wissen Sie das nicht?' ‚Das wissen Sie ohnehin.' ‚Schreibt er Ihnen denn nicht?' — das waren seine Antworten. Die Kleine ist aber auch böse geworden. Nach dem Gewitter am Himmel gab's eines in einem Fingerhut."

Sie erzählte von dem Zorn Elikas, und die Damen schüttelten die Köpfe, Apollonia schlug die Hände zusammen:

„Nein, das Kind!" murmelte sie in zärtlicher Bewunderung.

Der Herr Pfarrer jedoch erhob drohend den Finger: „Ei, ei, Fräulein Elika, wo ist da die Geduld geblieben, die weibliche Sanftmut?"

Die Kleine hatte bis jetzt geschwiegen, ein lammfrommes Gesicht gemacht und nachdenklich vor sich hingesehen. Langsam erhob sie nun ihren Blick zu dem geistlichen Herrn und bat inständig: „O, Herr Pfarrer, erbarmen Sie sich seiner, gehen Sie zu ihm!"

„Was?" „Wer?" „Wohin?" erscholl's im Kreise.

„Ich? Was soll ich bei ihm?" fragte der Priester, und Leopold sprach:

„Er ist ja ein Atheist."

Renate ließ ein warnendes „Pst!" vernehmen, von einem Augenwink begleitet, den leider Elika bemerkte. Ein sogleich unterdrücktes Lächeln glitt über ihre Lippen.

„Auf alle Fälle ist Bornholm ein Protestant," sagte Kosel.

„Das macht nichts, Papa, trotzdem könnte der Herr Pfarrer ihm doch zureden, ein besserer Mensch zu werden und gut gegen die Verwandten von seinem Freund; denn Josef ist sein Freund."

Alle sahen einander erstaunt an. Leopold hatte einen seiner gewohnten Heiterkeitsanfälle:

„Ich sag's ja, unsere arme Kleine, ein Engel, ein purer Geist!... Und daß der Bornholm so grob mit ihr war, ärgert Sie gar nicht?"

„O ja! es hat mich ja geärgert, ich bin ja zornig gewesen."

„Sie zornig? Da hätte ich dabei sein mögen. Sie ist so komisch, wenn Sie zornig ist."

„Und so herzig!" fiel Apollonia ein. „Weil es dem Engel nie ernst ist mit seinem Zorn." O, sie kannte den Engel, durch und durch kannte sie ihn.

Elika lehnte das Lob, das ihr gespendet wurde, ziemlich ungeduldig ab. „Wer weiß, wer weiß, ob du mich kennst," meinte sie, und behelligte den Herrn Pfarrer von neuem mit ihrer Bitte, diesem Bornholm geistlichen Zuspruch zu gewähren, und von neuem bemerkte Kosel, daß Bornholm „auf jeden Fall" ein Protestant sei. Auch die übrigen sagten etwas, sogar die vorsichtige Frau Heideschmied wagte ein „petit mot". Jeder und jede wiederholte sich mit Ausdauer, und die Konversation wurde ein gesprochenes Ringelspiel.

Franz brachte zuerst Abwechslung in die Sache, indem er laut ausrief: „Und ich gehe hin und nehme den Monsieur Bornholm bei den Ohren, damit er lernt artig sein."

„Richtig!“ seufzte Renate, „da haben wir schon südaustralische Sitten!“

„Monsieur Bornholm! Wenn er einen Herrn nicht mag, nennt er ihn Monsieur,“ sagte Elika vorwurfsvoll und sah schwer bekümmert aus. Franz war unzufrieden mit ihr und mit sich und dem feinfühligen Heideschmied dankbar, als der zu ihm trat, ihm auf die Schulter tippte und, zum Haken gekrümmt, leise sprach:

„Kommt mir nicht vor, lieber Franz, daß Sie beabsichtigen, sich heute noch mit Mathematik zu beschäftigen?“

„Es wird Ihnen schon so vorgekommen sein und mir auch,“ erwiderte der Jüngling und sprang auf. „Also adieu!“

Leopold, der ihn begleiten wollte, empfahl sich ebenfalls. Die Gesellschaft ging, wie sie gekommen war, partienweise. Das Behagen war längst entwichen. Etwas peinlich Bedrückendes, das alle empfanden, lag in der Luft. Erst im Wagen wurde der Tante Charlotte wieder wohl.

„Welche Atmosphäre dort oben!“ sagte sie. „Ganz voll von Stoff zu drohenden Streitigkeiten. Kommt über den fünften Weltteil aus Valahora dahergeweht. Wirklich unangenehm!“

Herr Kosel war noch da. Er machte manchmal nur deshalb unmäßig lange Besuche, weil er vergaß, fortzugehen. Nun wurde er durch seine Tochter erinnert, daß es Zeit sei, aufzubrechen.

„Willst du mir erlauben, noch ein bißchen bei dir zu bleiben?“ fragte sie. „Ich führe die Meta, ich tue das so gern, und wir sprechen zusammen, du und ich. Luise muß in die Wirtschaft und ist froh, wenn sie Ruhe hat.“

Sie holten Meta aus der Meierei ab, wo sie eingestellt worden war. Kosel warf ihr den Zaum über den Kopf, und Elika führte das schöne Tier, das hinter ihr herging wie ein gehorsamer Hund. Sie wandte sich oft um, küßte es auf die Nüstern und versicherte

es ihrer Liebe. Dazwischen sagte sie auf einmal langsam und bedächtig:

„Der Herr Pfarrer wird also nicht zu Herrn Bornholm gehen?"

„Es ist schwer — es ist wohl schwer — weil doch ..."

„Denke nur, Papa," unterbrach sie ihn, mit einem leichten entschuldigenden Neigen des Kopfes, „was Bartolomäus mir gesagt hat, wie er mich nach Hause getragen hat: Herr Bornholm bleibt den ganzen Winter in Valahora."

„Ach geh! den ganzen Winter; was wird er denn den ganzen Winter in Valahora bleiben!"

„Er will Sammlungen ordnen für Museen" — sie lachte: „Bartolomäus sagt, ‚Musen' in Schweden oder Norwegen, oder wo. Es sind schon viele Kisten gekommen, und Josef schickt noch viele nach mit Waffen und Pflanzen, Mineralien und Gerätschaften ..."

„Mineralien und Gerätschaften." Kosel blieb stehen, dachte nach und richtete seine Augen fragend auf die Kleine:

„Wie sie wohl verpackt sein werden, die Mineralien und Gerätschaften? Gut verpackt werden sie wohl sein?"

„In Zeitungen," erwiderte Elika, die Gedanken ihres Vaters erratend — o nur zu recht hatte Apollonia, sie eine Hellseherin zu nennen! — „Ganz gewiß erscheinen in Australien eine Masse Zeitungen."

„Eine Masse. Soviel ich weiß, in Sidney allein fünf große Blätter. Was der ‚Sidney Morning Herald' für eine Zeitung ist! und ‚Echo', ‚Daily' ... und die Wochenschriften und die Monatsrevuen. Einzelne Nummern sind da, Josef schickt ja einiges, aber der Zusammenhang fehlt, und alle Zeitungen kann man nicht halten. Denkt nur, die Masse!"

„Herr Bornholm ist gewiß auf einige abonniert, glaubst du nicht, Papa? ... Aber pfui, Meta!" Sie sah sich um und gab dem Pferde einen Klaps auf das Maul. „Was tust du, dumme

Alte? Schau nur Papa, sie knuspert an meinem Hut herum, die dumme, liebe, alte Gans!"

„Die alte Gans," wiederholte Kosel mechanisch, und dabei ging sein Geist seine eigenen Wege oder stand vielmehr still und wurzelte sich fest ein. „Er muß wohl Zeitungen halten. Es ist nicht anders möglich. Ein Wollhändler! ‚Daily Shipping Gazette' muß er halten."

„Schau nur!... Wenn wir im Verkehr mit ihm wären, könnten wir uns bei ihm alle Zeitungen ausleihen, die er hält. Willst du nicht in Verkehr mit ihm treten, Papa? Gib Ruh, Meta — gib Ruh, Alte!... Nachbarn sind wir einmal. Der Herr Pfarrer geht nicht zu ihm. Schau Papa, ich glaube, du solltest zu ihm gehen."

— „Ja," versetzte Kosel, und seine Augen hatten ein so schönes Blau und eine so liebliche Freundlichkeit wie der wolkenlose Himmel, „es ist nicht anders möglich, ‚Daily Shipping Gazette' wird er halten müssen."

Elika ließ sich durch diese Zwischenrede keinen Augenblick irre machen.

„Geh zu ihm, Papa, mache mir die Freude! Ich sage dir auch, warum es mir eine Freude machen würde. Ich habe mit Bartolomäus gesprochen, gestern, du weißt, und ihm gesagt: ‚Ihr habt einen bösen Herrn.' — ‚Is bös,' hat er geantwortet, ‚hat niemand ihn gern.' — ‚Habt auch Ihr ihn nicht gern, Bartolomäus?' — ‚Ich nicht, is bös.' Ich fragte ihn weiter, recht aufs Gewissen: ‚Was tut er Ihnen denn Böses?' ‚Kommandierte,' kommt heraus. Er kommandiert! ja, das verträgt der alte Bartolomäus nicht. Er will allein Herr sein in Valahora. Denk nur, Papa, ist das nicht traurig, in seinem eigenen Hause als Eindringling betrachtet zu werden? Einen einzigen alten Diener haben und von ihm angefeindet zu werden? Denke nur, wie viele Menschen haben uns lieb und ihn niemand. Wie arm ist man, wenn einen niemand lieb hat. Nicht einmal seine Hunde

mögen ihn, die hat Bartolomäus, glaube ich, schon darauf dressiert. Man erkennt das gleich, daß sie nur Furcht vor ihm haben. Vor dem Einschlafen ist mir das alles eingefallen ... und auch einmal in der Nacht, wie ich aufgewacht bin ... und weißt du, was ich getan habe? Geweint habe ich. Ein Mensch, den niemand mag — das ist zu traurig, man kann gar nicht begreifen, wie traurig das ist. Und ich habe mir vorgenommen, über einen so Armen ärgerst du dich nie mehr, und du tust ihm etwas Gutes, du schickst den Herrn Pfarrer oder den Papa zu ihm." Sie lehnte den Kopf schmeichelnd an seinen Arm. „Papa, wirst du zu ihm gehen?"

„Ich?" sprach Kosel wie erwachend, „zu wem?"

„Zu Herrn Bornholm."

„Zu Herrn Bornholm, ja so."

„Der die australischen Zeitungen hat, und der" — ihre Augen leuchteten, ihre Stimme zitterte leise — „und der Freund unseres Josef ist."

Sie hatte halb und halb das Bewußtsein gehabt, daß sie ein Selbstgespräch führe, und doch nicht zu reden aufgehört. Die feste Zuversicht beseelte sie, daß eines oder das andere ihrer Worte den Nebel der Zerstreutheit durchbrechen werde, in dem ihr Vater zu wandeln pflegte.

Nun waren sie am Fuß der Anhöhe angelangt, von der aus man noch hinab nach Vrobeck und schon hinauf nach Valahora sehen konnte.

„Unseres Josef," wiederholte Kosel, „ja, ja — unseres Josef," und hatte nun auf einmal ein merkwürdig wehmütiges Lächeln und etwas in seinem Blick, das sein kleines Mädchen umschmeichelte wie eine Liebkosung: „Kränke dich nicht, das ist nicht gut für dich." Er brachte die Zügel des Pferdes in Ordnung und stieg in den Sattel. „Ja, aber die Tante — wo die ist —"

„Euch nachgegangen ist sie," antwortete Luise selbst, „und hat

euch eingeholt. Es war nicht schwer, ihr seid alle fingerlang stehen geblieben."

Man nahm Abschied. Kosel ritt in kurzem Galopp die Anhöhe hinauf und bog dann links in den Wald ein. Die beiden Fräulein hatten ihm nachgesehen.

„Wohin denn?" fragte Luise.

„Nach Valahora."

„Das hast du durchgesetzt, Kleine? Was soll dabei herauskommen?"

„Was Gutes." Sie schlang den Arm um die Taille der Tante und sie schritten auf dem Feldweg längs der Kastanienallee dem Sonnenuntergang entgegen. Blendend und strahlensprühend versank das Tagesgestirn hinter der fast geraden Linie, die von den fernen Karpathen am Horizont gebildet wurde. Elika hatte einen Augenblick hingesehen. „So sterben!" rief sie.

„Das hat sich schon Karl Moor gewünscht. Mir wäre lieb, wenn mein Liebling lieber nicht vom Sterben spräche," versetzte Luise und legte auf die Silbe „lieb" jedesmal besonderen Nachdruck.

„Ist's nicht besser, als wenn ich euch eine Überraschung mache mit meinem Tode? So seid ihr wenigstens vorbereitet." Elika sagte das scherzend, es war aber sehr ernst gemeint. „Es ist schön, früh zu sterben, und am schönsten, wenn noch so früh, doch schon nach einer gelösten Aufgabe."

„Das gewiß. Aber höre mich an, laß uns jetzt vernünftig sein und pedantisch zum Entsetzen. Pro primo: Warum glaubst du denn, daß du früh sterben wirst?"

Elika wurde durch diese Frage in große Verwunderung versetzt. „Alle glauben's doch," erwiderte sie gedehnt, „und ich — ich, weißt du, ich weiß es."

„So? Wieso weißt du's?"

„O — ich bekomme manchmal solche Stiche im Kopf, und Herzklopfen habe ich auch, und ohnmächtig bin ich schon zweimal

geworden. Und Frau Heideschmied hat gewimmert: ‚Elle se meurt!'"

„Mit ‚pro primo' wären wir im reinen. Jetzt kommt pro secundo. Was ist das für eine Aufgabe, die du vor deinem Tode noch lösen willst? Antworte, sei nicht beleidigt!"

„Du lachst mich aus."

„Kind, geliebtes, wie fern liegt mir das! Und du wärst stumpfsinnig, wenn du's nicht wüßtest. Also: Heraus mit der Sprache! Die Aufgabe —"

„Die Aufgabe ist," sagte Elika und schmiegte sich in warm aufwallender Zärtlichkeit an Luise, „einen bösen Menschen zu einem guten machen."

„Aha — den dort oben. Ich staune, daß du an den Halbwilden noch denkst."

„Weil er jetzt fort ist von dem einzigen, der ihn mag. Weil ich noch nie einen Menschen gesehen habe, den niemand mag. Wenn man etwas ganz Neues sieht, bildet man sich allerlei ein. Das tut doch jeder."

„Glaubst du? Ich weiß es nicht aus Erfahrung."

Elika zuckte ihre magern Achseln: „Bei mir ist es so. Und von Herrn Bornholm bilde ich mir jetzt ein: Der geht in einer Verkleidung. Nicht zufleiß, er kann vielleicht nichts dafür, er ist vielleicht ein Verwunschener, wie die in den Märchen, die ich als Kind so gern gelesen habe. In einem Ungeheuer, einem Bären, einem Delphin steckt ein schöner, lieber Prinz ... Am Ende steckt in der groben Hülle des Herrn Bornholm ein feiner, netter Mensch."

„So löse ihn aus, aus der Hülle, versuch's! Sei die Fee mit dem Zauberstabe, die ihm seine wahre Gestalt wiedergibt!"

„Ich kann das nicht. Das könntest eher du. Ja, ja, an dir liegt ihm sehr viel, ich hab's bemerkt — lache, wenn's dich freut — ich hab's bemerkt," wiederholte sie eindringlich und setzte nach

kurzer Überlegung plötzlich, in rauhem Tone hinzu: „Und deinen Schirm hat er auch gebracht."

„Was dir einfällt! Bornholm?"

„Bornholm."

„Höchst unwahrscheinlich. Er hätte den Schirm gestern so leicht fangen können und hat, auffällig, mit Absicht unartig, nicht einmal die Hand nach ihm ausgestreckt. Dafür" — sie machte eine komisch altkluge Miene: „scheint sein Gewissen ihm einen Biß versetzt zu haben, denn — heute hat er den Schirm zurückgebracht."

„Hellseherei," erwiderte Luise.

„Keine Hell-, eine ganz ordinäre Seherei." Elika nahm wieder Luisens Arm und sprach zutraulich: „Ich war früher auf als du, ich bin zum Fenster gegangen und habe durch die Jalousien nach dem Wetter ausgeguckt. Da habe ich ihn gesehen. Er hat am Gitter gerüttelt, und wie er merkt, daß zugesperrt ist, steigt er drüber, kommt her, lehnt den Schirm an die Mauer und geht wieder. Glaubst du's jetzt?"

„Ja — wenn du es sagst, will ich auch das Unglaubliche glauben."

Felix Kosel war ein vorzüglicher Reiter, der sich nicht leicht durch die Laune eines Pferdes überraschen, nicht leicht aus dem Sattel bringen ließ. Im Hof von Valahora wäre er aber bei einem Haar auf das elende, aus spitzen und eckigen Steinen bestehende Pflaster niedergesaust. Die großen und die kleinen Hunde sprangen Meta von allen Seiten an, und die sanfte, vernünftige Stute stieg und schlug aus, daß die Funken stoben. Kosel, der wie gewöhnlich vergessen hatte, seine Reitpeitsche mitzunehmen, konnte dem Hundevolk gegenüber keine andere Waffe gebrauchen als beschwichtigende Worte und Winke. Das Geheul der vierbeinigen Burgwächter rief endlich den zweibeinigen herbei. Bartolomäus trat aus der Tür seiner ebenerdigen Wohnung,

pfiff dem Hundevolk, kam auf Kosel zu und beantwortete seine Frage, ob Herr Bornholm zu sprechen sei, verneinend.

„Nicht zu sprechen? Ja so," murmelte Kosel und versank in Gedanken. Nach einer Weile raffte er sich auf, wiederholte: „Nicht zu sprechen," und ritt heim und konnte kein Ende finden mit der Beschreibung seines merkwürdigen Erlebnisses. Er war in Valahora gewesen, ja drüben in Valahora, hatte Herrn Bornholm besuchen wollen, ja er, und Herr Bornholm hatte sagen lassen, daß er nicht zu sprechen sei. Das ist doch keine Manier. Wie?

Alle mußten zugeben, daß es keine Manier sei.

Dafür aber am nächsten Vormittag, welche Überraschung! Bornholm ließ sich bei Herrn von Kosel melden, wurde — vor lauter Überraschung — empfangen und sogar ziemlich freundlich. Er fand den Herrn von Velice umkreist von Rauchwolken, die seinem Tschibuk entstiegen, inmitten eines Ringgebirges von Zeitungen. Kosel stand auf und reichte ihm die Hand.

„Sie sehen, daß ich da Zeitungen ordne," sprach er.

„Ja," erwiderte Bornholm. „Und ich komme, um Ihnen zu sagen, daß ich sehr bedaure, Ihren Besuch versäumt zu haben. Ich war nicht zu Hause."

„Sie waren nicht zu Hause? Ja das, das ist etwas andres. Das ist ja etwas andres." Und nun stieg er über das Gebirge, an der Stelle, wo es am niedersten war, und lud Bornholm ein, auf einem der großen Fauteuils Platz zu nehmen: „Ich ordne da einige Zeitungen, heute kommt der Buchbinder. Also. Sie sind gestern nicht zu Hause gewesen. Ich habe Sie besuchen wollen."

„Sie wünschten Nachrichten von Ihrem Sohn zu erhalten," sagte Bornholm; „ich kann Ihnen die besten geben. Er verträgt das Klima, die Strapazen, ist der Leiter der Station. Ich bin nur noch ein Bummler."

Kosel trug ihm eine Zigarre an, er wies sie fast mit Ekel zurück, er rauche nicht mehr.

„Nicht mehr? wieso, wie kommt das?"

„Wahrscheinlich habe ich mich überraucht."

„Überraucht; ein gutes Wort, ich habe es noch nie gehört und auch noch nicht gelesen, und man liest in Zeitschriften doch oft neue Worte. Halten Sie Freemanns Journal? Es ist berühmt."

„Josef liest es."

„Ja, der Josef! Er wird doch auch einmal ans Nachhausekommen denken müssen. Ewig geht das nicht so! Eine große Reise hat er jetzt auch gemacht. Wo waren Sie also mit ihm?"

Levin hatte mehr Geduld mit seinem nicht sehr aufmerksamen Zuhörer, als er mit Elika gehabt hatte, die gar zu gern eine aufmerksame Zuhörerin gewesen wäre. Er beantwortete Kosels Fragen ziemlich ausführlich und sprach dann von seiner Absicht, den Winter in Valahora zuzubringen, und von der Notwendigkeit, sich in seinem Raubneste ein wenig einzurichten. Auch ein Pferd mußte er haben und hatte erfahren, daß Herr von Kosel eines der seinen verkaufen wolle. — Verkaufen, ein Pferd? Das war Herrn von Kosel neu. Soviel er wußte, dachte er nicht daran, ein Pferd zu verkaufen. Wirklich dachte er in diesem Augenblick an nichts anderes als an Freemanns Journal. Levin betrachtete ihn mit Geringschätzung. Was für ein Hohlkopf; und was für vage Augen er hat! In die kommt wohl niemals ein Ausdruck. Nun — das war ein Irrtum, der, kaum entstanden, widerlegt wurde.

Aus den „vagen" Augen Kosels, der Levin gegenüber saß, mit dem Gesicht der Tür zugekehrt, leuchtete plötzlich etwas Liebes, Gutes. Es verflog bald wieder, aber es war doch da gewesen, hatte diese schönen, nichtssagenden Züge belebt.

„Aha, oho, die Kleine!" sagte er.

Levin wendete sich: auf der Schwelle, unter der zurückgeschlagenen Portiere, stand Elika.

Sie machte einen kurzen Knicks, ging auf ihren Vater zu,

umarmte ihn und sprach: „Ich bin schon einige Minuten da, und jetzt erst siehst du mich. Herr Bornholm meint den Hansl."

„Wie — was — den Hansl?"

„Herr Bornholm wird gehört haben, daß du ihn weggeben willst."

„Ja so, den Hansl, ja den! Aber Herr Bornholm braucht ein Reitpferd, und der Hansl läßt sich nicht reiten; du weißt ja."

„Warum?" fragte Levin, und Elika erwiderte:

„Er ist zu bös."

„Kein Tier ist bös, kein vernunftloses Wesen ist bös."

„Dann tut der Hansl nur dergleichen, aber so schrecklich natürlich, daß es ihm jeder glaubt." Sie lachte, geriet aber sogleich in Verlegenheit darüber, daß sie gelacht hatte, umarmte ihren Vater noch einmal und nahm Platz auf der breiten Lehne seines Fauteuils, wie auf einem Damensattel. Einer ihrer Füße kam in seinem hellbraunen Schuh unter dem Saume des weißen Kleides zum Vorschein, fein gefesselt, fast lächerlich schmal, und ungemein zart waren auch ihre Hände, die sie nachlässig um das hinaufgezogene Knie schlang. Ihr einfaches Matrosenhütchen hatte sie in den Nacken geschoben, ihre Stirn war ganz frei, ihre feinen Haare, sehr dicht geworden, ringelten sich nicht mehr. Sie wurden zurückgekämmt und in einen Zopf geflochten, der ihr über den Rücken hing. Wunderhübsch angewachsen waren diese feinen, an den Wurzeln fast weißen Haare und bildeten da, wie sich aufbäumend, einen schimmernden Bogen um die Stirn und die Schläfen. Elika fing an, ihrer schönen Mutter ähnlich zu sehen, und doch konnte man sie nicht einmal hübsch nennen, mit ihrem blassen Gesichtchen und ihren blassen Augen. Was anzog, was gefiel, das war ihre Anmut, ihr um Liebe werbendes Wesen.

Das Gespräch drehte sich noch immer um Hansl, der den Reitknecht, einen jungen, verwegenen Burschen und vorzüglichen Reiter, so oft abgeworfen hatte ...

„Vierzehnmal," fiel Elika ihrem Vater ins Wort, „bis der Papa ihm verboten hat, wieder aufzusteigen. Und jetzt soll der Hansl eingespannt werden, aber der Kutscher Vincenz sagt, das geht auch nicht. Und das ist so schade, denn der Hansl ist schön und jung und fehlerfrei."

Sie seufzte, und jeder andere hätte ihre Wichtigtuerei drollig gefunden, Bornholm fand sie aber unausstehlich und dachte: Jetzt spielt sie sich gar auf die Pferdekennerin.

„Ist Hansl wirklich fehlerfrei?" fragte er Herrn von Kosel über die Kleine hinweg, und der Blick, mit dem er sie dabei streifte, war alles eher als wohlwollend.

Die sonst so leicht Verletzte zeigte nicht eine Spur von Empfindlichkeit. Nur eine leise Traurigkeit dämmerte in ihren Augen, und der kluge, ausdrucksreiche Mund, der Klang ihrer Stimme, jede ihrer Bewegungen verrieten stille Ergebung ins Unvermeidliche, und ein Versichern, ein inniges Beteuern: Kränke mich so viel du willst — ich verzeihe.

„Fehlerfrei — also gekauft," lautete das letzte Wort, das Bornholm am Ende der Beratung, die sich nun entsponnen hatte, sprach: „Ich lasse das Pferd morgen abholen." Er stand auf, und auch Kosel erhob sich.

„Oho! Sehen müssen Sie es früher doch." Er war ganz aufgekratzt und ungewöhnlich geistig beisammen, die Gegenwart des Australiers wirkte außerordentlich belebend auf ihn. „Die Katz im Sack darf man nicht kaufen."

„Kommt auf den Verkäufer an," erwiderte Levin, und Elika traute ihren Ohren nicht — das war ja eine Art Kompliment, zum mindesten eine Höflichkeit. — „Aber wenn Sie wollen, sehen wir ihn an."

Auf dem Wege durch den Garten zu den Stallungen trafen sie die ganze Familie in Begleitung des Herrn Pfarrers. Luise kam ihrem Vetter entgegen, und ihr Anblick machte ihm das Vergnügen, das man empfindet, wenn einem ein Licht aufgeht:

„Ja so, du bist da, ich habe nicht gewußt, wieso sie hergekommen ist, die Kleine."

Bornholm wurde den Alten, die Jungen wurden ihm vorgestellt, und die Gesellschaft machte sich auf zum Besuche Hansls.

Die Pferde in Velice führten ein beneidenswertes Dasein. Sie waren vortrefflich untergebracht, genährt, gewartet. Sie verdienten aber auch ihr Glück, alle ohne Ausnahme, die Wagen- und die Reitpferde, die Siebzehnfäustigen und die Ponys, lauter edle, feurige und leutselige, menschenfreundliche Tiere. Ihr freudiges Gewieher und Gestampfe begrüßte die Eintretenden, besonders ihre junge Gebieterin und ihre jungen Gebieter, von denen sie mit Lob und Liebesbeteuerungen überschüttet wurden. Hansl blieb stumm und regungslos in seiner Ecke. Er war isoliert; links von ihm die Mauer, rechts drei leere Stände. Man schien zu fürchten, daß seine Nähe der Bravheit seiner Kameraden Gefahr bringen könnte.

Kosel befahl, ihn herauszuführen auf den mit Lohe bestreuten Longierplatz vor den Stallungen. Dahin begab man sich, und der immer galante Leopold brachte Stühle für die Damen.

Schon unter der Tür leistete Hansl den ersten Widerstand, spreizte die Vorderbeine und schlug gewaltig aus.

„Wie ein gemeiner Wald- und Wieseneisel," sagte Leopold; aber Bornholm erwiderte:

„Nein, er ist schön."

Knallende Peitschenhiebe, die ein hinter dem Unband Stehender ihm versetzte, trieben ihn vorwärts. Da war er. Ein Kohlfuchs ohne Abzeichen, etwas hochbeinig, mit breiter Brust, prachtvollem Hals und Kreuz und ziemlich plumpem Kopf, den er in die Höhe hob, um mit Verachtung, mit heißem, ingrimmigen Haß auf die Menschen, die Peiniger, herabzuschauen. Er schüttelte sich, blies die Nüstern aus und stieß einen scharfen,

bedrohlichen Laut, mehr ein Schreien als ein Wiehern, aus. Eines seiner großen, rotunterlaufenen Augen war geschwollen und blutrünstig, die Haut mit Striemen getigert. Scharfe Sporen hatten ihm die Flanken zerwühlt; einmal ums andere durchlief ein kurzes, nervöses Zucken seinen mißhandelten Leib. Luise stand hinter dem Stuhle der Tante Renate, und einige Schritte weit von ihr, zwischen Kosel und Leopold, Levin Bornholm. Sie ahnte selbst nicht, warum sie gerade jetzt zu ihm hinsehen mußte; vielleicht weil auch seine Augen sich auf sie gerichtet hatten. Aus seinem Gesichte sprach eine so mühsam zurückgehaltene zornige Entrüstung, daß sie erschrak. Und doch schien ihr, als sei in seinem Blicke etwas gewesen, das ihr dankte. Sie hatten, jedes in seiner Weise, dieselbe Empfindung gehabt, und sie wußten es.

Dicht hinter Hansl war der Kutscher gekommen, zwei Stallpagen mit Bändigungswerkzeugen folgten ihm. Es war kein kleines Kunststück, das der Reitknecht zustande brachte, indem es ihm gelang, Hansl, der bockte, schlug und biß, festzuhalten, ohne von ihm verletzt zu werden.

„Hohla! oh — la!" schrie der Kutscher, näherte sich und wollte den Kappzaum fester schnallen.

„Warum denn? Wozu Gewaltmaßregeln?" fragte Bornholm, trat herbei und griff nach den Zügeln. Hansl schnaubte; da war wieder einer, ein Mensch, also ein Feind, und der bekam seinen Willkommsgruß. Ehe Levin sich's versah, schnappte das Tier nach ihm und grub ihm die breiten Zähne in den Arm. Er fuhr auf, schmerzdurchzuckt, doch war ein ermahnendes: „Aber pfui!" alles, was er sagte. Die Zuseher hatten aufgeschrieen, die Männer stürzten herbei, drohend, Peitschen und Stöcke schwingend, und riefen durcheinander:

„Untier das!" „Gebissen!" „Die Schulter ist weg!" „Nein, der Ellbogen" ...

Bornholm winkte eifrig ab: „'s ist nichts! Fortbleiben! ...

Ich bitte!" Die Stalleute aber fuhr er an: „Nicht anrühren! Das Pferd gehört mir!"

Ja so! Ja — da gratulierten sie zu dem Besitze, sie waren froh, ihn los zu sein.

Hansl hatte den neuen Bändiger, der den Blick scharf auf ihn gerichtet hielt, angestarrt, als warte er auf die unausbleiblichen Folgen seiner Untat. Sie stellten sich nicht ein, und das überraschte, beängstigte ihn, machte ihn doppelt argwöhnisch. Je länger sie überlegen, die Menschen, um so Schlimmeres führen sie dann aus.

Ein langer Kampf begann, der Kampf zwischen Stützigkeit, Bosheit, Tücke und unermüdlicher Geduld. Das ordinäre Publikum lachte und freute sich über jeden gescheiterten Versuch Levins, dem scheuen Tier Zutrauen einzuflößen, das feine Publikum war voll Interesse und endlich voll Bewunderung. Heideschmied fühlte sich sogar begeistert.

„Sehen Hochwürden nur hin," flüsterte er dem Herrn Pfarrer zu, „je schwieriger der Schüler, je langmütiger der Lehrer; ich glaube, seine Liebe zu dem Wildling wächst mit jeder Unbill, die er von ihm erfährt."

„Ich kann mir ungefähr denken, was in ihm vorgeht — er sieht vielleicht sich selbst in dem Verstoßenen und Verfemten da, dem man — es ist ja möglich — manchen Fehler — eingeprügelt hat," erwiderte der geistliche Herr.

Mit seinem: „'s ist nichts", hatte Levin übrigens unrecht gehabt. Es war etwas, und sein Arm mußte ihm gewaltig weh tun. Man sah, wie sehr er litt. Schweißtropfen, vom Schmerz erpreßt, standen ihm auf der Stirn, gelblichweiße Ränder bildeten sich um seine sonnverbrannten Wangen.

Doch hatte er etwas erreicht. Hansl ließ sich ohne allzu heftigen Widerstand dreimal nacheinander um den Longierplatz führen. „Jetzt empfehlen wir uns," sagte Bornholm. „Ich nehm ihn gleich mit."

Weder Kosel noch seine Söhne wollten das zugeben. Er durfte ihn nicht selbst nach Hause führen mit seinem verletzten Arm, es ging durchaus nicht. Levin blieb allen Einwendungen gegenüber unerschütterlich, und die seine Geduld am meisten bewundert hatten, bedauerten auch am meisten seinen Eigensinn.

„Geduldig wie ein Heiliger und eigensinnig wie ein Bock," sprach Charlotte zu ihrer Schwester und machte sich gleich darauf die größten Skrupel — Bornholm konnte ihre halblaut hervorgestoßenen Worte gehört haben. Wenigstens war ihr, als ob er sie spöttisch anlächle. Ein kurzer Gruß, und er ging hin mit seinem Pferd an der Hand. Ein Verwundeter, der einen Gefolterten führte. So lange er noch in Sicht blieb, rührte sich niemand, als er aber das Parktor erreicht hatte, liefen Leopold und Franz, demselben Impuls folgend, ihm nach.

Bald darauf kehrten sie zurück und brachten die Nachricht, daß er glücklich in Valahora eingetroffen sei mit seiner zweifelhaften Akquisition.

Elika hatte die Zeit über lautlos in höchster Spannung dagesessen. Als Bornholm von Hansl gebissen wurde, war sie so blaß geworden, daß Frau Heideschmied ihren Angstschrei „Elle se meurt!" mit Mühe unterdrückte. Als aber Levin die ersten kleinen Siege über den Unbändigen errang, schwellte beseligender Stolz ihr Herz. Sie sah sich um, und ihre Blicke fragten: Was sagt ihr nun?

Nachdem Bornholm fort war, langweilte sie die guten Tanten, weil sie nur von ihm sprach, und sie wieder fand es unbegreiflich, daß man heute von jemand anderem sprechen könne. So gestaltete sich der Morgenbesuch in Velice recht unerquicklich. Zu Mittag ließ Kosel einspannen, und Luise und Elika fuhren nach Hause. Es war früher noch bestimmt worden, daß der Urlaub der Kleinen in zwei Tagen aus sein solle. Sie mußte ihre Beschäftigungen wieder aufnehmen. Studien sagte man nicht. Für Renate hatte das Wort einen unweiblichen Beigeschmack,

Charlotte fand es protzig. Mehr als vier Stunden täglich wurde Elika nicht am Lehrtisch festgehalten durch den Herrn Pfarrer und durch das Ehepaar Heideschmied. Guten soliden Musikunterricht erteilte ihr der neue Schullehrer; der alte war unter vielen Ehrungen zum Oberlehrer an eine andere größere Schule befördert worden, man sprach von seiner bevorstehenden Erwählung zum Landtagsabgeordneten.

Während der Rückfahrt bewahrte Elika anfangs tiefes Schweigen und brach es erst, als man an Valahora vorüberkam: „Dort ist der Arme und hat gewiß schreckliche Schmerzen und niemand kümmert sich um ihn." Es erschien ihr wie eine Fügung des Himmels, daß sie unterwegs den Doktor einholten, der immer mit Vorliebe auf der breiten Straße blieb und die Feldpfade und -steige „wegen leichten Ausrutschens" mied. Er ging langsam, der alte, kurze, dicke Herr. Die Brusttaschen seines dunklen Tuchrockes waren mit Medikamenten so vollgestopft, daß sie ein ansehnliches Vorgebirge bildeten.

„Halt, Vincenz, halt!" rief Elika. „Wohin, lieber Herr Doktor?"

Er hatte sich und seine Ladung vor den herantrabenden Pferden in den Straßengraben gerettet, grüßte, indem er den Zeigefinger der Rechten an die Krempe des umfangreichen Lodenhutes legte, und erwiderte: „Nach Vrobek. Habe dort einige Kranke."

O wie herrlich sich das traf! dann konnte ja der Herr Doktor jetzt mitfahren, den Wagen in Vrobek warten lassen und auch zur Rückfahrt benutzen. Elika setzte sich untenan aufs „Bänkchen" und überließ ihren Platz dem Doktor. Er stieg mit Vergnügen ein; seit einiger Zeit wurde das Gehen ihm schwer. Nur plazierte er sich, um nicht indiskret viel Raum einzunehmen, ganz schief und ließ einen Fuß auf dem Tritte stehen. Von einem Wartenlassen der „herrschaftlichen Equipage" wollte er nichts hören, das konnte er nicht verantworten, es würde zu lange dauern.

„Wie lange, Doktor?" fragte Elika.

„Eine Stunde gewiß."

Sie seufzte tief: „Lange, sehr lange! Aber das Wetter ist schön, und Vincenz und die Pferde sind gern im Freien. Also, lieber Herr Doktor, lassen Sie" — abermals stieß Elika einen tiefen Seufzer aus — „lang warten, dann aber haben Sie die einzige, die große Güte — besuchen Sie auf dem Rückwege einen Patienten . . ."

„Keine Güte, liebes kleines Fräulein, Schuldigkeit! Wo befindet sich der Patient?"

„In Valahora. Es ist Herr Bornholm."

Der Doktor war zusammengefahren, daß die Fläschchen und Büchsen in seinen Taschen schepperten: „Was denken Sie, kleines Fräulein? Zu Herrn Bornholm?" — —

„Der Hansl hat ihn gebissen, ganz schrecklich."

„Habe davon gehört, bedaure, kann nicht helfen."

„Doktor! . . . So arg ist's, daß man nicht mehr helfen kann?" In Bestürzung hatte sie es ausgerufen und griff mit beiden Händen nach seiner Hand.

„Aber Elika! so ist's nicht gemeint."

„Aber liebes kleines Fräulein, so mein ich's nicht!" riefen zugleich Luise und der Doktor. Das eintönig ziegelfarbige Gesicht des alten Mannes rötete sich dunkler, die braunen Äuglein blitzten durch die großen runden Brillengläser, der schmale, zahnlose Mund verschwand fast gänzlich im Schatten der scharf gebogenen Adlernase. Nie hatte der Doktor mehr Ähnlichkeit mit einer Eule gehabt. „Nur kann ich Herrn Bornholm nicht helfen," fuhr er fort, „weil ich zu Herrn Bornholm nicht gerufen werde. Herr Bornholm verachtet die Medizin wie noch so manches andere Ehrwürdige, um nicht zu sagen alles."

„Da tun Sie ihm vielleicht doch unrecht;" fiel Luise ein, und Elika wiederholte:

„Vielleicht? — Schweres Unrecht tut er ihm, abscheulich schweres!"

Der Doktor betrachtete sie mitleidig: „Die arme Kleine ist auch sehr in die Irre geführt. Der Rattenfänger, der!"

„Was hat er Ihnen getan?" fragte Elika und kämpfte mit Tränen des Zornes.

„Dasselbe, was er Ihnen getan hat, den Josef zur Flucht verleitet."

„Lüge! Das ist eine Lüge, das ist Verleumdung!"

„Kann ihn gut brauchen auf seinen australischen Besitzungen als unbesoldeten Diener." Der laute Protest der beiden jungen Damen störte ihn nicht, er überbot sich noch: „Geben Sie acht, rate ich, geben Sie sehr acht, sonst gehen Leopold und Franz denselben Weg."

„Nicht Ihr Ernst, Herr Doktor," sagte Luise. „Herr Bornholm ist an der Flucht Josefs ganz unschuldig. Das glaube ich."

„Ich weiß es," sprach Elika. „Sie haben ihm unrecht getan, Sie haben ihn verleumdet, Herr Doktor ... Machen Sie das gut," setzte sie mit einer plötzlichen Wendung hinzu, „gehen Sie zu ihm!" Sie bat liebenswürdig, schmeichelnd, inständig, und der Doktor wand sich in Seelenpein. Ihr Nein sagen, ihr etwas verweigern, ihr, der blassen armen Kleinen, der jeder — und er wahrlich nicht zuletzt — so gern den Willen tat? Er sah den Augenblick herankommen, in dem die Kraft dazu ihm fehlen würde.

„Bitten Sie nicht! ich bitte Sie, nicht zu bitten, ich halte das nicht aus," rief er und machte sich los von den beiden Händchen, die seine Hand wieder flehend umklammert hatten. „Bleiben Sie stehen, Vincenz; einen Augenblick. So." Schwerfällig erhob er sich und klomm mühsam aus dem Wagen. „Ich danke, ich gehe lieber," beantwortete er die Ausdrücke des Bedauerns, die Luise und Elika ihm nachriefen.

„Bleib bei mir, bis ich eingeschlafen bin," sagte am Abend die Kleine zu Luise, die ihr beim Auskleiden behilflich gewesen war und sie zu Bett gebracht hatte.

„Ich bleibe, aber gesprochen wird nicht."

„Kein Wort?"

„Nein."

„Also kein Wort, nur eine Frage: Glaubst du, daß der Doktor ein guter Mensch ist?"

„Freilich glaube ich das."

„Nun, wenn die Guten lügen und verleumden, will ich die Bösen lieb haben."

Luise erwiderte nichts, setzte sich an den Tisch, nahm eines der Bücher, die dort lagen, und schlug es auf. Sie blätterte, las, sah nach dem Titel: „Buch der Lieder." Sie wußte, daß es existierte, daß es berühmt war, in der Hand hatte sie es nie gehabt. Ihren Eltern blieb kein Geld übrig, um Bücher zu kaufen; und die Zeit, sie zu lesen, hätten sie ihrer Tochter am wenigsten schaffen können. Sie brauchten Luisens Zeit für sich, die ganze, legten Beschlag auf die Tätigkeit ihrer Tage, die Ruhe ihrer Nächte und spendeten ihr den herben Trost: „Es wird ja nicht lange dauern." Es hatte auch wirklich nicht lange genug gedauert, um den Frühling in einer jungen Seele im Dienst des Alters völlig zu ersticken. Sie waren hingegangen, die armen Verbitterten und ewig Unzufriedenen, und ihre Einzige, die alles für sie getan, war mit der Empfindung an ihrem Grabe gestanden, daß sie ihnen nichts gegeben, immer nur von ihnen empfangen habe. Ihren Lebensmut hatten sie ihr nicht gebrochen, die stille und gleichmäßige Heiterkeit, deren sie so sehr bedurfte, nicht getrübt. Die beiden hohen Güter waren ihr geblieben, ließen sie einer traurigen, einsamen Zukunft gelassen entgegensehen.

Sie hatte so viel Versäumtes nachzuholen, zu lesen, zu lernen. Wenn man denkt! mit diesem Buche, in dem eine Welt des

Schönen ihr aufging, das eine Sprache sprach, wie sie noch keine vernommen, in ihrem Innern Saiten ins Schwingen brachte, die noch keine Regung durchzittert hatte, mit diesem Wunderbuche war die vierzehnjährige Elika wohl vertraut. Sie hatte fast auf jedem Blatt einzelne Stellen und Strophen angestrichen und mit haarfeinen Buchstaben schwungvoll an den Rand geschrieben: Herrlich! — Und man durfte sich ihrer Führung anvertrauen, sie verstand aus dieser Fülle des Reichtums das Kostbarste zu wählen.

Merkwürdiges kleines Ding! Luise wandte den Kopf und sah zu Elika hinüber. Die lag still, die Arme auf der Decke, und war hellmunter. „Du schläfst noch immer nicht?"

„Nein, lies nur weiter, ich werde noch lange nicht schlafen; ich muß nachdenken."

Luise erhob sich, kniete am Bette nieder, stützte die Ellbogen auf und lehnte die Wange an die gefalteten Hände. „Worüber mußt du nachdenken?" fragte sie.

„Über diese Dummheit... Ist das nicht zu dumm?"

„Was denn?"

„Daß sie glauben, daß Herr Bornholm ihn verleitet hat. Herr Bornholm hat nichts gewußt, niemand hat etwas gewußt..." Die zwei Worte: nur ich, schwebten ihr auf den Lippen, sie sprach sie aber nicht aus. „Josef ist fort, weil er gewollt hat, nicht weil ein anderer gewollt hat. Er ist fort, weil ..."

„Weil ihn die Buch- und Schulweisheit anwiderte."

„Auch noch wegen etwas anderem. Ich habe es damals nicht verstanden, ich war zu klein — jetzt weiß ich es." Sie richtete ihren Blick auf Luise und sah ihr tief und fest in die Augen: „Kannst du dir nicht denken, was das andere war?"

„Nein, gar nicht."

„Hast du auch nicht bemerkt, daß du mir einmal sehr zuwider gewesen bist?"

„O weh! Sieh nur, auch das habe ich nicht bemerkt."

„Du bist mir zuwider gewesen, weil er immer so verlegen worden ist vor dir und so rot."

„Ach geh! du träumst."

„Nein. Und jetzt sage ich dir das andere, das ihn fortgetrieben hat." Ihre Stimme hatte einen rauhen und gedrückten Ton: „Daß du ihn behandelt hast wie ein Kind und daß er dich lieb gehabt hat — geliebt hat, begreifst du?"

„Du bist nicht gescheit ... Was das für Einbildungen sind! Schlafe deine Einbildungen aus." Sie erhob sich: „Gute Nacht also."

„Gute Nacht." Elika erwiderte kühl ihren herzlichen Händedruck.

Luise trat an den Tisch, nahm das Buch „der Lieder." „Du erlaubst doch?" sagte sie, löschte das Licht und verließ das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Vormittag kam Leopold, wie immer heiter und gut gelaunt, und fand Luise und Elika im Garten hinter dem Hause, mit dem Abnehmen der schönen Früchte eines Zwergapfelbaumes beschäftigt. „Fleiß und Arbeitsamkeit, wohin man schaut!" rief er ihnen zu. „Guten Tag, zwei gute Tage!" erwiderte er die Begrüßung der Tante und der Schwester. „Wo war ich jetzt? — In Valahora. Ja, meine Damen, staunen Sie! Rühmst dich vor dem Patriarchen und den Erztanten dieser Visite beim Teufel nicht, habe ich mir vorgenommen und — wen finde ich beim Teufel? — den Papa."

„Diesen Engelspapa!" sprach Elika ganz begeistert, und Leopold bewunderte auch, daß sich der Papa an das Geschwätz über Bornholm nicht kehrte. Aber komisch war es, wie ihn in Valahora nichts so sehr interessierte als die australischen Zeitungen. Bornholm ...

„Wie geht's mit seinem Arm?" unterbrach ihn Luise, nahm

einen letzten herrlichen Calvilapfel vom Baume und legte ihn sorgsam in den Korb, der schon die übrigen barg.

„Seid ihr fertig? darf ich das tragen?" fragte Leopold.

„Du darfst; darfst auch so viel nehmen als dir beliebt ..."

„Wie es Bornholm geht, möchten wir wissen," fuhr Elika ungeduldig drein.

„Davon war nicht die Rede. In den Rockärmel scheint er nicht hineingekommen zu sein, war in einen Plaid drapiert wie ein Schotte. Den Hansl hatte er schon gefüttert und longiert und beschäftigte sich eben ... Aber darf ich erzählen? darf ich mich bei euch ein bißchen niederlassen, oder hast du zu tun, Tante, und schickst mich fort?"

„Wir haben nichts zu tun als dir zuzuhören. Also wie war's in Valahora?"

Sie setzten sich alle drei ins Gras unter einen alten Nußbaum, der teils ganz dürre, teils spärlich belaubte Äste gegen den Himmel reckte. Leopold lehnte behaglich den Rücken an seinen Stamm, streckte die langen Beine und sprach:

„Bornholm packt heute eine von den Kisten aus, die er sich hat nachschicken lassen. Pflanzen, Mineralien kommen zum Vorschein, alles von Josef etikettiert, katalogisiert. Bornholm sagt, die Matura wird Josef nie bestehen, aber einen akademischen Grad als Naturforscher verdient er heute schon. Das hat den Papa gefreut."

„Und freut mich — und dich — und dich!" rief Elika, sprang auf, umarmte Luise und Leopold nacheinander stürmisch und zärtlich und setzte sich wieder zwischen sie: „Und was war noch drin in der Kiste?"

„O, reizende Sächelchen! Zwei schneidige Katta-Twirris, durch und durch mit Blut getränkt, eine Waddy, an der noch die Haare des letzten kleben, der mit ihr erschlagen worden ist. Ein Trinkgefäß aus der Hirnschale eines Eingeborenen ..."

„Entsetzlich," unterbrach ihn Luise.

„Den australischen Weibern kommt es nicht so vor. Bornholm sagt, daß fast jedes von ihnen einen solchen Trinkbecher benutzt, den sich die Damen zurecht rösten und polieren."

„Kannibalenart."

„Du, Tante, denke nicht gering von den Kannibalen, wenn du's mit Bornholm nicht verschütten willst. Bornholm sagt, daß sie Gold sind im Vergleich zu den Europäern, die ekelhafte Geldgier nach Australien treibt und die ..."

„Laß gut sein. Da spricht Bornholms Vorliebe für die dem Tiere näherstehende Rasse."

„Möglich, sie sind naiv, und Naivetät ist Unschuld, sagt Bornholm."

Luise sah ihn mit gutmütigem Spotte an: „Sagt Bornholm. Ich möchte wissen, wie oft du das schon wiederholt hast. Eine Stunde warst du bei ihm und kommst zurück zum Überfließen mit seinem Geiste angefüllt. Überhaupt, meine lieben Kinder, seitdem der Mann da ist, wird nur noch von ihm gesprochen! Ich bitte um eine andere Konversation."

Elika kam nach Velice zurück, und Frau Heideschmied und Apollonia ließen es sich nicht nehmen, das Ereignis durch die Errichtung eines Triumphbogens vor dem Schloßtore zu feiern. Sie nahm die Huldigung sehr gnädig und sogar gerührt entgegen, war liebenswürdig und sehr sanft und ein bißchen verträumt. Charlotte fand, das Kind habe seit der Heimkehr „etwas Eigenes." Eine Veränderung war ganz entschieden während der letzten vierzehn Tage mit ihr vorgegangen. Jeder fand es, und jeder wollte an ihr etwas Ungewohntes entdecken.

„Gewachsen ist sie," meinte Franz, „das ist das Ganze."

Aber Elika lachte: „In vierzehn Tagen so gewachsen, daß man's merkt? Du bist nicht gescheit!"

„Gut also, so bin ich nicht gescheit; dann aber war Hanusch es auch nicht. Der hat gleich gesagt: ‚Wie groß sie geworden ist

und —,'" jetzt brach er in Lachen aus, „‚wie schön!' Ein guter Kerl, der Hanusch."

„Ja freilich, weil er mit dir auf die Jagd geht und dir die Hasen trägt."

„Freilich, immer sagst du: freilich. Freilich geht Hanusch mit mir auf die Jagd, er geht aber auch durchs Feuer für mich." Er sprudelte das zornig heraus und wurde purpurrot. Das war jetzt so und völlig unheimlich, daß er über die kleinste Kleinigkeit, über den geringsten Widerspruch förmlich in Wut geraten konnte.

„Und das schadet ihm," hatte Apollonia seiner Schwester anvertraut.

Die war in Schrecken versetzt: „Es fehlt ihm doch nichts?"

„Nichts, mein Herzerl ... daß du gleich so erschrickst! nichts fehlt ihm ... Nur — weißt, wenn einer so im Wachsen ist und das viele Studieren — die Plag."

Jawohl, das Studieren strengte ihn an, war eine große Plage für ihn, und nur aus Pflichtgefühl unterzog er sich ihr. Elika besann sich eines Wortes, das Heideschmied einmal zu Tante Charlotte gesprochen hatte, die ihren Großneffen einige Professorensöhne zum nachahmungswürdigen Beispiel angeführt hatte.

„Kaum zu verlangen, kaum zu vergleichen, meine Gnädigste; jene jungen Leute haben von Vater und vielleicht schon von Groß- und Urgroßvater her trainierte Gehirne."

Es kamen stille Wochen. Der Verkehr mit den entfernteren Nachbarn hatte seit dem Tode Frau von Kosels völlig aufgehört. Nur während der Treibjagden im November füllte Schloß Velice sich drei Tage lang mit Gästen. Vorläufig war Luise die einzige, die sich Nachmittag für Nachmittag einfand, die man immer freudig begrüßte, immer ungern scheiden ließ, die immer wohltuend und erheiternd wirkte. Es war ein Ereignis, als sie einmal ausblieb. Bis sieben Uhr warteten die Tanten in

Aufregung und Sorge; dann ritt Leopold nach Vrobek, um zu fragen, was denn geschehen, ob denn Luise unterwegs verunglückt sei. Nun — gottlob, nein; sie war schon deshalb unterwegs nicht verunglückt, weil sie gar nicht ausgegangen war. Ein Besuch hatte sie aufgehalten. Bornholm war bei ihr gewesen.

Die Nachricht setzte Herrn von Kosel in großes Staunen. „Bornholm ist bei ihr gewesen? ... Höre, Tante Renate, höre einmal, Tante Charlotte — Bornholm!" wiederholte er eindringlich nach einer langen Zwischenpause.

Im Sibyllenturm wurde Luise am nächsten Tage womöglich noch liebevoller als sonst empfangen, und dennoch machte etwas Störendes, eine gewisse Zurückhaltung sich bemerkbar. Mit großer Selbstüberwindung fragte Renate, nachdem man von allerlei gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, endlich:

„Sage mir, Kind, findest du es ganz passend, daß Bornholm dir einen Besuch gemacht hat? Denke nur, Tante Charlotte und ich können es nicht ganz passend finden."

Luise hatte sich schon die Zeit über auf diese Bemerkung vorbereitet, sich auch die Antwort ausgedacht, die sie darauf geben wollte, und war nun doch befangen und ratlos und sagte mit forzierter Heiterkeit: „Ein erster und letzter Besuch und gar nicht gern abgestattet. Herr Bornholm hat sich vielleicht verpflichtet gefunden, mir den meinen zu erwidern."

„Erwidern? einen unabsichtlichen Besuch ...? Nun ja, du spaßest. O Kind! du bist ja deine eigene Herrin, aber ich meine nur, du stehst so allein, und er ist doch ein junger Mann und hat nicht den besten Ruf, und du bist ein junges Mädchen ..."

Luise küßte ihr aufs Innigste die Hand: „Bin ich? Du schmeichelst mir, gute, gute Tante ... Wenn du wüßtest, wie ich mich fühle — älter als alt."

Kosel und seine Kinder kamen, Luise zu begrüßen, die man schon lange nicht gesehen hatte, und Elika schlug vor, das Vesperbrot in der Laubhütte im Wäldchen auftragen zu lassen. „Dort-

hin wird der Wagen bestellt, und Luise fährt nach Hause, aber erst sehr spät. Sie muß heute vier Stunden bei uns bleiben, sie hat noch zwei von gestern einzubringen."

Die „arme Kleine" hatte gesprochen, das Gesetz war gegeben.

Eigentlich gehörte das Wäldchen noch zum Garten und war nur durch ein leichtes Drahtgitter von ihm getrennt. Seine grünen Wiesen, seine freundlichen Auen reichten bis zur Grenze der großen Waldungen Velices, die sich hügelauf, hügelab hinter denen von Valahora im Halbkreise hinzogen.

Ein breiter, gerader Weg durchschnitt das Wäldchen. Wenig befahren, ganz eben, mit kurzem, dichtem Gras bewachsen — ein unübertrefflicher Reitboden. Von diesem Weg zweigte ein schmaler ins Innere des Gehölzes ab und führte mehr oder weniger sanft aufsteigend zur Laubhütte, dem Ziel der heutigen Wanderung. Die ganze Gesellschaft, Menschen und Tiere — jeder der Herren, Heideschmied ausgenommen, hatte einen Hund mit — bog auf den Fußpfad ein, nur Franz, nach Jägerart immer lauschend, spähend, blieb zurück. Elika wendete sich nach ihm um:

„Nun, Monsieur, ist's gefällig?"

„Still!" Er warf ihr einen seiner strengsten Blicke zu.

„Jetzt schaut er wieder wie ein Buschranger, dieser Mensch. Franzl, schau nicht so!"

Er legte den Finger auf den Mund: „Still! wenn ich dir schon sag ... Still, er kommt, kommt auf dem Hansl." Mit einem Satz war er an Elikas Seite. „Ruhig, verstecken wir uns."

„Und kuschen die Hunde!" befahl Kosel.

„Kuschen, hörst, daß der Hansl nicht erschrickt, sonst gibt's ein Malheur," flüsterte Leopold seiner braunen Lady zu. Elika und Franz brannten die Wangen. Sie drängten sich vor, guckten durchs Gebüsch und verkündeten leise: „Da ist er, da ist er schon!" —

Die alten Tanten hatten einen und denselben Gedanken:

Wenn es hieß „er", brauchte man nicht mehr zu fragen, wer gemeint war.

Der Hufschlag eines Pferdes ließ sich gedämpft auf dem weichen Grunde vernehmen. In kurzem Trabe kam Bornholm auf dem Hansl einhergeritten. Das war nicht mehr der scheue Bosnickel, das war ein seines Daseins frohes Tier und stolz in seiner Dienstbarkeit. Sie war nicht drückend, erniedrigte es nicht zur Maschine, ließ ihm die goldene Freiheit eigener Initiative, auf die sein Herr auch offenbar vertraute. Er saß in nachlässiger Haltung ohne Peitsche, ohne Sporen, scheinbar mit allem anderen mehr beschäftigt als mit seinem Pferde. So still die Späher im Gehölz auch meinten, sich gehalten zu haben, er hatte die Nähe von etwas Lebendigem bemerkt und den Blick — einen scharfen unguten Blick — sogleich nach der richtigen Fährte gelenkt. Ihm kam es nicht überraschend, als sich die Zweige plötzlich auseinander bogen und die braune Lady, die Leopold einen Augenblick unbeaufsichtigt gelassen hatte, hervor und mit wildem Gebell auf Hansl losstürzte. Der machte einen Seitensprung, die zuredenden Worte des Herrn gaben ihm aber bald seine Seelenruhe zurück. Leopold war seinem Hunde nachgeeilt, machte ihm die bittersten Vorwürfe und entschuldigte sich bei Bornholm.

Alle kamen nach und nach herbei, und Hansl erntete viel Lob. Kosel wünschte zu erfahren, was Bornholm mit dem Pferde „angefangen" habe. Nichts, durchaus nichts Besonderes. Er hatte sich gefaßt gemacht, alles erdenkliche Böse von ihm zu erfahren, und „er tut ja nichts."

„Was Sie sagen!" Kosel dachte nach: „Ja, hat er Sie denn nicht gebissen?"

„Ach das — das war nur ein kleines Mißverständnis. Nicht wahr, Hansl, mein Alter?" Er war abgesessen, legte den Arm auf den Hals seines Pferdes und lachte, und der Plumpsack — Leopold hatte Bornholm mit diesem Spitznamen dekoriert — war unglaublich gewinnend, wenn er lachte. Schade, daß es

so selten vorkam. Eine warme, freundschaftliche Regung stieg in Leopold empor.

„Bleiben Sie bei uns!" rief er, „wir vespern in der Laubhütte. Kommen Sie mit! Gute Tanten, lieber Papa, sagt ihm, er soll mitkommen!"

„Er soll, er soll! Herr Bornholm, kommen Sie mit!" fielen Franz und Elika ein.

Einige Betroffenheit über diese unversehens vorgebrachte Einladung malte sich in den Gesichtern der alten Damen, und auch Kosel sah nicht besonders erfreut aus. Aber was war zu tun? Unartig sein gegen den Freund Josefs konnte man nicht, und so wurde denn die Aufforderung der Kinder von den Tanten und Kosel wiederholt. Die Augen Bornholms richteten sich fragend auf Luise; sie war die einzige von der Familie, die geschwiegen hatte, und gab auch jetzt kein Zeichen der Zustimmung.

„Tausend Dank," sprach Bornholm, „es ist unmöglich, ich bin ja nicht allein." Mit einer Kopfbewegung deutete er nach Hansl.

„O, deswegen!" sprach Franz. „Geben Sie ihn mir, ich reit ihn nach Hause," und er trat dicht an das Pferd heran.

„Was ihm einfällt!" „Das ist eine Idee!" „Nein, das wirst du nicht!" klang es durcheinander. Elika lief auf ihren Bruder zu und wollte seine Hand ergreifen. Voll Ungeduld wich er aus. „Franz, um Gottes willen, wenn du mich nur ein bißchen lieb hast... Franz!" Mit einem Schrei des Schmerzes stieß sie es hervor. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie ihn umsonst bei seiner Liebe zu ihr angerufen. Er schob sie weg, gleichgültig, hörte nicht sie, sondern nur Bornholm, der zu Kosel sprach:

„Lassen Sie ihn. Er ist ein guter Reiter, ich habe ihn schon zu Pferd gesehen."

Franz hatte wieder alles Blut im Kopfe, machte seine dicke, trotzige Lippe und schwang sich rasch in den Sattel.

„Nur abgeben, dem Bartolomäus, im Hof — sich nicht weiter mit ihm zu tun machen!" warnte Bornholm.

Als Hansl den fremden Reiter auf seinem Rücken spürte, bog er den Hals wie eine Schlange und schnappte, aber nur Luft, es war ihm nicht ernst, es war nur eine Reminiszenz an frühere Tölpeleien. Den ersten Hilfen schon gehorsam, schlug er seinen weitausgreifenden Trab an und eine Freude für jedes Reiterauge war seine freie und korrekte Aktion.

Alle blieben auf der Straße stehen und sahen ihm nach.

„Ja — wenn ich wüßte, was Sie mit dem Tier angefangen haben," begann Kosel von neuem.

„Ich sage Ihnen ja — nichts, es war nur verprügelt durch Ihre Leute."

„Auch durch uns," gestand Leopold. „Wir haben ihn auch geritten und miß—verstanden."

„Geritten? den Hansl? Es war euch verboten!" rief Elika streng und verweisend und hätte gleich darauf vor Beschämung und Reue in den Boden sinken mögen. Bornholm hatte sich nach ihr umgesehen — so geringschätzig, so deutlich fragend: Hast du mitzureden?... O grausam! grausam!... Der bewunderte sie nicht und bemitleidete sie nicht. Für den war sie nichts. Der begriff wohl kaum, daß sie anderen etwas war.

Mit erratendem Verständnis las Luise ihr vom Gesichte ab, was in ihr vorging. Sie nahm ihren Arm, und so folgten sie den Tanten, die schon rüstig voran wanderten, von Heideschmied und seiner Gattin umschwärmt. Die feine Frau machte zirpend auf das Gezirpe der Waldvögelchen aufmerksam, und der Gemahl flüsterte ihr ins Ohr:

„Sie singen nicht so lieblich wie du."

Kosel, Leopold und Bornholm schlossen den Zug. Levin vernahm die Erörterungen Kosels über Pferdedressur nur noch wie ein Geräusch, das unartikuliert und gleichmäßig an ihm vorüberzog. Er horchte einer andern Stimme. Gedämpft und

doch voll edlen Klanges sprach sie zu einem Kinde. Was sie sagte, verstand er nicht; aber sie tat ihm wohl, glitt wie ein belebender Hauch über längst entschlafene Erinnerungen. Liebliche, holde aus der Kinderzeit, andere, die ihm schwer aufs Herz fielen. Sie mahnten an den Undank, mit dem er gar oft Liebe gelohnt, an die Opfer, die seine wilde Genußsucht gefordert hatte: Glück und Zukunft so manchen jungen Lebens für eine Stunde des Rausches. Häßlich mutete ihn heute an, was ihm damals süß und schön erschienen war. Er hätte die Gedanken daran aus seinem Gedächtnis wegtilgen mögen, aber sie blieben, sie bohrten sich ein, sie peinigten. Warum das auf einmal? War das Reue, die er abgeschworen hatte, war das das sogenannte Gewissen, das er doch längst als etwas künstlich Anerzogenes abgetan zu haben glaubte?

Als er diese Frage an sich stellte, klang leise Luisens Lachen zu ihm herüber mit seinem sanften, weichen Schalle. Ihm war, als müsse er es schon einmal gehört haben in besseren Tagen, in einer helleren Welt.

Im Oktober stellte sich regnerisches Wetter ein; und wenn am Nachmittag auch nur eine drohende Wolke am Himmel erschien, kam schon ein Wagen aus Velice angefahren, um Luise abzuholen. Sehr früh wurde er geschickt und spät wieder angespannt, um sie nach Hause zurückzubringen. Am liebsten hätte man sie beständig in guter Hut behalten und gar nicht fortgelassen. Sie war für die Tanten und für Kosel, wenn er nicht gerade an Zeitungen dachte oder auf irgend einem Steckenpferdchen einen Schulritt unternahm, ein Sorgenkind geworden. Man wußte, und es fiel ihr nicht ein, es zu leugnen, daß Bornholm sich täglich in Vrobek einfand. Ums Mittagsläuten kam er, blieb manchmal eine volle Stunde, manchmal nur wenige Minuten, und war immer wieder ein anderer Mensch. Heute still und in sich gekehrt, morgen heiter und mitteilsam, und dann

plötzlich ergriffen wie von einem bösen Geist, hart, herb, aggressiv. Da erging er sich in Sarkasmen und Lästerungen, die sie abstießen, und mehr als einmal hatte sie die Empfindung gehabt, daß er sich von ihr abgestoßen fühle, daß er von einem Kampfbedürfnis getrieben, daherkomme, Unruhe zu säen in ihr stilles Haus und Unfrieden in ihre gleichmütige Seele. Er ahnte nicht, wie sehr ihm das gelungen. Ihre vielgerühmte Heiterkeit war nur noch ein mühsam bewahrter Schein. In Wahrheit lag sie im schwersten Kampfe mit sich selbst. Zu diesem Manne, in all seiner Kraft, Gesundheit, geistigen Überlegenheit, mit all seinem großen Reichtum, zog ein unwiderstehliches, oft bis zur Pein gesteigertes Mitleid sie hin. In solchen Augenblicken wurde diese Luise, die für so ruhig und kühl galt und sich selbst dafür hielt, von dem brennenden Wunsch erfaßt, zu ihm hinzutreten, beide Arme um ihn zu schlingen, seinen Kopf an ihr Herz zu ziehen, ihre Lippen auf seine Stirn zu drücken und zu sagen: Da, ruhe aus, du Unrast, da hast du dein Zuhause, da strömt dir ein Quell unerschöpflicher Liebe und all der Nachsicht, die du brauchst. An diese Liebe kannst du glauben, du Glaubensloser.

Sie stand am Fenster ihres Salons, von dem aus ein Stück des Weges zu überblicken war, der herüberführte von Valahora. Wenn er heute nicht käme — es wäre gut. Sie wünschte es fast. Sie wünschte einmal wieder Renatens besorgte Frage: „Hast du Besuch gehabt?" mit Nein beantworten zu können. Und Bornholm war gestern ungewöhnlich mild gestimmt und vertrauensselig gewesen — da gab es am Tage darauf regelmäßig einen Rückschlag. Vielleicht fand er es heute schon recht unnütz, daß er von der Jugend seiner Mutter, von ihrem Martyrium gesprochen hatte. Sie war auch eine von den vielen gewesen, die, zu schwach, um sich zur Wehre zu setzen, dem Wohl einer Gesamtheit zum Opfer gebracht werden. Höchst alltäglich der Anfang dieser Lebens- und Leidensgeschichte. Zwei junge Liebende,

verarmten, in naher Nachbarschaft lebenden Adelshäusern entsprossen, von Eltern erzogen, denen alles eher möglich erschien, als daß eines ihrer Kinder seinen eigenen Willen haben könnte. Ihn, den jüngsten von sechs Söhnen, bestimmte der Vater zur Auswanderung. „Du bist kühn, stark, hast Talent, hast Unternehmungsgeist; geh hin, verdiene dir dein Brot, erwirb ein Vermögen, wenn du kannst.“ „Wenn ich eins erwerbe, lege ich es dir zu Füßen,“ sprach er im Scheiden zur Geliebten, und sie antwortete: „Warte nicht zu lang, rufe mich, wenn die Trennung dir unerträglich wird. Ich komme über Meer und Länder.“ Es ist nie eine Botschaft von ihm zu ihr, von ihr zu ihm gelangt. Ihre Eltern, von den Gnaden ihres begüterten Verwandten Bornholm lebend, seiner Willkür unterworfen, schenkten seiner Werbung um ihre Tochter Gehör, gaben zu, daß deren Briefe zurückbehalten, die Briefe des Ausgewanderten unterschlagen wurden. „Du siehst, er hat dich vergessen, ist untreu,“ sagten sie zu ihrem armen Kinde, als aus sicherer Quelle die Kunde kam, dem Geliebten ginge es gut, er sei wohlhabend geworden in Neusüdwales. Bornholm aber war treu, war der großmütige, immer helfende Freund, der Retter aus der Not — der Unehre. Und sie, stark im Dulden, schwach im Tun, abwechselnd bedroht und angefleht, gab endlich nach.

Klägliche Jahre verflossen. Die Gattin Bornholms führte das peinvoll erniedrigende Leben einer edlen, feinfühligen, der Zärtlichkeit und der Eifersucht eines ungeliebten Mannes ausgelieferten Frau. Da verbreitete sich plötzlich die Kunde, ‚der Australier‘ kehre in die Heimat zurück. Ohne Zögern, als handle es sich nur um die Ausführung eines längst gefaßten Entschlusses, verkaufte Bornholm seine nordische Besitzung, zog hierher und erwarb das Gut Valahora. Dort spielte sich das Ende der Familientragödie ab. Dem ‚Australier‘ gelang es, Beweise für die Niedertracht zu erlangen, mit der an ihm und an der Geliebten gehandelt worden war; er kam und forderte sie von dem

Betrüger zurück, forderte Trennung der auf Lüge und Verrat gegründeten Ehe. Im Angesicht des Mannes rief er der Frau zu: „Rede! Wem hat dein Herz von Jugend auf gehört, wem gehört es noch?" — Und im Angesicht des Mannes gab sie ihm Antwort.

Dieses eine und einzige Mal in ihrem Dulderdasein bäumte sie sich auf. Die Entrüstung, die Verzweiflung, die Nähe des Erwählten gaben ihr den Mut, ihre Lippen zum vollen, stolzen Bekenntnis der Wahrheit zu öffnen:

„Wen ich geliebt habe, wen ich liebe, heiß und sehnsüchtig? und ewig lieben werde? — Dich!" — Das leidenschaftlich hervorgestoßene Bekenntnis war zugleich ein Abschied. Sie konnte ihm nicht folgen, ihren Quäler nicht verlassen. Ihre Ehe lösen, ihm folgen werde sie nicht. Sie hatte ja ihr Kind ... Aber auch das sollte sie von Stunde an nicht mehr haben. Der Gatte entfremdete es ihr, lehrte es, Grauen vor seiner Mutter zu empfinden. Von allem Unverzeihlichen, das sein Vater getan, war das in den Augen Levins das Unverzeihlichste. Übers Grab hinaus haßte und verabscheute er ihn dafür.

Dem furchtbaren Auftritt im Schlosse war ein Duell ohne Zeugen gefolgt. Die Kugel des Gegners und Rivalen konnte Bornholm nie aus dem Leibe geschnitten werden, mahnte ihn durch unausgesetzte Schmerzen an die bitterste und beschämendste Stunde seines Lebens. Ein Trost blieb ihm: Sein Schuß hatte noch besser getroffen als der des Feindes. Nach langem Siechtum schiffte dieser — ein vom Tode schon gezeichneter Mann — sich wieder nach Australien ein. Er wollte seine Ländereien und seine Homestation noch einmal sehen. Er wollte die Güter, die er für die Vielgeliebte erworben hatte, ihrem Kinde sichern und vertraute die Verwaltung treuen Händen an, aus denen der junge Erbe sie einst empfangen sollte. Ein Gruß des Sterbenden, die Kunde seines Hinscheidens und seiner letzten Verfügungen gelangten nach Valahora. Sie blieben unbestellt und, so lange

Bornholm noch lebte, ein Geheimnis für jeden. Und doch war eine da, die sein Bestehen ahnte: Alwide, die ehemalige Dienerin der Mutter Levins. Ihr Mißtrauen war immer wach, unablässig stachelte sie den Sohn zum Hasse gegen den Vater an.

Ein furchtbares Verhältnis gestaltete sich zwischen den beiden Bornholm. Der Alte entsetzlich in seiner geist- und herzlosen Tyrannei, Levin, als Knabe wie ein kleines Kind, als Jüngling wie ein Knabe behandelt, in heller Entrüstung kämpfend und rebellierend.

Dann der plötzliche Tod des Bedrückers und sein Sohn aus tiefster Knechtschaft ohne Übergang in völlige Ungebundenheit versetzt... War's ein Wunder, daß sie bald in Zügellosigkeit ausartete? daß der Jüngling auf der tollen Jagd nach dem Glücke, das er sich vom Leben versprach, in die Irre geriet?

„Haben Sie von dem Narren gehört," schloß Levin seine Beichte, „der hinging, den Fleck zu finden, von dem aus der Himmel sich zur Erde niederzwingen ließe, und unterwegs im Schlamme versank?... Nicht für Ihr Ohr die Geschichte dieser Jahre!... Was ich verlor? — den Glauben an Gott und die Menschen. Was ich gewann? — Ekel vor mir selbst und Verachtung einer Kultur, die alle Höhen ermißt, alle Tiefen ergründet und vor dem reichen Laster jedes Tor aufreißt und jedes geheimste Pförtchen...

Schlecht diese Welt und schlecht ich. Wir hatten einander nichts vorzuwerfen und hatten auch keine Freude aneinander... Ich flüchtete von denen, die zwischen Gut und Böse den Unterschied nicht mehr kennen, zu denen, die ihn noch nicht kennen. Und — eine Art Heimat habe ich ja dort gefunden, während alles, was ich hier Heimat nennen könnte, mir eine Stätte der Erinnerung an einen Schmerz oder an einen Frevel ist."

Damit war er aufgestanden und war fortgegangen und hatte ihr kaum Zeit gelassen, sein Abschiedswort zu erwidern.

Zwölf Uhr. Das Gebimmel des Mittagsglöckchens durchzitterte die regenschwere Luft. Nun kommt er nicht mehr, und das ist gut. Er sollte wirklich auch nicht täglich kommen, es gehört sich nicht und stört ihr den Frieden. Sie trat fort vom Fenster, sie hatte noch allerlei in ihrer Wirtschaft zu tun, Arbeiten zu beenden, die halb fertig auf dem Tische lagen, und auch noch Rechnungen abzuschließen. Heute Nacht hatte es sie heiß überlaufen; da war ihr eingefallen, daß sie vergessen hatte, am vorigen Samstag ihre Wochenrechnungen zu bezahlen und ihre Krankenbesuche im Dorfe zu machen. Ihr Interesse für Bornholm begann jedes andere in Schatten zu stellen. Sie gab sich genaue Rechenschaft davon. Seine fremdartige Gestalt hatte sich zwischen sie und die ihr früher liebsten Menschen geschoben und ihr diese ferner gerückt. Die guten Tanten, den armen, langweiligen Vetter Felix, seine Kinder, Elika sogar — alle, alle ... Wie das nur gekommen war, und was ihr denn an ihm gefiel? Und gefiel er ihr denn überhaupt? Es lag vieles in seiner Art und Weise, das sie beängstigte und verletzte. Aber immer erwachte von neuem ein unberechtigtes und doch unüberwindliches Mitleid ...

Sie verließ das Zimmer und hatte den Treppenabsatz kaum überschritten, als das Tor der Halle geöffnet wurde und Levin eintrat:

„Guten Tag, Fräulein von Kosel," rief er zu ihr hinauf und schwenkte den Hut. „Störe ich Sie? haben Sie zu tun? Wenn ja, schicken Sie mich fort. Ich werde Sie nicht lange in Anspruch nehmen, ich möchte Ihnen nur eine Bitte vorbringen."

„Ich habe wirklich zu tun," erwiderte sie, „wenn es sich aber um eine Bitte handelt, die muß ich hören. Kommen Sie!"

Luise ging in den Salon zurück, und Bornholm folgte ihr auf dem Fuße. Sie nahm Platz in der Ecke des Kanapees und er ihr gegenüber auf einem Sessel, vor dem mit Weißzeug und Näharbeiten bedeckten Tisch.

Er zögerte ein wenig und sprach dann rasch: „Sie sind mir eine Wohltat, Fräulein von Kosel."

„Das freut mich sehr," versetzte sie ernst, „dergleichen hört man immer gern. Und Ihre Bitte?"

„Daß Sie sich von mir nicht abwenden, mir Ihre Teilnahme nicht entziehen."

„Warum sollt ich das?" fragte Luise.

„Man rät es Ihnen, Menschen, die Ihnen teuer sind, raten es Ihnen ... Ob eindringlich, mit vielen Worten, ob stumm, durch kummervolle Mienen, ist ja gleich ... Ihr Vetter Kosel — ich komm jetzt auf das, womit ich hätte anfangen sollen — ist bei mir gewesen vorhin. Eben. Er kam — als Sendbote, gewiß — eigene Initiative ist nicht sein Fall — mir anzudeuten, daß meine Besuche bei Ihnen unpassend gefunden werden. Ich war mehr aufs Erraten als aufs Verstehen angewiesen — die letzte Nummer der ‚Evening News' lag auf dem Tisch ... Sie begreifen, da konnte er doch nicht bei der Stange bleiben ... Wie er daheim bestehen soll im Examen über den Erfolg seiner Mission, ist mir unklar, und klar nur, daß er sie hatte ... und denken Sie, Fräulein von Kosel! mit meiner Kunst, das Unangenehmste für das Nächstliegende zu halten — ergriff mich die Sorge, er habe die Mission von Ihnen."

„Das ist ein komischer Einfall. Wie konnte er Ihnen kommen?"

„Ich weiß es selbst nicht ... Er haftete auch nicht ... Bald kam ein Trostgedanke. Sie würden mir doch kaum durch einen Dritten sagen lassen: ‚Ihre Anwesenheit bei mir erregt Ärgernis. Bleiben Sie fort' ... Sie sagen das überhaupt nicht. Sie sind zu stolz und unabhängig, um Ihre Handlungsweise zu ändern, weil alberne Leute an ihr Anstoß nehmen."

Luise hatte den Kopf gesenkt, erhob ihn nun und versetzte mit einem herzgewinnenden Lächeln: „Ich bin ratlos, ob ich nun erwidern soll, Sie tun mir unrecht, oder, Sie tun mir zu

viel Ehre an. Eben heute habe ich mir überlegt, ob ich nicht gut täte, Sie zu bitten, seltener zu kommen."

„Der Leute wegen?"

„Der Leute wegen, die Sie albern nennen, und die es so gar nicht sind."

„Wohl denn!" rief er, „ich gebe es zu, es sind die respektabelsten Leute, — aber auch durch die sollen Sie sich nicht bestimmen lassen, mich vor die Tür zu setzen. Denn," wiederholte er, und dabei nahm sein männliches Gesicht einen völlig ungewohnten und fast kindlichen Ausdruck an, „Sie sind mir eine Wohltat, Fräulein von Kosel!"

„Tante Luise!" rief jetzt eine junge Stimme, und Elika öffnete die Tür so weit als nötig, um durch den Spalt hereingucken zu können. Beim Anblick Bornholms stotterte sie: „O — o!" ... zögerte ein wenig und trat dann ein und sah in ihrem langen, lichten Regenmantel mit aufgestülpter Kapuze hübsch und herzig aus. Luise war rot geworden, Bornholm plötzlich in Verstimmung geraten.

„Frau Heideschmied ist auch da," sprach Elika, aber mehr um das peinliche Schweigen zu brechen, als um auf die Anwesenheit der Französin aufmerksam zu machen, die ihren Mantel auf dem Gange abgelegt hatte und letzt knapp vor der Tür eine zierliche Reverenz ins Werk setzte.

Luise war aufgestanden und begrüßte die Damen, Bornholm blieb sitzen. Er gab sich keine Mühe, zu verbergen, wie verdrießlich die Unterbrechung seiner Gespräches mit Fräulein von Kosel ihm war. Frau Heideschmied, viel zu wohlerzogen, um die Verlegenheit der Herrin des Hauses und die Unart ihres Gastes zu bemerken, nahm dankend die Einladung Luisens, sich neben sie aufs Kanapee zu setzen, an und berichtete ihr mit großer Lebhaftigkeit, daß es regne und wahrscheinlich den ganzen Tag fortregnen werde, wenn nicht etwa Aufheiterung eintreten sollte.

Elika nahm Platz auf einem Fauteuil. Ihr kluger Blick glitt über die drei; über Bornholms finsteres Gesicht, über Luise, die so befangen, Frau Heideschmied, die so wohlerzogen war. Sie verstand alle, erriet, was in jedem von ihnen vorging, sie hatte das stolze Bewußtsein, die Situation völlig zu beherrschen, sie, die jüngste, sie, das „kleine Mädchen". — „Wir kommen, dich zu Tische zu bitten, Tante Luise," sagte sie mit einer freundlichen und anmutigen Überlegenheit, die Frau Heideschmied entzückte. „Der Herr Pfarrer und der Herr Doktor und der Herr Direktor und seine Frau werden erscheinen. Nachmittags soll eine Partie à la guerre gespielt werden. — Wollen Sie uns auch das Vergnügen machen, zu Tische zu kommen, Herr Bornholm?"

Er verneigte sich obenhin, in seiner spöttischen Miene war die Frage zu lesen: Ist das Ihre Sache, mich einzuladen?

Schnell und gleichsam zu ihrer Rechtfertigung setzte Elika hinzu: „Der Papa und die Tanten würden sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen."

„Ja dann, und wenn Sie es erlauben, werde ich am Nachmittag nach Velice kommen."

„Zu Tische nicht?"

„Mit Ihrer Erlaubnis, am Nachmittag," wiederholte er.

„Auf Wiedersehen also!" Elika stand auf und, als ob sie elektrisch mit ihr verbunden wäre, zugleich auch Frau Heideschmied.

„Auf Wiedersehen, meine, meine Kleine," sprach Luise, winkte sie heran, umschlang und küßte sie.

Zu ihr herabgeneigt, hatte Elika sich ihre Liebkosungen eben nur gefallen lassen. Jetzt, wieder aufgerichtet, warf sie einen Seitenblick auf Bornholm und fragte: „Wie geht's dem Hansl?"

„Gut."

„Ist er brav und haben Sie ihn lieb?"

„Lieb? — er nützt mir und ich nütze ihm. Das hat mit dem Liebhaben nichts zu tun," erwiderte er trocken und abweisend

Elika zuckte traurig die Achseln, wandte sich und ging, wurde aber, ehe sie die Tür erreichte, von Luise eingeholt. Die nahm ihren Arm und begleitete sie die Treppe hinab. In der Halle blieben sie stehen, und die Kleine sagte mit einem tiefen Seufzer: „Er ist noch sehr verwunschen!"

„Warum sind Sie so unfreundlich mit ihr?" fragte Luise, die, in den Salon zurückkehrend, Bornholm auf seinem früheren Platze fand. Er hatte beide Hände in die Taschen gesteckt und schaukelte sich auf seinem Sessel: „Ich weiß es selbst nicht. Sie ärgert und langweilt mich. Sie hat etwas so Gouvernantenmäßiges. ‚Haben Sie ihn lieb?' Unerträglich fad, solche Sachen... Ich habe überhaupt nichts lieb. Ich kenne das nicht."

„Sie kennen das nicht?" wiederholte Luise ungläubig. — „Herr Bornholm, wenn ich ein Wort wüßte, das genau das Gegenteil von Selbstüberschätzung bedeutet, würde ich es Ihnen zurufen."

„Es träfe mich aber nicht. Ich habe den traurigen Vorzug, mich zu kennen, mein ganzes miserables Ich ... Sie erschrecken?" fragte er, da Luise plötzlich zusammenfuhr. „Warum sind Sie erschrocken?"

Sie lachte. „Weil Ihr miserables Ich, und zwar nicht das geistige, sondern das körperliche, eben in Gefahr gewesen ist, umzukippen. Wollen Sie nicht die Güte haben, ruhig sitzen zu bleiben?" Sie sprach es bittend, lehnte sich vor und sah ihn, der die Hände aus den Taschen gezogen und eine stramme Haltung angenommen hatte, heiter und freundlich an. Ihre Blicke ruhten ineinander, und die Härte und der Trotz des seinen milderten sich unter dem Einfluß der unendlichen Güte, die ihm aus dem ihren entgegenleuchtete.

„Jetzt haben Sie mir wieder wohlgetan," sprach er. „Sie übersehen das Unverbesserliche an mir und rügen eine üble Gewohnheit, die ich — in Ihrer Gegenwart wenigstens — ablegen kann."

„Die Rüge war doch auch recht gouvernantenmäßig ... Dank, daß Sie es mir verzeihen," kam sie der Einwendung zuvor, die er machen wollte. „Und jetzt muß ich Sie verabschieden. Ich habe noch viel zu tun und weiß nicht, wie ich's in ein paar Stunden fertig bringe." Sie reichte ihm über dem Weißzeugberg die Hand, die er kräftig schüttelte.

Elika fuhr nach Hause in ihrem eleganten Kutschierphaethon. Sie lenkte ein schönes, frommes Gespann. Neben ihr saß, eingewickelt in einen Mantel und in eine Wagendecke, die verkörperte, anbetende Liebe, Frau Heideschmied, und hinter ihr, auf dem Rücksitz, die Treue — Hanusch, der in den Dienst ihres Bruders Franz getreten und sich immer mehr zur Vertrauensperson qualifizierte. Wenn Hanusch dabei war, durfte Elika reiten und kutschieren, welche Pferde sie wollte. — Wie bevorzugt schien sie vor den Mühseligen, die sie einholte, die ihr begegneten. Einigen, die freundlich grüßend auswichen, anderen, die mißgünstig und grollend zu ihr hinaufsahen und denen sie ausweichen mußte. Weiber, tiefgebeugt unter der Last schwerer, feuchter Gras- oder Reisigbündel, Bettler, Vagabunden, die alte Dorfbotin, die ihre Butte in Leinwandfetzen gehüllt hatte und sich mühsam schleppte ...

O ja, ja! Elika, so rasch und sanft dahingetragen, so gut behütet, schien nicht nur, sie war bevorzugt vor ihnen allen und fühlte sich dennoch entsetzlich arm und verlassen. Was hatte sie diesem Bornholm getan, daß er ihr allmählich den Mut, ihn anzusprechen, raubte? Nie war ihr Ähnliches begegnet, immer waren alle Menschen gut gegen sie gewesen ... Die Schulkinder höchstens ausgenommen. Aber die, die zählten nicht. — Wenn sie sich feindlich gezeigt hatten, waren sie verleitet worden von Schlimmeren als sie. Auch ihnen galt das göttlich schöne, die Anklage in Verzeihung wandelnde Wort: „Sie wissen nicht, was sie tun" ... Und was man bedenken muß, und was ihr jetzt zum ersten Male so recht ergreifend aufs Herz fiel: die meisten

von ihnen leiden, sind elend. — „Durch ihre eigene Schuld, es müßte nicht sein," hatte neulich der Herr Direktor gesagt, und Tante Renate hatte erwidert: „Ist es darum weniger ein Elend, nicht vielmehr das ärgste?" Im Augenblick, in dem Elika das gehört hatte, war es an ihr vorbeigeflogen, ohne ihr einen Eindruck zu machen, und nun kam es wieder und haftete und beschäftigte sie. Zugleich besann sie sich auch, daß die Tanten, daß Apollonia das Gespräch immer abbrachen, wenn sie ins Zimmer trat während einer Konferenz, die mit dem Herrn Pfarrer und dem Doktor über Armenpflege abgehalten wurde. Man fand sie wohl zu jung, um ihr ein Urteil in solchen Dingen zuzutrauen, wollte sie schonen, ihr nicht weh tun durch den Einblick in das Leiden, von dem sie umgeben und bisher doch unberührt geblieben war ... Bisher! Plötzlich begriff sie, was man ihr verbergen wollte, das Verständnis dafür kam wie durch ein Wunder. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie sprach zu Frau Heideschmied:

„Wenn man ein wundes Herz hat, das ist gut ... Das ist, wie wenn einem die Augen aufgehen würden, begreifen Sie? man ist blind gewesen und wird auf einmal sehend ... Das Herz hat eine dicke Haut gehabt, und jetzt hat es eine feine! so feine!"

„Sie werden doch nicht ein wundes Herz haben, chère petite," erwiderte Frau Heideschmied, die sich an den einzigen ihr klaren Satz in dieser Rede hielt, und war sehr beunruhigt, als Elika versicherte:

„Ich habe es."

„Das vergeht, ich hoffe, daß es bald vergeht ... Sie haben nur eine unangenehme Impression empfangen. Fort damit, denken Sie an etwas andres! Es gibt so viel Liebes, an das man denken kann!" Par exemple mon mari bienaimé, klammerte sie in Gedanken ein.

„Wenn jemand ungezogen ist — traurig für ihn. Ich möchte nicht Herr Bornholm sein ... So deplorablen Manieren be-

gegnet man nur bei einem mit sich selbst zerfallenen Menschen; einem Menschen, der keine Religion hat."

„Keine Religion?" stammelte Elika voll Entsetzen. „Wie ist das? ... Betet man da nicht? Kann man da nicht beten, wenn man keine Religion hat?"

„Gewiß nicht. Zu wem soll man denn beten? Man glaubt ja nicht an Gott ... Das heißt," milderte Frau Heideschmied ihren Ausspruch, als sie bemerkte, wie schmerzlich weh er getan hatte, „das heißt, mein armes Kind, mir scheint es so — mir ... vielleicht nur mir."

Elika schwieg. Gedanken zogen ihr durch den Kopf, schwere Gedanken, kaum zu bewältigen ... Es gibt Menschen, die glauben nicht an Gott ... Wie kann man leben ohne an Gott zu glauben? ... Ein hilfloses Menschenkind sein und keinen allmächtigen Vater haben, den wir anrufen, zu dem wir schreien! der hilft aus Erbarmen, oder Hilfe versagt aus Liebe, weil sein Kind des Leidens bedarf zur Stählung und Läuterung ... Der armen Kleinen schauderte vor der Trostlosigkeit eines solchen Daseins.

Das Programm, das Leopold und Franz für den Regentag entworfen hatten, wurde nicht eingehalten; die à la guerre-Partie blieb aus. Elika hatte einen langen Brief von Josef bekommen, und Bornholm brachte einen nicht viel kürzeren mit, der für ihn eingetroffen war. Josef kündigte die Ankunft neuer Sendungen an. Sie waren dieses Mal für Velice bestimmt. „Packt sie aus, Kinder," schrieb er an die Geschwister, „putzt meine Zimmer und, wenn es euch freut, auch die euren mit Kriegerschmuck aus Südaustralien auf. In zwei Jahren, in einem Jahr vielleicht, bin ich wieder da und bewundere euer Werk. Nebenbei führe ich dem Papa, wenn er's erlaubt, die Wirtschaft und möchte euch nur alle wiederfinden gesund und glücklich, und die Jungen älter und die lieben guten Alten jünger geworden."

Dann kündigte er an, daß längere Zeit vergehen werde, bevor wieder eine Nachricht von ihm in die Heimat käme. Wenn seine Briefe in Velice und Valahora gelesen würden, wo war er da? Er wußte es jetzt selbst noch nicht. Ein englischer Naturforscher unternahm in einiger Zeit, gut begleitet und ausgerüstet, eine Expedition in das Innere des Landes und hatte Josef aufgefordert, sich ihm anzuschließen. Er ließ sich das nicht zweimal sagen.

Wieder eine große und gefahrvolle Reise! Die Damen seufzten sorgenvoll, den beiden jungen Herren brannten die Köpfe. Was für ein bevorzugter Mensch war doch ihr Josef. Sie gönnten ihm von ganzer Seele sein Glück, hätten aber gar zu gern nicht bloß in Gedanken daran teilgenommen.

Heute war nur noch von ihm die Rede, von Abenteuern, die Bornholm und er miteinander bestanden hatten, und in denen Levin die führende Rolle immer seinem Freunde zuwies. „Josef kann und versteht alles," sagte er, „hat eine beneidenswerte Gabe, die Eingeborenen zutraulich und sogar anhänglich zu machen. Mit Tieren umzugehen habe ich erst von ihm gelernt."

„Hansl," sagte Elika leise.

„Er hat zuwege gebracht, was noch keinen vor ihm gelungen ist, er hat einen Beutelmarder gezähmt. Zwei Dingos gehorchen ihm, wie Ihnen Ihre Jagdhunde, schlafen vor seiner Tür. Merkwürdige Tiere, schweigende Kämpfer, haben keinen Laut für den gräßlichsten Schmerz und erheben manchmal des Nachts ohne scheinbaren Grund ein höllisches Geheul. Vielleicht gewöhnt er ihnen das auch noch ab mit seiner Strenge, seiner Geduld. O, man kann von ihm lernen! Er ist in noch ganz anderen Dingen mein Lehrmeister gewesen. Der seine aber war der Abscheu vor der unmenschlichen Grausamkeit der Europäer gegen alle lebendigen Urbewohner des ältesten, von den ‚Segnungen' der Zivilisation am längsten verschonten Weltteils. Ja, wenn es mehr solche gäbe wie Josef ... Doch sind ja seinesgleichen, der beliebten Phrase nach, nur zur Bestätigung der Regel da."

„Sie haben ihn ins Herz geschlossen, unsern Josef," sagte Luise später zu Bornholm. „Der ist Ihnen, ich wage jetzt das Wort, das Sie vorhin in Harnisch brachte, sehr lieb geworden."

„Ich habe es eine Zeitlang selbst geglaubt, ich habe mir sogar eingebildet, daß der Abschied von ihm mir schwer geworden ist und daß der brave Bursche mir abgehen werde. Irrtum! Es war, wie es bei mir immer ist — aus den Augen, aus dem Sinn. Wenn man jemand lieb hat und ist von ihm getrennt, müßte man doch, scheint mir, manchmal denken: Schade, daß er dies und jenes nicht mit ansieht, nicht mit erlebt ... Nun, gestern habe ich darüber nachgedacht, warum mir das in bezug auf Josef nie eingefallen ist."

„Sie haben sich vielleicht nur keine Rechenschaft davon gegeben."

„Was — Rechenschaft? Ich weiß doch, wessen ich mich besinne. Nein, in mir schlägt keine Neigung Wurzel, das ist vorbei oder ist vielmehr, bevor es sich entfalten konnte, im Keim vernichtet worden. Halten Sie mich nur ja nicht für mehr als ich bin, sonst erleben Sie eine bittere Enttäuschung und wenden sich, noch ehe ich von hier wegziehe, von mir ab."

Kurzsichtigkeit oder Egoismus? Wie ihr dann zumute sein werde, danach fragte er nicht. Er forderte sie nur auf, Geduld mit ihm zu haben, ihn zu zerstreuen, ihm wohlzutun. Wenn aber sie nach Frauenart für den, der ihrer bedurfte, dem ihr Umgang ein Segen war, ein warmes Interesse faßte, ihn kümmerte und verpflichtete das nicht. Übers Jahr kehrte er nach seinem Australien zurück, und sie mochte sehen, wie sie mit sich fertig wurde ... Hatte er auch für Elika kein Auge? Ahnte er nichts von dem, was in ihr vorging, nichts von der schwärmerischen Neigung, die das Kind ihm weihte? Ein gutes Wort, das er ihr gönnte, machte sie reich für Tage. Ließ er sich, was nun doch manchmal geschah, in ein Gespräch mit ihr ein, leuchtete das helle Glück ihr aus den Augen. Die verwöhnte, von allen

auf Händen Getragene floß über von Dankbarkeit für ihn, wenn er sie nur nicht mißhandelte.

Die ersten Fröste kamen, man winterte sich ein. Der eifrigste Eis- und Schneesport wurde getrieben, und wenn Bornholm alle übertraf an Verwegenheit und Geschicklichkeit, triumphierte Elika.

„Ihr liegt an uns gar nichts mehr," sagte ihr Franz bei einer solchen Gelegenheit ins Ohr, „ihr liegt nur noch an Bornholm."

Kein Spaß, der vollste Ernst des guten Jungen. Er blickte sie finster aus seinen dunkelblauen Augen an und benetzte ein paarmal rasch nacheinander die vollen roten Lippen, die ihm trocken geworden waren, mit der Zunge.

Elika geriet sogleich in eine ihr selbst unerklärliche Empörung: „Wie dumm du bist, wie dumm! Du bist ein sentimentaler alter Bär."

Er murmelte unverständliche Worte und ging seiner Wege, und sie wunderte sich wieder über sich selbst, weil ihr Zorn ihr so geschwind abhanden kam. Er war gestiegen wie eine Rakete und erlosch wie ein ausgeblasenes Kerzchen.

In den Augen ihres Franz, ganz tief drinnen, war etwas verschleiert Schmerzvolles gewesen, das ihr Gewissen rührte und ihre Zärtlichkeit wach rief. Sie eilte ihm nach, faßte ihn beim Ärmel, schüttelte ihn und sagte: „Alter Franzl, guter, alter, dummer Franzl."

„Dumm du selbst," war seine Antwort. Er gab sie ihr über die Achsel, recht von oben herab, aber wie ein Hauch unendlicher Liebe kam mit diesen Worten und mit diesem Blick über sie geströmt. Zwischen ihnen war alles wieder, wie es sein mußte, wenn sie Freude am Leben haben sollten.

Sie hat später die Regung gebenedeit, die sie damals antrieb, ihm nachzulaufen und in ihrer Weise zu versichern: „Wir bleiben die alten, wir zwei."

Im Grunde waren alle Herren von Kosel eifersüchtig auf

Bornholm und konnten doch der Anziehung nicht entrinnen, die er auf sie selbst ausübte. Sie hatten sich schon an ihn gewöhnt und hatten eine größere Sympathie für ihn, als sie selbst wußten.

„Er ist der einzige, der euch malträtiert, das macht ihn euch unentbehrlich," behauptete Charlotte. „Jeder Mensch hat das Bedürfnis, manchmal malträtiert zu werden."

Leopold war anderer Meinung: „Unentbehrlich ist er mir gerade nicht, aber ich ertrage ihn und seine Launen, weil ich die Überzeugung habe: Wenn ich in eine schwierige Lage geriete, von allen verlassen wäre, auf ihn könnte ich zählen, der stände zu mir."

„Schon aus Trotz gegen die Mehrheit," bemerkte Heideschmied. Er fürchtete Levins Einfluß auf die jungen Leute und ließ, aus erziehlichen Gründen, möglichst oft ein absprechendes Wort über ihn fallen.

Eine stille Gönnerin hingegen hatte Bornholm an Tante Renate. Ein Zipfelchen vom Mantel der christlichen Liebe hatte sie immer zur Hand, um es über seine Fehlerhaftigkeit zu breiten. Sie hielt ihn für einen Verirrten, nicht für einen Verlorenen. Sie betete für ihn.

Noch ein wahrhaft Frommer hatte nie ein Wort der Verdammnis des Religionslosen, und das war der alte Herr Pfarrer. Ihm gegenüber blieb Bornholms Benehmen immer gleich zuvorkommend und ehrerbietig. Eine und dieselbe Erinnerung ergriff beide mit großer Macht, wenn sie einander trafen, die Erinnerung an die Sterbestunde der Mutter Levins. Für diesen lagen durchstürmte Jahre dazwischen, eine lange, nutzlos vergeudete Zeit, seine ganze, wüste Jugend, aber ein Blick in das Angesicht des greisen Priesters, und ein ergreifendes Bild erhob sich vor ihm. Er sah ihn am Lager einer Scheidenden stehen und ihr die letzte schwere Stunde in eine trostvolle wandeln, und ihre Todesbangigkeit in seligste Hoffnung und himmlische Zuversicht. Das vergaß er ihm nie; seine Dankbarkeit dafür

war unerschöpflich, und der alte Herr, der ihm anfangs aus dem Wege gegangen war, überwand jetzt die Scheu, Anstoß zu erregen durch den Verkehr mit einem Menschen, der nie eine Kirche besuchte. Er brachte manchen Nachmittag bei ihm zu und machte sich nützlich beim Ordnen der Sammlungen, die Bornholm dem naturhistorischen Museum seiner nordischen Vaterstadt bestimmte.

Einmal ließ Bornholm, sonst die Pünktlichkeit selbst, ihn warten. Der geistliche Herr wurde nicht ungeduldig, es war ihm fast lieb. Er hatte keine Eile, die Botschaft zu bestellen, die ihm aufgetragen worden war. Endlich kam Levin, heiß vom scharfen Ritte, von quälenden Gedanken sichtlich eingenommen. Mit ungewohnter Hast brachte er eine Entschuldigung vor. Er hatte sich, wie der in der alten Ballade, Ruhe erreiten wollen, es war ihm nicht geglückt.

So, ei, ei, Ruhe, du Armer, dachte der Pfarrer und lenkte vorerst das Gespräch auf die Verwendung der letzten großmütigen Spenden, die ihm Bornholm für die Armenanstalten in Valahora und in Vrobek zur Verfügung gestellt hatte.

Levin erinnerte den geistlichen Herrn, daß er ihn schon gebeten habe, mit dem Gelde nach eigenem Ermessen zu schalten. Nur eins sei zu beobachten: die Leute dürften nicht wissen, woher es kam. Bei ihrer Bigotterie wären sie imstande, ein Geschenk von ihm zurückzuweisen. Der Pfarrer leugnete es nicht. Diese Worte bauten eine Brücke zu dem, was er Bornholm zu sagen hatte, und er gestand, es sei schwer mit den Leuten und tiefbetrübend, was sie oft als Verletzung oder als Erfüllung ihrer Christenpflicht ansähen.

„Ich habe heute ein Beispiel davon gehabt," versetzte Bornholm mit bitterem Hohne. „Ich traf den Schullehrer und kündigte ihm für morgen meinen Besuch in der Schule an. Er verfärbte sich. Er hat ehrliche blaue Kinderaugen, dieser Schullehrer, und ein gutes, offenes Kindergesicht und dabei doch einen Zug

um den Mund, der sagt: Ich habe schon auch meine Kämpfe bestanden ... Sie erraten, was kommt, Hochwürden. Beschworen hat er mich, fern zu bleiben von der Schule, ein Ketzer hat in der katholischen Schule nichts zu suchen, würden die Eltern sagen."

Der Pfarrer neigte den Kopf ein wenig zur Seite; aus seinen festen Zügen, die einen strengen Ausdruck anzunehmen vermochten, sprach jetzt nur Weichheit und ein inständiges Bitten: Verzeih, daß ich dir weh tun muß. „Gehen Sie also nicht in die Schule und, lieber Herr Bornholm, gehen Sie auch nicht mehr zu Fräulein von Kosel."

Levin fuhr zurück: „Warum? ... Was bedeutet das?" ...

„Etwas Trauriges, lieber Herr Bornholm. Sie ist doch bestimmt, hier zu leben, natürlich, sie hat kein anderes Zuhause. Sie muß trachten, auszukommen mit den Leuten, das ist das Ganze, lieber Herr Bornholm. Wenn Sie aber alle Tage hingehen zu ihr, wie Sie leider seit Monaten tun, das macht ihr das Leben hier unter den Leuten schwer."

„Oho, da werde ich doch ..."

„Nichts werden Sie, lieber Herr Bornholm, weder in Güte noch mit Gewalt werden Sie. Der Haß gegen Sie ist ein Erbe, das Ihr Herr Vater Ihnen hinterlassen hat, und nach seinem Ableben ist von Ihnen aus nichts geschehen, um eine Versöhnung herbeizuführen. So hat sich immer mehr Groll aufgehäuft ... und so wird es, sehen Sie, sogar unseren Herrschaften übelgenommen, daß sie mit Ihnen umgehen. Wie nun erst einem alleinstehenden Frauenzimmer. — Lieber Herr Bornholm, so ungern ich's tue, geschehen muß es doch, und sagen muß ich Ihnen: Fräulein von Kosel ist gestern am Tage Mariä Verkündigung vor der Kirchentür be ..." er verwandelte das Wort, das auszusprechen er schon im Begriffe war, noch rasch in ein weniger starkes, „beleidigt worden. Einige Weiber fragten, was sie in unserer Kirche zu suchen habe — sie solle in die Ketzerkirche gehen...

Fräulein von Kosel hat gestern an dem großen Feiertage der heiligen Messe nicht beiwohnen können."

Bornholm hatte ihn, während er sprach, unablässig mit glühenden, zornsprühenden Augen angestarrt. Plötzlich beugte er sich vor, faßte die ineinander gefalteten Hände des Priesters und preßte sie mit solcher Gewalt, daß der Greis sich vor Schmerz auf seinem Sessel wand. „Und ich," stieß Levin hervor, „und ich war heute bei ihr, und sie hat mir nichts davon gesagt. Begreifen Sie das, Hochwürden? Begreifen Sie diesen Heldenmut, diese Barmherzigkeit?"

Der Pfarrer hatte noch vieles auf dem Herzen und nahm die Einladung Bornholms, ihn nach Hause zu begleiten, gern an. Eine Weile wanderten sie schweigend nebeneinander. Unter allen, die ihnen begegneten, war keiner, der nicht durch irgend ein Zeichen sein Staunen oder sein Bedauern darüber zu verstehen gegeben hätte, daß der geliebte und verehrte Seelsorger sich in der Gesellschaft Bornholms treffen ließ.

„Ist die Mißstimmung der Leute gegen Sie immer so arg gewesen?" fragte der Pfarrer endlich.

„Ich glaube ja, ich habe keine Notiz von ihr genommen."

„Wenigstens hat sie sich früher nicht getraut, sich offenkundig zu äußern. Es muß jemand da sein, der die Leute gegen Sie aufhetzt."

„Wahrscheinlich besorgt das mein Bartolomäus. Ich bin kein bequemer Herr, am wenigsten für den alten Stützkopf, der seit Jahren gewohnt ist, selbst Herr zu sein. Ein Greuel sind ihm die Sendungen aus Australien. Das gottlose Zeug verpestet ihm die Zimmer; er hält jedes Fell, das ich auspacke, für eine gegerbte Menschenhaut oder doch für ein Stück davon und wollte gestern durchaus einen Fischerspeer begraben, weil er behauptete, seine Spitze sei aus Menschenknochen gemacht. Ich muß nur trachten, diese Sachen bald fortzubringen, um sie vor ihm zu retten."

„Unsinn, das ist ja lauter Unsinn, was der sich einbildet! Freilich hat der Unsinn leider Gottes viel dreinzureden in dieser Welt. Aber, lieber Herr Bornholm, es wird doch auch noch manches andere geben ..."

„Es gibt die Geister der Vergangenheit, die Erinnerung an die Bedrückung, die die Eltern dieser Leute durch meinen Vater erfahren haben ... und dann meine Jugend, mein eigenes, tolles, frevelhaftes Treiben ... das lebt alles wieder auf."

„Freilich, freilich," sagte der Pfarrer zögernd, „es ist damals viel gesündigt worden, das sich vor den Menschen nicht wieder gut machen läßt. Die schleudern dann ihren Bannfluch. Verzeihen Sie, lieber Herr Bornholm, ich bin nicht Ihr Ratgeber, ich bin gar nicht befugt ... wenn ich aber schon so viel gesagt habe, will ich noch mehr sagen, will ich alles sagen. — Gehen Sie auch nicht nach Velice, lieber Herr Bornholm ... Wegen der jungen Leute. Wenn ich schief angesehen werde — ich halt das aus. Die jungen Leute, die ... Es sind doch erst ein paar Jahre, seitdem Frieden — vielleicht sogar nur ein fauler — zwischen ihnen und denen im Dorfe herrscht. Soll der wieder gestört werden, wäre das gut? Sie finden gewiß, daß es nicht gut wäre, lieber Herr Bornholm." Zagend wendete er sich zu ihm.

Levin erwiderte seinen Blick nicht, er nagte an der Unterlippe und sah starr in die Ferne. Wieder schwiegen beide, und am Eingang des Pfarrhausgartens angelangt, verabschiedeten sie sich kurz. Der Pfarrer hatte aber seine Schwelle noch nicht erreicht, als er Bornholm rufen hörte: „Halt, Hochwürden, halt!" Er blieb stehen und erwartete den Heraneilenden.

„Wollen Sie mir erlauben," fragte dieser, „Ihnen die Hand zu drücken?"

Der Priester reichte ihm die Rechte: „Ich bitte nur, nicht so stark wie früher."

„Leben Sie wohl, Hochwürden," sprach Bornholm langsam und ernst und verließ den Garten. Der Geistliche sah ihm nach

und zuckte bekümmert die Achseln, als er ihn die Richtung nach dem Schlosse einschlagen sah. Er hatte ihn doch gebeten, nicht mehr hinzugehen. Aber welchen Eindruck macht die Bitte eines Dieners des Herrn auf solch einen Ungläubigen?

Wie schon der Tag wächst! wie rasch dem längsten entgegen, und drüben in der Kolonie, dem kürzesten ... „Drüben," sagt Bornholm noch heute, wenn er an seine zweite Heimat denkt, an seinen Garten mit den herrlichen fremdartigen Blumen, den silberblätterigen Akazien, den Riesenbäumen mit Palmenschäften, Laubwerkkränzen, majestätischen Kronen ... Er denkt an den blauen, südlichen Himmel, die klare, durchsichtige Luft, in der Auge und Ohr geschärft scheinen, den tiefen, göttlichen Frieden einer australischen Landschaft. Er hat sich ihm dort drüben doch zeitweise ins Herz gesenkt, dieser Frieden. An den Stätten seiner Kindheit und seiner Jugend blüht er ihm nicht mehr.

Der weithin tönende Schlag der Schloßuhr verkündete die sechste Stunde, als er den Park erreichte. Die Vögel zwitscherten; unscheinbares Völkchen, bettelhaft angetan im Vergleich mit ihren Geschwistern auf der anderen Hemisphäre, aber was ersetzt den Wohllaut, der den Kehlchen dieser kleinen Sänger entströmt?

Die Sonne war untergegangen, ein lauer Dunst entstieg dem Boden, das junge Grün an Bäumen und Sträuchern prangte in Kraft und Saft, das Riedgras blühte, und die Veilchenbeete dufteten.

Bornholm schritt langsam dem Schlosse zu. Vor der Einfahrt lungerten einige Diener, die seine Frage, ob Herr von Kosel zu Hause sei, bejahend beantworteten, aber keine Anstalt trafen, ihn anzumelden.

Er ging hinauf (ihm das zu wehren, wagten sie nicht), fand im Vorgemach Balthasar so fest eingeschlafen, daß es ihm leid tat, ihn zu wecken, und er an ihm vorüber bei Kosel eintrat. Wie gewöhnlich war der Türvorhang zwischen den zwei Zimmern

zurückgeschlagen, er sah Elika am Schreibtisch ihres Vaters sitzen, vor einem großen linierten und rubrizierten Bogen. Sie hatte seinen Schritt gehört und sich umgesehen. Der Besuch Bornholms schien sie nicht zu überraschen; mit wenigen, ruhigen Worten sagte sie, der Papa werde gleich kommen, er sei in der Bibliothek mit dem Buchbinder, der einige Bände Zeitungen gebracht habe.

„Ich habe die Namen und Nummern hier einzutragen in den Katalog. Aber wollen Sie sich nicht setzen?"

Levin hatte eine Regung des Bedauerns. Armes Ding, das einen Zeitungskatalog führen muß. Armes fünfzehnjähriges Ding ...

Sie hatten vor dem runden Tisch auf den grünen Fauteuils mit den Metallknöpfen, die Tante Charlotte so albern fand, Platz genommen. „Ich komme, um Abschied zu nehmen," sagte Bornholm. „Ich habe mich entschlossen, meine Sammlung doch selbst zu überbringen. Es ist besser und," fügte er mit forciertem Humor hinzu, „mit weniger Mühsal verbunden, als der Transport dieser Sachen auf Buschwegen gewesen ist."

Elika hatte alle Mühe gehabt, ihre Bestürzung zu verbergen; es war ihr aber so ziemlich gelungen. „Und wann werden Sie abreisen, Herr Bornholm?" fragte sie.

„Morgen, ganz früh. Ich habe Nachrichten erhalten, die mich zwingen, meine Reise so bald als möglich anzutreten."

Ich weiß, dachte Elika, was für Nachrichten das sind. Ich weiß, was dich forttreibt. Sie sah ihn fest und traurig an. Ihr Blick sagte — und gar wohl verstand er ihn —: Mich täuschest du nicht über den Grund deiner Flucht, ich kenne ihn.

„Ich bitte Sie," sprach er hastig, „mich bei Ihrer Tante Luise zu entschuldigen. Ich finde nicht mehr Zeit zu einem Gang nach Vrobek, es ist unmöglich ... Unmöglich," wiederholte er, einen Augenblick völlig abwesend. „Haben Sie die Güte, ihr meine Empfehlungen zu bestellen und meinen Dank ... Wollen Sie das für mich tun?"

„Ja.“ Sie senkte den Kopf, sie dachte: Wenn du wüßtest, wie schwer es ist ... Aber dennoch — das und noch viel, viel mehr!

Herr von Kosel erschien und war unangenehm berührt, Levin da und allein mit Elika zu finden. Ein „Schön, das ist ja schön,“ als er den Zweck von Bornholms Besuch erfuhr, verriet seine innersten Gefühle. „Nach Norwegen. Ja, nach Norwegen also. Und dann? ja wohin dann?“

Die Antwort blieb aus.

„Das arme Valahora,“ sprach Elika, „und der arme Hansl. Möchten Sie ihn während Ihrer Abwesenheit nicht uns ...?“

„Er ist versorgt,“ unterbrach sie Bornholm. „Er hat einen vortrefflichen Hüter, den Bruder Ihres Hanusch.“

Noch ein paar gleichgültige Reden, in die Kosel einige Sympathiekundgebungen für Norwegen einflocht. Insbesondere für den Glommen-Elf, in den er mit allen seinen Gedanken versank.

„Sie gehen nach Norwegen und dann nach Ihrem Neusüdwales,“ sagte Elika, und auf den Lippen brannten ihr die Worte: Sie wollen Luise nicht leiden machen ... O, wie gern würde ich für Sie leiden, Sie durch mein Leiden erlösen!

Aber dieses Glück war ihr nicht gegönnt, unerlöst zog er wieder fort, der arme Gottlose, mit dem man nicht verkehren durfte, ohne selbst in Verdacht der Gottlosigkeit zu kommen. Nicht einmal viel von ihm sprechen sollte man, den ganzen großen Schmerz um ihn wie etwas Unrechtes, Unwürdiges verbergen ...

Diese Nacht hindurch schloß sie kein Auge; eine Seele wenigstens sollte mit ihm wachen. Er konnte sich keine Ruhe gönnen vor dieser überstürzten Abreise, zu der die Bosheit der Menschen ihn zwang ... Und — Elika schluchzte plötzlich auf — seine Liebe zu Luise, die Liebe, die hoffnungslos war und für ihn eine Pein, wie sie es für Josef gewesen ... Freilich, der Tante Luise wagte er doch nicht zu sagen: Verlassen Sie Ihre Heimat und alle,

die Ihnen teuer sind, und kommen Sie mit mir! Wem hätte sie diese schweren Opfer bringen sollen? Einem launenhaften, verdüsterten Menschen, der sie ihr nicht zu danken, ihr das Leben nicht leicht zu machen verstände. — Nein, nein, es war recht gewesen, ein solches Opfer nicht von ihr zu verlangen ... Elika wußte eine andre, die es gern gebracht hätte, aber diese andre war in seinen Augen nur ein dummes, kleines Mädchen ...

Am nächsten Tage kam Bartolomäus sehr vergnügt mit Hansl und seinem Wärter nach Vrobek. Der Herr Bornholm war abgereist und schickte da das Pferd. Das Fräuln möge den Hansl beliebig verwenden, als Reit-, Wagen- oder Arbeitspferd, er wäre ganz fromm. Für alles, was er brauchte, habe sein Wärter zu sorgen, das sei alles aufs beste eingerichtet. Das Fräuln wolle nur gütigst den beiden einen Unterstand geben im Meierhof.

Leopold fand, daß die Übersendung des Hansl eine Kühnheit sei. „Ich habe aber kühne Menschen gern, und du auch, Tante Luise," sagte er zu ihr und lachte. Seine Zähne blinkten so weiß und hell, daß es eine Freude war, und seine lieben Augen blickten die Tante, um Verzeihung bittend, an.

„Und ich auch," sprach Luise ruhig und tapfer.

Das begab sich im Stall der Meierei, in dem Schekinka II und Hansl friedlich nebeneinander standen, bis an die Bäuche in Stroh, und die Huldigungen sämtlicher Mitglieder der Familie Kosel empfingen.

Elika sah abwechselnd von Hansl zu Luise hin. Die Tante erschien ihr anders als sonst, verjüngt, verschönt. Sie wurde geliebt von Josef und von Bornholm. Geliebt werden, was ist das für eine große Sache — die größte auf Erden.

Wieder war es Herbst geworden. Überlang ließ eine Nachricht von Josef auf sich warten. Alle waren besorgt, keiner wollte es zeigen, keiner die Besorgnisse der anderen wecken. Endlich, knapp

vor Leopolds nun unwiderruflicher Abfahrt nach Wien, kam die bündige Kunde: „Wir sind alle gesund, Reise erfolgreich, ausführliche Nachricht folgt bald. Ausführlichste übers Jahr, die bringe ich euch selbst. Euer Josef."

Als Leopold vor der Abreise seine Abschiedsbesuche machte bei den Würdenträgern und bei den Hausgenossen, begleitete sein Vater ihn überall hin. Er wünschte offenbar etwas von ihm, sprach es aber nicht aus. Erst als Leopold sich aus den Armen Apollonias gerissen hatte, die ihn zwar nicht losließ, aber fortwährend rief: „Geh, mein Goldkind, geh, ich komme ja noch zum Wagen!" sagte Kosel:

„So also, so, und jetzt zu deiner Mutter!"

„Da war ich schon, Papa, da war ich zuerst."

„Ja, zuerst? . . . das ist also ganz recht," und mit einer Wärme die er selten verriet, klopfte er ihm auf die Schulter.

Der Phaethon fuhr vor, der Hof füllte sich mit Getreuen, die Leopold noch einen Gruß zurufen wollten. Nun fiel es Herrn von Kosel ein, daß er ja seinen Sohn auf die Station begleiten könne:

„Ja, komm, komm!" rief Leopold. „Lebt wohl, alle, alle! Auf Wiedersehen!" Sein letzter Blick, sein letzter Wink galt der armen Kleinen, die regungslos dastand und wartete, bis der Wagen hinter den Gebüschen des Parks verschwand. Dann rannte sie hinauf und ans Fenster ihres Zimmers, und sah ihm nach, so lange er auf der Straße noch zu erblicken war.

Auf Wiedersehen, ja — so Gott will! Das war keine Trennung wie die von Josef, aber ein Abschnitt im Leben, ein Scheiden aus dem Vaterhause war's. Zu Besuch wird er kommen, aber daheim sein bei ihnen nicht mehr!

„Adieu!" rief sie hinaus, dem kleinen, schwarzen Punkte nach, der jetzt noch einmal auf der steilen Anhöhe der Bahnhofsstation zum Vorschein kam. Nie, niemals wird sie vergessen, wie ihr zumute war, als sie den kleinen, schwarzen Punkt nicht

mehr sehen konnte. Kein Ereignis des späteren Lebens, kein Schmerz, kein Glück wird den Eindruck je verwischen, den sie damals empfing. O, welch ein Herz von Liebe fuhr ihr davon über die Berge!

Die Gedanken der beiden Tanten waren einmal wieder mit einer und derselben Sache beschäftigt. Sie lag, sozusagen, auf der Hand und gehörte zur großen Familie des Selbstredenden, das früher oder später zu Worte kommt, dem aber eine kleine diskrete Nachhilfe manchmal auch nicht schadet. Dieses Selbstredende war, daß Felix und Luise ein Ehepaar werden müßten. Er sollte nicht für den Rest seines Lebens ein Witwer bleiben, und Luise, so geschaffen, das Leben eines edlen Mannes reich und schön zu gestalten, sollte nicht ein altes Mädchen werden. In Felix durften ähnliche Erwägungen wohl schon aufgedämmert sein, und mehr als einmal hatte er angefangen, seiner anmutigen Verwandten den Hof zu machen. In seiner Art natürlich. Geschmachtet oder gestürmt hatte er nicht, sondern nur immer plötzlich entdeckt, daß es sich gehöre, Luise oft zu besuchen und sich ihr in ihrer kleinen Ökonomie nützlich zu machen. Das letztere vergaß er aber regelmäßig und auch das erste nur zu bald, und so geriet die Angelegenheit immer wieder ins Stocken.

Einige Monate nach der Abreise Bornholms trat — ohne Zweifel infolge einer „kleinen diskreten Nachhilfe" — ein neuer Aufschwung ein.

Luise hatte die leise Schwermut überwunden, von der sie eine Zeitlang befangen gewesen. Im Hause Kosel wurde Levin in ihrer Gegenwart nie mehr genannt, und auch sie erwähnte seiner nicht. Trotzdem waren die Tanten überzeugt, daß sie ihn in Erinnerung bewahre und wahrscheinlich immer bewahren werde. Er wird für sie das Interessante, das Exotische bleiben, der ungewöhnliche Mensch, in den man sich allenfalls verlieben kann, den man aber nicht heiratet.

„Das Gegenteil von Felix," fiel Charlotte in diese Worte ihrer Schwester ein, und Renate versetzte:

„So ist es."

Sie feierten beide in aller Demut stille Triumphe, wenn sie ihren Neffen jetzt täglich um zehn Uhr vormittags in jedem Wetter aufs Pferd steigen und Probekwärts traben sahen.

Es vergingen wieder ein paar Monate, und Renate sprach zu Charlotte: „Hast du bemerkt, bestes Herz, wie liebreich er sie gestern angeschaut hat?"

„Darauf," erwiderte Charlotte, „ist kein großer Wert zu legen. Er schaut auch mich liebreich an, wenn er gerade an eine Zeitung oder an eine Papiermühle denkt. Er hat einmal eine so liebreiche Zerstreutheit. Und gestern, ich muß es dir doch sagen, hat die arme Luise mir gestanden, daß er ihr mit seinen langen Vormittagsvisiten mehr Zeit raubt, als er verantworten kann, und dabei eine Portion Langeweile produziert, die alle Begriffe übersteigt."

Renate fühlte sich ein wenig verletzt: „Amüsant ist er freilich nicht; aber geliebtes Herz, wer heiratet denn, um sich zu amüsieren? Das ist doch nicht der Zweck der Ehe. Übrigens werde ich noch heute mit ihm sprechen."

Sie tat es, und das wurde der denkwürdige Tag, an dem Felix seine Cousine Luise fragte, ob sie seine Frau werden wolle: „Die Tanten meinen," setzte er hinzu, und seine rosenroten Wangen bekamen einen Stich ins Purpurfarbige, „daß du die beste Frau für mich sein wirst."

Luise sah ihn freundlich und gelassen an und reichte ihm beide Hände. Er ergriff sie nicht, er legte nur die kühlen, schlanken Finger seiner Rechten in diese kleinen, feinen Hände, und seine Züge hatten den Ausdruck schüchterner Verwunderung, den sie so oft annahmen. Luise hielt seine Finger fest und streichelte sie:

„Lieber Felix, sind wir nicht gute Freunde von Jugend auf

und ist das nicht etwas Vortreffliches? Soll man am Vortrefflichen etwas ändern wollen?"

Er fand nicht gleich eine Antwort. Nach einer Pause erst kamen die zögernd gesprochenen Worte: „Gute Freunde können wir ja bleiben, auch wenn wir heiraten ... und die Tanten meinen, du wärst die beste Frau für mich."

„Ich meine das nicht," erwiderte sie, „und du selbst ... Die beste Frau, die es für dich geben konnte, hast du verloren, mein armer Felix."

Er nickte zustimmend und atmete tief auf: „Die hab ich verloren, ja!" und nun war er's, der ihre Hand ergriff und herzlich drückte. „Die hab ich verloren," wiederholte er, erhob sich und ging wie im Traum der Tür zu. Dort blieb er stehen, wandte den Kopf und sprach: „Sag du das auch den Tanten."

— — — — — — — — — — — — — —

Der angekündigte Reisebericht Josefs traf in Velice zugleich mit einem Briefe von ihm für Luise ein. Elika schickte ihn und kam ein paar Stunden später selbst nach Vrobek. Sie hielt Luisen die mit Josefs ungelenker Steilschrift bekritzelten Blätter entgegen:

„Lies! was für ein Mensch das ist! O, die Strapazen, die er ausgehalten, die Gefahren, die er bestanden hat. Und wie er das erzählt, als ob es gar nichts wäre und als ob jeder andre es auch könnte. Lies, und gib zu lesen! Wo ist sein Brief an dich? Darf ich um ihn bitten?"

Luise war rot geworden, zögerte einen Augenblick, griff dann entschlossen in die Tasche und reichte ihr das Schreiben hin: „Lies laut," sagte sie, „es ist mir lieber," und Elika las:

„Du sollst wissen, meine liebste Tante Luise, daß ich mich ganz umsonst auf die Rückkehr meines Freundes Levin gefreut habe. Es ist bloß die Hälfte von ihm zurückgekommen und nicht die bessere — nur sein Futteral. Dieses reitet täglich drei Pferde müd, inspiziert Wollstationen, ißt, trinkt, schläft gewohnheits-

mäßig, die Maschine funktioniert. Anwandlungen von Schlottrigkeit stellen sich freilich ein, wie natürlich bei einem Wesen ohne Seele, ohne höhere Interessen. Alles, was die ausmacht, hat Levin unterwegs irgendwo sitzen lassen."

Nun folgte eine Dithyrambe auf Australia felix und ein besonders begeisterter Hymnus auf Neusüdwales, auf die Felsentore und Buchten seiner Küsten, auf seine zauberhaften Waldlandschaften, auf die Wunder der blauen Berge und die unerschöpflichen, erhabenen und lieblichen Schönheiten des Murraytals. Das Klima Südfrankreichs im Sommer und das Kairos im Winter ...

„Kein treues Bild," sagte Elika, „ein Bild ohne Schatten, und wie dunkle und furchtbare gibt es dort!"

Luise war der selben Meinung. „Gewiß, die übergeht er mit Schweigen," sagte sie. Ihr Blick ruhte gespannt auf den beweglichen Zügen Elikas, deren Stimme immer leiser wurde, während sie fortfuhr:

„Und in einer solchen Natur, einer so paradiesischen Welt geliebt und vergöttert werden, müßte doch noch viel schöner sein, als sich zum Beispiel in Vrobek anbeten zu lassen. Wem dieses Los beschieden sein könnte, weißt du, Tante Luise. Du könntest einen Menschen, der zu allem Guten und Tüchtigen angelegt gewesen ist, den aber das Leben aus der Bahn gestoßen hat, und der sich in der Irre sehr unglücklich fühlt, wieder ins Geleis bringen. Überlege, ob du, was du tun könntest, nicht tun solltest, liebe Tante Luise. Ich gebe meinen Segen dazu, und das ist schön von mir."

Elika hatte ihre Hand mit dem Briefe auf ihren Schoß sinken lassen und starrte zu dem Blatt nieder. „Hat er nicht recht, mein Josef? Ist das nicht großartig schön von ihm, daß er dir so schreibt? ... Niemand auf der ganzen Welt ist so großartig wie er!" Sie schwieg und setzte erst nach einer Weile, ohne die

Augen zu erheben, hinzu: „Wirst du diesen Brief den Tanten zeigen?"

„Ja."

„Und wirst du ihn beantworten? Und wann? ... Und was wirst du antworten?"

„Ich weiß es nicht, glaube mir, daß ich es nicht weiß."

„Wenn du aber schreibst, wirst du mir dann sagen, was du geschrieben hast?" fragte Elika nach einer abermaligen langen Pause.

„Ich werde es dir sagen, Kind, ich verspreche es dir," erwiderte Luise und sah der Kleinen liebevoll beschwichtigend in die zweifelnd und bang auf sie gerichteten Augen.

Eine halbe Stunde später fuhren sie zusammen nach Velice in dem hubschen, kleinen Kutschierwagen, den Leopold vor seiner Abreise der Tante verehrt hatte. Hansl war von allem Anfang an prächtig in der Gabel gegangen, und ihn zu lenken, machte der armen Kleinen, trotz der tiefgedrückten Stimmung, in der sie sich befand, doch einiges Vergnügen. Kein großes und kein andauerndes, wie sich von selbst versteht. Die momentane Heiterkeit flog über ihr kummervolles Herz, wie ein lichter Falter an einem dunklen Wolkenhintergrund vorüberfliegt. Hätte Josef ahnen können, was er ihr mit seinem Brief an Luise angetan! Wie verstoßen sie sich vorkam aus jedem Bereich des Glückes und der Freude auf Erden! Ja, verstoßen war sie und beraubt um eine im tiefsten Heiligtum ihrer Seele glimmende Hoffnung, so wundervoll und himmlisch, daß sie nie in Erfüllung zu gehen, nur still und ungetrübt fortzuleuchten brauchte, um ein ganzes Leben schön zu machen.

Die Ihren quälten sich in erneuten Sorgen um sie. Seit einiger Zeit war sie wieder mehr denn je die arme Kleine, obwohl noch im letzten Jahr so rasch aufgeschossen, daß sie beinahe die stattliche Größe Tante Renatens erreicht hatte. Dabei überschlank und überzart und oft leidend, ließ sie sich immer noch gern

bedauern. Besonders von ihrem Bruder Franz, dem sie nie versäumte zu klagen, daß sie Herzklopfen gehabt habe. Er blickte sie dann jedesmal so eigentümlich und bekümmert an, strich ihr über den Kopf und sagte:

„Arme Kleine, kränke sie sich nur nicht."

Der Doktor behauptete zwar, daß ihr Herzklopfen gar nichts zu bedeuten habe; sie wußte das aber besser und trug sich, besonders zu Beginn ihres sechzehnten Jahres, mehr denn je, mit Todesgedanken. Sie machte auch ihr Testament, in dem Bornholm mit einem Ring und mit einigen Versen bedacht war, die ihm Elikas innige Liebe offenbarten. Nachdem ihre letztwilligen Anordnungen getroffen waren, versöhnte sie sich mit der Wahrscheinlichkeit, die ja doch vorhanden war, dem Leben einstweilen erhalten zu bleiben. Bis zu Josefs Rückkehr und ein bißchen drüber hinaus, ein halbes Jahr etwa. Um die Freude des Wiedersehens sollte er nicht gebracht werden, die möge der gnädige Himmel ihm noch gewähren.

Bei seiner Rückkehr nach Velice sollte Josef durch allerlei Verbesserungen und Verschönerungen im Schlosse und im Wirtschaftshofe überrascht werden. Die letzte, die noch vorgenommen wurde, war die Regulierung der Zufahrt zu den neuen Ökonomiegebäuden und das Abtragen einer längst außer Gebrauch gesetzten Scheuer. Die Arbeit begann an einem feuchten, kühlen Vorfrühlingsmorgen und war im vollen Gange, als Franz sich von ihren Fortschritten überzeugen kam. Heideschmied hatte sich schon eingefunden, stand da mit verschränkten Armen und sah zu, wie die Zimmerleute die Dachbalken teils an Seilen befestigt zur Erde gleiten ließen, teils zu Boden schleuderten. Nun ging's an die Sparren, und mit Staunen erblickte man Freund Hanusch, der auf der Höhe erschienen, das Beil schwang und eifrig mittat.

„Sehen Sie doch den Hanusch," sprach Heideschmied, „es kommt ihm in die Finger, die Lust am alten Handwerk meldet sich. Und — zerstören, wenn die Menschen zum Zerstören berufen werden, wie geht da die Arbeit vom Fleck! Beobachten Sie, lieber Franz, das Gebaren der selben Leute beim Aufrichten und beim Niederreißen eines Baues. Wie lässig im ersten, wie eifrig im zweiten Fall."

Franz machte sich diese Bemerkung seines Erziehers nicht zu nutze; er hatte seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gerichtet. „Verflucht gefährlich, die Geschichte," sprach er, „wo ist der Polier?"

Der Polier, ja, der war schon vor einer Weile fortgegangen.

Ob er nicht befohlen habe, die Mauern zu pölzen, namentlich die vordere, die am steil abfallenden Rand der Böschung, die rissige, unten vom Regen ausgewaschene Mauer, auf der gerade jetzt Hanusch steht.

Die? ja die — man weiß nicht, kann sein, daß er's befohlen hat. Überflüssig ist's, sagen alle.

„Überflüssig? Ja just!... Seid ihr blind?..." brach Franz heftig aus: „Herunter! gleich herunter!"

Die Arbeiter auf der rückwärtigen Seite des Baues beachteten seinen Zuruf nicht. Was hatte er sich da einzumischen? Was verstand denn er? Mit erneutem Eifer begannen einige der Zurechtgewiesenen auf das Mauerwerk einzuhauen. Franz, durch ihren Widerstand gereizt, wetterte ihnen ein derbes Wort zu und schrie zu Hanusch hinauf:

„Hierher du, dir befehl ich's!"

Der Bursche auf seinem gefährlichen Posten lachte ihn an voll Zuversicht: „Komm schon, aber gschicht nix!" Die nächste Sekunde strafte ihn Lügen. Die unterwaschene Wand senkte sich. Ein knatterndes Splittern, ein dumpfes Krachen, ein Bersten, Stürzen. Atemraubend stieg ein gelblicher Brodem in dichten Wolken in die Luft — Staub, der qualmend wie Rauch

aus dem Trümmerhaufen drang, unter dem Hanusch begraben war.

Franz stürzte zur Unglücksstätte hin und war im nächsten Augenblick von den Arbeitern umgeben, die schreiend und gestikulierend oder mit stumpfsinnigem Gleichmut die Tatsache feststellten, daß die Hälfte der Mauer eingefallen sei und daß einer, der früher auf ihr gestanden hatte, jetzt unter ihr liege.

„Also! also!" rief Franz außer sich, ergriff einen Spaten und wies auf eine bestimmte Stelle im Schutte: „Ausgraben! helft! helft! da muß er sein ... Ich weiß genau, ich hab ihn stürzen sehen." Zum Entsetzen Heideschmieds handhabte er sein Werkzeug mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, mit rasender Unermüdlichkeit, unterbrach sich nur, um einen Befehl zu geben, dem die Leute jetzt willig gehorchten. Er glühte, seine Brust arbeitete wie ein Hammerwerk.

„Lieber Franz, ich beschwöre Sie," flehte Heideschmied, „ruhen Sie aus, ein paar Minuten nur! Es kann Sie Ihr Leben kosten."

„Fort damit, wenn ich's in einem solchen Augenblick schonen soll" — keuchte Franz und warf Heideschmied, der zu ihm mit der schüchternen Absicht herantrat, ihm den Spaten zu entwinden, einen Blick zu, der ihn zurückweichen machte. Keine Jünglingsseele mehr, eine Mannesseele, der eigene starke Wille eines Mannes sprach aus ihm.

Immer mehr Leute kamen herzugelaufen, aus den Stallungen, dem Dorfe. Heideschmied sandte einen Boten ins Schloß, um Herrn von Kosel zu melden, was sich begeben hatte. Nach einer Weile trug Kosel dem Balthasar auf, nähere Erkundigungen einzuholen, und als der gar zu lange wegblieb, ging er, sich selbst von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Auf dem Schauplatz des Unfalls angelangt, sah er seinen Sohn auf einem Berg von Schutt an der abgebröckelten Mauer stehen. Barhäuptig, in zerfetzten Kleidern, mit zerschundenen, blutenden

Händen, das Gesicht feuerrot und schweißüberströmt. In seinen Zügen aber eine Verklärung des Entzückens, der Wonne am Betätigen seines Helfedrangs und seiner jugendlichen Stärke, die unaussprechlich war.

„Vorsicht, nur langsam, langsam jetzt!" sprach er mit heiserer, gequetschter Stimme. Mühsam rang sich jeder Laut zwischen zwei schweren, pfeifenden Atemzügen aus seiner Kehle: „Karausek zu mir — bleib drüben, Novak, Swoboda! — alle übrigen fort!... Heben... Eins, zwei, drei!" Er hatte den Spaten fallen lassen und einen der Balken angefaßt, der, vom Dache geworfen, sich hier mit noch drei anderen an die Mauer spreizte. Sie bildeten eine Art Käfig, in dem man einen formlosen Klumpen liegen sah, der Versuche machte, sich zu bewegen. Als die Balken, die ihn eingeengt und beschützt hatten, nun sacht entfernt wurden, steigerte sich die Bewegung zu einem gewaltigen Rütteln und Strecken. Die Retter halfen nach, klopften, putzten an ihm, hoben ihn auf und trugen ihn über die Böschung. Im Grase niedergelegt, nochmals gesäubert, bot er immer noch einen kläglichen Anblick dar. Er rang nach Luft, konnte nicht sprechen noch schauen, hatte den Mund und die Augen voll Staub. Als aber Franz ihn anrief: „Hanusch, mein guter Hanusch, lebst? Bist heil?" schob er sich zu seinem Herrn und Freunde hin und legte den Kopf auf seinen Fuß. Franz wollte sich zu ihm niederbeugen, wankte, taumelte, griff mit beiden Händen in die Luft und stürzte lautlos zur Erde nieder.

Sechs Tage lang kämpfte die junge, kräftige Lebensflamme einen harten, schweren Kampf gegen ihr frühes Erlöschen. Nutzlos, wie der Arzt sogleich erkannte.

Man hatte Elika anfangs über die Gefahr getäuscht, in der ihr Bruder schwebte; es war leicht gewesen; der Gedanke, daß dieser starke, blühende Mensch vor ihr sterben könne, wäre ihr nie gekommen. Sie hätte ihn, von anderen ausgesprochen, zurückgewiesen wie etwas Unsinniges und Unfaßbares. Am dritten

dritten Morgen aber, als Franz immer gleich ruhig dalag, und doch nicht schlief, und sie eine Weile an seinem Bette gestanden hatte, ohne zu wagen, ihn anzusprechen, wurde sie von einer unbestimmten, furchtbaren Bangigkeit ergriffen. Apollonia trat unhörbar heran auf weichen Schuhen und wechselte den feuchten Umschlag auf der Brust des Kranken. Da öffnete er die Augen und erhob sie zu ihr und zu Elika, aber ganz fremd, wie fragend und suchend.

„Franz, Lieber," sprach Elika, „siehst du mich?"

„Ja," antwortete er, „wenn der Schleier, den ich vor den Augen habe, sich verschiebt, dann seh ich dich."

Warum hast du einen Schleier vor den Augen, lieber, lieber Franz?" Sie ließ sich auf die Kniee gleiten, küßte seine Hand, die auf der Decke lag, nahm sie in die ihre und bedauerte sie. „Arme Hand, wie du aussiehst, ganz zerschunden von Ziegeln und Steinen. Ich will sie pflegen. Gib sie mir, Franz."

Er antwortete nicht, und als sie nun erschrocken emporblickte, sah sie, daß Tante Renate ganz leise eingetreten war, traurig mit den Achseln zuckte und einen Finger auf den Mund legte. Und Elika begriff plötzlich etwas Entsetzliches, etwas, das ihr das Herz zerriß, diese Hand, diese gute, rettende, großmütige Hand, konnte die ihre nicht ergreifen, sich nie mehr liebkosend auf ihren Scheitel legen: sie war gelähmt.

Überwältigt sank Elika zusammen und brach in einen Strom von Tränen aus. Apollonia faßte sie sanft unter den Armen, hob sie auf, führte sie aus dem Zimmer und wollte sie in das ihre bringen. Auf dem Gang aber traten ihnen Kosel und Leopold entgegen. Elika schrie auf: „Du!" und flog dem Heimgekehrten in die Arme. Für so lange hatte sie von ihm Abschied genommen, und wie kurz war die Trennung gewesen, und welcher neuen, grauenvollen war sie vorangegangen!

Leopold, ganz blaß und starr, mit roten, geschwollenen

Lidern, küßte sie und sagte einmal ums andere: „Arme Kleine, arme Kleine!"

„Papa hat dich gerufen, weil Franz sterben muß," schluchzte sie, „sag nur, sag's nur!"

Leopold aber schwieg, und Kosel wiederholte die tröstenden Worte, mit denen der Doktor, den man aus Wien hatte kommen lassen, sich gestern empfohlen:

„So lange noch Leben da ist, ist noch Hoffnung da."

Dreimal vierundzwanzig Stunden, und jede Stunde eine Ewigkeit voll Leid, und die Erinnerung daran den Herzen, die es tief und voll empfunden haben, unauslöschlich eingeprägt. Ein trübender Schatten für die Jungen, eine klaffende Wunde für die Alten, für die armen Tanten, denen ihr Dasein jetzt beinahe wie ein Unrecht erscheint. Was haben sie noch „da zu sein", die welken dürren Zweige, wo die Blüte in Glanz und Schönheit vom Baume fällt?

Sie ruhten und rasteten nicht, sie wachten jede Nacht, sie machten sich zu Handlangern der Handlanger. Wenn Franz im Halbschlaf einmal flüsterte: „Die Tanten, die guten Tanten," ergriff sie eine überschwengliche Dankbarkeit, aber unnötig oder mindestens entbehrlich kamen sie sich doch vor.

Kosel irrte wie verloren umher und sagte jedem, der ihm begegnete, ohne Ahnung, wen er vor sich hatte: „So lange noch Leben da ist, ist noch Hoffnung da."

Immer wieder wurde Elika aus dem Sterbezimmer gebracht und immer wieder kehrte sie dahin zurück. Sie war überzeugt, daß Franz noch zu ihr sprechen werde, und wartete darauf, angstvoll und sehnsüchtig. Einmal nannte er einen Namen, den sie nicht verstand, und sie flüsterte: „Rufst du mich, Franz? Hast du mich gerufen?"

Er sah sie groß an und schwieg.

„Den Papa? den Leopold? Tante Renate, Charlotte?"

„Hanusch," sagte er.

Hanusch wurde geholt. Man hatte lange nach ihm suchen müssen; er verkroch und verbarg sich scheu wie ein verwundetes Tier. — Um seinetwillen starb sein Herr, der ihm das Höchste war, er, für den er sich in Stücke hätte hauen lassen, starb um seinetwillen ... Nein, er konnte ihn nicht sehen, er konnte nicht vor ihn hintreten. Er wollte liegen bleiben, wo er lag, in seinem Winkel, und auch sterben, wenn sein Herr starb. Mit größter Mühe bewog der Pfarrer ihn endlich, ihm an das Krankenbett zu folgen.

Als Franz ihn erblickte, erheiterten sich seine Züge, mit einem Lächeln grüßte der Sterbende den durch ihn, durch seine Kraft dem Leben Erhaltenen, und im letzten Kampf stählte ihn das Bewußtsein eines Sieges.

Es war am Morgen seines letzten Tages. Der Arzt hatte ihn hoch gebettet, er saß fast aufrecht, den Kopf zurückgeworfen, Elika stand bei ihm und wischte ihm mit ihrem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Bist du da, Kleine?" fragte er.

Sie glitt leise mit der Wange über seine Haare: „Ich bin da, ich bin bei dir."

Da öffnete er die Augen und hob den Blick fest und inständig zu ihr hinauf. Seine Stimme hatte fast keinen Ton, aber Elika verstand jedes Wort, das er sagte; es war das völlig Unerwartete. „Wir haben den Papa zu wenig lieb gehabt. Er ist gut, viel besser, als wir gewußt haben. Habt ihn lieb, du, Leopold und Josef." Er schöpfte tief Atem, seine schweren Lider senkten sich: „Josef ... daß ich den nicht mehr seh, ist doch schad ..."

O die entsetzlichen Stunden, die noch nachkamen ... das grausame, unentrinnbare Leiden ... O die traurigen verstörten Menschen! ... die ratlose Bestürzung im Hause, aus dem ein vielgeliebtes Kind sich anschickte, zu scheiden.

Ehe die Sonne im Scheitel stand, war es vorbei, und Elika

hatte ein Sterben, hatte das schauerliche Wunder, mit dem ihr Phantasie gespielt vom ersten Erwachen an, sich in seiner ganzen Furchtbarkeit vollziehen gesehen.

Da lag er nun, der junge Held, niedergestreckt von der Hand Gottes, und trug noch den trotzigen Ausdruck im wachsbleichen Gesicht, den sie so sehr geliebt und hinter dem eine unerschöpfliche Güte sich verborgen. Er hatte gelitten und nicht geklagt, nie ein Zeichen des Bedauerns in Anspruch genommen, er hatte das Mitleid verschmäht.

„Mein Franz, mein Franz," flüsterte Elika. Die anderen waren gegangen, Vorbereitungen zu treffen zu all dem Herzzerreißenden, das noch durchgemacht werden mußte. Sie glaubte sich allein mit ihm und sprach zu ihm, als ob der noch lebte, und dankte ihm, als ob er sie hören könnte, für alle seine Nachsicht, Geduld und Liebe ... Da plötzlich vernahm sie ein gewaltsam hervorbrechendes Schluchzen ... Im Fauteuil neben der Tür saß ihr Vater, den Kopf auf die Brust gesenkt, und weinte. Ihr Vater, in dessen Auge sie nie eine Träne gesehen hatte, weinte und schluchzte.

Ganz langsam und schüchtern trat sie auf ihn zu und kniete bei ihm nieder. Wie einst als kleines Kind stützte sie die Arme auf seine Knie und wußte wieder nichts anderes zu sagen als: „Armer Papa!"

Er richtete einen trüben, traurigen Blick auf sie. „Willst auch du von mir fortgehen? Hab ich lauter treulose Kinder?" fragte er.

Elika sprang auf und umklammerte seinen Hals: „Nein! Ich will bei dir bleiben und dich lieb haben und dein treues Kind sein."

Mit einem zitternden Aufschrei streckte er die Arme aus und hob sie auf seinen Schoß, schloß sie an sein Herz und hielt sie lange an seine Brust gepreßt; er legte sanft seine Hand über ihre brennenden Augen. Die seinen blieben unverwandt auf den Toten geheftet. „Ja, Elika, ja, Kleine," sagte er, „wenn sie jetzt

da wäre, deine Mutter, und müßte das sehen. Gut für sie, daß sie nicht da ist ... gut für sie."

Aber nicht für ihn; sie wäre ja sein Trost gewesen.

Elika zog seine Hand an ihre Lippen: „Armer Papa." Jawohl, sie hatten ihn zu einsam dahinleben lassen und ihn zu wenig lieb gehabt, der so vieler Liebe fähig war.

Leopold war wieder abgereist, die Ankunft Josefs verzögerte sich; das Leben im Hause glitt allmählich in die alten Geleise zurück. Der gute Geist, der segenspendend waltete, die Trösterin, die den Betrübten über die erste schwerste Zeit nach ihrem herben Verlust hinweghalf, war Luise. Sie verbrachte bei ihnen den größten Teil ihrer Tage, opferte, als ob sich das von selbst verstände, ihre eigenen Interessen, ihre Freude an der Führung ihrer kleinen Musterwirtschaft. Aber — es wurde lichter in Schloß Velice, wenn sie die Schwelle überschritt. Die Müden richteten sich auf, die Kummervollen lächelten ihr zu. Vetter Felix konnte, seitdem sie seine Werbung abgelehnt hatte, ihr gegenüber wieder unbefangen sein, und sogar bis zu einem gewissen Grade herzlich — herzlich dankbar.

Einmal kam er merkwürdig heiter und aufgeräumt zu Tische. Er trug einen offenen Brief in der Hand und Elika, die mit ihm eingetreten war, einen geschlossenen, den sie an das Glas vor Luisens Teller lehnte.

Die Suppe war vorgelegt, die Diener verließen das Zimmer.

„Brief von Josef?" fragte Charlotte.

„Nein," antwortete Kosel und ließ liebreiche Blicke über die Gesellschaft gleiten. „Nicht von Josef. Aus Australien, ja, aber nicht von Josef." Er versenkte sich in die Betrachtung des Löffels, den er mechanisch ergriffen hatte.

Der Rest ist vorläufig Schweigen, dachte Charlotte und setzte nach einer Weile den Drücker der Tafelglocke in Bewegung. Die Suppe wurde abgetragen, die Zwischenspeise serviert, und die Tür schloß sich hinter den Dienern.

„Ja," nahm Kosel wieder das Wort, „es ist unerwartet, aber nicht unangenehm. Nicht wahr, Tante Renate?"

„Was denn, lieber Felix?"

Er geriet von neuem in Geistesabwesenheit und wiederholte: „Unerwartet, aber nicht unangenehm. Was sagen Sie dazu, lieber Heideschmied?"

Heideschmied entschuldigte sich, seine Meinung in dieser Sache stand noch nicht fest.

Kosel war erstaunt: „Wie? nicht fest?"

„Sie wissen ja noch nichts, Papa," fiel Elika ein. „Darf ich es sagen?"

Jawohl, natürlich durfte sie.

Die große Neuigkeit also war, daß Bornholm an den Papa geschrieben und ihm Valahora zum Kauf angetragen hatte: „Den Preis soll der Papa durch seine Beamten bestimmen lassen. Die müssen wissen, wieviel es ihm wert ist; Herrn Bornholm ist es wenig wert. Er stellt nur zwei Bedingungen. Das Zimmer, in dem seine Mutter gestorben ist, soll gleich vermauert werden, und Bartolomäus soll, so lange er noch lebt, Kastellan von Valahora bleiben; man soll das alte Raubnest nicht früher zerstören."

„Man soll's gar nicht zerstören, man soll's erhalten!" rief Charlotte dazwischen.

„Es ist einmal die Heimat, die Welt des Alten; er wüßte nicht wohin mit sich, wenn er sie nicht hätte, schreibt Herr Bornholm."

„Sehr schön, ja man dürfte es sogar edel nennen," bemerkte Heideschmied, „daß er dem Bartolomäus, der dazu beigetragen hat, ihm sein Haus zu verleiden, ein Zuhause sichert."

Elika nickte ihrem Lehrer freundlich zu: „Dann kommen noch einige geschäftliche Angelegenheiten. Schwierigkeiten werden sich kaum erheben. Herr Bornholm verläßt sich ganz auf Papa und auf Josef, dem er alle möglichen Generalvollmachten mitgeben wird."

„Eine genügt," versetzte Heideschmied in rücksichtsvoll unterweisendem Tone.

„Also bald Herr von Valahora," sagte Renate. „Ich gratuliere."

„Wir gratulieren alle," setzte Elika hinzu. Wie sie sich Gewalt antun mußte, um heiter und unbefangen zu scheinen, sah Luise allein.

Dem Kinde war es ja klar, so gut wie ihr, was der Verkauf Valahoras für Bornholm zu bedeuten hatte. Ein Abbrechen seines Zeltes, ein Scheiden für immer.

„Weißt du noch, Tante Renate," fragte Kosel, „was Emilie immer gesagt hat? ... Valahora gehört zu Velice wie ... nun weißt du noch, was sie immer gesagt hat?"

„Wie die Poesie ins Leben."

„Ja — wie die Poesie ins Leben! ... Und sie würde sich freuen ..." Er hielt inne. Ja — jetzt war es wieder nicht gut, daß sie nicht da war.

Der Frühlingsnachmittag war sonnig und warm, man ließ den Kaffee im Garten im offenen Pavillon unter den großen Nußbäumen servieren. Elika nahm den Arm Luisens; sie ließen die anderen vorangehen und folgten ihnen langsam.

„Es ist noch etwas in dem Briefe Bornholms, das wir dir bei Tische nicht sagen konnten, Papa und ich, weil es niemand angeht als dich," sprach Elika. „Er möchte die Antwort auf seinen Vorschlag telegraphisch erhalten, innerhalb der nächsten Woche. In Sidney wartet er darauf und schickt die Adresse, an die das Telegramm zu richten ist. Dieses Telegramm soll aber, weißt du, Liebste, nicht nur die eine Antwort enthalten ... du verstehst? Eine zweite noch ... Er schifft sich sogleich ein, wenn sie günstig lautet — die Antwort auf den Brief da." Sie tippte mit dem Zeigefinger auf das Kuvert, das Luise noch immer nicht eröffnet hatte, das sie vor sich hinhielt und sinnend betrachtete.

„Die Schrift, nicht wahr, Luise? Hast du schon eine so un-

gleiche gesehen? und eine so unbeholfene ... einmal laufen die Buchstaben einer vor dem anderen davon, dann treten sie einander auf die Fersen ... einige sind steif wie Holz, andere ordentlich schwungvoll ... Lächerliche Schrift — der ganze Bornholm ... aber lies doch, lies! du brennst ja drauf!" rief sie mit plötzlichem Ungestüm.

„Sieh, wie ich brenne," erwiderte Luise und steckte den Brief in ihre Tasche.

Kosel hatte den Direktor kommen lassen, der ihn versicherte, daß es nichts Überflüssigeres gebe als das Einberufen einer Kommission zur Schätzung Valahoras. Er kannte jeden Baum, jedes Feld, jede Wiese des benachbarten Gutes genau und getraute sich, seinen Wert an und für sich auf Heller und Pfennig „auf die Prise Tabak" zu bestimmen. Der Wert, den es als Arrondierung Velices hatte, war natürlich, gering gerechnet, der doppelte.

Das war also eine ausgemachte Sache, alles, was der Direktor da gesprochen, hatte er Bornholm schriftlich mitzuteilen; wie leicht ein Geschäft mit ihm sich abschließen ließ, hatte man beim Verkaufe Hansls erfahren.

„Und — ja — was die telegraphische Antwort betrifft," sagte Kosel und richtete einen Verständnis suchenden Blick auf seine Tochter.

„Die hat Zeit, Papa. Fast acht Tage Zeit. Vielleicht ist Herr Bornholm noch gar nicht in Sidney."

Luise wechselte die Farbe, lehnte sich in ihren Sessel zurück und griff mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Brief in ihrer Tasche. Er war den alten Tanten aufgefallen mit seinen überseeischen Stempeln; das Schweigen Luisens beunruhigte sie, und sie vermißten schwer die erquickende Heiterkeit ihrer „Trostspenderin", ihrer „Lichtbringerin".

Beim Abschied zog Renate ihre Nichte an sich und fragte leise und kummervoll: „Was will er noch von dir, der unselige Mensch?"

Zu Hause angelangt, hatte Luise sich an den Tisch gesetzt, an dem Bornholm so oft ihr gegenüber gesessen, und seinen Brief entfaltet. Der flackernde Schein der Kerze fiel auf das mit großen Lettern eng und dicht beschriebene Blatt. Wenn sie emporsah, glaubte sie Levin vor sich zu sehen, wenn sie las, glaubte sie ihn sprechen zu hören. Jeder Satz redete zu ihr mit dem Klang seiner Stimme:

„Vor einem Jahre habe ich Ihnen gesagt, daß ich nicht weiß, was liebhaben heißt, und vielleicht haben sich diese Worte, schon während ich sie sagte, in eine Lüge verwandelt. Ich weiß jetzt, was liebhaben, unaussprechlich liebhaben, heißt. Ein ungeahnter Reichtum ist in mein Leben gekommen, durch Sie, Fräulein von Kosel."

Er fragte sie, ob sie seine Frau, die Frau eines Ausgewanderten werden wolle, ob sie ihm alles opfern wolle, woran ihr Herz hing, Heimat, Verwandte, und gleich darauf verspottete er sich, daß er der Narr und Frechling sei, eine solche Frage an sie zu stellen:

„Warum sollten Sie es tun, Sie haben ja gar keinen Grund. Ehrlich gestanden, wenn ich Ihr Bruder wäre, und ein zweiter Bornholm käme, um Sie zu werben, würde ich Ihnen raten: Laß dich nicht vom feigen Mitleid hinreißen, von der weiblichen Leidenschaft am Wohltun, weise ihn ab, den Friedlosen. — O, Fräulein von Kosel! davon bin ich überzeugt wie von meiner Existenz. Das aber wäre ein karges Schicksal, das mir nur so wenig Gutes gönnen würde als ich verdiene. Ich bin vermessen, ich hoffe auf die Großmut des Schicksals und auf die Ihre."

Eines mußte er ihr noch sagen und fand dafür gute, warme Worte: Nicht nur innigst lieben hatte er gelernt, auch Ehrfurcht empfinden.

„Entscheiden Sie," schloß er, „und das Mitleid bestimme Sie nicht! Wenn Sie Ja sagen, wird ein Mensch Ihnen seine Wiedergeburt zu danken haben, wenn Sie Nein

ſagen, immer noch ſehr viel. Er wird von der Welt eine beſſere Meinung haben, als er bisher gehabt hat, denn in dieſer Welt iſt er Ihnen begegnet."

Ehe Luiſe den Brief Bornholms eröffnet hatte, war es ihr feſtgeſtanden: Wenn er um mich wirbt, nehme ich ſeine Werbung an. Einem Menſchen, den man herzlich liebt, alles ſein können — iſt alles. Herzliche Liebe, das war ihr Gefühl für ihn, von gewaltiger Leidenſchaft wußte ſie nichts, ſie hielt ſich ihrer ſogar für unfähig. Aber treu verbunden in Freud und Leid mit dem teuerſten Menſchen durchs Leben zu gehen, dachte ſie ſich ſchön ...

Freilich die Trennung, die ſchwere Trennung vorher! Ihr war, als hätte ſie gar nicht gewußt, wie ſehr ſie an den Menſchen drüben in Velice hing. An allen, beſonders aber an den zwei Tanten, den edlen alten Jungfrauen mit ihren mütterlichen Herzen. Und Elika, die ihren erſten Liebestraum geträumt und ihren erſten großen Schmerz erfahren hatte ... dieſe kleine Elika! Bitter iſt das Scheiden von allen und von allem. Auch von dem engen Daheim, von dem ſtillen Hauſe. — Statt des belebten Friedens, der in ihm herrſchte und jedem, der es betrat, wohltuend entgegen wehte, zieht bald ſtarre Ruhe in ſeine Mauern ein.

In dieſer Nacht ſuchte Luiſe den Schlaf nicht. Sie löſchte die Kerze, rückte einen Seſſel ans Fenſter, öffnete es und blieb dort bis zum Morgen. Die Sterne ſtanden am Himmel in ihrer hehren, unausſprechliche Sehnſucht weckenden Pracht. Luiſe ſah ſie funkeln, ſah ſie verblaſſen und dachte: Auch von euch, die ihr mir geleuchtet, ſo lang meine Augen offen ſtehen, heißt es ſcheiden.

Sie kam am nächſten Tag in den Sibyllenturm, nicht um ſich Rat zu holen, ſondern um zu ſagen: Er ruft mich, und ich will mit ihm gehen.

Jetzt kniete ſie vor Renate und hatte das Geſicht in die flachen Hände der alten Tante gelegt, die ſich zitternd an ihre Wangen ſchmiegten.

„Kind! Kind!“ flüsterte sie, und:

„Luise, bestes Kind,“ sprach Charlotte, die neben sie getreten war und ihr die Rechte zärtlich aufs Haupt legte. „Wir begreifen ja. Folge du der Stimme deines eigenen Herzens; es führt dich gut. Du bist eine der wenigen, zu denen man sagen darf: Wo deine Liebe ist, da ist deine Pflicht.“

„Eines, nur eines —“ Renate bemühte sich, Luise emporzuheben — „die Religion.“

„Ich werde in der meinen leben und sterben, gute Tante Renate,“ sprach Luise, richtete sich auf den Knieen auf und schlang beide Arme um die schmächtige Gestalt der Greisin. „Ich bin kein starker Geist, der des Glaubens entraten kann, aber nicht so schwach, daß irgend ein Einfluß, und würde er durch den mir teuersten Menschen ausgeübt, mich in meiner Überzeugung wanken machen kann.“

Für einen im Schlosse war die Kunde, daß Luise die Heimat verlassen und weit in einen andern Weltteil reisen würde, eine Freudenbotschaft — für Hanusch. Der Himmel hatte sich seiner erbarmt und ihm einen Weg zur Rettung gewiesen. Er kam zu Fräulein Luise und bat sie, daß sie ihn mitnehmen möge, als Kutscher, als Diener, als was sie wolle. In Velice hielte er es nicht mehr aus. Wer ihn ansah, was ihn ansah, und wenn die Menschen auch nicht sprachen und das andere nicht sprechen konnte, er hörte es doch ... Die Menschen, die Pferde, die Hunde, der Wald schrieen ihm zu: Du bist am Tode deines Herrn schuld. Er mußte fort, und wenn Fräulein Luise ihm nicht erlauben will, mit ihr zu gehen, so geht er allein. Herr Josef ist auch allein gegangen.

In diese traurige Notwendigkeit wurde er aber nicht versetzt, denn Luise sagte: „Was sind das für Geschichten, Hanusch? Ich nehme dich gerne mit. Mir wird sein, als wenn ich ein Stück Heimat mitgenommen hätte.“

Der Hochsommer war da. In Garben gebunden lag das schwere, fruchtstrotzende Getreide auf den Feldern. Josef hatte seine Landung in England angezeigt, den Tag seiner Ankunft aber noch immer nicht. Er wartete. Seine Schwester erriet wohl worauf. Er wollte die Braut Bornholms nicht mehr daheim finden. — Noch fühlte er sich nicht völlig gefeit, noch bebte etwas von seiner ersten Liebe in ihm nach.

Endlich durfte Elika ihm doch schreiben: Komm! Die Tanten waren aus Wien, wo Bornholm seine Braut erwartet hatte, zurückgekehrt; sie hatten ihre Luise zum Altar begleitet und befanden sich in weicher, wehmütiger Stimmung, schienen aber von jeder herben und peinigenden Sorge um das zeitliche Wohl und das ewige Heil ihres Lieblings befreit.

„Wenn Bornholm seinen Treuschwur nicht hält," sagte Charlotte nachdrücklich und energisch, „dann geht die Sonne nächstens schwarz auf. Ich habe nie einen solchen Ausdruck, einen so konzentrierten, von Glück, Ernst, Kraft, und ich behaupte, guten Vorsätzen im Gesicht eines Menschen gesehen, wie er ihn die ganze Zeit hindurch hatte. Nie!" und sie ließ einen strengen Blick über die ganze Gesellschaft gleiten, als ob sie es allen übelnehmen würde, daß sie nicht auch einen solchen Ausdruck besaßen.

„Sie werden sehen, Hochwürden," wendete Renate sich an den Pfarrer, „er wird nicht sie zur Heidin, sie wird ihn zum Christen machen."

„Gott gebe es und Gott segne sie, Gott segne beide," erwiderte der geistliche Herr.

Die Wangen Elikas glühten, ein feuchter Glanz schimmerte in ihren Augen. „Wie war also Herr Bornholm?" fragte sie, und Charlotte sprach feierlich:

„Vertrauen einflößend."

Nach einer Weile stellte Kosel die Frage auf, ob die Zeitungen

nicht vielleicht eine Notiz über die Vermählung Bornholms mit Luise bringen würden: „Was meinst du, Elika?"

Alle Blicke richteten sich auf den Platz, den sie eben noch eingenommen hatte — er war leer. Sie hatte sich fortgestohlen aus dem Zimmer, aus dem Hause, sie war durch den Garten gegangen, immer rascher und rascher, sie rannte zuletzt wie gejagt. Ihrem Fichtenhaine am Ende des Gartens rannte sie zu, warf sich dort zur Erde, drückte ihr Gesicht ins feuchte kühle Moos und weinte und schluchzte sich aus. Wirklich: aus, bis ihr schien, als hätte sie keine einzige Träne mehr. Dann stand sie auf. Es war ihr plötzlich gekommen: Ist es nicht unwürdig, sich wie verzweifelt zu gebärden um einen, der nie verborgen hat, wie gleichgültig man ihm ist? Durchaus unwürdig einer jeden und nun erst ihrer, die einen so tapferen Bruder gehabt hatte.

Von neuem füllten ihre Augen sich mit Tränen, das waren aber andere, die erpreßte ihr nicht der Gedanke, daß Levin Bornholm nun eine Frau besaß, die ihn lieben durfte, die ihn erlösen würde... Elika breitete die Arme weit aus: „Franz, mein Lieber, siehst du mich? weißt du etwas von mir?... Ich denke immer an dich, wie gut und stark du gewesen bist... und ich will auch stark sein, deine echte Schwester will ich sein."

— — — — — — — — — — — — — —

Der schönste Tag brach an, ein Morgen voll Sonnenschein und Vogelgesang, voll Waldesrauschen, glitzerndem Tau und süßem Duft der reifen Ähren. Da kehrte der Erstgeborene des Hauses heim.

Er war über Wien gekommen, hatte ein beglückendes Wiedersehen mit Leopold gefeiert. Den Namen dessen, den er nie wiedersehen sollte, sprach nicht er und sprach keiner aus; aber er schwebte auf allen Lippen, einer las in den Augen des anderen: Auch du denkst an ihn!

Nach den ersten stürmischen Begrüßungen ging Josef im Hause herum und im Garten, und fragte alle Augenblicke:

„War ich denn wirklich fort? Mir ist, als wär ich gar nicht fortgewesen."

„Nicht fort, böser Mensch, nach dem man sich fast zu Tod gesehnt hat?" rief Apollonia. Frau Heideschmied hingegen verstand, was er sagen wollte, und daß es etwas sehr Affektueuses war, und die Tanten fanden das auch, obwohl sie ihm nicht zugehört, sondern ihn immer nur verzückt betrachtet hatten. Heideschmied war trotz aller Dürre im Zustand des Zerschmelzens:

„Balder!" sagte er, auf Josef deutend, zu den Tanten: „Sehen Sie ihn doch an, meine Gnädigsten — Balder!"

Gewiß, er war herrlich geworden, groß und schön, ein Ebenbild seines Vaters, aber ein beseeltes, voll Energie und Kraft und Tätigkeitsdrang. Seine Heimkehr verhieß das Eintreten einer neuen Zeit. Bald soll es lebhaft werden in Velice, seine langverschlossenen Tore sollen sich gastlich öffnen, die Jugend wird Jugend heranziehen und das Alter sich der Wärme und des Lichtes freuen, die da hereinströmen und ihnen die letzten Jahre durchsonnen werden.

Im Kopfe Kosels mußten ähnliche Vorstellungen dämmern, denn mit stolzem Lächeln und allerliebreichsten Blicken sagte er zu den Angestellten und Beamten, die herbei eilten, Josef willkommen zu heißen, ihn gleichsam vorstellend: „Der junge Herr!"

Am Abend, als man sich im wundervollsten Mondenscheine unter den Nußbäumen versammelt hatte, fragte Josef:

„Und Tante Luise — fort für immer?"

„Das nicht," erwiderte Charlotte. „In einigen Jahren besucht sie uns, sie hat es versprochen."

„Da wollen wir Vrobek indessen in ein Schmuckkästchen verwandeln, nicht wahr, Papa?"

„Und Valahora in eine Sehenswürdigkeit!" fiel Elika ihrem Bruder ins Wort. „Es muß im Baedeker stehen, mit einem Sternchen."

Josef erhob sich, ging auf sie zu und schloß sie in einer un-

widerstehlichen Anwandlung von Zärtlichkeit an sein Herz. „Du Kleine," sagte er.

„Die Kleine, ja," wiederholte Kosel. „Du erinnerst dich doch noch deiner Mutter, Josef? Ist sie ihr nicht ganz ähnlich geworden, deiner Mutter?"

„Ganz ähnlich. Keine arme Kleine mehr, wie bei unserer Trennung ... Unsere Trennung — Elika, weißt du noch?"

„Ich weiß alles," erwiderte sie und fügte hinzu: „Morgen ganz früh, bald nach Sonnenaufgang, gehen wir nach Vrobek, wir zwei."

So geschah's, und sie betraten zusammen das kleine leere Haus. Je näher sie ihm gekommen waren, je schweigsamer war Josef geworden. Anfangs hatte er für jedes Hündlein, das ihn freundlich anwedelte, einen zärtlichen Dank gehabt, den Jubelschrei, mit dem ihn die Magd in der Halle empfing, hörte er nicht einmal. Er stieg langsam die Treppe hinauf, öffnete die Tür des Salons und trat ein. Elika folgte ihm. Da war alles wie einst. Jeder Sessel stand noch auf dem alten Fleck, und es herrschte auch noch die gewohnte Reinlichkeit. Hatte die Magd geahnt, daß Besuch kommen werde, oder hielt sie den Hausbrauch aus eigenem Antrieb aufrecht? Josef blieb mitten im Zimmer stehen und sah sich in dem altbekannten Raume um, den er nie ohne einen leisen Schauer des Entzückens betreten hatte. Dann setzte er sich in den Lehnsessel mit Strohgeflecht, Luisens gewohnten Platz, und strich mit beiden Händen liebkosend über die Lehnen. Ein Reflex seiner einstigen Empfindungen erhellte ihm die Seele mit wehmütigem Glanz. Elika betrachtete ihn und dachte: Ich fühle in meinem Herzen, was in dir vorgeht, alles, alles, genau wie du!

„Wenn sie wiederkommt," sprach er, „werde ich wahrscheinlich verheiratet sein. Ich werde mir eine schöne brave Frau ausgesucht haben und werde sie lieb haben und sie mich. Aber, gute Kleine, das sage ich dir allein, wie ich Luise geliebt habe,

werde ich keine mehr lieben. So leidenschaftlich und so ehrfurchtsvoll, mit einer so unendlichen, nie erfüllbaren Sehnsucht. Du kannst das nicht begreifen, ich aber wünsche dir, daß du in deiner ersten Liebe so glücklich sein mögest, wie ich in meiner unglücklichen war. Diese Leiden tausche ich gegen keine irdische Glückseligkeit."

„Hast recht," sagte sie.

„Was weißt du davon, Kleine? Du weißt ja nichts."

Sie hatte die Augen gesenkt. Sie war sehr blaß geworden. Er bemerkte es nicht in seiner Erregung.

„Bei dir wird alles anders werden. Du wirst gleich den Rechten wählen, du Weisheit. Wir, Luise und ich — ein Paar? — Das wäre doch nicht möglich gewesen. Ich selbst habe das nie für möglich gehalten, und jetzt"... Er vergrub einen Augenblick sein Gesicht in seine Hände, „jetzt hoffe ich nur, daß sie recht glücklich werden wird mit meinem Freunde. Glaubst du, daß sie glücklich mit ihm werden wird?"

„Glücklich? Wenn sie nur weiß, daß sie sein Trost und seine Freude ist, daß er sich zu ihr rettet aus seinen Seelenkämpfen. Wenn er sie nur nie fühlen läßt: ich brauche dich nicht mehr. Ein andres Glück erwartet sie nicht von ihm."

„Hat sie dir das gesagt?" fragte Josef.

„Nein."

„Woher weißt du's?"

„Das errät man, Lieber." Sie war aufgestanden, ans Fenster getreten und blickte nach dem Walde von Valahora hinüber. Zwischen den leichtbewegten Baumwipfeln wurden die massigen Türme des Schlosses sichtbar. Josef folgte ihr, legte beide Hände auf ihre Schultern und wendete sie sanft zu sich herüber:

„Das errät man? Kann man so etwas erraten? Ich denke, nein," sprach er mit aufleuchtendem Verständnis, „ich denke..."

„Denke nichts," fiel sie ihm ins Wort, „als daß du mein Freund bist, mein allerbester Freund."

„Einstweilen." Lächelnd faßte er ihre Hände und sah ihr mit freudigem Stolze in die klaren hellen Augen. Auch in ihnen lebte etwas von der Tatkraft und der Kühnheit, die seine Seele schwellten.

Dann verließen sie das Haus und schritten rasch im goldenen Sonnenschein dahin. Sie hatten beide die Weihe eines ersten Schmerzes empfangen, waren mutvoll, waren stark, und vor ihnen lag das rätselvolle Leben mit allen Verheißungen, die es der Jugend macht.

DATE DUE / DATE DE RETOUR

CARR McLEAN 38-297

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0282241 9

H. Sikentscher, Leipzig